

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

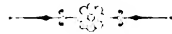
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zehnter Band.

(Mit den Porträts von Alexandre Dumas fils, Gustav Freytag und Reinhold Vögel.)



Breslau 1879.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 10. Bandes.

Juli — August — September.

1879.

E. Anzengruber in Wien.	Seite
Sein Spielzeug	366
Karl Bartsch in Heidelberg.	
Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes	352
J. Baron in Berlin.	
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. Oktober 1879	383
August Demmin in Wiesbaden.	
Sammeler, Sammeln und Sammlungen	85
U. Dove in Breslau.	
Gustav Freytag	261
Mit dem Porträt von Gustav Freytag. Radirung von Paul Halm in München.	
D. Ernst in Constantinopel.	
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient	143. 281
Carl Gerhard in Bonn.	
Das Träumen	191
Fr. Hemmann in Herrliberg.	
Charles Sealsfield	312
Ferdinand Hiller in Köln.	
Adolphe Nourrit	35
Paul Heyse in München.	
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen (Schluß)	63
J. J. Honegger in Zürich.	
Alexandre Dumas fils	123
Mit dem Porträt von Alexandre Dumas. Radirung von B. Mannfeld in Berlin.	
Johannes Huber in München.	
Moderne Magie (Schluß)	101

— Inhalt des 10. Bandes. —

Hermann von Ihering in Leipzig.	Seite
Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten	242
Eohtar Meyer in Tübingen.	
Ueber akademische Lernfreiheit	20
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Reinhold Begas	397
Mit dem Porträt von Reinhold Begas. Radirung von D. Raab in München.	
Ferdinand von Saar in Wien.	
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.....	1
Otto von Schorn in Nürnberg.	
Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe	228
Friedrich von Weech in Karlsruhe.	
Goethes Elli	212
Hermann Welcker in Halle.	
Die persische Vierzeile und der deutsche Volkstreim	339

Bibliographie.....	141. 279. 420





Band 10. — Heft 23.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Juli 1879.

Inhalt.

	Seite
Ferdinand von Saar in Wien.	
Der General. Eine Novelle aus Oesterreich.....	1
Lothar Meyer in Tübingen.	
Ueber akademische Lernfreiheit	20
Ferdinand Hiller in Köln.	
Adolphe Nourrit.....	35
Paul Heyse in München.	
Die Madonna im Oelwald. Novelle in Versen (Schluß).....	63
August Demmin in Wiesbaden.	
Sammler, Sammeln und Sammlungen.....	85
Johannes Huber in München.	
Moderne Magie (Schluß)	101
J. J. Honegger in Zürich.	
Alexandre Dumas fils.....	123
Bibliographie.....	141

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage (Radirung) in 8.°.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte:

von **J. J. F. Popp** in **Heide** (Chronischer Magen- und Darmkatarrh).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

X. Band. — Juli 1879. — 28. Heft.

(Mit einem Porträt in Habitrang: Alexander Dumas.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Der General.

Eine Novelle aus Oesterreich

von

Ferdinand von Saar.

— Wien. —

In der Wohnung des Generals Ludwig Baron Brandenstein war die Dienerschaft mit vollem Eifer thätig, den Salon und die anstoßenden Gemächer zum Empfang einer großen Gesellschaft in Stand zu setzen, welche sich heute Abend hier versammeln sollte. Inmitten dieser Vorbereitungen bewegte sich die Hausfrau, eine junge Dame von auffallender Schönheit, das dicke hellblonde Haar mit einem weißen Morgenhäubchen leicht bedeckt, lenkend und anordnend hin und her, und die kurzen Weisungen, die sie mit lauter Stimme erteilte, zeigten, daß sie des Befehls gewohnt war. In der That sprach sich in ihren etwas scharfen Gesichtszügen ein fester, unbeugjamer Wille aus, und in der Lippenbildung des rothigen Mundes lag eine gewisse Härte, während die dunklen Augen ebenso bereit erschienen, in eisiger Verachtung zu blicken, wie rasche Zornesblitze zu schleudern. Es waren, das fühlte man, vernichtende Augen für alle Diejenigen, welche von ihnen nicht gern gesehen wurden, wenn sie vielleicht auch sonst das süßeste Feuer leidenschaftlicher Zärtlichkeit auszustrahlen vermochten.

Endlich hatten die Leute ihr Werk vollbracht. Alles war auf's zweckmäßigste geordnet, auf's schönste und geschmackvollste entfaltet; nichts fehlte, als die Dunkelheit, um die Lichter anzünden zu können. Als Zierde des Ganzen jedoch erschien ein kleiner reizender Wintergarten, den man hinter dem Speisezimmer improvisirt hatte, und in welchem jetzt die junge Frau mit prüfendem Blicke verweilte, indeß ihre schmalen Hände noch hier und dort ein Blatt zurechtbogen oder geschädigte Blüthen entfernten. Sichtlich betriebligt durchschritt sie hierauf die übrigen Räume, trat im Salon an ein Fenster und lehnte die weiße, glatte Stirn gegen die Scheiben.

Das Haus, dessen zweites Stockwerk sie mit ihrem Gatten bewohnte, lag am Rande des ehemaligen Josephstädter Glacis und ging mit seiner Vorderseite auf jene geräumige Fläche hinaus, woselbst sich nunmehr, inmitten zierlicher und wohlgepflegter Anlagen, allmählich die bedeutendsten öffentlichen Gebäude Neu-Wiens erheben. Damals jedoch gewahrte man dort bloß eine steppenartige, von vielfachen Fußpfaden durchkreuzte Wiese, welche Vormittags den Truppen der Garnison als Übungsplatz diente, Nachmittags aber, bis in den sinkenden Abend hinein, von fröhlichen Kinderchaaren bevölkert war. Dahinter erhoben sich mit einem Bruchstück der alten Mauer die düsteren Kreuzermaffen- und glänzenden Thurmknause der Stadt; nach rechts hin waren bereits zahlreiche Baugerüste zu erblicken, die werdende Ringstraße anzeigend; nach links aber kamen, über die ersten Anfänge der Botivkirche und die Dächer der Alservorstadt hinweg, die grünen Höhen des Wienerwaldes mit ihren mannigfaltigen Profilen und Baulichkeiten zum Vorschein.

Es war in der zweiten Hälfte des März und der Tag hatte sich herrlich angelassen. Die Menschen waren am Morgen von funkelnden Sonnenstrahlen geweckt und, als sie aus den Häusern traten, von lauen, nach Weilschen duftenden Lüften geküßt worden; nun aber hatte sich plötzlich ein rauher Nordwind erhoben und trieb schweres, düsteres Gewölk vor sich hin, aus welchem alsbald dichter Schneeregen auf die Stadt niederwirbelte. Die junge Frau am Fenster schien es jedoch nicht zu bemerken; sie blickte vielmehr in das unfreundliche Gestöber mit stillem Lächeln und leuchtenden Augen wie in eine goldige Zukunftswolke hinein.

Von der Straße herauf wurde jetzt naher Fußschlag vernehmbar; ein Zeichen, daß der General, welcher schon früh am Tage mit seiner Brigade zu einem Feldmanöver aufgebrochen war, in Begleitung seines Adjutanten nach Hause zurückkehre, und zwar, wie es schien von seiner Gemahlin nicht allzu freudig erwartet. Denn diese trat, indem sich ihr Antlitz verfinsterte, rasch vom Fenster zurück und eilte auf ihr Zimmer, wo sie sich in einen Fauteuil warf und ein Buch zur Hand nahm.

Inzwischen hatte sich der General am Thor von dem jungen Officier verabschiedet, der nunmehr sein Pferd in einen raschen Trab setzte, während der Chef langsam in den Hof ritt. Dort stieg er ab und schritt dann, nachdem er die zerrinnenden Schneeflocken von sich geschüttelt, nachdenklich die Treppe hinan. Er mochte in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre stehen. Sein Haar war bereits leicht ergraut; aber sein hoher, schlanker Wuchs hatte noch etwas Jugendliches, und das schmale, längliche Gesicht schimmerte mild und edel unter dem betretenen, vom grünen Federbusch umwallten Gute hervor.

In seiner Wohnung angelangt, blieb er im Eintrittszimmer, das nach links die Flucht der festlichen Gemächer eröffnete, stehen und ließ, wie um seine Ankunft kundzugeben, den Säbel leicht an die Sporen klingen. Da Alles still blieb, wandte er sich nach rechts, durchschritt zwei kleinere Zimmer

und stand nun vor jenem seiner Frau. Er horchte eine Zeitlang, wobei sich in seinen Zügen ängstliche Spannung ausdrückte; dann klopfte er an die Thür. Drinnen regte sich nichts. Unschlüssig bewegte er sich hin und her, und schon war es, als wollte er sich nach einem Kampfe mit sich selbst wieder zurückziehen, als er ein scharfes „Nun?“ vernahm. So wenig freundlich und einladend auch dieses Nun erklang: für den General mußte es ein erlösendes Wort gewesen sein; denn aufathmend trat er mit raschen Schritten und vorgestreckter Rechten in das Zimmer.

„Guten Morgen, Corona“, sagte er herzlich — „oder guten Tag, wie Du willst. Ich habe heute schon so früh das Haus verlassen, daß ich Dich gar nicht begrüßen konnte“. Und dabei wollte er den Arm sanft um ihre Schultern legen und seine Lippen dem blassen Gold ihres Haares nähern.

Sie sprang auf, und hätte er den Arm nicht sogleich wieder sinken lassen, sie würde ihn, das sah man, zurückgestoßen haben. „Laß mich — ich bitte Dich“, sagte sie mit funkelnden Augen und zornbebender Stimme. „Du weißt, daß ich derlei Zärtlichkeiten nicht liebe“.

Er war erbleichend einen Schritt zurückgetreten. „Zärtlichkeiten —“ wiederholte er tonlos; „darf ich Dich nicht einmal mehr auf die Stirn küssen?“

Sie erwiderte nichts; aber ihre Oberlippe zog sich verächtlich empor, so daß die feinen weißen Zähne zum Vorschein kamen. „Sprechen wir nicht davon“, sagte sie endlich. Und in einen gewöhnlichen Ton übergehend, fuhr sie fort: „Wir werden heute früher als sonst zu Tisch gehen, damit die Leute freie Hand bekommen“.

Er hatte sich gewaltfam gefaßt. „Natürlich; sie haben ja heute wieder vollauf zu thun. Aber mir kann es recht sein“, setzte er mit erzwungener Gleichgiltigkeit hinzu. „Ich habe sieben Stunden im Sattel zugebracht und bin hungrig geworden“.

Draußen im Vorzimmer ertönte die Klingel, und eine Jose erschien mit der Meldung, daß die Modistin gekommen sei.

„Ah — das ist wichtig!“ rief der General, indem er vor dem Mädchen eine scherzhafte Miene annahm. „Da darf ich nicht stören; auf Wiedersehen bei Tisch“. Und mit einer Geberde, die leichtfertig erscheinen sollte, verließ er das Gemach. Kaum aber hatte er dieses hinter sich, als ein unsäglich schmerzlicher Zug in seinem Antlitz zum Vorschein kam, und mit gesenktem Haupte wandte er durch eine Tapenthiür und einen schmalen Seitengang nach seinem Zimmer, das sich am andern Ende der Wohnung befand. Dort legte er Hut und Säbel ab, sank erschöpft in einen Stuhl und starckte in die weißen Flocken hinein, die noch immer an den Scheiben vorüberwirbelten.

Die Tritte eines Dieners, der ihn zu Tisch rief, weckten ihn aus seinem Brüten. Es war heute in einem Nebenzimmer gedeckt worden, das in der Regel nur wenig benützt wurde; daher nahm sich Alles ungewohnt und wenig behaglich aus. Das erste Gericht stand schon bereit; Corona jedoch war noch nicht zugegen.

Endlich erschien sie. Ihre rechte Wange war bis in die Schläfe hinein, nach welcher die junge Frau mit der Hand griff, von einer flammenden Röthe überzogen.

Der Gatte mochte aus Erfahrung wissen, was das zu bedeuten habe; denn er fragte mit gedämpfter Stimme theilnehmend: „Ist etwas vorgefallen?“

Ihr Auge bligte ihn wild an; man wußte nicht, geschah es aus Zorn über die Frage, oder wirkte noch eine frühere gleiche Gemüthsregung in ihr nach. „Ach, es ist um krank zu werden vor Aerger!“ rief sie, indem sie sich setzte. „Schon zweimal habe ich mein Kleid für heute Abend zur Umänderung zurückgegeben, und noch immer taugt es nicht. Ich werde zu einem bereits getragenen meine Zuflucht nehmen müssen.“

„Nun, das thut nichts“, erwiderte er mit einem innigen Blicke, „Du wirfst unter allen Umständen schön sein.“

Corona warf den Kopf zurück und ihr feines Gebiß zeigte sich wieder. Sie war eine jener Frauen, die es nicht hören können, wenn man ihre Eigenschaften preist. Tadel verachten sie; aber jedes Lob erscheint ihnen Schmeichelei, die sie empört, weil sie darüber erhaben sind — oder doch wenigstens erhaben zu sein glauben. „Gib Dir keine Mühe“, sagte sie geringschätzend, „es nützt Dir nichts“.

Das Antlitz Brandensteins verfinsterte sich, und sein sanftes, graues Auge schloß nun auch einen dunklen Zornesblick. „Das ist unwürdig, Corona“, versetzte er mit harter Stimme. „So sehr Du auch überzeugt sein kannst, daß ich Alles anwenden möchte, Deine Zuneigung zu erringen: eine solche Jämmerlichkeit mir zuzumuthen, habe ich Dir niemals Veranlassung gegeben. Ich war seit jeher gewohnt zu reden, wie es mir um's Herz ist, und diesem Zuge meines Wesens folgend, habe ich gesagt, was alle Welt sagt, und wiederhole es jetzt, daß Du schön bist, ganz unbekümmert darum, ob es Dir recht ist oder nicht. Mach' ich doch auch kein Geheimniß daraus, wie unerfreulich mir heute wieder die große Gesellschaft ist, die bei uns stattfindet.“

Corona schwieg einen Augenblick; sie mochte fühlen, daß sie zu weit gegangen. Aber es war auch nur die Empfindung, sich eine Blöße gegeben zu haben, und keineswegs eingeschüchtert, griff sie jetzt nur um so eifriger nach der Gelegenheit, den Kampf fortzusetzen.

„Und warum ist sie Dir unerfreulich?“ begann sie. „Ich habe auf Dich die möglichste Rücksicht genommen; habe alle Deine Freunde und Waffengefährten geladen; daß die meisten von ihnen abgefragt, ist nicht meine Schuld“.

„Aber es war voranzusehen“.

„Allerdings. Sie vermeiden und fliehen Alles, was ihnen an Geist und Bildung überlegen ist“.

„Das ist nicht wahr“, erwiderte er, ruhiger geworden, in ernstem und festem Tone. „Schändes Junkerthum ist in der Armee nur als seltenster Ausnahmefall anzutreffen. Man war im Gegentheile stets gutmüthig genug.“

fremde Vorzüge auf Treue und Glauben gelten zu lassen — vielleicht gerade deshalb, weil man sie nicht ihrem vollen Umfange nach zu würdigen verstand. Und was meine Freunde betrifft, so würden sie Alle, schon mit Hinblick auf mich, erscheinen, wenn sie nicht die Gewißheit hätten, in meinem Hause mit einem Manne zusammenzutreffen —“ er hielt inne.

„Nun? Nun? Sprich es doch aus!“ drängte sie mit weitgeöffneten Augen.

„In meinem Hause mit einem Manne zusammenzutreffen, der unlängst so rücksichtslos einen Stand bloßgestellt, dem sie, gleich mir, seit ihrer Jugend angehören“.

Sie lachte laut auf. „Rücksichtslos! Ihr wollt immer gehätschelt sein und fürchtet die Hand, die an die Krebschäden Eures Standes greift“.

„Wir fürchten sie nicht“, sagte er, indem er stolz das Haupt erhob. „Aber es muß eine kundige, nicht bloß verlegende Hand sein. Wir selbst fühlen am besten, daß Reformen noth thun; allein sie müssen von innen heraus vorgenommen werden. Was uns fehlt, sind Männer wie Scharnhorst und Gneisenau — und Dein vielbewundertes Parlamentsredner ist noch lange kein Freiherr von Stein. Mit bloßen Budgetabstrichen ist hier nichts gethan“.

„Sie sind aber das wirksamste Mittel, Euch vorläufig zur Besinnung zu bringen. Zudem ist in der Geldfrage jede andere enthalten“.

„In der That, Du sprichst wie ein Leitartikel“.

„Welche Du in der Regel überschlägst. Ich aber lese sie und folge mit Bewunderung den kühnen, gewaltigen Bestrebungen des Mannes, dessen Genius Ihr fürchtet. Und je mehr Ihr bemüht seid, ihn herabzuziehen, desto erhabener erscheint er in meinen Augen. Ganz abgesehen von seinen geistigen Vorzügen, besitzt er auch jene Eigenschaften des Charakters, welche allein den Mann machen: Entschlossenheit und Ausdauer. Seine Arbeitskraft ist unermüdblich; und keine Stunde erscheint ihm zu früh, keine zu spät, wenn es seine Thätigkeit gilt. Ihr Alle seid, mit ihm verglichen, Weichlinge. Hätte er sich dem Militär gewidmet, er wäre ein bedeutender Feldherr geworden und hätte Oesterreich vor der Schmach von Magenta und Solferino bewahrt. Indeß, sein Beruf ist ein anderer, und er geht einer großen Zukunft entgegen. Ihr aber habt sammt und sonders keine mehr!“

Der General hatte seine Frau mehrmals in dem leidenschaftlichen Flusse ihrer Rede unterbrechen wollen; jetzt aber zuckte er erbleichend zusammen. Das Wort erstarrte auf seinen Lippen und seine Augen senkten sich unwillkürlich.

Corona fühlte, daß sie ihn tödtlich getroffen. Sie schwieg gleichfalls und blickte ihn mit unverbohlenen, grausamem Triumph von der Seite an. Ja, sie ging jetzt sogar mit einem gewissen Behagen daran, von den aufgetragenen Speisen zu essen, was sie früher, während der Diener ab und zu ging und stellenweise das Gespräch unterbrach, nicht gethan hatte. Als jetzt der Kaffee erschien, rückte sie geräuschvoll ihren Stuhl und sagte, indem sie wieder an die Schläfe griff: „Ich habe Migräne und muß mich auf eine

Stunde zur Ruhe begeben“. Damit entfernte sie sich. Ihr Gatte aber blieb noch eine Weile regungslos am Tische sitzen. Dann brannte er mechanisch eine Cigarre an und ging in sein Zimmer, wo er sich, wie im Innersten gebrochen, auf das Sopha legte und stumm dem Rauche nachsah, der sich leise gegen das Fenster hinzog. Draußen war es wieder hell und freundlich geworden. Röhliche Wolken standen am blauen Himmel; die Thurmknäufe blizten und funkelten im Strahl der Nachmittagssonne; auf das Fenstergesims kamen zwei Sperlinge geflogen und hüpfen dort, lustig zwitschernd, auf und nieder. „Sie hat Recht“, sagte er endlich tonlos, „ich habe keine Zukunft mehr“

Sein Leben konnte bis vor nicht allzu langer Zeit ein äußerst glückliches genannt werden, und Alles hatte sich schon von Anbeginn vereinigt, um ihn rasch und leicht der Stellung entgegenzutragen, die er einnahm. Als der Sohn eines während der Franzosenkriege invalid gewordenen Hauptmanns, der ursprünglich Brandtner hieß, später aber das Adelsprädicat „von Brandenstein“ annahm, hatte er seine Erziehung und Ausbildung in der Neustädter Akademie erhalten, und wurde, nachdem er dieselbe als vorzüglicher Schüler verlassen, sogleich als Offizier in die Linie eingetheilt. Bald darauf nahm ihn ein hoher Militär, früherer Waffengefährte seines Vaters, als Oberlieutenant in das Regiment, dem er als Inhaber vorstand. In dieser Eigenschaft verblieb der junge Mann eine längere Reihe von Friedensjahren; wurde jedoch, da er sich durch Fleiß und Fähigkeit sowohl, als auch in Folge seines liebenswürdigen, geschmeidigen aber innerlich gefestigten Wesens, das Vertrauen und die Zuneigung seiner Vorgesetzten erwarb, stets zu hervorragenden Dienstleistungen verwendet. Schon bei den ersten Stürmen des Jahres Achtundvierzig zum Hauptmann befördert, kämpfte er unter den Fahnen Nadežky's in Italien, wo er sich in der Schlacht bei Novara durch eine ebenso glänzende wie entscheidende Waffenthat derart verdient machte, daß er mit der höchsten militärischen Auszeichnung, dem Theresienkreuze, belohnt wurde, das seinen Besitzer in den Freiherrnstand erhebt. Nunmehr drängte ihn das Glück rastlos vorwärts. Sobald er von der schweren Verwundung, die er gleichzeitig erlitten, wieder hergestellt war, sah er sich dem Generalstab des Marschalls eingetheilt, fand dort noch mehrfach Gelegenheit sich hervorzuthun und verließ denselben erst beim Eintritt friedlicher Verhältnisse, um, inzwischen zum Obersten vorgerückt, in Wien das Commando eines Regiments zu übernehmen.

Es war damals eine Zeit, wo in Oesterreich der Militärstand sich des höchsten Ansehens erfreute. Alles Uebrige konnte sich nur bedingt und nebenher geltend machen; selbst die Bureaucratie, einst so mächtig im Staate, war dem Schwerte untergeordnet, und in allen Schichten der Bevölkerung kehrte ein großer Theil der männlichen Jugend vorzeitig den Schulen den Rücken, um sich den Reichen der Armee zuzuwenden, woselbst man eine ebenso rasche wie ehrenvolle Laufbahn zu erwarten hatte. Kein Wunder also, daß der

Oberst Baron Brandenstein zu jenen Persönlichkeiten gehörte, die in der Residenz am meisten in's Auge fielen.

Um diese Zeit geschah es auch, daß ihm ein höherer Staatsbeamter ganz unumwunden den Antrag stellte, seine Tochter aus erster Ehe zur Frau zu nehmen. Er erklärte ohne Rückhalt, daß die junge Dame, welche von mütterlicher Seite ein namhaftes Vermögen ererbt und ein nicht minder bedeutendes von einer derzeit in Paris lebenden Tante noch zu erwarten habe, in Folge ihres sehr ausgeprägten und selbständigen Charakters mit der Stiefmutter nicht im besten Einvernehmen stehe; was ihn, als Vater, dringend wünschen ließe, für sie recht bald eine passende Partie zu finden. Und in dieser Hinsicht könne es wohl kaum einen Freier geben, der willkommener wäre, als der ritterliche Oberst, welcher noch in der Blüthe der Jahre stehe und somit eine fast unbegrenzte Carriere vor sich habe. Brandenstein, der bereits selbst hin und wieder daran gedacht hatte, eine standesgemäße Ehe zu schließen, ergriff die dargebotene Gelegenheit um so freudiger, als er beim ersten Anblick der schönen Corona geradezu bezaubert war, und auch diese nach kurzer Bedenkzeit erklärte, sie sei bereit, ihm ihre Hand zu reichen. So fand denn die Verlobung und bald darauf die Trauung statt. Die Augustinerkirche hatte kaum Raum genug, die Schaaren von Geladenen und Neugierigen in sich aufzunehmen, und man wurde nicht müde, das entzückende Aussehen der Braut, die vornehme Erscheinung des Bräutigams zu bewundern, wenn es auch nicht an Solchen fehlte, die den Altersunterschied immerhin beträchtlich fanden und in Folge dessen diesem Ehebunde keine allzu glückliche Zukunft prophezeiten. Brandenstein jedoch war weit davon entfernt, sich in dieser Hinsicht irgend welchen Befürchtungen hinzugeben. Er fühlte sich im Vollbesitze seiner Kraft und überdies mit Eigenschaften ausgestattet, welche ihn, wie er aus Erfahrung wußte, stets zu einem Liebling der Frauen gemacht hatten. Er war zwar unbefangen genug, um zu erkennen, daß es nicht eigentlich Liebe war, was die Neuvermählte für ihn zu empfinden schien, aber er hoffte zuversichtlich, daß es ihm bei näherem Verkehr gelingen würde; ihr ein solches Gefühl einzusüßen. Hierin jedoch sollte er gründlich enttäuscht werden. Denn das kühle, gemessene, fast strenge Benehmen, das Corona ihm gegenüber als Braut beobachtet hatte, und welches er jungfräulicher Zurückhaltung zugeschrieben, wollte sich auch später in keine wärmere Umgebung verwandeln; ja die junge Frau schien die Zärtlichkeit ihres Gatten kaum dulden, geschweige erwidern zu wollen. Dabei traten immer mehr scharfe Kantten und Ecken ihres Wesens zu Tage; vor allem aber ein starrer, mit schroffem Widerspruchsgeist gepaarter Eigenwille, der weder veröhnlicher Nachgiebigkeit, noch männlicher Strenge, die Brandenstein endlich hervorkehrte, zu weichen gedachte; kurz, sie erwies sich als eine Natur, die ihrer Freiheit und Selbstständigkeit auch nicht das Geringste abdingen zu lassen, fest entschlossen war. Dennoch konnte die Ehe, welche kinderlos blieb, keine geradezu unglückliche genannt werden. Corona schien sich in der selbstgeschaffenen Unabhängigkeit

ganz heimisch zu fühlen und nichts zu vermissen; Brandenstein hingegen, mehr befremdet, als verstimmt, ließ sie gewähren; hatte er doch die Genugthuung, zu sehen, daß sie ihm, anderen Männern gegenüber, auch nicht die geringste Veranlassung zur Eifersucht gab. Sie erfüllte zwar, wenn Officiere seines Regiments zum Besuch kamen, die Pflichten der Hausfrau mit großer Zuborkommenheit, zeigte aber für keinen von ihnen auch nur einiges Interesse. Vielmehr nannte sie im Zwiesgespräch mit ihrem Gatten die älteren Herren, welche zumeist behagliche Lebemänner waren, frivol und ungebildet, die jüngeren eitel und geckenhaft, wie sie denn überhaupt schon gegen alle Diejenigen voringenommen war, die auf ihre äußere Erscheinung einiges Gewicht zu legen schienen. —

So standen die Dinge, als im Frühling des Jahres neunundfünfzig die Kriegserklärung an Piemont erfolgte. Brandenstein erhielt unter gleichzeitiger Beförderung zum General das Commando einer Brigade und rückte nach Italien ab, während Corona für die Dauer des Feldzuges in ihr väterliches Haus zurückkehrte, nachdem man sie nur mit Mühe hatte überzeugen können, daß es in diesem Augenblick, wo Frankreich dem Feinde Oesterreichs beigetreten, sehr unpassend sei, sich nach Paris zu begeben, was ihre ursprüngliche Absicht gewesen. Der Ausbruch des Krieges, welcher in der Bevölkerung ahnungsvolle Besorgniß wachrief, war von der Armee nach einem zehnjährigen Frieden mit Jubel begrüßt worden. Man gab sich den ungemessensten Siegeshoffnungen hin und leichten Muthes, als ging' es zu einem Uebungsmanöver, zog man über die Alpen. Nur einige wenige gesammelte und tiefer blickende Männer hatten den Ernst der Sachlage erfaßt und suchten, so weit es anging, ihre Untergebenen ebenfalls davon zu überzeugen. Zu ihnen gehörte Brandenstein, der eine nicht gewöhnliche militairische Bildung besaß und überdies von den Fähigkeiten des Mannes, den man zum Obercommandanten erwählt hatte, nicht die günstigste Meinung hegte. Aber auf so überstürzte und mangelhafte Anordnungen, auf ein so gänzlich Versagen der wichtigsten Operationen war doch auch er nicht vorbereitet gewesen, und nur das Bewußtsein, für seine Person das Möglichste geleistet zu haben, ließ ihn die so rasch aufeinander folgenden Niederlagen mit einiger Standhaftigkeit ertragen. Dennoch fühlte er, daß nach dem Friedensschlusse von Villafranca, der mit dem Verluste der Lombardei erkauft wurde, Etwas in seinem Inneren gebrochen und vernichtet war, wie er denn auch in diesen Tagen die ersten grauen Haare an sich wahrnahm; und mit jener Gedrücktheit, welche ein wohlangelegtes Gemüth stets als Wirkung einer allgemeinen Schuld empfindet, kehrte er, nachdem er inzwischen an verschiedenen Orten cantonnirt hatte, mit seinen Truppen nach Wien zurück, voll banger Erwartung, wie ihm nunmehr seine Frau entgengetreten würde, in deren nicht allzu häufigen Briefen sich nur sehr geringe Theilnahme an seinem mit den Ereignissen verknüpften Schicksal kundgegeben hatte. In der That überging Corona das Vorgefallene wie Etwas, das nicht anders habe kommen können, mit

geringschätzendem Schweigen, und die Anstalten und Veränderungen, die sie jetzt in dem erneuten Hauswesen traf, zeigten ihm, daß sich die Kluft, welche stets zwischen ihnen gelegen, sehr beträchtlich erweitert habe.

Corona war nämlich während seiner Abwesenheit mit Gesellschaftskreisen in Berührung gekommen, die sie früher kaum dem Namen nach gekannt hatte, und welche ihr nun mit einem Male ein neues, ungeahntes Leben erschlossen. Sie bestanden zum größten Theil aus jüdischen Familien, welche in Wien seit Beginn dieses Jahrhunderts zu immer größerem Wohlstand gelangt waren und dadurch allmählich und unmerklich in die Sphäre der großen Welt erhoben wurden, ohne daß sie jedoch mit dieser, herrschender Vorurtheile wegen, die ihnen ein äußerst starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit verliehen, vollständig wären verschmolzen worden. Auch versanken sie in Folge der Glücksgüter, die sie durch kluge Benützung der Zeitläufte erworben hatten, keineswegs in ein behagliches Genußleben; vielmehr hielten die Väter an rastloser Arbeit fest und ließen, mit richtigem Instinct in der geistigen Entwicklung ein hauptsächliches Moment der Zukunft erkennend, ihren Kindern die ausgesuchteste Erziehung zu Theil werden, während bei den Frauen, ein feiner ästhetischer Sinn zur Entfaltung kam, der sich in schwärmerischer Vorliebe für die schönen Künste und Wissenschaften kundgab. Man suchte daher auch stets, geistig bedeutende Menschen an sich zu ziehen, bewährte Capacitäten sowohl wie aufstrebende Talente, um sie theils als Lehrer zu verwenden, theils sich ihres geselligen Umgangs zu erfreuen, indem man dafür Annehmlichkeiten und Genüsse bot, welche jenen Anderen von vornherein versagt waren. So kam es denn, daß nach und nach Alles, was nur einige Geltung hatte oder anstrebte, sich in den glänzenden Salons des Reichthums bewegte; hochgebildete Aristokraten und schöngeistige Staatsmänner nicht ausgenommen. Daß dabei auch manches Halbe und Falsche, manches Hohle und Gespreizte mit unterließ und als vollwichtige Münze galt, ist selbstverständlich; im Allgemeinen jedoch läßt sich ohne Uebertreibung sagen, daß die meisten von Denjenigen, die heutzutage in irgend einem Zweige des öffentlichen Lebens Ruf und Ansehen genießen, entweder aus diesen Kreisen selbst hervorgegangen sind, oder doch wenigstens von dorthier Anregung, Unterstützung und Förderung erhalten haben.

Mit einer solchen Familie nun, welche in Folge der höheren socialen Stellung, die sie einnahm, gewissermaßen den erhabenen Mittelpunkt der übrigen bildete, war Corona in Triest, wo sie mit ihren Eltern einen Theil des Sommers zubrachte, bekannt geworden. Auf das freundlichste empfangen, entzückt von der vornehmen geistigen Atmosphäre, die ihr entgegen wehte, schloß sie sich immer inniger an die Frau des Hauses, welche, eine heranblühende Tochter zur Seite, durch bezaubernde Liebenswürdigkeit Jedermann zu fesseln mußte. Während dieses regen, durch neu hinzutretende Elemente immer belebteren Verkehrs schwanden der jungen Frau die Wochen und Monde in dem prachtvoll gelegenen Alpenbade wie ein schöner Traum dahin,

und als mit einbrechendem Herbst die Rückkehr nach der Residenz bevorstand, war sie entschlossen, diese Beziehungen nicht bloß festzuhalten, sondern auch, indem sie ihr Haus ebenfalls zu einem geselligen Mittelpunkt umzuschaffen gedachte, nach Möglichkeit zu erweitern. Sie hatte daher in dieser Hinsicht das Eintreffen ihres Gatten mit einiger Ungeduld abgewartet, und schritt nun sogleich an's Werk; natürlich ohne ihn um seine Zustimmung zu fragen, welche er, nachgiebig wie er bereits geworden war, um so weniger würde verweigert haben, als er weltmännische Eigenschaften genug besaß, um auch für seine Person in diesen neuen Lebensverhältnissen heimisch zu werden. Da er aber bald zu bemerken glaubte, daß er von den Meisten mit einer Art geringschätzenden Wohlwollens bloß als Mann seiner Frau betrachtet wurde, von dessen Bedeutung man schon vorweg keine allzu hohe Meinung zu haben brauche, so kehrte er — was sonst nicht in seiner Art lag — ziemlich unklug und sehr zum eigenen Nachtheil dem geistigen Hochmuth den Hochmuth seines Standes entgegen und blieb, wenn seine Gegenwart, wie bei einer größeren Gesellschaft, nicht zur unumgänglichen Pflicht wurde, auf seinem Zimmer oder ging in's Casino, wobei ihn jedoch mehr und mehr ein bitteres Gefühl der Vereinsamung beschlich. Und dieses Gefühl ging mit einem Male in nagende und brennende Eifersucht über, als in seinem Hause ein Mann auftauchte, der zu den hervorragendsten Erscheinungen jener Tage gehörte. Die Verfassung, welche nunmehr in Oesterreich als langgeföhlttes Bedürfniß so rasch in's Leben getreten war, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit auf die beiden Häuser des Reichsrathes, namentlich aber auf das Haus der Abgeordneten gelenkt. Unter den Stimmführern, welche sich in letzterem besonders bemerkbar machten, war auch ein Doctor der Rechte, der schon, kurz nach Vollendung seiner Studien, während der Bewegungen des Jahres Achtundvierzig eine gewisse Rolle gespielt und sich später in einer kleineren Stadt als Advocat niedergelassen hatte, woselbst er jedoch hinter seinen Proceßacten den Gang der Ereignisse mit leidenschaftlicher Spannung verfolgte und ungeduldig den Augenblick voraus berechnete, der einen Umschlag herbeiführen und ihm vergönnen würde, in ein neues Staatswesen thätig miteinzugreifen. Dies war nun geschehen, und mit unerbittlicher Logik und vernichtender Dialektik legte er die Schäden des alten Systems bloß, daß er bis auf die letzten Spuren vernichtet wissen wollte. Daher jubelte ihm auch die große Mehrheit zu, und die Galerien waren überfüllt, sobald man wußte, daß der berühmte Doctor, der so scharf in's Zeug ging, heute sprechen werde. Und in der That war es von hinreißender Wirkung, wenn sich der breitschultrige Mann mit dem mächtigen Haupte und der weithintönenden Stimme vom Sitze erhob und hastig seine Auseinandersetzungen begann, bis endlich, während seine großen, etwas hervorstehenden Augen wunderbar zu leuchten begannen, die Rede in einen wahren Sturmwind überging, der alle Einwürfe der Minister wie Spreu aufwirbelte und mit sich fortriß. In einem solchen Momente hatte ihn Corona, die mit

einigen befreundeten Damen das Haus besuchte, zum ersten Male gesehen. Der Eindruck war ein so mächtiger gewesen, wie sie noch keinen im Leben empfangen, und sogleich stand in ihr der Voratz fest, mit diesem Manne näher bekannt zu werden. Daß aber schien mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Denn über ihre Nachfrage erhielt sie die Mittheilung, daß der Vielbeschäftigte nur ungern neue gesellige Beziehungen anknüpfe. Indes fügte es der Zufall, daß sie mit ihm bald darauf an einem dritten Ort zusammentraf, und der Doctor, der, nach einer kurzen Ehe, schon vor Jahren Wittwer geworden war, wurde von den begeisterten Huldigungen, die sie ihm darbrachte, derart bezaubert, daß er nicht bloß ihre Einladung annahm, sondern auch mit der schönen Frau, an welcher er ein lebhaftes Interesse für öffentliche Angelegenheiten wahrnahm, in einen sehr regen Verkehr trat. Er ergriff mit freudigem Stolge die Gelegenheit, in dieser Richtung ihr geistiger Führer zu sein, versorgte sie mit einschlägigen Büchern und brachte bald fast jede Stunde des Tages, die er sich abringen konnte, bei ihr zu, wobei er ihren Gatten, mit welchem er allerdings nur selten zusammentraf, fast gänzlich ignorirte. Ein gleiches Verhalten beobachtete Brandenstein aus Stolz ihm gegenüber, obwohl er seit einer öffentlichen Debatte über den Militär-etat, bei welcher der Doctor nicht bloß die Verwaltung sondern auch die Leitung der Armee in schneidendster Weise angegriffen hatte, seiner nicht mehr ganz mächtig war und umsomehr von den Qualen der Eifersucht gepeinigt wurde, als Corona, die er mit der ganzen leidenschaftlichen Zärtlichkeit eines alternden Mannes liebte, immer abweisender wurde; ja kaum mehr gestatten wollte, daß er auch nur ihre Hand berühre. Dennoch würde er sich vielleicht in irgend einer Weise aus dieser unwürdigen und zerreibenden Gemüthslage befreit haben, wenn nicht auch nach anderer Seite hin der Boden unter seinen Füßen wankend geworden wäre. Es hatte sich nämlich bereits in der Armee selbst ein hastiger, unruhiger Drang, zu verbessern und umzugestalten bemerkbar gemacht, und einige Ehrfüchtige nahmen die Gelegenheit wahr, sich mit Neuerungs-vorschlägen in Gunst und Ansehen zu bringen, wobei sie Alles zu entfernen trachteten, was ihren Bestrebungen im Wege stand oder möglicher Weise zu stehen schien. So war es gekommen, daß viele höhere und durch frühere Verdienste ausgezeichnete Officiere über Nacht in den Ruhestand versetzt wurden, bloß weil man annahm, daß sie sich in der neuen Ordnung der Dinge nicht mehr würden zurechtfinden können. Brandenstein, der bei seinen Untergebenen sehr beliebt war und auch nach Oben hin nur wenig Feinde besaß, war bis jetzt von diesen gewaltthätigen Eingriffen verschont geblieben. Aber er konnte doch allmählich gewahr werden, daß sich um ihn her eine Veränderung vollziehe. Mancher von den Emporstrebenden fing an, ihn mit scheelem Auge zu betrachten, und da auch hin und wieder Solche, die mit ihm näher befreundet waren, ein gleiches Schicksal fürchtend, sich leise von ihm zurückzogen, so konnte er schließen, daß sein Ansehen in Abnahme begriffen und auch er maßgebenden Ortes nachgerade zu einer persona

ingrata geworden war. Hatte doch heute beim Manöver der Höchstcommandirende selbst die Dispositionen des Brigadiers nicht entsprechend gefunden und seiner Unzufriedenheit in sehr scharfen, fast beleidigenden Worten des Tadel's Ausdrück verliehen

Das war es, was Brandenstein in voller Tragweite vor die Seele trat, als er tonlos vor sich hinsprach: „Sie hat Recht, ich habe keine Zukunft mehr“. — Die Cigarre war erloschen. Eine tiefe unsägliche Müdigkeit überkam ihn, der er wider Willen nachgab. Er schloß die Augen — und bald hatte der Schlaf mit sanftem Nahn die drückende Gedankenlast von ihm genommen.

Als er erwachte, war es bereits dunkel geworden. Er machte Licht und sah nach der Uhr; die Stunde, um welche man die Geladenen erwarten konnte, rückte heran. Mit einem schweren Seufzer erhob er sich und begann, während ihn wieder das Vollbewußtsein seiner Lage überfiel, sich umzukleiden. Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen, als ihm der herbeigerufene Diener die glänzende Uniform hinreichte, deren linke Brustseite eine Reihe von Orden aufwies. Welch ein Contrast zwischen diesen prunkenden äußeren Ehrenzeichen und den trostlosen Empfindungen, die er im Innern barg! Mit rascher Hand löste er sie alle ab bis auf das kleine weiße Kreuz am rothen Bande, das er mit seinem Blut erkaufte. O, warum hatte die Kugel, welche ihm damals die Schulter zerschmetterte, nicht sein Herz durchbohrt! Ihm wäre jetzt wohl. Gestorben wäre er den ehrlichen Soldatentod, läge tief und still gebettet an den Ufern des Po — und wüßte von nichts . . .

Endlich begab er sich durch den dunkelnden Gang in den Salon, der schon erwartungsvoll im Lichterglanz strahlte. Unwillkürlich nahm jetzt der General die gewohnte militärische Haltung an und wer ihn so gesehen hätte, wie er mit seiner hohen Gestalt, den feinen Schnurrbart nach aufwärts gestrichen, über das glatte Parquet schritt, der hätte nimmer den Bruch seiner Seele geahnt und ihn vielmehr für einen Glücklichen auf den Gipfeln des Daseins gehalten. Er selbst erschrak, als er zufällig in einen Spiegel blickte, vor seiner eigenen Gestalt, wie vor etwas Fremdem.

Hinter ihm rauschte es leicht. Er wandte sich um und gewahrte seine Frau, die in einem Kleide von rothem Sammt wundervoll aussah. Mit ihren dunklen Augen und dem lichten, schimmernden Haar glich sie jenen entzückenden Gestalten, die einst Palma vecchio gemalt. Und diese blendende Fülle von Reizen, dieser wonnige Leib, nach dem er verschmachtetete, war sein; sein vor Gott und der Welt — und ihm doch verwehrt, verwehrt für immer! Es war ein Bewußtsein, um darüber lautlos zu sterben — oder auszubrechen in das wilde Gelächter des Wahnsinns . . .

Über er bezwang sich, und so gingen die beiden Gatten schweigend in

verschiedenen Richtungen auf und nieder, wobei Corona lange weiße Handschuhe an den herrlichen Armen hinaufzog und dann zuweilen in nervöser Ungebuld ihr Geschmeide zurechtshob.

Jetzt klrte es im Vorzimmer von Säbeln, und eine kleine Schaar junger Officiere trat ein; fast durchgängig schlanke, wohlgebildete Gestalten mit einem angenehmen Zug von Offenheit und Herzensgüte im Antlitz. Sie gehörten auch zu Denjenigen, die Corona aus Rücksicht für ihren Gatten geladen hatte, und verbeugten sich, indem sie die Absätze an einanderschlugen, wie auf Commando vor dem General, der sie mit freundlichem Lächeln und herzlichen Worten empfing, während sich seine Gemahlin mit einem stolzen Kopfnicken begnügte. Sie zogen sich auch bald in eine Ecke des Salons zurück, wo sie eine Gruppe bildeten, nicht ohne selbstzufriedene Blicke nach rechts und links in die Spiegel zu werfen. Denn vermöge ihrer geringen Weltefahrung hielten sie dafür, daß sorgfältig gescheiteltes Haar und zierliche Lackstiefeln untrügliche Mittel seien, Frauenherzen zu gewinnen. Die Glücklichen! Sie ahnten noch nicht die Abgrundtiefe weiblicher Empfindung, noch nicht den furchtbaren Ernst jener dunklen Naturgewalt, die im Leben unter so unfaßbaren Widersprüchen zu Tage tritt und von den Menschen Liebe genannt wird.

Nach und nach fanden sich nun auch die übrigen Geladenen ein: Gelehrte und Professoren mit ihren Frauen und Töchtern; jüngere Doctoren aller Facultäten, Künstler und Schriftsteller; dazwischen, mit zahlreichen Orden vor der Brust, einige höhere Militärs und Bureaufraten — unter den Letzteren auch der Vater Corona's, ein hagerer, vertrockneter Mann mit mühsam verkämmter Glage; dann ein paar Legationsräthe und Attachés — und einige hervorragende Vertreter der Geldaristokratie mit ihren Familien. Die Söhne, ernst und klug blickende Erscheinungen, von feinem, zurückhaltendem Wesen, denen man ansah, daß sie zum größten Theil bereits dem Gott Mercur abgeschworen, und sich der helläugigen Athene geweiht hatten; die jungen Frauen und Mädchen in blendender Kleiderpracht, viele mit scharf geschwungenen Nasen, tiefdunklen Haaren und Augen, echt biblische Schönheiten, während sich bei Andern die Racenmerkmale schon ziemlich verwischt hatten, und erst bei näherer Betrachtung in reizenden Spielarten von Braun und Blond zum Vorschein kamen.

So entwickelte sich denn alsbald, indem sich die Gesellschaft nach allen Seiten hin in sitzende und stehende Gruppen vertheilte, jene eigenthümliche von verworrenem Stimmengeräusch durchzogene Atmosphäre, die für den Neuling etwas Aufregendes hat, späterhin jedoch meistens nur abspannend wirkt; so zwar, daß man sich, trotz aller Anstrengung, selbst im Gespräch, nicht erwehren kann, mit den Nasenflügeln zu gähnen.

Corona bewegte sich als Hausfrau in liebenswürdigster Weise bald hierhin, bald dorthin. Aber man konnte bemerken, wie sie zugleich nach der Thür blickte, um den Mann eintreten zu sehen, den sie vor allen Anderen

herbeigewünscht hatte. Indeß war es nur selbstverständlich, daß der so sehr in Anspruch Genommene auf sich warten ließ. War doch heute Abend, das mußte Corona, wieder Clubßigung; der Vorlagen und Einläufe gar nicht zu gedenken, die sich, wie er sagte, auf seinem Schreibtische täglich zu kleinen Bergen ansammelten und alle erledigt sein wollten. Endlich — endlich erschien er. Man sah, daß er unmittelbar von der Arbeit weg in den Frack geschlüpft sein mußte. Sein Haar war verworren, seine Wäsche zerknittert und die Beschuhung wies den Staub des Tages auf; allein man beachtete dies Alles gar nicht, als er jetzt in seiner imposanten Männlichkeit auf Corona zuschritt, ihr kräftig die Hand schüttelte und dann, mit raschen Blicken die Versammlung übersiegend, an ihrer Seite den Salon durchschritt, um sich mit seiner Begleiterin in einem Kreise von Herren und Damen niederzulassen.

Brandenstein hatte diesem Moment zwar jetzt entgegengesehen und sich darauf vorbereitet; dennoch konnte er, eben im Gespräch mit einigen Stabsoffizieren begriffen, an welchen er heute eine besonders verlegene Zurückhaltung zu bemerken glaubte, kaum seine äußerste Fassung bewahren, und er fühlte, wie er sich entfärbte. Da näherte sich ihm eine ältere Dame, die ein unmobißches violettes Seidenkleid und einen turbanähnlichen Kopfsuß von gleicher Farbe trug. Diese Dame, die Gattin eines vielgenannten Professors, stand in dem Ruf großer Gelehrsamkeit, obgleich sie es im allgemeinen liebte, vor der Welt eine gewisse hausmütterliche Einfalt zur Schau zu tragen und ihr Licht mehr auf Umwegen, dann aber um so überraschender und eindringlicher aufleuchten zu lassen. Ein solches Verfahren beobachtete sie auch Brandenstein gegenüber, den sie in besondere Affection genommen zu haben schien; sei es nun, daß sie ihn für die geringe Aufmerksamkeit, die ihm von den Uebrigen zu Theil wurde, zu entschädigen gedachte, oder weil sie ihm ihre Ueberlegenheit, so zu sagen, hinterrücks wollte fühlen lassen. So hatte sie schon mehrmals das Gespräch, in welches sie ihn zog, auf historisch merkwürdige Kriegereignisse gelenkt und ihn hierüber, indem sie die Miene weiblicher Verständnißlosigkeit in solchen Dingen vornahm, um Aufklärung gebeten, wobei sich jedoch am Schlusse stets herausstellte, daß sie in der Kriegsgeschichte, von Alexander bis auf Napoleon, eigentlich weit besser bewandert sei, als er selbst. Heute nun trat sie, gewissermaßen ängstlich zurückhaltend, mit der Frage an ihn heran, was denn eigentlich unter der sogenannten „Stoßtaktik“ zu verstehen sei, welche nunmehr, wie sie in den Zeitungen gelesen, bei der Armee eingeführt werden sollte. Brandenstein, den begreiflicherweise jetzt ganz andere Dinge beschäftigten, versuchte gleichwohl eine Erklärung; die Dame jedoch schien nur mit halbem Ohr zuzuhören und sprach sich alsbald dahin aus, wie interessant es sei, den Wechsel zu verfolgen, der sich in der Art der Kriegführung und Bewaffnung im Laufe der Jahrhunderte vollzogen. Und indem sie von dem alten Phalanx der Griechen, den Ballisten und Katapulten der Römer ausging, gelangte sie mit einer ebenso kühnen wie prachtvollen

Wendung auf die Schlacht von Valmy, welche bekanntlich nur in einer unausgesetzten, von dem großen Goethe in ihren Wirkungen selbst beobachteten Kanonade bestanden habe. Und da sie, nun einmal im Zuge, den Namen Goethe genannt hatte, so erging sie sich über Werther und Faust, über Egmont und Tasso und verweilte endlich bei den Wahlverwandtschaften, welche der General, wie sie etwas zweifelhaft betonte, wohl werde gelesen haben. Und als Brandenstein, einigermaßen betroffen, dies bejahte, so fragte sie ihn, indem sie die Augen niederschlug, ob denn auch er diesen Roman für so unbillig halte, wie er im allgemeinen gelte. Was nun sie selbst beträfe, so habe sie ihn wohl in früheren Jahren nicht ohne leises Mißbehagen und geheimen Widerspruch ihres Herzens lesen können; seit sie aber älter geworden und — sie seufzte dabei — tiefere Blicke in's Leben gethan, sei es ihr leider klar geworden, daß in einer Ehe, welche nicht auf so vollkommen harmonischer Uebereinstimmung beruhe, wie diejenige, in welcher sie mit ihrem Gatten lebe, derlei Wandlungen und Conflicte recht wohl Platz greifen könnten. Diese Bemerkung, welche möglicherweise ganz ohne Hintergedanken ausgesprochen wurde, erschien Brandenstein wie eine versteckte und boshafte Anspielung auf seine eigenen Eheverhältnisse. Sie traf ihn in's Innerste, und was er jetzt erwiderte, mochte wohl derart gewesen sein, daß die Frau Professorin einigen Grund hatte, ihn erstaunt anzusehen. Zu seinem Glück entstand jetzt eine Bewegung im Salon. Ein junger Tonkünstler, Niess von Geburt, dessen Ruhm damals eben im Aufgange stand, war, indem er sein Löwenmähne gleichendes Haar zurückwarf, an den Flügel getreten; ein Zeichen, daß er die Absicht habe, Einiges vorzutragen. Während des allseitigen Stühlerrückens, Platzwechselns und Suchens, das nun erfolgte, gelang es Brandenstein, sich von der Dame zu trennen und unbemerkt in das anstoßende Zimmer zu entkommen, wo einige ältere Herren beim Whist saßen. Er sah ein paar Augenblicke mit erheuchelter Theilnahme dem Spiel zu; dann begab er sich durch das Speisezimmer, wo man bereits für das Souper gedeckt hatte, in den Wintergarten. Dort war es still und einsam; dort konnte er, indem er sich in ein künstliches Gebüsch von hochstämmigen Camilien und Azaleen zurückzog, ganz in den Wirbel seiner Empfindungen versinken.

Zwischen hatte der Virtuose sein Spiel mit einer Sonate von Beethoven eröffnet, die er mit solcher Meisterschaft vortrug, daß am Schlusse stürmischer Beifall losbrach. Dieser Lärm weckte Brandenstein, an dem das herrliche Tonstück ungehört vorübergerauscht war, aus seiner Betäubung, und schon wollte er in den Salon zurückkehren, als plötzlich wieder erwartungsvolle Stille eintrat. Selbst die Herren, die bei den Karten saßen, erhoben sich leise und schritten auf den Fußspitzen in den Salon, um den Spielenden von Angesicht sehen zu können, der sich nun selbst als Componist zu zeigen gedachte. Er begann mit Variationen eines kleinrussischen Volksliedes, welchem er in seiner ersten Jugend gelauscht haben mochte, und von den Klängen, die jetzt herüberquollen, fühlte sich Brandenstein mit einem Male gefesselt.

Sie huben eintönig an, tief klagend, zum Sterben traurig. Dann zuckten wilde Blitze des Schmerzes auf; zuerst vereinzelt, doch immer rascher, immer heftiger, bis sie endlich gleichsam in sich selbst erstickten und die Melodie nach dumpfem Grollen wieder in öde Trauer zurück sank. Ja, so sah es in seiner eigenen Brust aus! So empfand, litt, rang und verzweifelte er seit Wochen und Monden. Heiße Schauer durchrieselten ihn und lauschend saß er inmitten der fremdartigen Blütenpracht, die ihn geheimnißvoll umschwieg.

Da vernahm er gedämpfte Tritte, küsternde Worte und erkannte die allmählich lauter werdende Stimme seiner Frau.

„Es bleibt dabei“, sagte Corona indem sie mit dem Doctor in den Wintergarten trat; „ich reise zu meiner Tante nach Paris. Es ist mir nicht länger möglich, mit ihm unter einem Dache zu leben“.

„Und wenn er Einwendungen erhebt?“ fragte der Doctor leichtsin.

„Er wird es nicht. Hat er es doch, mit dem Stolz der Schwäche, den er besitzt, bis jetzt sogar verschmäht, meinen Vater in's Vertrauen zu ziehen. Und ich wüßte nicht, wer mich zwingen könnte, an seiner Seite zu verbleiben“.

„Allerdings. Aber die Scheidung, auf die es hauptsächlich ankommt, könnte doch erschwert und verzögert werden. Uebrigens bin ich in der Lage, Ihnen mitzuthemen, daß er schon in den nächsten Tagen außer Dienst gesetzt werden wird. Ich habe es heute zufälligerweise im Kriegsministerium erfahren“.

„Das ist gut; ich habe nur darauf gewartet. Nun ist er fertig und soll sehen, wie er sich zurechtfindet“.

„Er kann es auch leicht. Sein Ruhegehalt sichert ihm ein behagliches Dasein. Wenn es nach meinem Sinn ginge, so müßten derlei Leute, die es durch glückliche Zufälle zu hohen Stellungen gebracht haben, ohne denselben gewachsen zu sein, Wolle spinnen, statt sich aus dem Staatsfädel reichlich füttern zu lassen. Aber das soll und wird sich ändern mit vielem Anderem, theuerste Corona — auch mit den Ehegesetzen. Freilich nicht so rasch, wie es in unseren Wünschen liegt“.

„Je nun, wir lieben uns; das Weitere wird sich finden. Und was auch geschehen möge: Sie wissen, daß ich die Ihre bin“. Sie schlang die weißen Arme um seinen breiten Nacken und küßte ihn. „Aber nun kommen Sie“, fuhr sie fort, da drinnen wieder Applaus ertönte, „man könnte uns sonst vermessen“.

Während dieses Gespräches war Brandenstein mit stockendem Athem regungslos geblieben. Wenn sonst Verachtung, die man von Anderen erfährt, das Blut in Wallung bringt und zu heftigen Ausbrüchen der Entrüstung und des Zornes treibt: hier war sie in einer so entsetzlichen Unmittelbarkeit aufgetreten, daß sie, wie das Haupt der Gorgonen, eine versteinemde Wirkung ausübte. Sein Herz stand still; er sah nur wirres Flimmern vor den Augen und wußte später gar nicht, auf welche Art es gekommen war, daß

er sich plötzlich wieder mitten in der Gesellschaft befand. Wie hinter Schleiern bewegten sich die Gestalten um ihn her, und er sah und hörte es kaum, daß jetzt ein junges Mädchen, schön wie Esther, an das Clavier trat und mit entzückender Stimme Lieder von Schubert und Mendelssohn sang. Dem Nachtwanbler gleich, der mit geschlossenen Augen und ohne Bewußtsein Handlungen des wachen Zustandes verrichtet; so gab er, als man später zum Souper ging, einer Dame den Arm und hatte keine Empfindung von dem, was er that und sprach, als er an ihrer Seite den Wirth machte, während in der Runde Schüsseln und Teller klirrten und der durchsichtige Wein in den Gläsern perlte. Und als sich hierauf ein Theil der Gesellschaft, fröhlich angeregt, in den Wintergarten begab, da schien ihm der hohe schlanke Mann in Generalsuniform, der den zurückbleibenden Herren Cigarren anbot und die nach und nach sich entfernenden Gäste zur Thür geleitete, sein Doppelgänger zu sein — bis er sich endlich, wie aus einem Traume erwachend, ganz allein in dem stillen, dunkeln, verödeten Salon sitzen fand.

Der Diener, der die letzte Lampe forttrug, sah ihn fragend an. Er folgte ihm und ließ sich in sein Zimmer leuchten. Dort angelangt, sagte er, daß er nichts mehr benötige und sich allein auskleiden werde. Dann ging er lange und schweigend auf und nieder. Endlich blieb er vor einer Waffensammlung stehen, welche trophäenartig die Wand schmückte, langte eine Pistole herab und begann dieselbe auf das sorgfältigste zu laden.

Schon mehrmals war ihm in jüngster Zeit der Gedanke an Selbstmord nahe getreten. Immer wieder jedoch hatte er ihn mit der dem Menschen natürlichen Scheu vor diesem letzten Mittel, das er für den äußersten Fall hinausshob, zurückgewiesen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er es anwenden mußte. Er war ja, wie Corona gesagt hatte, „fertig“; fertig in seinen eigenen Augen. Wer das erlebt hatte, was ihm heute widerfahren, der konnte nicht länger athmen, konnte das Licht des neuen Tages nicht mehr schauen!

Rasch klappte er das Kästchen zu, dem er Pulver und Blei entnommen hatte, und eilte an den Schreibtisch, um seine Papiere zu vernichten: keine Spur seines Daseins sollte zurückbleiben. Nachdem er so Fach um Fach mit zitternder Hast entleert und den Inhalt vor sich aufgehäuft hatte, stand er über dem letzten, geräumigsten unwillkürlich still. Es enthielt Schriftstücke aus früheren Zeiten, wie sie fast Jeder sein Leben lang mit sich zu führen pflegt, obgleich das Auge nur selten, oft gar nicht mehr zu ihnen zurückkehrt. Da lagen im Verein mit alten brüchigen Familienpapieren, deren Buchstaben seltsam verschnöckelt waren, militärische Conceptionen und Aufzeichnungen aus seinen ersten Dienstjahren; Anerkennungs- und Belobungsschreiben; sein Offizierpatent; die Fortgangszeugnisse, die er in der Militär-Akademie erhalten, sammt einer Anzahl vergilbter Briefe. Auch solche, die mit farbigen Bändern in Päckchen gebunden waren und noch jetzt einen leisen Duft von sich gaben, wie die vertrockneten Blumen, die

dazwischen zum Vorschein kamen. Ein schneidendes Weh durchfuhr seine Brust, als er diese Merkzeichen einer schönen, heiteren Vergangenheit aus ihrem Ver-
schlusse nahm. Ja, wie reich, wie glücklich war sein Leben gewesen! Wie hatten ihm alle Herzen entgegengeschlagen! Wie war er geliebt, geehrt worden — und jetzt — —

Mit einem grellen Gelächter, vor dem er selbst erschrak, raffte er so viele Papiere, als er mit einem Mal konnte, zusammen und schob sie in den nahen Ofen, in welchem noch von der letzten Feuerung einige Gluthstückchen unter der Asche glimmten. Aber sie hatten nicht mehr die Kraft, den dichtgedrängten Wust zu entzünden und Brandenstein mußte ein Reibholz zu Hilfe nehmen. Dennoch dauerte es lang, bis das Feuer um sich greifen wollte. Endlich schlug die Flamme lebhaft empor, wobei ein zäher, weißlicher Rauch aus der Oeffnung drang und sich im Zimmer verbreitete. Brandenstein trat an ein Fenster und öffnete. Draußen strich eine scharfe Märzluft durch die entlaubten Pappeln, die sich längs der Straße hinzogen. Sonst Alles still und regungslos; nur die Morgendämmerung wob schon geheimnißvoll durch die Nacht, in welche die Stadt noch gehüllt lag. Brandenstein fröstelte. Er schloß das Fenster, nahm den Nest der Papiere auf, stieß ihn in's Feuer und hartete, indem er ab und zu von dem Schürreisen Gebrauch machte, bis der letzte Funke verglüht war. Dann drehte er die Lampe zurück, daß sie nur mehr einen matten Schein gab, ergriff die Pistole und setzte sich auf das Sopha. Gleich darauf erschütterte ein heftiger Knall das Zimmer — und das Haupt des Generals sank leicht zur Brust hinab. Er hatte sich mit geübter, sicherer Hand mitten in's Herz getroffen.

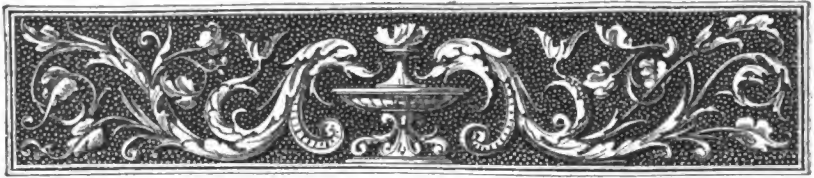
*

*

Ein Jahr später fand die Vermählung der verwittweten Freifrau von Brandenstein mit dem Manne statt, den sie liebte. Dieser hatte inzwischen wieder bedeutende Schritte nach vorwärts gethan und sein Ansehen wuchs auch ferner von Jahr zu Jahr. Nicht allein, daß er im Parlament immer mehr Boden gewann: auch alle volkswirthschaftlichen Vereine und Institute, die zu jener Zeit so rasch und zahlreich in's Leben traten, stritten sich um den Vorzug, den gefeierten, umsichtigen und energischen Mann als Beirath oder geistigen Lenker zu gewinnen; so zwar, daß sein Einfluß geradezu in's Unermeßliche stieg. Und als die Ereignisse des Jahres 66 wieder einen Umschwung herbeiführten, da saß er auf der Ministerbank, gegen welche er stets so stürmische Philippiken losgelassen. Aber seltsam, als er jetzt die berechtigten Hoffnungen, die man in ihn setzte, erfüllen sollte: da schien der Geist des Gelingens, der ihn bis jetzt unaufhaltsam emporgetragen, plötzlich von ihm gewichen zu sein. Nicht etwa, daß bei ihm, nachdem er das Ziel seiner Wünsche erreicht hatte, eine Abspannung eingetreten wäre, oder daß er, wie mancher seiner Vorgänger, den vielgestaltigen Versuchungen, denen er in seiner jetzigen Stellung gewiß ausgesetzt war, erlegen und, ohne es eigentlich zu wollen, seinen Ueberzeugungen untreu geworden wäre. Er hielt vielmehr

mit herbem Troß und einer brüskten Entschiedenheit daran fest; da aber seine Entwürfe nebenher zum größten Theil fehlschlügen oder doch wenigstens im Sande verliefen: so verlegte er nach oben, während er nach unten enttäuschte, und sah sich eines Tages mit der bittern Erkenntniß von der Wandelbarkeit des Glückes plötzlich ganz geräuschlos in das Privatleben zurückversetzt. Nebenbei jedoch war er ein reicher Mann geworden. Er hatte palastähnliche Häuser in neuen Stadttheilen bauen lassen; er besaß Fabriken, Landgüter und Villen; auch war ihm eine kleine Schaar von Anhängern geblieben, die nach wie vor auf ihn schworen und behaupteten, seine eigentliche Zeit müsse erst kommen. Aber das Alles kann die Wunden nicht heilen, die sein Ehrgeiz davongetragen, und seit man ihm mit sehr zweideutigen Nebenbemerkungen auch noch die erworbenen Millionen zum Vorwurf macht, ist er von einer grimmbigen Verbitterung erfüllt, die an seinem Marke zehrt und sich auch in seinem Außern erkennen läßt. Es erweckt eigenthümliche Gedanken und Empfindungen, wenn man dem zwar noch immer aufrechten, aber doch sichtlich im Innern geschädigten Manne im Stadtgewühl begegnet. Auffallend sorglos gekleidet, geht er meistens allein, blickt mit seinen jetzt mehr scharfen als glänzenden Augen unruhig umher und stößt dabei mit einem starken Rohre gegen das Pflaster, als wollte er neue Verhältnisse aus dem Boden stampfen, die ihn wieder an's Ruder bringen könnten. —

Corona ist noch immer eine schöne Frau, wenn auch die Jahre bereits leichte Fältchen in ihr Antlitz gekerbt haben und um ihren Mund, wenn sie sich selbst überlassen ist, ein schmerzlicher Zug zum Vorschein kommt. Das ist kein Wunder. Hat sie doch alle diese Wandlungen mit durchgelebt und empfindet den glanzlosen Fall ihres Gatten, welchem sie mit der ganzen Kraft ihrer unerschütterlichen Seele zugethan ist, um so schmerzlicher nach, als sie erkennt, wie wenig Trost gerade einem solchen Manne die Hand der Liebe zu bieten vermag. Vielleicht hatte sie auch dunkle, vorwurfsvolle Stunden; Stunden, in denen ihr das edle, milde Antlitz des Generals wie strafend entgegenblickte. Aber auch nur vielleicht: denn starke Naturen sind in der Regel ohne Gewissen. Jedenfalls hält sie der Welt gegenüber eine stolze ungebrochene Haltung aufrecht, und Niemand hat auch nur den Hauch einer Klage über ihre Lippen kommen hören. Sie widmet sich ganz den beiden Kindern, die ihrer zweiten Ehe entsprossen und mittlerweile in frühlicher Unbefangenheit herangewachsen sind. Der Sohn hat das schöne, scharfgeschnittene Antlitz, die dunklen Augen der Mutter; die Tochter, ein Jahr jünger, die kräftigen, etwas verquollenen Züge, den hellen, einst so leuchtenden Blick des Vaters. Die inneren Eigenschaften der Eltern aber haben sich auf beide gemeinsam vererbt, und so darf man nicht fürchten, daß sie zu Jenen gehören, die da zu kurz kommen im Kampfe um's Dasein.



Ueber akademische Lernfreiheit.

Von

Lothar Meyer.

— Tübingen —

Allgemeine Lehr- und Lernfreiheit war eine der im Jahre 1848 oft gehörten Forderungen. Da die deutschen Universitäten dieselbe zu gewähren keine Neigung zeigten, so wurden sie von Radicalem und Demokraten und sogar von sonst gemäßigt liberalen Leuten als conservativ, zopfig und reactionär angefeindet, obschon sie mehr als ein Menschenalter als Vorkämpfer für liberale und nationale Ideen kräftig gestritten und viel gelitten hatten. Der alterprobt akademische Liberalismus mußte mit dem kaum flügge gewordenen politischen nothwendig in Conflict gerathen. Die liberalen akademischen Einrichtungen verstatteten der Entwicklung, dem Thun und Lassen des Einzelnen eine viel größere Freiheit, als sie bis dahin auf irgend einem anderen Gebiete gewährt worden war. Aber die Erfahrung hatte gelehrt, daß diese Freiheit nicht schrankenlos sein kann; darum hielten die Vertreter der Universitäten fest an den von vielen Generationen als nothwendig und nützlich erprobten Begrenzungen der individuellen Freiheit. Der plötzlich entfesselte, gänzlich unerfahrene und daher doctrinäre politische Liberalismus und Radicalismus jener Tage warf dagegen auch diese Schranken zusammen mit allem, was Polizeiwillkür und bureaukratische Engherzigkeit an Hindernissen der freien Entwicklung der Nation entgegengestellt hatte, und forderte auch für die Universitäten die schrankenloseste Lehr- und Lernfreiheit. Nicht nur zum Studium sollte jeder, wer wollte, zugelassen werden, möchte seine Vorbildung sein, welche sie wollte, auch im Lehrfach sollte als Privatdocent auf eigene Gefahr jeder sein Heil versuchen dürfen. Man wollte allen Talenten freie Bahn schaffen und

hoffte, in der Concurrenz der frei entfalteten Kräfte würden ungeeignete und unfähige Leute schon von selbst zu Grunde gehen oder verdrängt werden.

Glücklicherweise ist von dieser Art Lernfreiheit heute nicht mehr die Rede. Niemand verlangt mehr die unbedingte Zulassung der Privatdocenten. Dagegen hat die Forderung allgemeiner Lernfreiheit ganz in der Stille einen Erfolg nach dem anderen aufzuweisen. Von Jahr zu Jahr ist die Zahl der Studirenden, welche die vorgeschriebene „Reise“ zum Studium nicht besitzen, gewachsen. Neben den Abiturienten der Gymnasien wurden nicht nur die der Realschulen I. O. sondern auch Schüler dieser und anderer Anstalten, die die Schule nicht absolvirten, aufgenommen, wohl in dem Gedanken, daß, wenn einmal die Gymnasialbildung fehle, es am Ende gleich sei, welche Mängel die Vorbildung der Studenten sonst noch haben möge. Die meisten Universitäten geben wohl diesen Studirenden eine kleinere Matrikel oder schreiben sie nur als Hospitanten ein; aber auf die Zulassung zu Vorlesungen und Uebungen hat dies keinen Einfluß. Ja selbst der Zutritt zu den Staatsprüfungen wird ihnen nach vollendetem Studium sehr häufig durch besonderen Dispens bewilligt. Die Zahl dieser Studirenden, welche das Reisezeugniß des Gymnasiums nicht besitzen und z. Th. nicht einmal das einer Realschule I. O. aufzuweisen haben, ist größer als man gewöhnlich glaubt. Ich schätze sie auf allen Universitäten des Reiches zusammen auf ein bis zweitausend¹⁾. Besonders aus dem Studium der Chemie sind die Gymnasiasten fast vollständig verdrängt. Abgesehen von den Medicinern verirrt sich selten ein Abiturient der Gymnasien in die chemischen Laboratorien der Universitäten.

Dieses vollständige Ueberwiegen der Realschüler im naturwissenschaftlichen Studium mag z. Th. seinen Grund haben in einer Vorliebe, welche sich in unserer realistischen Zeit im Laienpublicum mehr und mehr ausgebildet hat; in der Hauptsache aber scheint mir die Verdrängung der Gymnasiasten dadurch bewirkt zu sein, daß das Abgangs- und Reisezeugniß der Realschulen leichter, schneller und daher billiger zu erlangen ist.

Sei dem aber, wie ihm wolle, Thatsache ist, daß die Zulassung der Realschüler zur Verdrängung der Gymnasiasten geführt hat. Es kann darnach keinem Zweifel unterliegen, daß die jetzt so eifrig erstrebte Zulassung der Realschüler zum Studium der Medicin auch aus dieser Wissenschaft die Gymnasiasten in wenigen Jahren verschwinden lassen würde. Es handelt sich also in Wirklichkeit nicht um die Frage, ob einige Realschüler neben den Gymnasiasten zum medicinischen Studium zugelassen werden sollen, sondern um die viel folgenschwerere, ob die Realschule für die Mediciner an die Stelle des Gymnasiums treten, oder mit anderen Worten, ob unter den in 10 Jahren von heute ab zu approbirenden jungen Aerzten noch einer sein soll, der etwas Griechisch versteht oder nicht.

¹⁾ Die amtlichen Personalverzeichnisse geben darüber keine zuverlässige Auskunft.

Ziele die Entscheidung für die Realschulen und gegen die Gymnasien aus, so hätte das für uns Lehrer der Naturwissenschaften in einer Hinsicht etwas sehr bequemes; denn es würde damit einer der Hauptmängel des gegenwärtigen durch die Lernfreiheit erzeugten unerträglichen Zustandes beseitigt werden, die außerordentlich ungleiche Vorbildung der Studirenden, welche die naturwissenschaftlichen, insbesondere die chemischen Vorträge und Uebungen besuchen. Neben dem Mediciner, der noch so gut wie nichts von Chemie und verwandten Dingen gehört hat, sitzt da der Chemiker, der auf der Realschule Jahre hindurch in dieser Wissenschaft theoretisch und praktisch unterwiesen wurde. Der Professor der Chemie hat die unerfüllbare Aufgabe, beiden gerecht zu werden. Er soll den einen Theil der Zuhörer in die Anfänge seiner Disciplin gründlich und sicher einführen; er soll aber zugleich dem anderen Theile eine mögliche vollständige Uebersicht über das ganze Gebiet der Wissenschaft geben und die Lücken ausfüllen, welche der Schulunterricht gelassen hat. Sein Vortrag läuft stets Gefahr den einen unverständlich, den anderen langweilig zu werden, und ist vielleicht nicht selten beides zugleich.

Eine andre üble Wirkung der Lernfreiheit ist die herabgedrückte allgemeine und formale Bildung der Studirenden der Chemie und verwandter naturwissenschaftlicher Fächer. Wie schlecht dieselbe fast ausnahmslos ist, zeigt sich besonders in Redaction und Styl der Arbeiten, welche uns als Doctor-dissertationen eingereicht werden. Wir hören zwar auch von Seiten der medicinischen Collegen über mangelhafte formale Bildung der jetzigen Gymnasiasten klagen; aber besser als die durchschnittliche der Realschule ist sie jedenfalls; denn die Arbeiten, die wir hin und wieder von Leuten erhalten, die wenigstens bis in die Secunda der Gymnasien gelangt sind, pflegen sich in Disposition und Styl vortheilhaft von den übrigen zu unterscheiden.

Die durch die Lernfreiheit bewirkte Verdrängung der Gymnasiasten aus dem Studium der Chemie hat ferner zur Folge gehabt, daß dieselben auch unter den jüngeren Privatdocenten und Professoren selten geworden sind. Man kann darnach mit fast absoluter Sicherheit voraussagen, daß in der nächsten oder folgenden Generation der ordentlichen Professoren der Chemie die Leute kaum noch zu finden sein werden, denen ein gütiges Geschick in ihrer Jugend erlaubte, auch die Literatur der Griechen ein wenig kennen zu lernen.

Mag nun auch mancher, dem dies nicht beschieden war, den Mangel kaum empfinden, mögen ihn andre noch so gering anschlagen, und mag vielleicht die speciell fachliche Leistungsfähigkeit durch diesen Mangel wenig beeinflusst werden, so glaube ich doch mit Recht zu bezweifeln, ob es denn nothwendig war, die so oft beklagte Zweitheilung unserer Bildung auch in den akademischen Lehrkörper zu verpflanzen. War es noch nicht genug, daß die übrigen Staatsbeamten in zwei Klassen getrennt wurden, die sich schwer verstehen und noch schwerer vertragen? Soll den folgenden Generationen die

Universität in Fachschulen auseinander fallen, weil ihre Lehrer wie ihre Schüler keine Fühlung mehr mit einander haben? Man glaube doch nicht leichtsinnigerweise, daß die Dinge da stehen bleiben, wo sie sind. Der Stein, in's Rollen gebracht, stürzt weiter; wir können, wenn wir alle Kraft einsetzen, ihn noch halten; unseren Enkeln entrollt er sicher und reißt sie mit in's Verderben.

Diese und noch eine Reihe weniger in die Augen fallender übler Folgen der zu weit getriebenen Lernfreiheit haben Zustände geschaffen, welche dringend Abhilfe fordern. Das wird von den verschiedensten Seiten anerkannt; aber wie die Hilfe zu verschaffen sei, darin gehen die Meinungen weit auseinander.

Ich meinerseits habe mich für derartige Fragen schon interessiert, lange bevor sie so brennend geworden. Ich habe meine Erfahrungen gesammelt als Schüler einer Bürgerschule und eines Gymnasiums, als Student in Zürich und auf süd- und norddeutschen Hochschulen, als Privatdocent der Universität, als Professor der Forstakademie, des Polytechnikums und wieder der Universität. Ich glaube wirklich zu einem sicheren Urtheile berechtigt und berufen zu sein und bin mir außerdem bewußt, unparteiisch nur das allgemeine Beste, insbesondere das der studirenden Jugend im Auge zu haben und auch für das Wohl Derer meine Stimme zu erheben, welche im Kampfe für vermeintlich unterdrückte und zurückgesetzte Lehranstalten in bester Absicht unsere akademische Bildung zu schädigen streben, mit einer Energie, von der leider nicht der zehnte Theil in den Reihen der berufenen Vertheidiger derselben zu finden ist.

Von verschiedenen Seiten ist die Zulassung der Realschüler zum Studium der Medicin verlangt worden, womit allerdings die Ungleichheit unserer Zuhörer fast ganz beseitigt sein würde. Dieser Vorschlag ist für den Augenblick wohl als abgethan und abgelehnt zu betrachten. Aber er wird, wenn nicht vorgebaut wird, wiederkehren. Er wird gemacht und unterstützt zunächst von manchen, aber nicht von allen Rectoren und Lehrern der Realschulen, deren Votum, wie tüchtige Schulmänner auch unter ihnen unzweifelhaft sind, vom Verdacht der Voreingenommenheit und Parteilichkeit nicht frei ist. Für die Zulassung treten ferner viele liberal sein wollende Zeitungen ein, weil sie nach alter Tradition dadurch für die Freiheit zu kämpfen glauben; ferner alle jene Laienkreise, welche der Meinung huldigen, nur das, was der junge Mann in seinem künftigen Berufe wirklich „brauche“, müsse auf der Schule gelernt werden. Mit diesen Leuten ist nicht zu streiten; denn sie reden wie der Blinde von der Farbe. Endlich ist die Zulassung befürwortet worden von Männern, welche finden, daß die Gymnasien auf das Studium der Naturwissenschaften und der Medicin ungenügend vorbereiten, und eine bessere Vorbildung bei den Realschülern voraussetzen. Obschon die Mehrzahl der Vertreter dieser Auffassung schwerlich Gelegenheit gehabt hat, Realschüler und Gymnasialisten neben einander im Studium zu beobachten und dadurch die ausgesprochene Ansicht zu bestätigen, so entbehrt diese doch keinesweges aller Berechtigung. Die ganze realistische Bewegung ist im Grunde nur eine

mächtige Reaction gegen die Einseitigkeit der alten Gymnasien. Sie ist, wie jede Reaction, über das Ziel hinaus geschossen und hat Uebelstände erzeugt, schlimmer als die, welche sie beseitigen wollte.

Bekanntlich bestand und besteht der Hauptmangel der humanistischen Schulbildung, wie sie mit sehr rühmlichen, aber leider noch wenig zahlreichen Ausnahmen von den Gymnasien gegeben wird, in der Vernachlässigung der Ausbildung aller der Fähigkeiten, welche die Beziehungen des Menschen zur realen Welt vermitteln. Nicht genug, daß die Mehrzahl der Schüler ganz ohne Noth kurzfristig gemacht, daß neben dem Auge nur sehr selten das Ohr gebraucht wird, so daß der Schüler fremde Sprachen nur versteht, wenn er sie liest, nicht wenn er sie hört: ganz besonders wird gesündigt durch die Vernachlässigung der Uebung in sinnlicher Wahrnehmung, der Bildung von Vorstellungen und in der Schlussfolgerung aus den wahrgenommenen Erscheinungen. Es ist ganz unglaublich, wie wenig die meisten gebildeten Männer unserer Zeit geübt sind, irgend einen Gegenstand oder eine Erscheinung richtig zu sehen, das Gesehene in Wort, Schrift oder Bild genau wiederzugeben oder gar einen zuverlässigen Schluß auf den ursächlichen Zusammenhang des beobachteten Vorganges zu ziehen. Nicht nur die Lehrer der Naturwissenschaften und der Medicin, sondern auch die der Aesthetik, Kunstgeschichte, Archäologie u. klagen bitter über diesen Mangel.

Daneben gericht es gewöhnlich an der Fähigkeit, die nothdürftig gewonnenen, nur mit dem Gedächtniß erfaßten mathematischen Kenntnisse zu gebrauchen als ein Hilfsmittel zu weiteren Studien.

Die Folge dieser Vernachlässigungen ist, daß der Student die ihm in unsern naturwissenschaftlichen Vorträgen gezeigten Erscheinungen nicht rasch und klar aufzufassen vermag und die Schlüsse nicht versteht, die wir aus Experimenten und Beobachtungen ziehen. Bis er sich etwas hineingefunden, sind die Elemente der verschiedenen Disciplinen vorgetragen ohne recht verstanden zu sein. Die Fülle des Stoffes, der gesehen und begriffen werden soll, wächst fort und fort. Der Student ist nicht geübt genug, um inne zu werden, wie die verschiedenen Naturwissenschaften ineinander greifen, wie oft gleiche, oder ähnliche Geseze wiederkehren, wie also das Studium des einen Faches das des anderen zu erleichtern und zu ergänzen vermag. Statt der Freude an der sich bei jedem Schritte erschließenden Erkenntniß bemächtigt sich der Mehrzahl Angst und Entsetzen, wie es nur möglich sein soll, die als gigantischer Wust erscheinende Fülle des naturwissenschaftlichen Stoffes in zwei Jahren zu bewältigen und darauf in weiteren zwei Jahren noch etwa eben so viel medicinische Dinge und Erscheinungen kennen und verstehen zu lernen. Das fleißigste Bücherstudium vermag auch nicht zu helfen, und so kommt das traurige Ergebniß zu Stande, daß zu einem tieferen Verständniß der Naturwissenschaften nur die wenigen Studirenden der Medicin gelangen, die von Anfang an mit offenem Auge in das Studium eintraten und spielend lernten, was ihren Commilitonen so viel Noth und Pein machte. Die Prüfung in

den Naturwissenschaften, das Examen physicum der Mediciner zeigt dies in höchst betrübender Weise, und dem entspricht die leider nicht weg zu leugnende Thatsache, daß die Kenntniß der naturwissenschaftlichen Grundlage der heutigen Medicin nur sehr wenigen Aerzten in Fleisch und Blut übergeht, weil sie schlecht vorbereitet ihr Studium begannen.

Den gerügten schweren Fehler der durchschnittlichen Gymnasialbildung wollen die Realschulen vermeiden und vermeiden ihn wirklich bis zu einem gewissen Grade. Nicht nur pflegen ihre Zöglinge, falls sie die Schule ganz durchmachen, eine weiter gehende mathematische Bildung zu besitzen als die Gymnasiasten, auch die Befähigung zu sinnlicher Wahrnehmung ist besser entwickelt. Leider aber gehen sie, und zwar ohne Ausnahme, so viel mir bekannt, zu weit, indem sie ihren Schülern nicht nur die Befähigung zu naturwissenschaftlichen Studien, sondern eine ganze naturwissenschaftliche Ausbildung zu geben suchen, also ein Ziel verfolgen, das der Hochschule gehört und nicht der Vorbildungsanstalt. Indem sie diesem Zwecke einen großen Aufwand von Zeit und Kraft zum Opfer bringen, sind die Realschulen genöthigt, auf das Griechische ganz zu verzichten und das Lateinische so erheblich einzuschränken, daß die Schüler nur den ersten, vorwiegend das Gedächtniß beschäftigenden Theil des lateinischen Unterrichtes durchmachen, während ihnen ein tieferes Eindringen in den Geist dieser Sprache, wie es die letzten Jahrescurse der Gymnasien ermöglichen, vorenthalten bleibt. Gewiß mit Recht ist daher von verschiedenen Seiten, auch von Realschulmännern selbst vorge schlagen worden, das Latein lieber ganz fallen zu lassen als es mit so geringem Nutzen zu treiben.

Durch diese Einschränkung des sprachlichen Unterrichtes mußte selbstverständlich der auf ihm beruhende Theil der allgemeinen geistigen Durchbildung herabgedrückt werden, und unsere Erfahrung bestätigt, daß im Durchschnitt der von der Realschule als reif entlassene Schüler dem vom Gymnasium kommenden an Sicherheit und Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke seiner Gedanken merklich nachstehe. Auch der ziemlich ausgedehnte Unterricht in den neueren Sprachen hat diesem Uebelstande bis jetzt nicht abgeholfen und wird ihm auch in Zukunft nicht abhelfen.

Dieser Schaden aber ist noch der kleinere. Weit schlimmer ist, daß die Realschule ihre Schüler durch das ganze Gebiet der Naturwissenschaften einschließlich ihrer technischen Anwendungen hindurchzuführen sucht, dem Unioersitätsstudium dadurch jeden Reiz der Neuheit nimmt, jeden frischen Impuls unmöglich macht und den jungen Leuten die Ueberzeugung giebt, daß alles, was die Hochschule bietet, für sie bereits überwundener Standpunkt sei. Es ist daher gar nicht selten, daß der die Unioersität oder das Polytechnikum besuchende Realschüler trotz sehr lückenhafter Kenntnisse¹⁾ es

¹⁾ Erst kürzlich kam es mir vor, daß ein fleißiger Realschüler, der keinen chemischen Vortrag zu hören nöthig fand, ihm zur Untersuchung übergebenes Bromkalium nach langem Experimentiren bestimmt für Oxalsäure erklärte.

nicht der Mühe werth findet, unsere Vorträge anzuhören, und daß er im ersten oder zweiten Semester sich ein Thema zur Bearbeitung als Doctor-dissertation ausbittet. Wir haben die vollständig verkehrte Welt. Der Realschullehrer giebt die chemische Fachbildung, und der Professor der Chemie corrigirt die abscheulich stylisirten deutschen Aufsätze, die ihm als Dissertationen vorgelegt werden. Dieses verkehrte Verhältniß entspricht so sehr der hastigen Ueberstürzung unserer Zeit, daß kürzlich sogar vorgeschlagen wurde, die naturwissenschaftliche Vorbildung der Mediciner doch ganz auf die Realschule abzuwälzen. Die weitere Consequenz, das Studium der Medicin in die Volksschule zu verlegen, ist, soviel mir bekannt, bis jetzt noch nicht gezogen worden, abgesehen etwa von dem ersten Schritte auf diesem Wege, gegen den auf der Naturforscherversammlung in München Prof. Virchow so treffend Einsprache erhob.

Der Uebergriß der Realschulen in das Gebiet der Universtät ist das gleiche, wie der der preußischen Provinzialgewerbeschulen in das des Polytechnikums. Ueber letztere sagt der Director der Berliner Gewerbeschule (Neuleuz¹⁾) er sei in zwei Beziehungen nicht mit ihnen zufrieden: „Die erste ist, daß an vielen Vorbereitungsanstalten in wohlgemeintem Eifer mit der Vorbildung extensiv zu weit gegangen wird. Es werden Gebiete mit hineingezogen, welche nicht der Vorbildung, sondern der Ausbildung angehören. Nothwendig wird dabei die Intensität der Vorbildung vernachlässigt. Dieser Expansionstrieb der Gewerbeschuldirectoren ist stellenweise kaum zu mäßigen. Sie suchen aus ihren Anstalten Polytechniken zu machen und finden ein geneigtes Ohr bei den Communalbehörden und Protectoren (eine Schattenseite der Betheiligung der Communen an der Schulgründung), bemerken aber nicht, daß sie die vorzubildende Jugend falsch behandeln. Ihre Abiturienten haben, wenn sie auf die Hochschule kommen, „Alles schon gehabt“, sind in Folge dessen anfänglich nachlässig, bis sich nach kurzer Zeit der Vortrag so entwickelt hat, daß er ihnen nicht mehr faßbar ist, und sie sich plötzlich im Hintertreffen sehen. Nur wenigen gelingt es dann, wieder nachzukommen. So haben wir denn das Resultat, daß begabte Jünglinge wegen zu weit gehender Vorbildung durchaus mittelmäßig bleiben, der edlen Begeisterung für hohe Ziele gänzlich verlustig gehen und die Anstrengungen, die die Hochschule für sie macht, fruchtlos werden lassen.

„Die zweite Beziehung, in welcher die Vorbildung der Gewerbeschulen nicht befriedigt, ist der Mangel der Allgemeinheit der geistigen Vorbereitung. Auch die bereits reorganisirten Schulen sind immer noch zu einseitig, leisten nicht genug für die gleichmäßige Gymnastik der Gaben der Schüler. Demzufolge ist immer die bei weitem größere Mehrzahl der Aufgenommenen auch einer Fortführung einer strengen Einseitigkeit der Studien geneigt und

¹⁾ Schreiben vom 5. Mai 1874 an den damaligen Director des Polytechnikums zu Karlsruhe, abgedruckt in der „Deutschen Warte“, Band 7, S. 264.

„will die „Lernfreiheit“ dahin benutzen, nur das „Brauchbare“ aus den „Vorlesungen herauszuheben, das Uebrige aber höchstens als Ballast zu „führen. Statt daß unsere technische Hochschule, wie sie erstrebt, in dem „gebildeten Techniker zugleich den gebildeten Staatsbürger erzieht, dem das „Interesse für allgemeine Fragen der Bildung, der Künste und Wissenschaften „eben so nahe liegt, wie dem Juristen, Mediciner, dem gebildeten Manne „überhaupt, muß sie nur zu häufig noch einen einseitig geformten, und zwar „absichtlich in die Einseitigkeit hineingearbeiteten Menschen entlassen, welcher „nach Abolvirung seiner sechs Semester in sein Fach hineineilt und bald „darin spurlos verschwindet, obwohl sein Talent ganz Anderes erwarten ließ.“ Man kann die Behandlung der Fachwissenschaft auf der Vorbereitungs- anstalt nicht schärfer und zugleich gerechter kritisiren, als mit diesen beredten Worten geschieht.

Wenn Herr Reulcaux im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen die Realschulen von den den Gewerbeschulen gemachten Vorwürfen mehr oder weniger frei spricht, so gilt das nur für sein Fach, die Mechanik und Maschinenlehre, durchaus nicht für die Chemie, an der sie sich in ganz gleicher Weise versündigen, wie die Gewerbeschulen. Dies wird auch von Realschullehrern selbst klar erkannt. Der Director der Realschule I. O. zu Düsseldorf, Dr. Carl Voettcher sagt in seiner Antrittsrede 1): „So erleben „wir das merkwürdige Schauspiel, daß in derselben Zeit, in welcher gewisse „Bestrebungen die Hörsäle unserer Universitäten in Schulzimmer verwandeln „möchten, der Unterricht namentlich in den obersten Klassen unserer höheren „Lehranstalten an einem gewissen Hinübergreifen in die Sphäre der Facul- „täten geradezu krankt und jene schülerhafte Ueberschätzung des auf der „Schule erlernten Wissens, wenn nicht hervorbringt, so doch wenigstens „begünstigt, durch welche sich Studenten in den ersten Semestern so häufig „zum Gegenstande harmloser Neckereien von Seiten ihrer alten und bereits „durch bittere Erfahrungen klug gewordenen Commilitonen machen“.

Müssen wir das Ergebnis dieser Betrachtungen zusammenfassen zu dem Urtheile, daß die Realschule keine geeignete Vorbildung für naturwissenschaftliche und medicinische Studien gibt, so erkennen wir andererseits gern an, daß die lebhafteste, zu ihren Gunsten unternommene Agitation die gute Wirkung gehabt hat, die Augen weiter Kreise auf Schwächen der Gymnasialbildung zu richten, welche sonst vielleicht noch lange unbeachtet und unverbessert geblieben wären. Die Zahl Derer, welche über diese Mängel klagen und deren Abstellung verlangen, ist gegenwärtig sehr groß. Aber nur wenige Naturforscher und Aerzte machen sich die Mühe, die Frage, was geändert werden soll, genau und bis in die Einzelheiten hinein zu erwägen und mit erfahrenen Schulmännern zu besprechen. Andererseits aber verhalten sich viele

1) Ueber die sogenannte Einheitschule. Ein Beitrag zur Lösung der Realschul- frage. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhandlung 1878. (S. 29).

philologiſch gebildete Lehrer und Männer des Schulfaches den verlangten Aenderungen gegenüber rein ablehnend und negativ. Die einen verlangen zu viel; die anderen gewähren zu wenig. Natur- und Geisteswiſſenſchaften ſind ſchon ſo weit auseinander gegangen, daß es am gegenseitigen Verſtändniß gebricht. Die Lage iſt der Art, daß viel gebessert, aber auch viel verdorben werden kann.

Was nach meiner Anſicht zu geſchehen hat, habe ich in einer anderen Gelegenheitsrede ¹⁾ ausführlich dargelegt. Ich beſchränke mich daher hier auf wenige Bemerkungen. Zunächst kann nicht genug betont werden, daß die von uns gewünschte Reform keine Revolution ſein darf, welche den Charakter der Gymnasien umkehren würde. In Latein und Griechiſch ſollen die Schüler nicht weniger weit geführt werden, als es jezt geſchieht; aber daneben ſollen von Anfang an in wenigen wöchentlichen Stunden auch die Sinne geübt und die ſinnlichen Wahrnehmungen geiſtig verarbeitet werden. Dieſer Anſchauungsunterricht iſt mit dem mathematiſchen, mit den Stylübungen und dem Zeichnen ²⁾ in ſyſtematiſchen, organiſchen Zuſammenhang zu bringen. Ob dabei als Unterrichtsmaterial Natur- oder Kunſtproducte dienen, iſt ganz gleichgiltig. Wir verlangen nur, daß unsere Studenten alle ihre Sinne wirklich brauchen lernen, daß ſie wiſſen, was ſie ſehen, fühlen u. ſ. w., und daß ſie das klar und beſtimmt in Wort, Schrift und Bild wiederzugeben im Stande ſeien. Dieſes zu erreichen iſt keineswegs leicht; aber wer es verſteht, braucht dazu nicht viel Zeit, und wem es nicht gegeben iſt, dem hilft auch die größte Stundenzahl nichts. Die Hauptſache iſt, daß zunächſt alle die philologiſch oder juridiſch gebildeten Männer, denen die Leitung der Schulen und des Schulweſens anvertraut iſt, erkennen lernen, daß hier wirklich eine hochwichtige Aufgabe zu erfüllen iſt, die ein eingehendes Studium erfordert und nur durch ein wohlbedachtes Zueinandergreifen verſchiedener Unterrichtszweige gelöſt werden kann. Es genügt nicht, dem hergebrachten Unterrichtsgange äußerlich noch etwas anzuflickern, ſondern es muß die Uebung des mathematiſchen Denkens und die Befähigung zu klarbewußter Beobachtung als ein integrierender Theil der allſeitigen Ausbildung des Menſchen anerkannt und ebenſowohl für die künftigen Theologen, Juristen, Philologen, wie für Mediciner und Naturforſcher in den Lehrplan eingefügt werden.

Ferner ſind die Lehrmethoden und die Lehrer für dieſes Ziel ebenſo ſorgfältig auszubilden, wie es für die Elementarfächer und die Sprachen ſeit lange geſchieht. Ob ein Gymnaſium ſeine Schüler gut oder ſchlecht auf das Studium der exacten Wiſſenſchaften vorbereitet, hängt gegenwärtig allein von der Perſon der Lehrer und ihrer Methode ab. Sehr viele Lehrer wiſſen

¹⁾ Die Zukunft der deutſchen Hochſchulen und ihrer Vorbildungsanſtalten, Vortrag, gehalten im literariſchen Vereine zu Karlsruhe. Breslau. Maruſche und Berendt, 1873. S. 34 ff.

²⁾ Ueber den Werth des Zeichnens vergl. beſonders: N. Schöne, Zeichenunterricht der Volkſchule; Preuß. Jahrb. 41. März 1878, S. 283.

beim besten Willen nichts anderes zu thun, als den Schülern einen Auszug dessen vorzutragen, was sie selbst auf der Universität gehört haben, statt nur pädagogisch Werthvolles zu bringen. Sie suchen positive Kenntnisse dogmatisch einzuprägen, statt die Fähigkeiten der Schüler zu entwickeln und zu beleben. Es muß nothwendig Vorkehrung getroffen werden, daß die jungen Lehrer ihre Aufgabe kennen und lösen lernen.

Sehr wesentlich ist außerdem, daß die Gymnasien von der Masse der Schüler gesäubert werden, welche keine höheren Studien beabsichtigen. Wie schon von verschiedenen Seiten vorgeschlagen wurde, läßt sich dies leicht bewirken, wenn die Berechtigung zum einjährigen Dienste nur durch das Reisezeugniß erteilt wird.

Stellt man die richtigen Leute auf den richtigen Fleck und gibt ihnen freie Bahn, so gelingt es unzweifelhaft, die Gymnasialbildung so zu ergänzen, daß auch Naturforscher und Mediciner mit ihr völlig zufrieden sein werden.

Sollte man mir einwenden, die geforderten Aenderungen verlangten einen, wenn auch nicht sehr großen, so doch immerhin fühlbaren Mehraufwand von Zeit und eine Mehrbelastung der Schüler, beide aber seien schon bis auf das äußerste zulässige Maß getrieben, so widerspreche ich dem nicht. Ich mische mich nicht ein in den Streit, ob lateinische Aufsätze und Uebersetzungen in's Griechische gemacht werden sollen oder nicht, weil das, meiner Ansicht nach, eine Sache ist, die nur die Philologen angeht, und die die Aufsichtsbehörde weder fordern noch verbieten sollte. Aber ich frage, ob denn nicht die Lehrer der alten Sprachen, besonders in den oberen Klassen, manche Stunde unnütz verbrauchen, indem auch sie, gleich den Chemikern an den Realschulen, ihren Schülern viel zu viel von dem vortragen, was sie selbst auf der Universität gelernt, Textkritik, Sprachvergleichung, Alterthumskunde und was dergleichen Dinge mehr sind. Die Philologen sind gewohnt, viel Zeit zu brauchen, weil man ihnen viel gibt. Beschränkt man sie ein wenig, so werden sie die Zeit um so besser zu Rathe halten und werden das um so mehr können, wenn man sie vor zu vielen und vor unfähigen Schülern durch das angegebene Mittel möglichst bewahrt.

Was aber die Belastung der Schüler anlangt, so glaube auch ich, daß von denselben schon jetzt eher zu viel als zu wenig verlangt wird, oder besser gesagt zu vielerlei. Es hängt das zusammen mit dem Streben, zu equalisiren und zu centralisiren, das mehr oder weniger subjective Urtheil der Lehrer über Beförderung und Reiseerklärung der Schüler durch die gleichförmige Schablone von Prüfungen zu ersetzen, bei denen der Natur der Sache nach das Hauptgewicht auf die dem Gedächtnisse eingepprägten positiven Kenntnisse fällt. Je mehr man reglementirt hat und die Freiheit der Lehrer beschränkt, um so schlimmer ist dies geworden, so daß jetzt in den meisten deutschen Staaten im Maturitätsexamen eine wahre Sündfluth von auswendiggelernten Zahlen und Daten aus der Geschichte, Religions- und Literaturgeschichte, Alterthumskunde, Geographie u. s. w. gefordert wird, die in letzter Linie nur

die Wirkung haben, daß ſie den jungen Leuten die Luſt benehmen, auf der Univerſität Vorträge über die Gegenſtände zu hören, die auf der Schule in viel zu großem Umfange betrieben wurden. Wir wollen dieſelben nicht ganz verdrängen, glauben aber, daß es ein wahrer Segen ſein wird, wenn unſere Forderungen drei Viertel der jetzt in der Maturitätsprüfung geforderten „Memorirſtoffes“ verdrängen und dadurch dazu beitragen, daß für die Entſcheidung über die Reiſerklärung dem Urtheile des Lehrercollegiums wieder mehr Gewicht beigelegt werde, als dem Ausfalle der Prüfung. Ob die poſitiven Kenntniſſe etwas größer oder geringer ſind, macht wenig aus, wenn nur die jungen Leute mit offenem Auge, friſchem Sinne und geſchultem Verſtande die Hoſchſchule betreten.

Die verlangte Verbeſſerung der Gymnaſien iſt das einzige Mittel, die Realschulfrage für die Mediciner endgültig aus der Welt zu ſchaffen. Daſſelbe gilt leider nicht für die Studiren, zu welchen die Realschüler bereits Zugang erlangt haben. Um auch hier zu helfen iſt vorgeſchlagen worden, dieſelben wenigſtens nicht zum Doctorexamen zuzulaſſen. Einige Univerſitäten haben bis in die letzte Zeit dieſe Regel als Tradition bewahrt, andere ſie ſogar neu eingeführt.

Aber Angeſichts der einmal beſtehenden Verhältniſſe iſt dieſes Verfahren nutzlos und außerdem ungerecht. Ein junger Mann, der das Studium der Chemie beginnt, hat ſelten von Anfang an die beſtimmte Abſicht, den Doctorgrad zu erwerben. Er läßt ſich daher durch jene Vorſchrift weder vom Studium abhalten noch zur vorgängigen Erwerbung des Maturitätszeugniſſes beſtimmen. Erſt im Verlaufe ſeiner Arbeiten zeigt es ſich, ob er zu ſelbſtſtändiger Forſchung und wiſſenſchaftlicher Productivität ſich beſähigt und berufen fühlt. Nun aber iſt und bleibt der Doctortitel, ſo oft er auch an Unwürdige verliehen ſein mag, für den Studirenden, der kein Staatsamt erſtrebt, beſonders den Chemiker, das einzige Mittel, die erlangte wiſſenſchaftliche Selbſtſtändigkeit zu erweiſen. Iſt es nun gerecht, einem tüchtigen ſtrebſamen jungen Manne dieſes Zeugniß zu verweigern, nur, weil er trotz einer mangelhaften Schulbildung dieſe Stufe der Entwicklung erreicht hat? Sollen wir eine vorzügliche Arbeit zurückweiſen, weil ihr Verfaſſer von der Realschule kam, und eine mittelmäßige, gerade noch genügende annehmen, lediglich, weil ihr Urheber mit derſelben zugleich das Reiſezugniß eines Gymnaſiums vorlegt? Wollten wir dieſe Ungerechtigkeit begehen, ſo würden wir nicht nur die Doctorpromotion ſo gut wie abſchaffen, weil wir kaum noch Gymnaſiaſten unter unſeren Studirenden haben, ſondern wir würden obendrein, und das wäre die ſchwerſte Schädigung, die productive Thätigkeit aus unſeren Laboratorien verbannen. Da als Doctordiſſertation eine ſelbſtſtändige wiſſenſchaftliche Arbeit verlangt wird, ſo drängen ſich unſere Studenten zu eigener Forſchung; der Univerſitätsprofeſſor hat ſtets zu wehren, daß ſie damit nicht zu früh beginnen, während ſein Colleague am Polytechnicum ſeine Schüler, die nur Uebungsaufgaben löſen wollen, nur mit Mühe dazu

bringt, ihre Kraft an noch ungelösten Problemen zu erproben. Dieser einzige und letzte Unterschied zwischen den Laboratorien der Universitäten und der polytechnischen Schulen würde ausgelöscht werden.

Bei der Prüfung des Doctoranden müssen wir nothwendig das Hauptgewicht auf die Fachbildung legen. Wirklich schlechte Schulbildung ist natürlich auch ein triftiger Grund zur Zurückweisung; aber die Forderung des Maturitätszeugnisses gehört nicht vor das Doctorexamen, sondern vor den Beginn des Studiums.

Hätte man alle Realschüler von der Promotion zurückgewiesen, so würde man damit auch den Nachwuchs akademischer Docenten der Chemie fast ganz abgeschnitten und eine nicht geringe Zahl tüchtiger Kräfte, die jetzt als Privatdocenten und Professoren an den polytechnischen Schulen und an den Universitäten segensreich wirken, in die Technik gedrängt haben. Diesen die *Venia legendi* versagen, nachdem sie sich als productive Forscher hervorgethan, wäre nicht nur unrecht, sondern moralisch unmöglich gewesen. Wir sind zwar hier in Württemberg gewohnt, studirten Leuten bis in's Greisenalter hinein ihre Prüfungsnoten nachzutragen; aber auch hier wird bereitwillig zugegeben werden, daß man einen als Docenten zuzulassenden oder zu berufenden fertigen Mann nach dem beurtheilen muß, was er ist, und nicht nach dem, was er war, als er die Schule verließ, und daß man einen Faraday nicht wegen mangelnden Maturitätszeugnisses vom akademischen Lehramte ausschließen könnte.

Es gibt nur ein einziges unfehlbares Mittel den besprochenen Uebelständen abzuhelfen: die unbedingte strenge Forderung des Reifezeugnisses nicht nach, sondern vor dem Eintritte in das akademische Studium. Nachdem aber die Realschüler einmal zu gewissen Studien zugelassen worden, erscheint es auf den ersten Blick schwierig, ihnen diese Berechtigung wieder zu entziehen. Dies wird auch schwerlich gelingen, so lange sich die Universität auf die Defensiv beschränkt; es ist aber leicht, sobald wir zum Angriffe übergehen, dem die Realschulen der Blößen genug bieten. Bekanntlich suchen dieselben nothgedrungen, wie bisher die preußischen Provinzialgewerbeschulen, einen Theil ihrer Schüler für höhere Studien, den andern zum unmittelbaren Eintritt in's praktische Leben vorzubereiten. Diese beiden Aufgaben sind mit einander absolut unvereinbar. Es ist daher mit den Realschulen genau so zu verfahren, wie es die k. preußische Regierung jetzt mit den Gewerbeschulen zu thun begonnen hat, und hoffentlich ganz und voll thun wird. Es ist ihnen aufzugeben, sich zu entscheiden, ob sie entweder zum Eintritte in's praktische Leben ausbilden, oder für höhere Studien vorbereiten wollen; eines oder das andere. Den Schulen, welche sich dann zur Vorbereitung entschließen, sind alle Uebergriffe in das Gebiet der Hochschule zu untersagen und ihr Curfus so zu regeln, daß er nicht schneller als der der Gymnasien durchzumachen ist. Sie werden dann Zeit und Kraft genug finden, die sprachliche Bildung mehr als bisher zu fördern, das Latein

gründlich zu betreiben und das Griechische, wenn zunächst auch nur facultativ, wieder aufzunehmen. Man kann auch unbedenklich aus ihnen nach dem Vorschlage des Herrn Director Böttcher¹⁾ „Einheitsschulen“ mit Bifurcation der Prima machen, womit besonders den auf angewandter Mathematik beruhenden, auf dem Polytechnicum gelehrtten Fächern gebient werden würde. Die Hauptsache ist, daß ihr Reisezeugniß nicht leichter, noch schneller erlangt werden könne, als das der Gymnasien. Wird diese Forderung streng durchgeführt, so geht ihnen das Mittel verloren, durch das sie im Stande waren, den Gymnasien so erfolgreich Concurrenz zu machen, und sie werden, um Schüler zu behalten, entweder selbst wieder Gymnasien werden, oder diesen sich doch so ähnlich gestalten müssen, daß wir auch mit ihren Zöglingen zufrieden sein können.

Nach Durchführung der verlangten Reform der Vorbildungsanstalten müssen die Universitäten ihre bisher zu weit gewährte Lernfreiheit durch strenge Forderung des Reisezeugnisses einschränken. Daß sie dazu berechtigt sind, unterliegt keinem Zweifel. Die von der Hochschule gewährten Vortheile, die aus Staatsmitteln aufgewandten Gelder sind so bedeutend, daß eine noch dazu im Interesse der Studirenden selbst liegende Gegenleistung nicht verweigert werden kann.

Ich behaupte aber nicht nur die Verchtigung, sondern auch die Verpflichtung der Universität und des Staates zu dieser Forderung. Zu unserer Zeit, die ja mehr als alle früheren alles möglichst schnell und möglichst billig zu erreichen strebt, sucht auch der Vater seinen Sohn so schnell und wenig kostspielig, wie es geht, auf seinen Lebensberuf vorzubereiten. Von dem Werthe einer guten Vorbildung haben wenige einen richtigen Begriff. Welche Sünden gegen dieselbe aus gedankenloser Kurzsichtigkeit und unzeitiger Sparsamkeit versucht und begangen werden, habe ich erfahren, als ich am Polytechnicum mit Eltern, Vormündern u. s. w. über die Zulassung ihrer Zöglinge zum Studium der Chemie zu verhandeln hatte. Ich habe dort aber auch gesehen, welch mächtiges Zuchtmittel für die Väter die Zurückweisung ungenügend vorgebildeter Söhne ist. Sie ist das einzige wirkhame Mittel, die Väter zu zwingen, ihren Söhnen eine gute Vorbildung zu geben; nur sie schützt die Jugend gegen Unkenntniß, Vorurtheil und Nachlässigkeit der Väter. Sie ist darin für die höheren Studien, was der allgemeine unerbittliche Schulzwang für die niedere Volksbildung ist. Entschlagen dürfen wir uns dieses einzigen Mittels um so weniger, als wir alle wissen, daß wir Deutsche, im Gegensatze zu manchen anderen Völkern, was wir zu leisten vermögen, weder durch Routine, noch durch rasches, instinctives Erfassen und Nachahmen, sondern lediglich durch gründliche Schulung des Einzelnen zu leisten pflügen. Die Universitäten und die ihnen vorgesetzten Behörden allein trifft die Verantwortung, wenn die geistige Kraft und Leistungsfähigkeit der

1) H. a. L.

Ration auf einem oder vielen Gebieten sinkt oder auch nur stehen bleibt, weil das akademische Studium, in Folge ungenügender Vorbereitung, nicht den Erfolg hat, den es haben könnte und sollte. Darum haben wir die Pflicht, die zu liberal gewährte Lernfreiheit auf das allein zulässige Maß einzuschränken.

Die Zeit ist der Durchführung dieser Reform günstig, da die dar-
niederliegende Industrie augenblicklich sehr viel weniger naturwissenschaftlich gebildete Techniker braucht als bisher, eine etwaige zeitweilige Abnahme des Studiums, daher keinen Mangel erzeugen wird.

Natürlich ist eine geraume Uebergangsfrist von etwa fünf Jahren zu gewähren, nach deren Ablauf im studentischen Alter stehende Reichsangehörige zu allen Studien nur auf Grund eines Reisezeugnisses der reformirten Vorbereitungschulen zuzulassen sein werden. Wer außerdem als Hospitant zugelassen werden soll, ist bestimmt zu regeln, ähnlich wie es die Polytechnica meist geregelt haben. Es werden das namentlich sein: Leute reiferen Alters, solche, die schon in Amt und Beruf stehen, Ausländer, gegen die man aber nicht gar zu lax sein sollte, vielleicht auch die Pharmaceuten, wenn es wirklich nicht möglich ist, von ihnen mehr als die jetzt vorgeschriebene Secundanerbildung zu fordern. Ob man auch die Landwirthe ohne Reisezeugniß zulassen darf, ist mir sehr zweifelhaft; ich glaube, daß man es von einer großen Zahl derselben erzwingen kann.

Sicher werden viele Collegen meine Vorschläge zu gewagt finden. Sie werden eine bedeutende Abnahme der Frequenz befürchten; aber mit Unrecht. Wenn Jemand bei Durchführung dieser Reform Gefahr läuft, Hörsaal und Laboratorium sich leeren zu sehen, so ist das der Chemiker, und nicht am wenigsten der Chemiker zu Tübingen. Gleichwohl mache ich allen Ernstes den Vorschlag ohne Bangen. Das allerdings ist sicher, wenn nicht alle Universitäten gleichzeitig die Reform unternehmen, so werden die zurückbleibenden auf Kosten der anderen ihre Frequenz gewaltig steigern. Die einen werden volle, die anderen leere chemische Laboratorien haben; daran wird heutiges Tages auch die Persönlichkeit der Professoren wenig ändern können.

Wenn aber auch alle Universitäten das Zeugniß der Reise fordern, so bleibt doch für den Chemiker noch die gefährliche Concurrenz der Polytechnica, deren Professoren der Chemie denen der Universitäten vollkommen ebenbürtig sind und über Laboratorien verfügen, die so gut und besser eingerichtet und meist reicher dotirt sind als die unsren. Es liegt die Gefahr nahe, daß die studirenden Chemiker, statt mit dem Zeugnisse der Reise die Universität zu besuchen, lieber ohne dasselbe auf das Polytechnicum gehen werden. Ich fürchte auch das nicht. Denn erstlich stellen schon jetzt etliche polytechnische Schulen höhere Anforderungen als wir an die Vorbildung der Studirenden und haben gleichwohl volle Laboratorien, und zweitens besitzen wir ein mächtiges Hilfsmittel, das uns auch unter erschwerenden Umständen die Concurrenz wird bestehen lassen, in dem viel geschmähten und oft ver-

achteten Doctortitel. Ob auch vielfach mißbraucht, hat er als Beweis der erlangten wissenschaftlichen Selbstständigkeit seinen Werth noch nicht verloren und wird im Ansehen nur steigen, wenn die Universität die Anforderungen an die Vorbildung ihrer Studirenden erhöht. Dann erst wird es nicht nur historisch, sondern auch sachlich gerechtfertigt erscheinen, daß nur die Universität und nicht das Polytechnicum den Chemikern den Doctorgrad erteilt. Der Wunsch, denselben zu erlangen, wird den strebsamen jungen Chemikern bleiben, dieselben dem Polytechnicum entziehen und der Universität zuführen; aber nicht, wie jetzt, erst in den letzten Semestern, sondern von Anfang an, wenn der Uebertritt von der einen zur anderen Lehranstalt nicht mehr so leicht ist wie bisher. Es könnte daher geschehen, daß die Forderung des Reisezeugnisses nicht den Universitäten, sondern im Gegentheile der polytechnischen Schule Schüler entzöge.

Fragen wir nun zum Schlusse, wer die Durchführung der nothwendigen Reform in die Hand nehmen soll, so müssen wir leider eingestehen, daß von der Initiative der zwanzig Universitäten des deutschen Reiches wenig zu hoffen ist. Das Reich selbst hat eine nur sehr zweifelhafte Competenz, besitzt keine Unterrichtsbehörden, und zudem ist das wenige, was an Prüfungsordnungen u. s. w. im Namen des Reiches auf diesem Gebiete geboten wurde, nicht so ausgefallen, um ein weiteres Vorgehen auf dieser Bahn zu empfehlen. Es bleibt daher nur übrig, daß die Regierungen derjenigen Staaten, welche Universitäten besitzen, sich über ein gemeinsames Vorgehen verständigen. Nachdem die Frage so vielfach hin und her besprochen und seit geraumer Zeit spruchreif ist, dürfte das nicht allzuschwer fallen.

Es war gewiß sehr anerkennenswerth, daß die Unterrichtsverwaltungen, besonders die preussische, viele Gutachten eingefordert und alle möglichen Corporationen und Parteien gehört haben. Aber ich glaube, es ist damit allgemach genug geschehen; noch mehr dergleichen könnte die Ansicht hervorgerufen, daß die Unterrichtsministerien und Schulbehörden sich selbst nicht klar wären über die einzuschlagenden Wege. Ich bin gewiß kein Freund bürokratischer Weltbeglückung; aber ich meine, daß die vorliegende Frage eine wesentlich technische ist, die nur durch Schulmänner von Fach wirklich gelöst werden kann. Darum wünsche ich, daß diese sich dazu ebenso unabhängig von den Strömungen im Laienpublicum stellen, wie es der Kriegsminister in den technischen Organisationsfragen zu thun gewohnt ist, und mit klarem Blick und fester Hand unbekümmert um das Geschrei zur Rechten und Linken auf das Ziel lossteuern, das kein anderes sein kann, als die Erhaltung und Hebung der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten.



Adolphe Nourrit.

Von

Ferdinand Hiller.

— Köln. —



Nicht gering ist die Anzahl genialer Sänger und Sängerinnen, deren Name gleichsam identificirt mit einer hervorragenden Rolle gedacht und genannt wird. Wer wüßte nicht vom Hörensagen, wenn er es selbst nicht erlebt, was Fidelio und die Schröder-Devrient Rosine und die Sonntag, Agathe und die Lind, George Brown und Roger sich geworden? Man könnte diese Beispiele noch vielfach vermehren, ohne einem lyrischen Bühnenkünstler zu begegnen, dessen Persönlichkeit nicht allein einer größern Anzahl der bedeutendsten Rollen auf's Engste verknüpft, sondern dessen volle Wirksamkeit auf eine berühmte Operaera von gleichem Einfluß gewesen wäre, wie es bei Adolphe Nourrit der Fall. Und zwar genügte der kurze Zeitraum von acht Jahren, um seine vielseitige künstlerische Thätigkeit zu einer unvergeßlichen zu machen — sie begann im Jahre 1828 mit der Schöpfung des Masaniello und endete im Jahre 1836 mit der des Raoul — die Rollen des Arnold im Wilhelm Tell, des Robert, des Eleazar und anderer von geringerm Belang, liegen dazwischen. Freilich wurde ihm auch das seltene Glück zu Theil, während seiner so schnell und so tragisch abgeschlossenen Laufbahn die bedeutendsten Werke Auber's, Halévy's, Rossini's und Meyerbeer's entstehen zu sehen, Werke die immer noch in allen Musiklanden zu den Pfeilern des neueren Opernrepertoires gehören. Weder vorher noch nachher ist in unserm Jahrhundert eine so concentrirte und fruchtbringende Schöpfungszeit für das lyrische Drama erlebt worden.

Von allen Bühnen, die ein langes Leben hinter sich haben, ist keine der großen Oper in Paris zu vergleichen, in Beziehung auf die Einfachheit und die Stetigkeit ihrer langsamen Entwicklung. Von einer kleinen Anzahl von Componisten und Dichtern beherrscht, deren Werke ungewöhnlich lange Zeit

von der Gunst des Publicums getragen wurden, liegt ihre mehr als zweihundertjährige Geschichte so klar vor, daß sie in ihren Hauptzügen mit wenigen Federstrichen gezeichnet werden kann. Vor Allem ist es bemerkenswerth, daß die Tondichter, die den weittragendsten Einfluß auf ihre Geschicke ausübten, Italiener und Deutsche waren, während die Ausübenden fast ausschließlich Franzosen gewesen und auch keine andere Stadt als Paris die Atmosphäre bieten konnte für ein gedeihliches Wachsthum. Der Form nach übernommen, in Wahrheit gegründet von dem Günstlinge Ludwigs des XIV. von dem genialen Italiener Lully, — dessen vielseitige Talente dabei vielleicht noch wirksamer sich zeigten, als seine große musikalische Begabung, — fortgeführt von dem außerordentlichen Rameau, dem einzigen Franzosen, der durch eine große Anzahl von Werken während längerer Zeit die Bühne der Akademie beherrschte, — war es Gluck, der zuerst durch tiefe reiche musikalische Schöpfungen derselben die herrlichste Weihe gab. Man ist gewohnt in Gluck einen Componisten zu sehen, der sich von der musikalischen Musik, wenn ich so sagen darf, abwendete, um vorzugsweise durch declamatorische und dramatische Anwendung derselben zu wirken. Das ist jedoch nur wahr in seinem Verhältniß zur damaligen italienischen Opera seria, deren zur Schablone gewordene Formen er abschüttelte — es ist aber gänzlich falsch in Beziehung auf seine Vorgänger an der französischen Oper. Diesen gegenüber ist er der echt vocale, melodische, formgewandte Meister — nicht durch das, was er, weil es ihm widersinnig erschien, in der damaligen fast allgemein giltigen Schreibweise der Italiener vermied, nein, durch das, was er von der Schönheit ihrer Gesänge beibehielt, gewann er den Sieg über seine Vorgänger. Daß er aber mit diesen musikalischen Vorzügen die tiefe Auffassung des wesentlich Dramatischen so vortrefflich zu vereinigen wußte, machte ihn geeignet, auf ein französisches Publicum eine so außerordentliche Wirkung auszuüben; eine gewisse Verstandeskühle, die unsern Nachbarn jenseits der Vogesen eigen, hat sie im großen Ganzen stets dahin geführt, in jeder Gattung von Oper ein Juste-milieu vorzuziehen, das weder das absolute Beherrschen des Wortes durch den Ton, noch das umgekehrte Verhältniß zuläßt.

Wieder war es ein Italiener, Gasparo Spontini, der durch ein paar unsterbliche Dramen (wenn sie auch nicht mehr gegeben werden und gegeben werden können), auf dem durch Gluck betretenen Wege vorwärtsschritt, — seine schönen, ausdrucksvollen, ja leidenschaftlichen Melodien mit dem Glanze eines reichen Orchesters schmückend. Einzelne geringfügigere Werke Sacchini's und Salieri's, Lesueur's und Catel's bildeten, neben und nach Gluck und Spontini entflehend und verschwindend, das Repertoire der Akademie bis in die Mitte der zwanziger Jahre. In der Verehrung des deutschen wie des italienischen Meisters blieb sich das Pariser Publicum treu — nicht aber in dem Besuche der Aufführungen ihrer Werke. Das Bürgerthum fühlte sich mehr angezogen von den anmuthigen und geistreichen Schöpfungen der opera comique — die Aristokratie jeder Gattung schwelgte in der sinnlichen

Schönheit italienischen Gesanges, enthusiastirte sich für die Meisterwerke Mozart's und berauschte sich in Rossini's berückenden Weisen, glänzenden Orchesterklängen und in den vollendeten Aufführungen seiner Opern durch die transalpinischen Virtuosen. Schließlich rief man den Maestro selbst nach Paris.

Auch die getreuesten Anhänger der alten großen Oper konnten nicht läugnen, daß die talentvollen Darsteller derselben sich von ihrem dramatischen Triebe zu sehr hinreißen ließen und die musikalische Schönheit allzuoft einer recitativischen forcirten Declamation opferten. Eine rühmliche Ausnahme machte der Tenorist Louis Nourrit, ein Schüler Garat's (des französischen Stodhausen), der vom Anfang des Empire bis in die Restauration hinein, durch seine schöne Stimme und seinen trefflichen, wenn auch etwas kühlen Vortrag, einer der beliebtesten Sänger der Akademie blieb. Er war der Vater unseres Adolphe¹⁾ welcher in seiner ganzen Erscheinung, wie im Klang der Stimme, so sehr ihm glich, daß man auf diese Aehnlichkeit hin, im Jahre 24 eine Oper baute, „les deux Salem“ (den Menächmen des Plautus nachgebildet), in der Vater und Sohn die Rollen der Zwillinge mit täuschender Wirkung gaben. Diese künstlerische Collegialität zu erringen, war jedoch dem Sohne nicht leicht geworden, denn trotzdem die Natur ihn mit Allem auf's Reichlichste ausgestattet hatte, was zu den Elementen eines Theatersängers gehört, wollte der Vater, der seinen Stand ohne Liebe und Ehrgeiz ergriffen hatte, nichts davon wissen und hatte ihn frühe schon zum Kaufmann bestimmt. In der berühmten Pariser Erziehungsanstalt Sainte-Barbe, in welcher eine große Anzahl hervorragender Männer ihre erste Bildung erhalten haben, blieb er bis zum 16. Jahre, der Besten Einer und für's Leben mit Vielen der Besten jener Zeit befreundet. Es spricht nicht wenig für seine allgemeine Befähigung, daß er, fast noch ein Knabe, Buchhalter und Kassirer in angesehenen Handlungshäusern wurde — seiner Leidenschaft für Gesang konnte er sich nur im Geheimen hingeben. Ein günstiger Stern führte ihn zu Garcia, dem Vater und Lehrer der Malibran, der Viardot, des noch wirkenden Meisters Manuel Garcia, der, Adolphe's außerordentliche Begabung erkennend, ihn schnell förderte, und, nachdem er ihn hinreichend vorgebildet fand, gemeinschaftlich mit seinem Zöglinge die Zustimmung des überraschten Vaters zu gewinnen mußte. Am 11. September 1821 trat er zum erstenmal in der großen Oper, als Pylades in Gluck's Iphigenie auf und errang sofort allseitige Anerkennung — er stand erst im zwanzigsten Jahre. Und bis zum Tage, an welchem seine Abschiedsvorstellung Statt hatte (am 1. April 1837), bildete seine Laufbahn nicht nur eine Folge von Erfolgen, — sie gab zu gleicher Zeit ein Bild andauernden Fortschrittes in der Entwicklung und Entfaltung der seltensten Gaben.

Nourrit's Erscheinung war in hohem Grade bestrickend. Ein lebhaftes ausdrucksvolles Auge, dunkles reichgelocktes Haar, regelmäßige anmuthsvolle

¹⁾ geb. in Montpellier, d. 3. März 1802.

Gesichtszüge, die in ihrer Beweglichkeit jeder Empfindung gerecht wurden, eben so unbefangenen heiter zu lächeln, wie die leidenschaftlichsten Stürme der Seele abzuspiegeln verstanden; — eine Figur, die weder zu klein noch zu groß war, nur an Ueberfülle litt, erlaubte ihm mit gleichem Glücke den jugendlich-naiven Campagnarden, wie den ritterlichen Edelmann darzustellen. Jede neue Rolle schien eigens für ihn erdacht worden zu sein, so vollständig wußte er sie sich, auch äußerlich, anzueignen. Die sorgfältigsten, vielseitigsten Studien füllten seine freie Zeit aus — und er hatte viel freie Zeit, so lange er nur neben dem Vater oder für ihn auftreten konnte. Ein vortrefflicher Schauspieler des Théâtre français, Baptiste aîné, war sein Declamationslehrer — Talma, den er oft zu sehen Gelegenheit hatte, wurde ihm Vorbild, und interessirte sich lebhaft für den enthusiastischen Jünger. Geschichte und Dichtung, Malerei und Sculptur mußten ihm ihre Schätze öffnen, nicht nur zum Genuße, auch zu künstlerischer Nußanwendung. Wie viel er wußte, wie tief er namentlich die Schönheit in der Plastik aufzufassen verstand, hatte ich schon in Paris, als ich näher mit ihm bekannt geworden, Gelegenheit zu erfahren — vollends aber während eines Ausflugs nach Venedig, den ich in späterer Zeit das Glück hatte, gemeinschaftlich mit ihm zu unternehmen. — Die Stimme Mourrit's gehörte nicht zu jenen phänomenalen Organen, die den Hörer schon durch das Anschlagen weniger Töne in einen sinnlichen Rausch versetzen; sie war auch nicht von jener das Echo der Mauern herausfordernden Kraft — aber von reinem Wohlklang erfüllt. Markig und voll, ja kühn erdröhnend, wo es darauf ankam, stand ihr auch verführerische Süßigkeit zu Gebote. Mit einer wunderbaren Virtuosität bediente er sich der Kopfstimme; den Uebergang zu derselben vollständig verschleiend, wußte er ihr die entgegengesetztesten Wirkungen dramatischen Ausdruckes abzugewinnen. Vortreffliche Aussprache des Textes, untadeligste Reinheit der Intonation, echt musikalische, rhythmische Bestimmtheit schienen bei ihm organisch — sie wurden vom Hörer als selbstverständlich kaum beachtet. Dieser, durch höhere Leistungen gefesselt, nahm jene Eigenschaften als Voraussetzungen hin, was sie eigentlich auch immer sein sollten und mußten. Nur eine Seite vocaler Ausbildung hatte Mourrit bisher sich weniger zu eigen gemacht — die Aufgaben, die ihm gestellt gewesen, hatten sie nicht erheischt — es war die, leichter, schneller Vocalisation. Der Moment kam, wo er derselben bedurfte, und bald wurde er ihrer Herr und zwar — unter der Anleitung Rossini's.

„Ein volles Jahr habe ich fast ausschließlich den Gesanglehrer gemacht“, sagte mir der Maestro par excellence eines Tages. — Der Philhellenismus blühte in Paris wie damals fast überall und er wurde dort unter Anderem die Veranlassung zur Umgestaltung des italienischen „Maometto“ in die französische „Belagerung von Corinth“, das erste Werk Rossini's, welches auf die Bretter der „großen Oper“ gelangte und, da es an die Sänger derselben sehr ungewohnte Forderungen stellt, den Componisten zu jener Thätigkeit veranlaßte. Den 9. October 1826 wurde die „Belagerung“ zum ersten Mal

aufgeführt und zwar mit großem Erfolge. Während die Rolle des Neocles die erste, theilweise wenigstens, für Adolphe Nourrit geschriebene Partie war, wurde die des Cleomenes in derselben Oper zur letzten des Vaters, der sich Ende des Jahres vom Theater zurückzog, dem Sohn den Vollbesitz des ersten Faches überlassend. Einundzwanzig Jahre hatte er der Academie angehört.

Die erste Rolle, in welcher Adolphe Nourrit Gelegenheit gegeben war, seine Kunst und Genialität in vollstem Maße zu offenbaren, war die des Masaniello in der Stummen von Portici (erste Aufführung den 29. Februar 1828). So berühmt und populär diese Oper auch heutigen Tages noch ist, so wenig gibt man sich Rechenschaft von der Ueberraschung, die die Neuheit ihrer Gestaltung auf der Bühne Gluck's und Spontini's hervorrufen mußte. Man könnte sagen, daß mit ihr das demokratische Element urplötzlich sich einen Platz auf einem der pathetischsten, vornehmsten Theater eroberte. Volkslieder, Volkstänze, Volksmarkt und -Aufruhr — der Held ein Fischer — es war die Genremalerei auf die Historie angewendet, wie es freilich lange vorher Horace Bernet und Andere mit der Palette versucht hatten. Dazu eine modern-brillante selbständige Anwendung des Orchesters zu der Pantomime der Fenella, wie sie ebenfalls in der großen Oper nicht dagewesen war. Was Nourrit in der Hauptrolle leistete, ist schwerlich von irgend einem seiner Nachfolger in aller Herren Länder wieder erreicht worden — auch hat vielleicht keine der später ihm zugefallenen Partien sein erstauenswerthes Talent als Sänger, wie als Schauspieler in ein helleres Licht gesetzt. Die volksthümliche, scheinbar nachlässige und doch von südl. angeborener Noblesse getragene Haltung, mit der er den Fischer durch alle Phasen seines vielbewegten Schicksals darstellte, trug den Stempel vollster Wahrhaftigkeit — und neben den männlichsten, aufregendsten Accenten des revolutionären Jünglings fand seine Stimme in dem bekannten Schummerlied Töne von solchem Schmelz, von so rührender Innigkeit, daß das ganze Publicum davon wie magnetisirt wurde. Ein halbes Jahrhundert ist seitdem verfloßen — und noch ist mir jeder Blick, jeder Ton gegenwärtig, — und ich kann mir den kühnen Lazzarone kaum anders vorstellen, als unter Nourrit's Zügen.

Zwei Opern schrieb Rossini für die große Oper, nach den Umwandlungen des Raometto und des Mose — den Grafen Dry und den Wilhelm Tell; auch von diesen Weiden verdankt die erste einem zur Krönung Karls X. componirten italienischen Gelegenheitsstück „il viaggio di Reims“ ihren Ursprung. Sie ist außerhalb Frankreichs eben so unbekannt geblieben, als der Tell berühmt geworden und hätte wahrlich ein anderes Schicksal verdient, denn sie steht, in ihrer Gattung, auf der gleichen Höhe. So frivol die Handlung, so liebenswürdig geistreich und gefällig ist die Musik — die Instrumentation ist fast von Mozart'scher Feinheit. Die Ensemblestücke sind breit und doch dramatisch zugeschnitten, ohne jenes um das Bühnenspiel unbekümmerte Sichgehenlassen vieler italienischen Erzeugnisse des genialen Meisters. Ein Chor für Männerstimmen ohne Begleitung ist, so viel ich weiß, das einzige Stück

daraus, welches in Deutschland durch Liederkränze u. dgl. zur Zeit einige Verbreitung gefunden. Nourrit gab die Hauptrolle, den Grafen, einen übermüthigen Gesellen, mit jener feinen Grazie, wie sie den guten französischen Schauspielern, inmitten aller Ausgelassenheit, eigen ist.

Ueber Rossini's Tell, der zum ersten Mal ein Jahr vor der Juli-revolution, den 3. August 1829, als eine Art von Einleitung zu derselben aufgeführt wurde, ist seit fünfzig Jahren Alles gesagt worden, — was in den ersten vierzehn Tagen schon gedruckt zu lesen war. Allgemeine Bewunderung der Musik — des Tactes, mit welchem der Componist sich den theatralischen Anforderungen des französischen Publicums zu fügen gewußt — und allgemeines Bedauern, daß ihm kein Buch zu Theil geworden war, seines Genies würdig — lebendig und spannend genug, um das Interesse zu fesseln. Auber, Halévy und Meyerbeer wurde in dieser Beziehung ein besseres Schicksal zu Theil. Nourrit sang den Arnold mit ganzer Seele und tief ergriffen wurde man von seinen Accenten in den Klagen des schmerz erfüllten Sohnes — jedoch bot ihm, dem es künstlerisches Bedürfniß war, volle Charaktere in reicher Entwicklung darzustellen, die blasser Figur kaum genügenden Stoff für seine dramatische Kraft. Nicht ohne tiefstes Bedauern kann man jedoch daran denken, daß Rossini mit diesem Meisterwerke im Alter von 37 Jahren seine Laufbahn beschloß. Was ihn Alles dazu veranlaßt haben mochte, gehört nicht hierher — daß er aber wohl daran gethan, weil es ihm möglich, wird niemand zugeben, dem tiefere Blicke in sein Wesen als Mensch oder Musiker zu thun, vergönnt gewesen.

Am 21. November 1831 wurde Meyerbeer's Robert le diable zum ersten Male aufgeführt — der universale Erfolg dieses Werkes war nach dem ersten Abend, so brillant derselbe verlief, nicht vorher zu sehen. Einer meiner Freunde, mit dem ich nach der Vorstellung zusammentraf und der ein ebenso gebildeter Mann, wie Musikfreund war, bot mir einen Napoleondor für jede kommende Aufführung — die ersten zehn ausgenommen; — ich habe von dieser absonderlichen Gattung von Tantiömen leider keinen Nutzen gezogen. Gefährlicher für die Oper als dies Mißtrauensvotum, waren einige Unfälle, die sich ereigneten und von welchen ich den schlimmsten mittheilen will. Nach dem Trio des fünften Actes, in welchem Alice und Bertram, der Himmel und die Hölle, kämpfen um den Besitz des leidenschaftsvollen Helben, kehrt Bertram bekanntlich, versinkend, in die Unterwelt zurück. Nourrit, in der außerordentlichsten Aufregung, ganz der Situation hingegeben, macht einen Schritt nach dem scheidenden Vater, dann einen zweiten zu weit führenden und — fällt ihm nach, hinunter in die noch nicht geschlossene Oeffnung der Bühne. Bertram = Levasseur in der Tiefe sieht sich erstaunt um und fragt, mit dem ihm eigenen Phlegma, den unvermuthet ihm folgenden Sohn: „Was, Teufel, hast Du hier zu verrichten?“ Auf der Bühne hielt man Nourrit für verloren — Alice fing zu weinen an — im Publikum sah man sich zweifelnd um, ungewiß über die Vorgänge da droben. Nach einigen höchst

peinlichen Minuten erschien jedoch Robert wieder auf der Bühne, und seine Trauung mit Isabella konnte vollzogen werden. Doch war die lebensgefährliche Episode nicht ohne kleine Verletzungen vorüber gegangen, man ließ dem Sänger zur Ueber und die zweite Vorstellung mußte verschoben werden, was immerhin fatal genug war. Denn eine glückliche erste Aufführung ist nur eine halb gewonnene Schlacht; der Feind muß verfolgt werden, damit der Sieg ein vollständiger heiße.

Wie sehr er das hier wurde, ist allbekannt — einer der größten Opernerfolge dieses Jahrhunderts. Der großen französischen Oper war ein neues Element gekommen, das romantisch-fantastische; ihrem ursprünglich vorwiegenden Pathos waren innerhalb weniger Jahre das Populär-charakteristische der Opéra comique, das breit Melodische der italienischen Oper, das Dämonische des neuesten deutschen Singspiels zugesellt worden. Dazu durch die talentvollen neueren Librettisten, Scribe's vor Allen, die außerordentliche Belebung der Vorgänge, namentlich auch die vielseitige dramatische Anwendung des Chores. Meyerbeer war es aber, der in seinem Effekticismus, der Frucht ernststen Nachdenkens, zahlreicher Erfahrungen, genialer Begabung und energischer Arbeitskraft, zum erstenmal alles dies zusammengegrafft dem Publikum geboten hat. Was gegen diese Versatilität zu sagen ist, hat man häufig genug und in allzu schroffer Weise vorgebracht — der Meisterhaftigkeit, der Gewissenhaftigkeit und der genialen Erfindungskraft des Componisten allzu oft seitens der Kritik die gerechte Anerkennung verweigert. Meyerbeer hatte stets die ernstesten Intentionen. Daß ihn seine Begabung zuweilen im Stiche ließ, verdient weniger Tadel als seine unausgesetzten Bestrebungen, Hohes zu leisten, dem Unbefangenen Achtung einflößen müssen. Begeistert zu wirken zu wollen, war sein ausgesprochenes Vorfaß — daß es ihm da am besten gelungen, wo er sein Bestes gethan, spricht für das Publicum sowohl, wie für den Künstler.

Nourrit leistete in der Rolle des Robert sowohl als Sänger, wie als Schauspieler das Außerordentlichste. Ein dämonisches Feuer schien ihn zu durchströmen, bald leise webend, bald sich zu sengender Gluth entflammend. In wohlburchdachter Steigerung entwickelte sich sein Gesang, wie sein Spiel von Anfang bis Ende. Eine ergreifende Mimik verließ ihn nie, ohne da herausfordernd zu werden, wo ihm nur der zweite Platz gegönnt war im Interesse des Zuschauers — aber wenn man ihn suchte, fand man ihn sicherlich nie abwesend. Und mit welch' heiterer Grazie und virtuoser Vollendung warf er jene leichten Passagen hin, die der Componist andern Sängern kaum zugemuthet zu haben scheint, denn schon in der gestochenen Partitur finden sich Erleichterungen neben der Originalcomposition. Seine Auffassung und Darstellung ergänzten durchwegs, was Librettist und Ton-dichter etwa an feineren Uebergängen, an klareren Auseinandersetzungen ver-säumt haben mochten. Ueberhaupt aber waren die Sänger, die Meyerbeer zu Gebote standen, auserlesene Künstler — die Cinti-Damoreau, die Dorus, —

später eine Schülerin Mourrit's, Cornelia Falcon und Levasseur bildeten ein eminentes Ensemble, wie es die große Oper in dieser Vollständigkeit seitdem nicht wieder besessen hat.

Einige weniger glückliche Unternehmungen des grandiosen Theater's, wie „Don Juan“, Cherubini's „Ali Baba“ und auch Huber's „Maskenball“ kann ich hier übergehen, um auf Halévy's „Jüdin“ zu kommen. Ueber die Entstehung dieses Werkes hat der Componist in seinem Buche: „Derniers souvenirs et portraits“ so interessante Aufschlüsse gegeben, daß ich mir's nicht versagen kann, die Stelle zu übersetzen. Die Bescheidenheit des lebenswürdigen Componisten zeigt sich darin nicht minder hervortretend, als der bedeutende Einfluß, den Mourrit ausübte. Er erzählt:

„An einem schönen Sommerabend, in dem Park seines Schlosses Montalais, theilte mir Scribe den Stoff zur „Jüdin“ mit, der mich auf's Tiefste bewegte; ich werde stets das Andenken an diese Stunde bewahren, da sie zu der wichtigsten meiner künstlerischen Laufbahn gehört. In der Auseinandersetzung, die mir Scribe von der Handlung und den Trägern derselben gab, war die Stelle des Prinzen Leopold, des Geliebten der Rachel, Mourrit zugedacht — Eleazar, ihr Vater, dem Bassisten Levasseur und der Cardinal dem Baritonisten Dabadie. Aber als ich anfang mich mit der Composition zu beschäftigen, bewegte mich die Vorstellung von dem Eindruck der tiefen Accente, die die Tenorstimme Mourrit's als Eleazar hervorbringen würde. Zu gleicher Zeit gewann ich dann Levasseur's Stimme und Talent für die Rolle des Cardinals. Scribe war meiner Meinung — jedoch überließen wir Mourrit, dem wir das Buch übergaben, die Wahl seiner Rolle. Nach wenigen Tagen theilte uns derselbe seine Antwort mit; sie lautete: „meine Wahl kann nicht zweifelhaft sein; ich werde ein Waterherz zeigen“ (J'aurai des entrailles paternelles). Es war die echte Kunstliebe, die ihn dabei besaßte. Der Tenorist hängt an seinem Vorrecht, liebende Helden darzustellen. Er fürchtet, indem er sich entstellt, die jugendliche Anziehungskraft einzubüßen und den Zuschauern, besonders aber den Zuschauerinnen, die Erinnerung an eine fatale Erscheinung, an ein vorzeitiges Alter zu lassen. Aber Mourrit war jung und stark genug um dieser Gefahr zu trotzen und er setzte sich ihr, im Interesse des Ganzen, gerne aus. — Uebrigens gab er uns vortreffliche Rathschläge. Zu Ende des 4. Actes fand sich ein Finale; er ersuchte uns, dasselbe durch eine Arie zu ersetzen. Ich skizzirte dieselbe in der Empfindung der gegebenen Situation. Mourrit bat sich von Scribe die Erlaubniß aus, selbst die entworfenen Verse auf den Gesang zu dichten — er wolle die wohlklingendsten, der Stimme vortheilhaftesten Worte dazu ausfindig machen. Scribe, der reich genug ist, um Darlehen aufnehmen zu dürfen, willfahrte gern dem Wunsche des Sängers und nach wenigen Tagen brachte uns derselbe die schönen Zeilen:

„Rachel, quand du Seigneur la grâce tutélaire
 A mes tremblantes mains confia ton berceau,
 J'avais à ton bonheur vouée ma vie entière,
 O Rachel! . . . et c'est moi qui te livre au bourreau!“

Man verzeihe mir, so lange von der „Jüdin“ gesprochen zu haben. Ich kenne ihre Geschichte besser als die andern Geschichten, die ich zu erzählen habe, und ich erzähle sie wie ich sie weiß. Auch der Künstler, die mir so viel Talent und so vielen guten Willen entgegen gebracht, wollte ich gerne gedenken und dem Director Herrn Béron, der so viel Geld für die Ausstattung der Oper ausgegeben, Herrn Duponchel, der so schöne Waffen schmieden ließ, ein Dankeswort hinterlassen. Die geharnischten Pferde, die Bannerträger, die den Kaiser Sigismund umgaben, haben sicherlich dem Componisten und seiner Partitur wesentliche Dienste geleistet.“

Nourrit, als Eleazar, war von der ergreifendsten Wahrheit und zwar ohne eine Spur von Caricatur, was sich von den trefflichsten seiner Nachfolger in dieser Rolle nicht sagen läßt. Seine Schülerin, Fräulein Falcon eroberte sich mit der Rolle der Rachel, der ersten, die ihr zu schaffen gegönnt war, die außerordentliche Stellung, die sie leider nur allzu kurze Zeit behaupten konnte — wenige Jahre nachher verlor sie die Stimme.

Im Innern der Administration der großen Oper bereiteten sich nun Veränderungen vor, bei welchen einige Augenblicke zu verweilen geboten ist, da sie auf das künstlerische Gedeihen derselben von großem Einfluß waren. Dr. Béron, der das Institut mit ungemeinem savoir-faire seit mehreren Jahren geleitet hatte, der die réclame wie Niemand verstand, war Millionär geworden und hielt es für das Sicherste sich zurückzuziehen. Mit Meyerbeer hatte er es verdorben, indem er von diesem eine, freilich vereinbarte Entschädigungssumme angenommen hatte, da die Hugenotten nicht zur festgesetzten Zeit bereit waren. Der berühmte Componist, durch dessen „Robert“ der Director hauptsächlich seinen Reichthum gewonnen, wollte ihm nach so schätzbiger Handlungsweise sein neuestes Werk unter keiner Bedingung überlassen. Die Direction ging in die Hände des Herrn Duponchel über, dem, viel mehr noch wie seinem Vorgänger, Decorationen, Costüme und Ballet über Alles gingen, um so mehr als er selbst Maler und Architect war. Nourrit gehörte zu denjenigen, welchen dieser Lauf der Dinge mit Wangen für die Zukunft der Stätte erfüllte, die ihm und der er so viel verdankte. Einstweilen sollte ihm jedoch noch eine große Befriedigung werden, seine Theilnahme an den Hugenotten. Unter dieser verstehe ich nicht allein die Rolle des Raoul, die er schuf, sondern ganz besonders den Einfluß, welchen er auf manche Theile dieses Werkes ausgeübt und der für dasselbe überaus ersprießlich geworden. Hauptächlich war es der mit Recht so berühmte 4. Act, welcher in der ersten Bearbeitung des Dichters ihm durchaus anstößig erschien und dessen Umänderung er auf's Energischste verlangte. Scribe war außer sich: „man hat keine Idee, was mir so eine Oper zu schaffen macht“ rief er aus; „dem

Director soll ich's recht machen, dem Componisten — und nun kommt gar der Tenorist und verlangt einen neuen Act!" Jedoch fügte er sich, wenn er auch, die nothwendigen Verse anzufertigen, Emile Deschamps und Nourrit überließ. Meyerbeer, der liebenswürdigste, bescheidenste Componist, der jeder wohlgemeinten Kritik zugänglich war, und die wiederholteste Arbeit nicht scheute, wenn man ihn von der Nothwendigkeit überzeugte, hat das große Duett des 4. Actes, auf die Aufstellungen Nourrit's hin, dem Fräulein Falcon beistand, dreimal componirt, ehe es seine jetzige Gestalt erhalten — nicht immer führt der Einfluß der Sänger zu solch trefflichen Ergebnissen. Die Rolle des Marcel, oder vielmehr der fanatisch-protestantische Charakter, der ihm gegeben, war aber die eigenste Erfindung Meyerbeers, wie er mir eines Tages mit heiterm Behagen erzählte. Scribe hatte den Diener eben nur zum Diener seines Herrn gemacht. Auch der literarischen Dienste Nourrit's, den Scribe scherzhaft seinen aide de camp nannte, gedachte er mit dankbarer Liebe.

Am 29. Februar 1830 hatte die erste Aufführung der Hugonotten statt — es war die letzte große Aufgabe, welche Nourrit in Paris gestellt worden. Berlioz schrieb über ihn und Fräulein Falcon folgende Worte:

„Beide sind bewunderungswürdig; man muß sie im Duett des 4. Actes gesehen und gehört haben, um sich eine Vorstellung machen zu können von der Vollendung, mit welcher die schöne Scene dargestellt wird. Mit vollster Wahrheit geben sie die Leidenschaft, die Liebe, die Wangigkeit, den Schrecken, die Verzweiflung wieder, aber ohne einen Augenblick unedel zu erscheinen oder unnatürlich, und ohne daß der heftigste Ausdruck der Vollendung ihres Gesanges Eintrag thäte.“ Und Berlioz war nicht leicht zu befriedigen.

Ehe ich zu der zweiten, kurzen, unheilvollen Periode von Nourrit's Laufbahn übergehe, muß ich seiner musikalischen Leistungen außerhalb der Bühne und seines Privatlebens gedenken. Schubert's Gesänge waren zu Anfang der dreißiger Jahre nach Paris gedrungen, in's Französische übersezt worden und errangen sich schnell, wenigstens in der höheren musikalischen Welt, die ungetheilteste Bewunderung. Niemand aber sang sie mit tieferem Verständniß, mit poesievollerer Auffassung als Nourrit, der denn auch am meisten zu ihrer Verbreitung in Frankreich beitrug. Zu seinen schönsten Leistungen zähle ich: „Sei mir gegrüßt“ — „die junge Nonne“ — „Ständchen“. — Den „Erlkönig“ von ihm zu hören, von Liszt begleitet, war das Außerordentlichste, was sich denken läßt.

Von geringerer künstlerischer Bedeutung war es gewesen, daß er nach den Julitagen, zum Schluß der Vorstellungen, die Tricolore in der Hand, die Marseillaise mit stürmischer Begeisterung sang. Er war auch Lieutenant in der Nationalgarde. In jenen schönen, aber unruhigen Tagen, in welchen diese Armee der Ordnung und Freiheit, die damals noch sehr unschuldigen Banden verfolgte, welche sich das Vergnügen machten, mit rother Fahne durch die Straßen zu ziehen, lagerten wir eines Abends im Garten des Palais royal. Man hatte Wachtfeuer angezündet, um welche her wir uns

niederließen, Nourrit sang Chansons von Béranger, man plauderte, lachte, und fand es höchst reizend, in so behaglicher Weise sich den Illusionen kriegerischen Gebahrens hinzugeben.

Schon mit zweiundzwanzig Jahren hatte sich Nourrit verheirathet — eine tiefe Neigung zu Fräulein Adèle Duverger, der Tochter des Regisseurs der Opera comique, hatte ihn so jung zu diesem ernstesten Schritte gedrängt. Aber seine Ehe machte dem bekannten Sprüchwort Ehre — sie wurde für ihn zum Quell des lautersten Glückes. Seine Gattin war keine Schönheit, aber ihr Aeußeres war anziehend und vornehm. Unter anscheinender Kühle verbarg sie tiefes Gemüth. Ihre Gelassenheit und Ruhe, ihre künstlerische Bildung, ihre vortreffliche Ausdrucksweise, ihr ganzes Wesen, gaben dem bewegten, zur Exaltation geneigten Gatten einen festen Anhaltspunkt — die Häuslichkeit war für ihn stets ein sicherer Ankerplatz während der unruhigen Fahrten auf den Bogen des Theaterlebens. Eine Schaar allerliebster kleiner Kinder belebten auf's Anmuthigste sein heiteres Haus.

Für die Trefflichkeit seines Professorates am Conservatorium spricht Nichts mehr, als die stets erneuerte Weigerung Cherubini's, seine Demission zu genehmigen, auch als er Paris mit dem Entschluß verlassen hatte, lange Zeit dem heimischen Boden fern zu bleiben. Daß eine seiner vortrefflichsten Collegiinnen, Fräulein Falcon, seine Schülerin gewesen, habe ich schon erwähnt.

Und dieser schöne Bau, zu welchem Liebe und Bildung, Geist und Talent, Erfolge aller Art die Steine geliefert, er sollte noch kürzester Zeit zertrümmert sein! — — — — —

Ich hatte Paris im Frühjahr 1836 verlassen — im Herbst erhielt ich folgenden Brief von dem Freunde: Paris, den 26. October 1836.

„Ich werde Ihnen aber nun Dinge mittheilen, die Sie vielleicht in Verwunderung setzen werden; doch Eins nach dem Andern, und da ich Ihnen eine fröhliche Neuigkeit anzukündigen habe, will ich mit dieser anfangen. — Meine Frau hat mir ein Töchterchen geschenkt — Mutter und Kind befinden sich vortrefflich. Manche Leute machten ein bedenkliches Gesicht, als sie von einem fünften Mädchen hörten; wir aber, wir empfangen mit Freude was Gott uns bescheert und sagen ihm Dank dafür. Möchte diese ihren Schwestern ähnlich werden, möge sie ihrer Mutter würdig sein — dann sind wir sicher, daß es ein gutes Weib mehr auf der Welt geben wird. Wir dürfen dann hoffen, daß unsere Kindesfinder besser werden, als wir — Halleluja!

Was ich jetzt zu sagen habe, ist ernst und mag Sie unangenehm berühren — aber wie dem sei, es geschah nur für meinen Frieden, für mein Glück und besonders zum Besten der Meinigen.

Ich verlasse die Oper und ziehe mich vom Theater zurück — hier meine Gründe:

Die Direction hat Duprez engagirt, der seit einigen Jahren in Italien als der erste Sänger gilt. Duprez konnte in Paris sich nicht mit einer zweiten Stellung begnügen, man mußte die meine verringern, um ihm eine

zu machen. Mit größter Hingebung ging ich anfänglich auf Alles ein, was man verlangte; und, in Wahrheit, ich glaubte der Wettseifer mit einem solchen Collegen würde mich zu neuen Fortschritten anspornen. Bald aber bemerkte ich, daß meine Familie sich beunruhigt fühlte, daß meine Freunde sich Sorgen machten und da war es um meinen Frieden geschehen. Ich fühlte auch, daß ich vollkommener innerer Ruhe bedarf um mich meiner Kunst zu widmen, daß jede Präoccupation mir schädlich, in einem Worte, daß meine Natur den täglichen Kampf nicht erträgt. Nachdem ich mir die neue Stellung, die mir werden sollte, klarer gemacht, sah ich, daß meine Zukunft allzuwenig meiner Vergangenheit gleichen werde; daß, da die Grundbedingungen meiner Entwicklung fehlen würden, es gar nicht abzusehen sei, welche Kämpfe mir als Mensch wie als Künstler auferlegt sein könnten. Bisher der Erste, konnte ich nichts gewinnen, gegenüber einem Rivalen, der nichts zu verlieren hat. Sie wissen überdies, daß ich immer den Vorfaß gehegt, mich früh vom Theater zurückzuziehen, früh genug, um noch Anderes ergreifen zu können. Ich habe sechs Kinder und werde arbeiten, so lang ich athme. Freilich werde ich nicht leicht wieder eine so glänzende, und namentlich eine so einträgliche Stellung finden — aber in 4, 5 Jahren hätte ich sie doch wohl aufgeben müssen; indem ich mich jetzt zurückziehe, gewinne ich so viel Jahre für meine Zukunft.

Meine Verpflichtungen der Oper gegenüber gehen mit dem nächsten Frühjahr zu Ende; ich gebe meine Abschiedsvorstellung, ich ordne meine, durch 16jährigen Dienst erworbenen Pensionsrechte und mache noch eine Reise in die Provinz, die mir in einem Jahre mehr einbringt, als was ich innerhalb vier Jahren bei der Oper zurücklegen kann. Danach ziehe ich mich in mein Gehäuse zurück, singe zu meiner Freude Cure deutschen Lieder, und gebe mich Studien hin, die von jeher das Ziel meines höchsten Ehrgeizes waren. Unter welcher Form sich die Früchte meiner Arbeiten zeigen werden, weiß ich selbst noch nicht; aber wenn ich weiß, was ich wissen will, wenn ich mein Inneres bereichert und erweitert habe, dann werde ich unfehlbar auch Mittel finden, meine Fähigkeiten zum Besten meiner Familie zu verwerthen. Und unter allen Bedingungen wird es die Kunst sein, der ich mich widme.

Wie Sie nun auch den Schritt beurtheilen mögen, den ich gethan, seien Sie überzeugt, daß es kein unüberlegter Streich ist. Alle meine Freunde befragte ich um ihre Ansicht und erst nach einem Familienrath wurde mein Entschluß ausgeführt. Seitdem ist es wieder ruhig in meinem Hause; meine Mutter, meine Frau sind glücklich darüber und meine Schwester fiel mir vor Freude um den Hals, als sie die Entscheidung vernahm.

Nie hatte ich den Ehrgeiz, ein großes Vermögen zu erwerben; aber da ich fünf Töchter habe, will ich, vom Theater entfernt, in der Welt eine möglichst geachtete Stellung einnehmen. Heute ist meine Lage so glänzend wie möglich, indem ich mich zurückziehe; alle, die mich lieben, finden, daß ich recht thue, Ihre Zustimmung ist die einzige, die mir noch fehlt — ich hoffe, darauf zählen zu dürfen. Wenn aber meine Gründe Sie nicht überzeugen, so eilen

Sie nicht, es mir zu sagen, denn ich bin sicher, daß Sie mir schließlich doch Recht geben werden. Von ganzem Herzen Ihr N."

Gilbert Duprez hatte seine Ausbildung in der ernstesten Schule Chorons erhalten, aus welcher auch Clara Novello hervorgegangen ist. Schon früh war seiner Gesangsweise Anerkennung zu Theil geworden, aber die Schwäche seines Organs stand seinen Erfolgen auf der Bühne im Wege. „Wenn ich keine Stimme habe, muß ich mir eine machen," soll er gesagt haben — jedenfalls gelang es ihm. Nach mehrjährigen Versuchen in Italien, wo er stets in der Gunst des Publicums stieg, schrieb Donizetti für ihn die Rolle des Edgardo in der „Lucia di Lammermoor" — er machte darin „Furore" und war bald der berühmteste Tenor Italiens. Selbstverständlich war für ihn, wie einst für Napoleon, die italienische Campagne hauptsächlich das Mittel in Frankreich, in Paris, zur Herrschaft zu gelangen. Der neue Director der großen Oper, Duponchel, berechnete, daß er mit zwei großen Tenoristen doppelt so viel Geld machen werde, als mit einem — er begann also seine Verhandlungen mit Duprez. Nourrit war befragt worden: er hatte eingewilligt, wie wir gesehen haben. Sein edles Wesen, seine leicht erregte Einbildungskraft zeigten ihm diesen Wettstreit im glänzendsten Lichte — man hatte die beiden Künstler zusammengebracht, nachdem alle Bedingungen festgestellt und von beiden Seiten angenommen worden waren, und die Zusammenkunft verlief in begeisterten Zukunfts träumen. Nourrit hatte sich jedoch offenbar über-vorthellen lassen — gewisse Einzelheiten des Contractes traten ihm, der so lange das Institut gehalten, der die Rollen geschaffen hatte, in welchen er nun mit einem Rivalen kämpfen sollte, dessen Talent durch den Reiz der Neuheit eine doppelte Anziehung ausüben mußte, auf die empfindlichste Weise zu nahe — und was ihn mehr als alles Andere schmerzlich berührte, war, daß sein Freund Halévy die Partie des Tenor in seiner neuen Oper Guido und Ginevra, an welcher er, Nourrit, schon zu studiren angefangen, Duprez geben zu dürfen bat. Er glaubte seine Stimme sei im Abnehmen begriffen — man habe kein Vertrauen mehr zu ihm. Jene Entmuthigung, die in Künstlerseelen allzu häufig wechselt mit den übersfliegendsten Hoffnungen, gewann die Oberhand — obgleich er Duprez damals noch nie gehört hatte, zog er sich zurück — und es ist ihm dies keineswegs als Feigheit auszulegen. In einem, der Zahl der Werke nach, so beschränkten Repertoire, wie das der großen Oper, kann für jedes Fach nur Einer eine Stellung behaupten. Nourrit hatte sein Bestes gethan, und wenn er von sich selbst sagt, daß er von der Natur nicht zum Kämpfen gemacht sei, so glaube ich hinzuzufügen zu dürfen, daß er namentlich der schlimmen Gaben ermangelte, die hierzu am Theater, wie in höheren Regionen, theilweise zu den wesentlichsten gehören. Allzu bescheiden in seinen Äußerungen, allzu zartfühlend, verschwieg er die Ungebührlichkeiten, die man sich ihm gegenüber zu Schulden kommen ließ, und so gab der Schritt, den er nun that, zu den unangenehmsten Mißdeutungen Veranlassung. Er ließ sie über sich ergehen, beruhigt in seinem Innern.

Einstweilen blühten ihm in der Provinz, wohin er die Hugenotten brachte, die überschwänglichsten Triumphe. Seine Abschiedsvorstellung am 1. April 1837 scheint in den Annalen des Pariser Theaterlebens kaum ihres Gleichen gehabt zu haben — war es doch etwas Unerhörtes, wohl kaum Dagewesenes, den beliebtesten Künstler im fünfunddreißigsten Jahre, inmitten der erfolgreichsten Leistungen von der Bühne scheiden zu sehen. —

Unmittelbar nach seinem letzten Auftreten in Paris begann Nourrit seine letzte Sängerreise in Belgien und Frankreich, überall mit fast fürstlichen Ehren empfangen. In Marseille, bei jenen so leicht bis zum Uebermaß erhitzten Südfrenzojen, gab es vor seinem Hotel Scenen, die an Aufruhr grenzten, und die dem so vielfach erregten Manne mehr Widerwillen als Befriedigung einflößten; das Ende seines dortigen Gastspiels wurde zum unheimlichen Vorläufer künftiger Ereignisse.

Die übermäßigen, äußeren und inneren Aufregungen des letzten Jahres, die sich folgenden Gastspiele hatten die Gesundheit des Künstlers nicht unberührt gelassen — oft war er einem peinlichen Leberleiden ausgesetzt, das ihn in tiefe Traurigkeit versetzte. Auch war der schlimme Mistral, ein kalter Nordwestwind, der im Sommer in Marseille herrscht, ihm, wie allen Sängern, verderblich, und er fühlte sich nicht immer im Vollbesitz seiner Stimme. Eines Abends versagte sie ihm am Ende jener Arie in der Jüdin, die zum Theil seine eigene Schöpfung war — er beendigte sie mit einigen Aenderungen — aber in seiner Garderobe angelangt, verfiel er in einen Zustand so verzweiflungsvoller Aufregung, daß Freunde, die ihn dort aufsuchten, die er kaum erkannte, nicht anstanden zu erklären, daß er einem Anfall von Wahnsinn verfallen gewesen. Immerhin brachte er die Aufführung zu Ende — reiste aber bald nach Hause, wo man sein Aussehen so elend fand, so gänzlich verändert, daß man ihn nicht wieder fortlassen wollte. Nach vierzehn Tagen hatte jedoch seine kräftige Natur wieder die Oberhand gewonnen und er setzte seine vereinbarten Gastspiele fort. Diesmal aber wurde er in Toulouse so ernsthaft krank, daß er schnell nach Paris zurückkehrte, sich dort der sorgfältigsten ärztlichen Pflege überlassend. Er trat diesseits der Alpen nie wieder auf.

„Le roi est mort, vive le roi“ heißt es auch in der Theaterwelt. Duprez war in der Oper mit außerordentlichem Glück aufgetreten. Weit entfernt von der tiefen und allseitigen Auffassung einer Rolle, wie sie in der künstlerischen Natur Nourrit's begründet gewesen, gelangte er durch die eigenthümliche Macht seines dunkel gefärbten Organs, durch das an Exageration grenzende Pathos, das er sich in Italien zu eigen gemacht, zu enormen Wirkungen und — zu 100,000 Franken Gehalt. Berlioz berechnet in einer seiner Kritiken auf die ergößlichste Weise, wie viel ihm für jedes Wort, für jeden Tact bezahlt wurde —: „O Mathilde“ 2 Franken, „toi que j'aime“ 2 Fr. 25 Cent. u. s. f. Das sogenannte *ut de poitrine*, das lange Zeit in der Tenorwelt eine große Rolle spielte, war seine Erfindung. Die Presse

feierte ihn, wie Jeden, der zur Regierung gelangt — nicht ohne kleine Bosheiten gegen den Vorgänger. Nourrit jedoch hörte ihn mit den Ohren des Künstlers und Nebenbuhlers — ohne seine Schwächen zu verkennen, bewunderte er die Kraft, die Energie, mit welcher er zu seinen Wirkungen gelangt war und schrieb vielleicht einen allzugroßen Theil derselben der Einwirkung Italiens zu. Man weiß, mit welcher eigensinnigen Leidenschaft die ältesten Theaterkünstler an den Brettern hängen, die ihre Welt ist — wie sollte ein junger Mann, wie Nourrit, der eine der ersten Stellungen in Europa eingenommen hatte, sich leichten Herzens von ihnen abwenden?

Einem intimen Jugendfreunde theilt er sich hierüber folgendermaßen mit: „die Reisen in die Provinz seien ihm durch den schlechten Zustand der von Tag auf den Tag lebenden Theater verleidet; ein Engagement an der Opéra comique sei ihm trotz der glänzendsten Anerbietungen nicht sympathisch — das Singen schon jetzt dran zu geben, dazu könne er sich doch nicht entschließen. So wolle er denn sein Glück in Italien versuchen — jedoch nichts unternehmen, ohne vorher Land und Leute genau beobachtet, die dortigen Sänger gehört, die neuesten Opern kennen gelernt zu haben. Im schlimmsten Falle werde er an Kenntnissen und Bildung bereichert von dort zurückkehren“.

Im December 37 war er in Turin angelangt. Ein glücklicher Zufall wollte, daß auch ich zu jener Zeit meine italienische Reise unternommen hatte — in Mailand traf ich mit Nourrit zusammen, zu meiner innigsten Freude. Die lombardische Hauptstadt war damals durch ein eigenthümliches Zusammentreffen musikalisch äußerst belebt. Rossini hielt Haus, Bizet kam hin, Pixis suchte für seine talentvolle Pflgetochter Francilla Beschäftigung an der italienischen Oper, die musikalische Welt gerieth nach und nach in große Aufregung, wozu die regelmäßig stattfindenden Soirées beim Maestro nicht wenig beitrugen.

Ein Freund Nourrit's, L. Quicherat, Mitglied des Institutes, hat vor etwa zehn Jahren, dreißig Jahre nach Nourrit's Tode, ein dreibändiges Werk über ihn herausgegeben, welches in seinem treuen Enthusiasmus den Fehler hat, allzuviel zu geben, mehr Quellenwerk als Buch zu sein. Zu dem Interessantesten des vielen Interessanten, was es jedoch enthält, gehört eine große Anzahl von Briefen Nourrit's, von welchen die meisten an seine Gattin gerichtet sind. Für mich wurden dieselben zum Ereigniß. Denn nach Verlauf von 40 Jahren fand ich in denselben tagebuchartige Mittheilungen über jene, mit dem Freunde verlebten Wochen, über welche ich selbst keine Aufzeichnungen besaß. Auch so Manches, was er mir erzählt, schlug telephonartig, wieder an mein Ohr. Mit der ganzen Wärme seines für alles Hohe und Schöne so empfänglichen Gemüthes, hatte Nourrit den transalpinischen Boden betreten — in Turin Silvio Pellico und den berühmten Schauspieler Vestri aufgesucht, in Genua Paläste und Kunstwerke betrachtet und war beglückt, in Mailand so viele seiner Pariser Freunde und Verehrer zu finden. Der Wichtigste von Allen, Rossini, hatte ihm in vertraulicher Unterhaltung angerathen, ohne Weiteres in Italien aufzutreten — wir Andern

alle waren derselben Meinung. Er ließ sich nicht überzeugen — auch nicht, nachdem er auf einer Soirée bei Rossini, vor der ganzen Aristokratie und Künstlerwelt Mailands mit dem einstimmigsten, nachhaltigsten Beifall gesungen hatte. Es ist auf immer beklagenswerth. Hätte er als der berühmte Franzose die italienische Bühne betreten, man würde es mit den Schwächen seiner Aussprache nicht genau genommen und sich für seine dramatische Kraft begeistert haben. Aber er wollte zu viel — und verlor Alles.

Ich begleitete ihn nach Venedig, wo wir, trotz Schnee und Regen, eine herrliche Woche zusammen verlebten — Caroline Unger an der Fenice fanden und zusammen mit Donizetti dem Fiasco seiner neuesten Oper „Marie von Rudenz“ beiwohnten. Es war wohlverdient und bestärkte Nourrit in seiner Meinung von dem Triebe der Italiener nach Neuem, Dramatischem. Angenehm berührte es ihn, eines seiner Werke aufgeführt zu sehen, das berühmte Ballet „La Sylphide“ dessen reizende Handlung er erfunden. Auch hier erregte sein Gesang in einigen künstlerischen Kreisen das größte Aufsehen.

Wir trennten uns in den ersten Tagen des Februar — in Mailand erhielt ich nach zwei Monaten folgenden Brief.

Neapel, 7. April 1838.

„Ich hoffe, lieber Freund, Sie haben meiner zuweilen gedacht, seitdem wir uns in Venedig verlassen. Im entgegengesetzten Falle wären Sie undankbar, denn oft habe ich Ihrer gedacht; sehr oft habe ich mir die schönen Stunden vergegenwärtigt, die wir in Venedig zusammen verlebt, wo mir Ihre Gegenwart so wohl gethan.

Wenn ich nicht früher geschrieben, so war der Grund der, daß ich den Abschluß der Verhandlungen erwartete, die Rossini vor meiner Abreise von Mailand für mich begonnen hatte. Schließlich konnten wir uns mit dem Director der Scala nicht einigen. Nicht des Gehaltes wegen (Sie wissen, daß es mir nicht darum zu thun war), aber Merelli konnte mir für mein erstes Auftreten die Rolle nicht versprechen, die ich verlangte. So habe ich denn Rossini für seine Bemühungen gedankt und die Anerbietungen der Direction abgelehnt. Mein Entschluß, in Italien eine neue Laufbahn zu beginnen, steht deshalb nicht weniger fest; im Gegentheil! Mit jedem Schritte den ich in Italien gethan, wurde mir das Land lieber und mehr als je habe ich den festen Willen, mich hier niederzulassen und es zu versuchen, mir die Stellung zu erobern, die ich in Frankreich einnahm. Die Aufgabe ist schwierig, aber gerade deshalb reizt sie mich. Wenn man sich nicht damit begnügt, die Sachen halb zu thun, begegnet man mancher Klippe, die man nicht gahnt und das Hinderniß, über welches man eben hinausgekommen, dient oft nur zur Entdeckung eines neuen, welches mit neuer Kraft aus dem Wege geräumt werden muß.

Aber wahrlich, es wäre nicht der Mühe werth, eine hervorragende Stellung aufzugeben, das Vaterland zu verlassen, sich von den Seinen zu trennen, wenn alle diese Opfer nur dahin führten, ein Leichtes zu erreichen.

Nein, beim Himmel! Was ich erstrebe ist schwer, aber ich will es. Nicht innerhalb weniger Tage besiegt man fünfzehnjährige Angewohnheiten, kann man seine Natur verändern, sich zum Italiener machen, wenn man so lange Franzose gewesen. Das ist's aber, was ich thun muß, woran ich von Morgens bis Abends arbeite mit ebenso viel Muth als Freude. Es verzüngt mich um achtzehn Jahre, meine Laufbahn, ja meine Gesangsstudien von Neuem zu beginnen, diese Studentenschaft erfreut mein Herz. Ich fürchte nicht, mich ganz klein zu machen, um größer zu werden; ich hücte mich um mich höher schwingen zu können. Neapel ist vortreflich, um sich den italienischen Accent, die italienische Weise anzueignen, und wenn ich lange von den Meinen getrennt leben soll, so finde ich hier die heilsamste Zerstreuung, abgesehen davon, daß die Luft, die man hier athmet, die kranken Sängler heilt, mithin den gesunden nur vortreflich bekommen kann. Uebrigens kommt man mir hier auf das Freundlichste entgegen: Barbaja ¹⁾ will mich im B. Tell auftreten lassen und ich — ich warte nur darauf, soviel Italienisch gesungen zu haben, daß ich nicht mehr Französisch singen kann. Ich sage das ohne zu scherzen: die beiden Methoden sind so verschieden, daß ich nicht glaube, es könne sich Jemand der einen oder der andern zur selben Zeit ad libitum bedienen. Donizetti gewährt mir die Hilfe seines Talentes und den Einfluß seiner Stellung; seine Rathschläge sind vortreflich und ich fühle, daß sie mir sehr zu Statten kommen; er behandelt mich als Freund, macht mir keine Complimente und zeigt mir alle meine Schwächen. Alle Tage singe ich bei ihm; er läßt mir keine Inflexion der Stimme hingehen, die den Franzosen verräth, keinen Ton, der nicht italienisch accentuirt ist und, Dank seinem Freimuth und seinem Lehrtalent hoffe ich in kurzer Zeit unkenntlich geworden zu sein. Ich will nicht, daß man sage: „er singt das Italienische gut für einen Franzosen“; ich will, daß man sage: „man würde ihn für einen Italiener halten“. Ist das nicht eine starke Ummaßung? —

Die folgenden Auszüge aus Briefen, von welchen ich den letzten sechs Wochen vor seinem Tode erhielt, geben ein allgemeines Bild von der Entwicklung seines Zustandes. Ich werde sie nicht unterbrechen.

Neapel, den 5. Mai 1838.

Schon vorgestern wollte ich Ihnen schreiben, da ich Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen habe; da erhalte ich gestern Ihren lieben Brief und anstatt nun gleich zur Feder zu greifen, habe ich's wieder auf heute verschoben. Seitdem ich hier allein bin, sind meine guten Stunden nicht zahlreich und ich suche sie möglichst zu verlängern. So gab mir denn gestern Ihr Schreiben einen guten Tag und am heutigen verschleuche ich das Gefühl meiner Einsamkeit, indem ich mich mit Ihnen unterhalte. — Mein Schicksal ist entschieden und ich kann nichts mehr daran ändern; ich bin italienischer

¹⁾ Der vielbekannte Director von S. Carlo, bei welchem Rossini durch Jahre angestellt gewesen.

Sänger oder bin wenigstens als solcher angestellt — die Frage ist, ob das Publikum die Giltigkeit des Actes anerkennen werde. Mein Engagement bei Barbaja lautet auf 6 Monate und beginnt Anfangs October. Die Bedingungen hier sind mir ungleich vortheilhafter als die, die mir in Mailand geboten waren, wenn auch weniger glänzend — ich kann meine Rollen und meine Opern wählen, und was die Hauptsache, ich werde zuerst in einem neuen Werke auftreten, welches Donizetti für mich schreibt. Wenn ich Donizetti das vollkommenste Vertrauen geschenkt habe, hinsichtlich der Eigenthümlichkeiten italienischer Sangesweise, so vertraut er seinerseits meiner Theatererfahrung und ist ganz bereit mir die Wahl des Libretto zu überlassen, welches er componiren soll. Er fühlt die Nothwendigkeit Neues zu versuchen und hat schon einen Opernplan angenommen, den ich ihm vorgeschlagen, einen Stoff, der ihm Situationen bietet, die er noch nie behandelt und der ihn verhindern wird, sich jener Leichtigkeit des Schaffens hinzugeben, die er zuweilen mißbraucht. Sein Ehrgeiz ist nach Paris, an die große Oper zu gelangen; und indem er's versucht, Neues für Italien zu machen, will er sich vorbereiten, den Anforderungen unserer lyrischen Scene zu genügen. So hoffe ich denn ihm einen Theil des Guten, das er mir erweist, erwidern zu können. Er schreibt jetzt an einem Album für Paris und bat mich zunächst um einige Stoffe zu Balladen und Romanzen, die er italienisch ausführen lassen wollte — dann aber gab er den Wunsch zu erkennen, ich möge sie in französische Verse kleiden; ich war glücklich genug ihn zu befriedigen und nun begann er die Arbeit. Da mich aber der Wunsch, ihm etwas Neues zu bieten, dahin führte, die Gedichte breiter zu entwickeln, als es sonst in dieser CompositionsGattung der Fall, wurde ihm die Arbeit schwerer wie sonst, und er wendete sich täglich an mich mit dem was er geschrieben hatte und zu schreiben im Begriffe war. Ich war ebenso aufrichtig mit ihm, als er es mir gegenüber gewesen und er folgte meinen Rathschlägen fast blindlings! So hoffe ich denn auch Gutes von der Oper, in der ich debütiren soll; ich glaube, daß sein Poet wohl verstanden hat, wie ich es meine — werde aber auch seine Arbeit gewissenhaft überwachen. Donizetti ist sehr präoccupirt von der Neuheit der Aufgabe und sagte mir öfters: „ich habe niemals Aehnliches versucht — wenn es mir nur gelingt Sie zu befriedigen!“ Und das freut mich, denn ich glaube ihm einen wirklichen Dienst zu erweisen, indem ich ihn verhindere, sich mit jedem ersten Einfall zu begnügen.

Für diesen Sommer verlasse ich Neapel nicht mehr. In einem Monat erwarte ich meine Familie; wird die Hitze zu groß, so suchen wir die Kühle in der Umgegend, die wunderbar herrlich ist. Ich hoffe das Beste von diesen vier Monaten tüchtigen Studirens unter neapolitanischem Himmel, inmitten der süßen Ruhe des Familienlebens; und wenn die Meinigen wohl bleiben, so beginne ich meine Laufbahn mit frischer Kraft und frischer Hoffnung.“ —

Neapel, den 6. Juli 1838.

„Der 10. Juni brachte mir Frau und Kinder nach sechsmonatlicher Trennung; Sie können sich denken, wie schnell mir die Zeit verflohen seit

jenem Tage! Seitdem ich alle diese geliebten Wesen um mich habe, vergesse ich fast, warum ich nach Italien gekommen bin; und wenn ich daran denke, erschrecke ich, wie viel mir zu thun bleibt bis zu meinem ersten Auftreten. So lange ich allein war, füllte die Arbeit meine Tage ziemlich aus; sie half mir die Einsamkeit überstehen, und so wurde sie mir außerordentlich wichtig. Jetzt arbeite ich nicht weniger und glaube Nichts zu thun; mir scheint, daß ich nur meinem Glücke lebe. Und doch ist wahrlich der Augenblick nicht zum Genießen gemacht. Der September steht vor der Thür; Donizetti's Oper schreitet vorwärts und ich bin noch lange nicht genug italianisirt; trotz Allem stellen sich zeitweise die französischen Gewohnheiten wieder ein; freilich, wenn ich warten wollte, von jeder Unruhe befreit zu sein, würde ich lange zu warten haben. Ich bin nun einmal ein unruhiger Geist, der sich von chimärischen Befürchtungen beherrschen läßt und war selten mit meinen Leistungen zufrieden, während Andere und Anspruchsvolle sie gelten ließen. Man nennt das oft Bescheidenheit — ich nenne es Hochmuth. Hochmuth ist es, seine Schwächen nicht mit in den Kauf zu nehmen — eine Vollendung zu träumen, die keinem Sterblichen gegeben ist. Von allen Studien, die einem Künstler obliegen, ist die wichtigste die seiner Mittel; er muß den Punkt kennen, der seine Grenze bildet, damit er nicht die Zeit damit verliere, gegen sein Unvermögen zu kämpfen, die ihm nöthig, seine Kraft zu entwickeln. Es handelt sich nicht darum, keine Fehler, sondern eine so hervorstechende Seite zu haben, daß sie jene verbirgt. Aber ich werde doctrinär und schreibe einen Zeitungsartikel statt eines Briefes — so schlecht darf ich aber meine Zeit nicht anwenden. — —

Man macht Donizetti Anerbietungen von Paris aus, wahrscheinlich wird unser Polheucte seine letzte italienische Oper sein und er schreibt sie fast schon eben so sehr für Frankreich wie für Italien. Die Pariser Verleger wollen sie ihm abkaufen, ohne nur den Namen zu kennen — dieser wird uns aber vielleicht in einige Verlegenheit bringen. Die Censur ist greulich streng hier zu Land und da unser Held ein Heiliger ist, so werden wir vielleicht genöthigt sein ihn umzukaufen — freilich muß ein Märtyrer Christ bleiben, welchen Namen er auch trage. — — —

Neapel, den 16. November 1838.

„Ehe ich Ihnen alle Gründe aufzähle, die mich verhindert Ihnen zu schreiben, muß ich mich beeilen Ihnen anzuzeigen, daß ich vorgestern auf dem Theater San Carlo im Giuramento von Mercadante zum erstenmal aufgetreten bin und daß mein Erfolg meine kühnsten Hoffnungen und Erwartungen überstieg. Daß hiesige Publikum, bekannt durch seine kritische Kälte, war für mich von der außerordentlichsten Liebenswürdigkeit; nach den ersten Tacten bezeugte man mir aufmunternden Beifall und die kleine Eingangsromanze des Viscardo reichte hin, meinen Erfolg zu gründen: man sah, daß man es mit einem Sänger zu thun hatte und was in meiner Spielweise neu oder auch seltsam erscheinen mochte, wurde jubelnd beklatscht. Fünfmal

wurde ich bei offener Scene gerufen und die alten dilottanti erinnern sich keines ähnlichen Debüts. Vielleicht sollte ich mich bescheidener ausdrücken, aber ein Freund hat das Recht die volle Wahrheit zu erfahren, wenn diese Wahrheit ihm Freude machen kann. Ueberdies bin ich durch so viel Trübsal zu diesem Erfolg gelangt, daß ich mir die Befriedigung gönnen darf, davon zu sprechen.

Es wundert mich nicht, daß man Ihnen so sonderbare Dinge über mich erzählt hat — ich gab zu den schlimmsten Gerüchten Veranlassung; war ich doch so entmuthigt, so verzweifelt, daß ich das Theater um jeden Preis verlassen wollte, um frei zu sein. Glücklicherweise hatte ich's mit einem braven Mann zu thun; Barbaja verstand meine Stellung, nahm Theil an meinem Leiden und verweigerte mich zu entlassen. Er zwang mich vernünftig zu sein.

Sie wissen, daß die Censur den Polheucte nicht erlaubte. Wir änderten das Buch und verwandelten unsere Christen in Perser; aber man wollte auch von diesen nichts wissen: Religiöses, unter welcher Form es sei, ist auf dem Theater hier geächtet. Für mich war es jedoch von der größten Wichtigkeit, in einer Oper aufzutreten, die für mich geschrieben, ja deren Textbuch ich selbst entworfen hatte; Sie begreifen, wie es mich schmerzen mußte, der Stütze, die darin lag, verlustig zu gehen. Schließlich mußte ich mich fügen und eine andere Oper wählen. Ich verlangte Lucrezia Borgia — der Titel wurde verändert und die Schwester des Papstes in eine Mailändische Herzogin umgewandelt. Die Censur roch Lunte und als ich gerade mit der Rolle im Reinen war, legte sie ihr Veto ein. Donizetti bot mir dann die Pia an, die er vor 18 Monaten für Venedig geschrieben, da mir aber die Partie unsympathisch war, verweigerte ich sie, trotz aller Rücksichten, die mir mein Verhältniß zum Componisten auferlegte. — Indesß ich mußte auftreten. Am Liebsten wäre mir Wilhelm Tell gewesen, aber die Polizei hätte es nie zugegeben. Die Cinen riethen dies, die Andern das; ich wußte nicht mehr was ich thun oder lassen sollte und ließ mir endlich, um des lieben Friedens halber die Pia gefallen. Ohne Lust, ohne Muth ging ich an's Werk — der Eindruck der Proben war nicht dazu angethan mir Vertrauen zu geben. Hinzu kam, daß ich während sechs Monaten so entseßlich viel geübt hatte, daß die Natur meines Organs eine gänzlich veränderte geworden war. Ermüdung, Entmuthigung, Ekel, alles vereinigte sich, um mir jeden Willen zu rauben. Ich war unzufrieden mit meiner Stimme, mit meiner Rolle, mit der Oper; da ich aber Nichts mit kaltem Blute zu thun verstehe, so kam es dahin, daß ich erst 5—6 Tage vor der festgesetzten Aufführung zu singen verweigerte. Meine Aufregung war so groß, daß ich krank wurde und in Wahrheit nicht mehr singen oder nicht mehr den Willen dazu erobern konnte, so unzufrieden war ich mit mir und meinen Leistungen.

Auf diesem Punkte angelangt, erklärte ich mich bereit, um meinen Contract zu lösen, jedwede Entschädigung zu zahlen. Barbaja verweigerte, nahm mir die schlechte Partie ab und ließ mir Zeit mich herzustellen. Um mir wieder Lust zum Singen zu geben, stellte er mir den Tell in Aussicht und

nach einigen ruhigen Tagen fühlte ich mich wieder bei Stimme und zwar wie zu den besten Zeiten und ich fühlte neuen Muth. Da die Erlaubniß den Telt zu geben verweigert wurde, entschloß ich mich zum Giuramento und that wohl daran, wie ich schon berichtet. Das ganze Werk machte großes Aufsehen und seit lange hatte keine neue Oper hier solchen Erfolg. Ich sang, trotz aller vorhergehenden Anstrengungen, zwei Tage hintereinander und die zweite Aufführung war nicht minder erfolgreich als die erste.“ — —

Neapel, den 7. Januar 1839.

„Meine Freunde müssen nachsichtig mit mir sein; ich habe so viel zu thun und mache mir so viel Sorge, daß ich zu Nichts komme.“ — —

den 11. Januar.

„Ein schlechter Briefanfang! ich schrieb ihn unter dem Einflusse des Sirocco und hatte nicht die Kraft fortzufahren, so elend war mir zu Muth. Sie kennen den Sirocco noch nicht und der Himmel bewahre Sie davor. Wenn dieser Wind von Afrika herüber weht, ist man weder Herr seiner Handlungen noch seiner Gedanken; ein bösertiger Einfluß entzieht Einem jede Kraft irgend Etwas durchzuführen; man gleicht einem armen kranken Thier; mühselig schleppt man sich umher, bis man einen einsamen Winkel findet. Und jede Woche weht dieser Wind ein paarmal! Theuer erkauft man die schönen Tage. Gottlob, heute leuchtet uns wieder Neapolitanische Sonne und ich will meinen Brief fortsetzen.

Mein Erfolg im Giuramento blieb stets auf gleicher Höhe und auch in einer anderen Oper von Mercadante: „Glena di Feltro“ war ich eigentlich der Einzige, der, trotz der ungünstigsten Umstände, einem Schiffbruche entrann. Aber alles das ist doch unzureichend und da man bis zu Ende der Saison keine einzige interessante Rolle für mich bereit hat, da auch für's nächste Jahr schwerlich ein Meisterwerk in Aussicht steht, werde ich auch nur bis zum Frühjahr hier bleiben. Es ist sogar die Frage ob ich in Italien bleibe, ob schon man mir von allen Seiten die besten Anerbietungen macht. Zu viermaligem wöchentlichen Auftreten gezwungen zu sein, behagt mir nicht und auch in Mailand stehen mir keine neuen bedeutenden Aufgaben in Aussicht. Von Paris her macht man mir glänzende Anerbietungen, ich habe aber vorläufig alles verweigert; hier in Neapel kann ich nicht beurtheilen, wie ich es in Paris halten soll. Ich muß diese Welt wieder sehen, die Autoren, die Theater, das Publikum, ehe ich mich in ihre Klauen begeben. So kämpfe ich mit tausend verschiedenen Gedanken, lieber Freund, will heute dies und morgen das, wenig erfreut von der Gegenwart und sehr unsicher über die Zukunft. Wolle der liebe Gott mich erleuchten, und mich aus der Verbannung, in der ich lebe, befreien. —

Adieu, lieber Freund. Ich erlaube Ihnen mich nicht zu beklagen, sondern die Achseln zu zucken, denn ich lasse mir Gerechtigkeit widerfahren, indem ich mich unverständig, ja oft lächerlich finde. Aber — hören Sie nicht auf, mir gut zu bleiben“.

Noch einen letzten Brief erhielt ich, datirt vom 24. Januar, der aber fast ausschließlich sich mit mir beschäftigt und mithin nicht hieher gehört — nur die folgenden Zeilen zeigen seine Stimmung, seine Zweifel, seine Unruhe: „Was mich betrifft, so kämpfe ich gegen die Anfälle des Heimwehs und suche, trotzdem man meinen Wünschen entgegentritt, vernünftig zu bleiben; ich suche Paris zu vergessen, da meine Freunde der Ansicht sind, es sei noch nicht an der Zeit, dorthin zurückzukehren. Ein neues Operntheater, welches dem Einflusse Meyerbeers sein Privilegium dankt, soll eröffnet werden — Meyerbeer bietet mir an, eine Oper für mich zu schreiben und sucht mich zur Rückkehr zu bewegen. Eine starke Versuchung! aber ich habe widerstanden, so wenig mich das befriedigt, was ich hier zu thun habe; ich gedulde mich, um dem Rathe Derjenigen zu folgen, die mich lieben.“

Die in diesen Briefen gegebenen Einzelheiten zeigen nur einen Theil der Unannehmlichkeiten, der Hindernisse, die dem Sänger seine Erfolge verleiteten, — sie lassen auch einen Blick thun in seine trübe Gemüthsstimmung — aber da er sich seinen Freunden gegenüber nicht allzu schwach zeigen wollte, verschwieg er die unendlich traurigen Zustände, in welche er oft verfiel — schrieb auch wohl nicht, so lange er sich in denselben befand. Wie jede dem Schönen zugängliche Natur, hatte sich die seine dem Zauber Italiens geöffnet; die Aufnahme, die er fand, die Anerkennung, die seinem Talent zu Theil wurde, hatten sein künstlerisches Bewußtsein gehoben. Wohl traten ihm die Mißstände des italienischen Theaters vor Augen — die Verflachung, in welche die Oper zu verfallen drohte, theilweise gefallen war, entging ihm nicht. Aber seiner mannigfachen Kräfte gedenkend, den lebhaften, leicht anzuregenden Sinn des Volkes erkennend, gab er sich der Hoffnung hin, reformirend wirken zu können. Seit längerer Zeit schon trug er sich mit dem Gedanken, daß die Oper zu tieferem Einfluß bestimmt sei — daß sie nicht allein ästhetisch anregend, daß sie auch sittlich, religiös wirken müsse. Die Gratisvorstellungen, in welchen er in Paris mitgewirkt, hatten ihm die unteren Klassen des Volkes gezeigt, wie sie mit Enthusiasmus Schönes aufzunehmen verstehen. Er träumte von einem großen lyrischen Volkstheater in der französischen Hauptstadt — er trug sich mit Stoffen, die er dafür geeignet hielt. Einstweilen wollte er den Italienern zeigen, wie der Sänger als Schauspieler eine Rolle aufzufassen habe, um aber sicher zu gehen, beging er den Irrthum, sich zum italienischen Sänger umzugestalten und gab sich dieser unnützen, ja schädlichen Arbeit mit einer Ausdauer, einer Entfagung, einer Selbstverläugnung hin, die wahrhaft bewunderungswürdig. Vorbereitet auf seine neue Aufgabe hatte er zu gleicher Zeit den beliebtesten Componisten des Tages für einen Stoff zu gewinnen gerothet, der seiner tief religiösen Gesinnung entsprach, für welchen er auch den ermutigenden Zuspruch Silvio Pellico's erhalten hatte. Volheute von Corneille (mit welchem neulich auch Gounod einen vergeblichen Versuch gemacht) sollte dem Tonsetzer und dem Sänger Gelegenheit geben, mit dem Enthusiasmus tiefen Glaubens die zerstreute Menge in eine höhere Sphäre

zu heben. Die Censur verbot die Aufführung, wie wir gesehen haben. — Nourrit, ganz seiner idealen Aufgabe hingegeben, wendete sich persönlich an den König. „Polliutto ist ein Heiliger“ sagte der fromme, später Rê Bomba genannte Monarch — „lassen wir die Heiligen im Kalender und bringen wir sie nicht auf die Scene.“ Nourrit's schönster Traum war zerstört — er war außer sich. Eine Regierung, die vor Allem das Volk in seinem Glauben festzuhalten suchte, verbot es ihm, von diesem Glauben das erhebenste Beispiel vorzuführen — das war ihm unbegreiflich und tief entmuthigend. Eine Reihe unnützer Vorschläge, unnützer Versuche brachten den armen Sänger in verzweiflungsvolle Zustände und untergruben seine Gesundheit, — seine geistigen und körperlichen Kräfte kamen in das bedenklichste Schwanken, wie seine treffliche Gattin es in ihren Briefen an die Ihren kummervoll berichtet. Die Hauptprobe der schwachen Donizetti'schen Oper: „La Pia“ wurde gleichfalls für ihn zu einer erschütternden Crisis — es war eine vollständige Niederlage und er glaubte sich dabei mit im Spiele; da ihm selbst alles, was er zu singen, auf's äußerste mißfiel, mißfiel er sich selbst, glaubte seine Stimme, sein Talent, Alles verloren zu haben und verlor, nach seinen eigenen Worten, gänzlich den Kopf.

Die Abreise Donizetti's, der nach französischen Erfolgen strebte, wie der Sänger nach italienischen, wirkte auf Nourrit befreiend, indem sie ihn sowohl der Rücksicht auf den gegenwärtigen Componisten, wie auf dessen Lehre entthob. Er konnte in einem Werke Mercadante's, dessen leidenschaftliche Situationen seinem Talente Stoff zu reicher Entwicklung boten, auftreten und fand, bis zu einem gewissen Grade, die Freiheit seiner ursprünglichen Gesangsweise wieder. Der, durch alle Gattungen von Zeugen constatirte, wahrhaft enthusiastische Erfolg, der ihm wurde, hob für den Augenblick seinen erschlaffenden Lebensmuth. Wie sehr er schon unter allen niederdrückenden Erlebnissen gelitten hatte, davon gab sein Aeußeres den ihn wiedersehenden Freunden Kunde. Seine Gesichtsfarbe war gelb, sein Haar grau geworden, sein liebes Anliß von Runzeln durchfurcht, seine früher allzu üppige Figur von krankhafter Magerkeit. Er sollte nicht mehr gefunden.

Vielleicht wäre Alles doch noch gut geworden, wenn Nourrit die Kraft gehabt hätte, auf seinem Wunsche zu bestehen und lieber einen Proceß mit Barbaja zu wagen, als an dessen Theater weiter zu singen. Aber er war nicht stark genug, der Ansicht seiner Freunde zu widerstreben, die ihn erst nach einem, durch längeres Auftreten in Italien fest gegründeten transalpinischen Ruf zurückkehren lassen wollten. So mühte er sich denn in der für ihn aufreibenden Thätigkeit des italienischen Sängers weiter ab; die Rollen, die er wünschte, konnte er nicht erlangen, die Aufgaben, die ihm geboten wurden, waren ihm antipathisch. Nach dem Halberfolg von Mercadante's Elena di Feltro, stand man wieder auf dem alten Punkte. Der Director wurde ärgerlich, da Nourrit sein Engagement nicht verlängern wollte — dieser dachte nur an seine Befreiung. Wie schlimm es aber um seine Gesundheit, körper-

sich und moralisch stand, geht aus den Briefen der besorgten Gattin hervor. Sie erzählt, daß er sich aufs Aeußerste schonen, oft das Bett hüten müsse, um nur dem andauernden Theaterdienst genügen zu können — daß sie ihm auch die kleinste Gemüthsbewegung zu ersparen suche und daß er klagend äußere, es sei traurig für ihn, zu enden, wie andere anfangen.

Denn der Dienst eines italienischen Sängers in Italien, dem schönen Lande des dolce far niente, hat etwas Schopenhafstes. Unpächlichkeiten, Geislichkeiten und dergleichen gelten nicht — so lange nicht Fieber constatirt ist, heißt's Auftreten oder Probe halten. In kürzester Zeit müssen neue Rollen studirt werden, während das laufende Repertoire nicht unterbrochen werden darf. Nach allem Umhertasten, Vorschlagen, Abschlagen, Zusagen, Verweigern hatte man Nourrit die Rolle des Pollione in der Norma octroyirt — in acht Tagen sollte er sie studirt haben. Hören wir wie Frau Nourrit sich darüber ausdrückt:

„Der König hat ihn gnädiglich wieder für die Kapelle zum nächsten Donnerstag verlangt. Gestern stand er auf, um dort Probe von der Messe zu halten; er erkältete sich; kam nach Hause und legte sich nieder. Heute Morgen hat er Theaterprobe, heute Abend wieder, morgen muß er auftreten, Donnerstag hat er wieder Probe, dann muß er in die Kapelle und Freitag soll er die neue Rolle singen. Ich gehe in diese Einzelheiten ein, um Ihnen eine Vorstellung des métier zu geben, das auch einem weniger reizbaren Menschen als meinem Gatten zuwider werden kann.“

Auch in der, den Neapolitanern längst überdrüssig gewordenen Norma erntete Nourrit ungemeinen Beifall — aber es berührte ihn nicht mehr — es war offenbar, daß sein ganzes Wesen einen unheilbaren Riß erhalten hatte. Seine Gattin fand die gewohnte Stimme, die frühere Feinheit seines Vortrages auch in den besten Momenten nicht ganz wieder. Er war nicht mehr Franzose und dem Besten, was er in sich trug, war es zuwider, gänzlich Italiener zu werden. Mit folgenden Worten spricht er es selbst aus: „Ich fiel in die Fehler, die wir den meisten italienischen Sängern vorwerfen. Aus Uebermaß von Demuth habe ich gesündigt, — ich habe meine Götter verleugnet und trage jetzt die Strafe dafür.“ „Und die schönen Träume, mit welchen ich Italien umspinnen, wo sind sie? ich muß ihnen entsagen“, schreibt er ein andermal. „Die Kunst, wie man sie hier treibt, paßt mir nicht, die Arbeit, zu der sie mich zwingt, ermüdet mich, ohne mir die geringste Genugthuung zu bieten“.

Sein krankhaftes Heimweh machte die bedenklichsten Fortschritte. Ein Vorgang, der sich in einem Momente zutrug, der für ihn durchaus schmeichelhaft war, zeigt dies in so rührender Weise, daß ich mir's nicht versagen kann, ihn zu erzählen. Die sogenannte Akademie des Adels hatte ein Concert veranstaltet, ja verschoben, um den französischen Sänger im Concertsaal zu hören, der ganze Hof war gegenwärtig und der König, der ihm große Theilnahme schenkte, becomplimentirte ihn. „Aber Sie wollen uns verlassen“,

setzte er hinzu; „sind Sie nicht befriedigt von Ihrer Aufnahme hier in Neapel?“ „Oh Sire,“ antwortete der Sänger, „ich bin dem hiesigen Publikum so dankbar! Aber Frankreich, Frankreich!“ — und ein Thranenstrom verhinderte ihn weiter zu sprechen.

Er begann seinem Gedächtnisse zu mißtrauen, das freilich in S. Carlo vielfach und unnutzh iberanstrengt worden war — seine Willenskraft fing an zu schwinden. Die Gattin suchte ihn zu bewegen, die Pläne, die er seit langer Zeit mit sich umher trug, betreffend die Gründung eines großen neuen lyrischen Theaters, auf's Papier zu bringen — er vermochte es nicht oder vermochte nicht es zu wollen. Wenn er auch zuweilen selbst iber seinen Zustand lächelte, sich ausschalt, — zugestand, daß er eigentlich in der eminenten Stellung die er inne hatte, gar nicht klagen dürfe — er konnte sich nicht wiederfinden und seine Aeußerungen hatten oft den Ausdruck der Verzweiflung: „Die Kunst verlast mich — meine Stimme, mein Wille, Alles kommt mir abhanden, ich werde den Meinigen nichts mehr sein können! Statt des Vaterlandes ein Wirthshauszimmer auf fremder Erde! Meine arme Frau, meine armen Kinder! ich kann sie nicht ansehen ohne zu zittern!“ —

Unstreitig war die Leberkrankheit, die er schon von Frankreich mitgebracht und die sich in Neapel immer mehr entwickelt hatte, zum großen Theil schuld an seiner Gemuthsverwirrung, wie sie denn auch durch diese zunahm. Ein neapolitanischer Arzt, Dr. Rocca, erkannte sie in ihrer ganzen Ausdehnung und sagte, als der Sänger seine Diagnose für Uebertreibung hielt:

„Verzeihen Sie und glauben Sie mir — Sie haben eine Krankheit, die zur Folge haben kann, daß man sich umbringt, wenn man nicht daran stirbt“. Nourrit verschmahnte die Vorschriften, die der Arzt ihm gab; er hielt seinen Zustand für das Resultat dessen, was ihn moralisch bewegte und glaubte nur von jener Seite her Heil finden zu können.

Aber immer tiefer verwickelte sich der Aermste in die Widersprüche, die seine Seele befangen hielten. Er sagte sich, er sei früher ibereschatzt worden und müsse jetzt doppelt tief hinabsteigen. Weder seine innigen religiösen Ueberzeugungen, noch seine Lieblingsdichter hielten ihn aufrecht. Zu gleicher Zeit wurde er, der früher, bei aller Liebenswürdigkeit, ungestüm heftig sein konnte, von einer Sanftmuth gegen Jeden, von einer Nachsicht den ungebuhrlichsten Zumuthungen gegenüber, die nur dazu beitrugen, die Besorgnisse der Seinigen zu vermehren.

Ein geringfügiger Umstand wurde vielleicht zum Tropfen, der den Becher iberflieen macht. Eines Abends, im kleinen Operntheater, del fondo genannt, hört Nourrit einen mehr als mittelmäßigen Sänger, der aber beim Abgange stets mit den ungeheuerlichsten Weisfallsbezeugungen begleitet wird. Auf die Frage, was diese sonderbare Manifestation bedeute, wird ihm die Aufklärung, jener Sänger sei von hoher Seite her protegirt, und da man ihn nicht ausspfeien dürfe, spottete man ihn auf solche Weise aus. Daß diese Art von Demüthigung unsern Sänger mit Unwillen erfüllte, war natürlich —

aber sie wurde zu einer unheilvollen Erinnerung für ihn und in einem jener seltenen Augenblicke, in welchen er sich Freunden mittheilte, äußerte er, er habe die Ueberzeugung, daß das Publicum in S. Carlo mit ihm ein ähnliches Spiel treibe. Mehrfach erkundigte er sich, ob in der Nähe der Stadt eine Irrenanstalt sich befinde, — wo die Seinen ihn wenigstens sehen könnten. Dann ließ er sich auch wohl wieder heben und trösten.

Nur noch 14 Tage hatte er in Neapel zu bleiben und auf das ernsteste ärztliche Zeugniß hin hatte Barbaja ihn vorläufig gänzlich freigegeben. Unglücklicherweise fiel in diese Zeit eine Beneficevorstellung für den Schauspieler Salvetti — man ersuchte Nourrit um seine Mitwirkung und trotz seinem elenden Zustande glaubte er sie einem Kameraden nicht verweigern zu dürfen. Am vorhergehenden Tage besuchte er seinen Freund Manuel Garcia, der mit seiner Gattin, einer ausgezeichneten Sängerin, kurz vorher nach Neapel gekommen war. Garcia gibt in einem später veröffentlichten Briefe Bericht über diese Stunde. „Ich bin furchtbar unglücklich“, rief Nourrit aus, „ich kann nicht mehr denken — Gedanken, von welchen ich mich nicht zu befreien vermag, verfolgen und schrecken mich — ich bin des Kampfes müde. Und nun soll ich morgen singen! Welche Qual!“ Garcia sagte ihm Alles, was ein so einsichtiger Freund sagen konnte — Nourrit schien in etwas beruhigt. Garcia, um ihn seinem Brüten zu entziehen, legte ihm das Album seiner Gattin vor und Nourrit improvisirte folgende Verse:

„Si tu m'as fait à ton image,
O Dieu, l'arbitre de mon sort,
Donne moi le courage,
Où donne moi le mort!
Mon âme, en proie à la souffrance
Est près du succomber:
Dans l'abîme où meurt l'espérance
Ah! ne me laisse pas tomber.“

(Wenn Du mich schufft nach Deinem Ebenbilde,
Herr, der Du lenkst mein Schicksalsboot,
So gib mir Muth in Deiner Milde,
Wo nicht, gib mir den Tod!
Unfähig werden meine Qualen,
Schon sinket meine Seele hin,
Versag mir nicht der Hoffnung Strahlen
Im Leid, dem ich verfallen bin.)

Ein junger Tonsetzer, der zu Garcia kommt, spricht Nourrit um ein Gedicht zum Componiren an; „gerne“, antwortet dieser, „ich will Ihnen eine Ballade schreiben — das Sujet heißt: un fou par excès de bonheur“ —

Es war der 7. März 1839 — der letzte Tag seiner künstlerischen Thätigkeit — der letzte Tag seines Lebens, — an welchem jene verhängnißvolle Beneficevorstellung statt hatte. Obschon er morgens mit Garcia zu dessen größter Befriedigung gesungen hatte, wuchs seine Aufregung bis zum Abend in solchem Maße, daß seine Frau zum ersten Male selbst ernstlich fürchtete, er werde

wahnsinnig werden — sie verbarg sich während er zu fingen hatte. Nach Art jener zusammengefügten Attractionsvorstellungen, waren es nur einzelne Opernstücke, die Nourrit vorzutragen hatte. Obschon er in der Abgespanntheit, die sich seiner, nach fiebernder Unruhe, bemächtigt hatte, die ersten Nummern nicht mit gewohnter Energie sang, belohnte ihn das Publicum für alle vergangenen herrlichen Leistungen, für die Bereitwilligkeit, die er zum Besten eines Andern zeigte, mit stürmischem Beifall und eine leichte Opposition, die sich geltend zu machen versuchte, erhöhte den Enthusiasmus. Fast mit Gewalt mußte man ihn auf die Bühne ziehen als er gerufen ward und er zeigte den Zuhörern, wie sehr er überzeugt sei, diese Kundgebungen nicht zu verdienen. Gegen Garcia aber äußerte er, man wolle seiner spotten — daß sei herabwürdigend, erniedrigend. Und auch, nachdem er seine letzte Arie mit überwältigender Leidenschaft und Energie gesungen und diesmal von dem außerordentlichen Eindruck, den er hervorgebracht, hätte gehoben sein müssen, blieb ihm die fatale Anschauung, die ihn seit jener Aufführung im Theater del fondo verfolgte. Still erreichte er seine Wohnung, speiste mit seiner Frau — blieb einsylbig Allem gegenüber, was sie Trostreiches vortrug von seiner Befreiung nach wenigen Tagen. Zu Bette ließ er lange — ob er spät noch einigen Schlaf gefunden, wußte seine edle Gefährtin nicht zu sagen. Als sie selbst Morgens zwischen 5 und 6 eingeschlafen war, stand er auf, stieg in's vierte Stockwerk des Palazzo Barbaja, in dem er wohnte, und einen Augenblick nachher lag sein Körper leblos im Hofe des Palastes. Mit fast unbegreiflicher Seelengröße ertrug die Frau den Anblick und verbarg ihren Kindern das Vorgefallene.

Ich befand mich im Theater der Scala in Mailand, als die Nachricht von dieser tragischen Begebenheit sich dort verbreitete und erinnere mich kaum bei irgend einer Veranlassung ein Theaterpublicum in ähnlicher Aufregung gesehen zu haben. Was Alles damals, und auch durch längere Zeit darüber gesprochen und geschrieben worden, zu welchen Mißdeutungen die schreckliche That Veranlassung gab, ist heute gleichgiltig geworden, um so mehr, als der richtige Thatbestand feststeht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nourrit wahnsinnig geworden war. Bei der Autopsie fanden die Männer der Wissenschaft alle Anzeichen, daß er so habe enden müssen — und heute scheint man darüber einig, daß die Todesart, die er gewählt, zu denjenigen gehört, welche unbedingt auf Geisteskrankheit weisen. Was hatte aber der Aermste nicht durchleben müssen! Gekränkt in seinem wohlberechtigten, künstlerischen Bewußtsein, und wieder berauscht von den außerordentlichsten Triumphen, verläßt er krank den heimischen Boden. Er lebt auf in der Herrlichkeit Italiens — ein neues Ideal hoher Kunstthätigkeit erfüllt ihn — er setzt seine ganze Energie, seine ganze physische Kraft ein es zu erreichen — und als er nach der Frucht greifen will, dessen, was er durch monatelange Arbeit in sich und durch Andere vorbereitet, wird sie ihm täppisch versagt. Nun findet er sich plötzlich in einer Stellung, die Allem entgegen, was er seit

Jahren als selbstverständlich angesehen — statt hoher, theilweise selbstgeschaffener Aufgaben unbedeutende, ihm fast gewaltsam auferlegte — statt reifen sicheren Auszubildens handwerksmäßiges Gebahren — ein Uebermaß physischer Anstrengung in einem Klima, welches allzu oft unter seiner süßen Milde ein gefährliches Gift verbirgt — er beginnt zu zweifeln an sich, an seinem Talente, an seiner Stimme (der Sprache des Sängers!) — er wird sich seines gestörten Zustandes bewußt und nun erfüllt ihn Bangen um die Zukunft der Seinen. Sich selbst mißtrauend, verliert er das Zutrauen zu Anderen — er sieht Mitleid, ja Hohn in Beifallsbezeigungen, die ihm zu Theil werden — nicht mehr fühlt er sich gehalten vom Glauben an eine helfende, schützende Vorsehung — ein Moment gänzlich verdunkelten Bewußtseins tritt ein — alles, was er noch fühlt, ist die überwältigende Sehnsucht nach Befreiung, und er entflieht den Qualen, die er nicht länger zu ertragen vermag.

Wie hoch die Verehrung war, die man für ihn hegte, geht daraus hervor, daß im damaligen Neapel die Kirche dem Theaterjänger, der so geendet, die feierlichsten Ehren spendete. Die heroische Gattin schiffte sich mit dem Sarge ein, der die irdischen Reste des Mannes enthielt, für den sie gelebt — dem sie nach wenigen Monaten in's Jenseits folgte. In Marseille, wo ihm ebenfalls ein Trauergottesdienst unter der Bethheiligung von Tausenden gewidmet wurde, ließ der zufällig anwesende Chopin es sich nicht nehmen, ihm auf der Orgel einen Nachruf zu spenden. In Lyon neue sympathische Ehrenbezeigungen. In Paris, wo man auf die Nachricht vom Tode des großen Künstlers die Oper geschlossen hatte, feierte man seine Exequien im Beisein der höchsten Repräsentanten der Kunst und Literatur. Auf dem Kirchhof Montmartre befindet sich die Familiengruft der Nourrit's — das Grab Adolphe's durch ein Monument ausgezeichnet, mit seinem von Lorbeerzweigen umgebenen Medaillon neben dem seines Vaters.

Die große französische Oper hatte seit den Zeiten Nourrit's noch manche glänzende Jahre, namentlich durch das Talent einiger hervorragenden Sänger wie Duprez, Roger, Faure — eine Blüthezeit von solcher Bedeutung, wie die zu Anfang dieser Zeilen geschilderte, ist ihr seitdem nicht wieder zu Theil geworden. Die späteren Opern Meyerbeer's stehen nicht auf der Höhe der beiden ersten, weder Galéby noch Kuber haben Werke geschrieben, die der Jüdin oder der Stummen zu vergleichen wären — eine Vereinigung von so außerlesenen ausübenden Kräften fand sich kein zweites Mal zusammen. Nourrit war das Glück zu Theil geworden, bei jenem einzigen Aufschwung in allen Beziehungen sein Bestes thun und geben zu dürfen, Hohes zu spenden und zu empfangen. Sein Name wird mehr als der irgend eines andern Sängers der großen französischen Oper in der Geschichte derselben glorreich ausgezeichnet bleiben:

„Denn, wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten“.



Die Madonna im Oelwald.

Novelle in Versen.

Von

Paul Heyse.

— München —

Zweites Capitel.

Kommt, meine Freunde, rückt zusammen! Einige,
Die gestern hier gelauscht, sind ausgeblieben.
Mir ahnt, der schlichte Stoff, der fadenscheinige,
Den ich zum Besten gab, hat sie vertrieben.
Nun, ihr Geschmack ist eben nicht der meinige;
Sie schätzen nur, was weise Meister schrieben,
Da ich noch immer einen Hang verspüre
Zur harmlos schweifenden Frau Aventüre.

Und freilich, daß im Lenz ein junges Weib
Wallfahrten geht und einen Jüngling findet,
Kühn, traurig, ihrer werth an Seel' und Leib,
Worauf sofort ein Flämmlein sich entzündet,
Ein Raubanfall nebst anderm Zeitvertreib,
Von dem die Weltgeschichte nichts verkündet —
Was liegt uns heut an solchen Abenteuern,
Und lohnt's der Mühe wohl, sie zu erneuern?

Wie kamt Ihr zu dem Poffenkram, Messere
Uriost? rief jener Kardinal; — er brauchte
Ein stärkres Wort, das heut nicht schicklich wäre,
Braucht's gegen den, der seinen Pinsel tauchte
In Irisfarben, frei von Erden schwere,
Und eine Zauberwelt ins Leben hauchte,
Sich tröstend: „honn'y soit qui mal y pense;
Sind wir nicht in der Zeit der Renaissance?

„Ist von der alten Welt nicht auferstanden
Ihr bester Theil, ihr ewig jugendlicher?
Nicht heute noch die Sinnenkraft vorhanden,
Die Leben schafft kraft eines Pinselstriches?
Was Reizendes Phantasten je erfanden,
Wird keiner Zeit zum Raub. So wag' auch ich es,
Die bunte Fülle wechselnder Gestalten
Gleich der Natur tendenzlos zu entfalten.“

O Dichter, damals schon gab's kluge Leute,
Die Alles, was nicht Früchte trägt, verschmäht.
Der Kenz, der nur der Blumen sich erfreute,
Däucht' ihnen auch ein müßiger Poet.
Zwar schwärmt man stark für Renaissancestil heute
Und ahmt ihn nach in Möbeln und Geräth,
Will ihm getreu Paläst' und Hütten bauen:
Dem Geist der Renaissance ist nichts zu schauen.

Wo lebte noch ein Hauch des Cinquecento,
Das sich vom Schönen freudig ließ beglücken,
Sich's gönnend, ohne grämliches Lamento
Des Lebens Goldfrucht fest vom Baum zu pflücken?
Heut ruft sogleich das Staatswohl sein Memento,
Dem Mittelmaß muß sich der Höchste bücken,
Und das Gesetz heischt, daß nach Einer Decke
Der Freigeborne wie der Knecht sich strecke.

Dies mag sehr löblich sein. Des Menschen Pflicht
Bannt in den Kreis ihn der Gewöhnlichkeit;
Nur preißt mir dann die Renaissance nicht,
Die auf den Thron hob die Persönlichkeit.
Der Geist, der eurem Ideal entspricht,
Muß stets in schroffer Unversöhnlichkeit
Die Freiheit hassen jener Glanzepoche,
Soll ihm noch wohl sein in dem eignen Joche.

Und freilich nur aus antiquarischen Grillen
Copirt ihr heut die Formen jener Welt,
Vielleicht auch um den Wissensdurst zu stillen,
Der wie ein Fieber euch in Athem hält.
Am Schönen sich erfreun? Um Gotteswillen!
Ein Werk der Kunst, das einzig nur gefällt,
Was gibt es euch, ist's nicht ideenträchtig?
Was nur ergöht, ist als frivol verdächtig.

Wir waren niemals sonderlich an Sinnen
Begabt, wir biedern nordischen Barbaren,
Doch konnten wir an Sinn und Geist gewinnen,
Gelang's nur, Goethe's Erbschaft zu bewahren.

Nun wir herabschau'n von des Reiches Zinnen,
 O Scham und Gram, wie nüchtern wir gebahren,
 Wie wir bemüht sind, allem zwecklos Schönen —
 Spielzeug Unmünd'ger nur! — uns zu entwöhnen!

Däucht es dem Maler heut nicht wohlgethan,
 Vergilbten Chronikwust zu illustriren?
 Sonst lachten wir und weinten beim Roman:
 Culturgeschichte soll er heut dociren.
 Wir lassen uns, gähnt auch der Stoff uns an,
 Shakespeare's Historien gläubig vortragiren,
 Und Romeo und Julie wird mißfallen,
 Ist das Kostüm nicht echt bis auf die Schnallen.

So würd' auch mein Novellchen Gunst erlangen,
 Wär' Tracht und Sitte fleiß'ger drin beschrieben,
 Vom Schloß zu Roccanera angefangen,
 Bis zu der Hütte, drin sie Nachts geblieben.
 Herr Coutlemonde wär' schwerlich weggegangen,
 Wenn wir das Dichten fein gelehrt betrieben;
 Denn wie wir sonst ihn schätzen mögen, ist er
 Doch nur ein Bildungs- und Culturphilister. —

Doch nun zurück zu den verliebten Zweien,
 Von denen Einer wund zusammenbrach:
 Wir ließen unsre Pilgernden im freien
 Und finden heut sie unter Dach und Fach.
 Unfern dem Kampfplatz lag, von Schäfereien
 Umringt und Fruchtgeßden mannichfach,
 Ein Haus, an einen Hügel sanft gelehnt,
 Den silbergrau ein kleiner Oelwald krönt.

Der Herr lebt fern in Rom. Un seiner Statt
 Haus't hier mit ein'gen Knechten ein Verwalter,
 Der lang schon seiner Pflicht gewaltet hat,
 Des reichen Landguts Pfleger und Erhalter.
 Alljährlich sandt' er den Ertrag zur Stadt,
 Und selber fast für den padrone galt er,
 So daß er, wenn ein Gast am Thore pochte,
 Des Hauses Ehren ihm erweisen mochte.

Der öffnet' eilig auf des Paters Klopfen
 Und sah den Wunden auf dem frommen Thier,
 Das Tuch am Haupt getränkt mit dunklen Tropfen,
 Im Arm des guten Mönchs wie leblos schier.
 Kaum war's geglückt, den Blutquell zu verstopfen,
 Durch einen Nothverband im Waldrevier,
 Und so bewußtlos in der Frauen Mitte
 Behutsam ward er fortgeschafft im Schritte.

Nun ward ihm Hülf' und Wartung rasch zu Theile;
 Denn, mit der Heerden Pflege wohl vertraut,
 Verstand der Alte, wie man Wunden heile
 An Menschen auch mit lindem Oel und Kraut.
 Ein Lager ward bereitet und in Eile
 Die Wund' am Haupte nach der Kunst beschaunt.
 „Ein flacher Hieb — Dank dem barmherz'gen Gotte!
 Zwei Linien tiefer nur, dann buona notte!“

Man denkt wohl, daß die Frau'n sich gern beflissen
 Jedweden Dienstes der Barmherzigkeit.
 Frau Gigia hatt' ihr Kopftuch gleich zerrissen
 Und schont' auch nicht ihr feines Unterkleid.
 Sie gönnte kaum zu Nacht sich einen Bissen
 Und seufzte schwer und frug von Zeit zu Zeit,
 Ob wirklich Hoffnung des Genesens wäre.
 Der alte Pfleger schwor's bei seiner Ehre.

Nicht minder auch war Renza tiefbekümmert,
 Und vollends außer sich der wackre Pater.
 So oft im Fiebertraum der Kranke wimmert,
 Ruft er: Ora pro nobis, sancta mater!
 Dann schnupft' er stark, und bis das Frühroth schimmert,
 Nicht einen Schritt vom Bett des Jünglings that er
 Und stillte das Bedürfniß sanften Schlafes
 Mit hundert brünst'gen Litanei'n und Ave's.

Doch als Frau Bellagioja in der frühe
 Nach kurzer Ruh' sich in die Kammer schlich,
 O Tochter, sprach er, sieh, es lohnt der Mühe,
 Den Himmel anzusehn. Er bessert sich.
 Nicht, daß er schon wie eine Rose blühe,
 Doch geht der Pulsschlag wieder sämftiglich.
 Gleich war des Fiebers ärgste Wuth vertobt,
 Als ich Sanct Martin ein Pfund Wachs gelobt.

Kommt näher, Frau, und seht den prächt'gen Jungen.
 Ist er nicht selber wie aus Wachs bossirt?
 Seht nur den Hals, die Schultern breitgeschwungen,
 Und wie das Bärtchen seine Lippe ziert.
 Dies Werk ist unserm Schöpfer wohl gelungen!
 Fürwahr, wär' ihm was Menschliches passirt,
 Nicht hätten mir vergütet diesen Schaden
 Ein Duzend Esel ganz mit Gold beladen.

Die schöne Frau blieb stumm. Nicht erst entdecken
 Mußt' ihr ein fremder Mund, wie schön er war.
 Ward sie doch gestern schon an ihrem Schrecken,
 Daß er ihr allzu theuer sei, gewahr.

Sie möcht' es sorgsam vor sich selbst verstecken,
 Und doch, als sie sein blutberonnen Haar
 Ihm kühlend wusch, mit ihm allein gelassen,
 Streift' ihre Lippe seinen Mund, den blassen.

O heimlich süßer Raub beim Mondenstrahle!
 Er ahnt' ihn nicht, von Ohnmacht tief umfangen,
 Und nimmer soll's geschehn zum zweiten Male.
 Sie schwor sich's heilig zu mit glüh'nden Wangen,
 Flößt ihm den Heiltrank ein aus ordner Schale,
 Zählt seines Pulses Schlag, den fieberbangen,
 Erneuert den Verband und wartet zärter ihn,
 Als hätte sie gelernt den Dienst der Wärterin.

Nachts aber fing ihr Herz sich an zu rühren
 Und riß sie auf vom Lager lang vor Tag,
 Um wunderliche Tücken zu vollführen
 Mit Sprüngen, jähem Stocken, Stich und Schlag.
 Ihr Seufzen schien das Feuer nur zu schüren,
 Und Renza, die im selben Bette lag,
 Erwacht' und horcht' und dachte sich ihr Theil:
 „Dies Fieber wird nicht in Loretto heil!

„Der schmuße Mensch! L'amabile persona!
 Wie soll's noch gehn? Ich wollt', wir wären fort!“
 Doch ward der Wallfahrt, ob man auch schon so nah
 Dem Ziele war, gedacht mit keinem Wort.
 Die Gräfin sandt' ein Knechtlein nach Ancona
 Mit einem Saumthier, einzukaufen dort,
 Was man bedarf zur Labung eines Wunden,
 Und Andres, das erwünscht für die Gesunden.

Per Diana! rief der gute Mönch, ich dächte,
 Fast wär' es der barmherz'gen Müh' zu viel.
 Ihr opfert Eure jungen Tag' und Nächte,
 Und Eurer Seele harret ein andres Ziel.
 Zu meinem Beistand hab' ich hier die Knechte,
 Und mein Patient — Nein, würd'ger Pater! fiel
 Die Gräfin ein, ich kann ihn noch fürwahr nicht
 Euch überlassen; er gefällt mir gar nicht.

Seht nur, wie bleich er ist! Er athmet schwer.
 Laßt mich mit Essig seine Stirn betupfen,
 Dann setz' ich mich, so still wie Oel, hierher.
 Gebt mir das Einnen, um Charpie zu zupfen. —
 Was sollt' er thun? Beim Kranken blieb auch er,
 Und zwischen Seufzen, Beten, Plaudern, Schnupfen
 Und Streicheln der Consur entschlief er sacht
 Und holte nach, was er versäumt zur Nacht.

So ging die Zeit, nein, schlich nur auf den Sehen,
 Wie sie um bange Krankenzimmer schleicht.
 Man wird nur inne, daß die Stunden gehen,
 Weil Arznei man Stund' um Stunde reicht.
 Wer fragt, wie drauß die Himmelswinde wehen,
 Wenn drinnen nur der Sturm des Fiebers weicht?
 Und bleiben zwei geliebte Augen dunkel,
 Was gilt uns Sonnenglanz und Sterngefunkel?

Und doch — nicht gar verloren ist die Zeit,
 Da so dem Leben wir entfremdet blieben.
 Es weht ein Flügelschlag der Ewigkeit
 Am Siechenbette derer, die wir lieben.
 Der Sorgentand, des Alltags Lust und Leid —
 Des Schicksals rauhe Macht hat sie vertrieben,
 Und in geweihten Schmerzen wird die Brust
 All ihres wahren Guts sich erst bewußt.

Wohl steht in manchem Buch der Spruch zu lesen,
 Und der Erfahrenen Urtheil stimmt ihm bei:
 Es sei der Wonnen höchste, zu genesen.
 Mir aber dünkt, daß Eins noch süßer sei:
 Wenn um Geliebte wir verzagt gewesen
 Und kaum erstickten der Verzweiflung Schrei,
 Noch schüchtern, doch getrost, ein theures Leben
 Genesen sehn und uns zurückgegeben.

So schlug Frau Gigia's Herz in hoher Wonne,
 Als endlich, da ein langer Mond verfloß,
 Der Jüngling, schier geheilt, der Maiensonne
 Zum ersten Mal in freier Luft genoß.
 Nie dankte sie so brünstig der Madonna
 Im Haus der Eltern, noch im Grafenschloß,
 Und da der Mönch ihn unterstützt beim Schreiten,
 Hielt sie es auch für Pflicht, ihn zu begleiten.

Sie wanderten empor den sanften Hang,
 Vom jungen Laub des Oelwalds überschattet.
 Da ruhten sie alsbald nach kurzem Gang,
 Der Riombruno's zarte Kraft ermattet.
 Des Jünglings neubelebter Blick verschlang
 Das holde Bild. Doch war ihm nicht verstattet
 Zu seiner Qual, der Sitte Bann zu brechen
 Und Mund an Mund den Dank ihr auszusprechen.

So überschlich ihn eine weiche Trauer,
 Gedacht' er, daß die Zeit der Trennung nah.
 Auch Gigia überlief ein Ahnungschauer,
 Und still die Augen senkend saß sie da.

Unferne graßt ihr wohlbekannter Grauer
 Und grüßte sie mit freudigem Nah!
 Fra Corcontento, recht in Sonntagslaune,
 Brach, da man stumm blieb, ein Gespräch vom Zaune.

Sagt, Messer Riombruno, hub er an,
 Seid Ihr wohl Jenem blutsverwandt, des Märe
 Man in gereimten Büchlein lesen kann,
 Den eine fee trug über Land und Meere?
 Der Jüngling lächelt' erst, und seufzend dann:
 Fürwahr, ich wollte, sprach er, daß ich's wäre,
 So wär' ich wohl zu besserem Glück erwählt. —
 O bitt' Euch, sprach die schöne Frau, erzählt!

Da muß' er wohl der Bittenden willfahren,
 Und so erzählt' er, wie zur Märchenzeit
 Ein armer Schiffer, der ins Meer gefahren,
 Verschlagen ward vom Heimatstrande weit,
 Und ward von einem grimmigem Corsaren
 Gefapert und ihm auferlegt der Eid,
 Von sieben Kindern, die zu Haus ihm leben,
 Den jüngsten Sohn leibeigen ihm zu geben.

Doch als der Vater ausgesetzt das Kind
 Und schon der Räuber sein sich will bemächt'gen,
 Stürmt aus der Höhe wie ein Wirbelwind
 Ein Nar herab und trägt zu einem prächt'gen
 Palast den Knaben, eh er sich besinnt,
 Um dort verwandelt in der unverdächt'gen
 Gestalt als junge fee vor ihn zu treten.
 Da wuchs er auf in eitel Glanz und Feten.

Als Beide dann entreift den Kinderschuh,
 Ward festlich auch ihr Ehebund geschlossen.
 Doch ließ es nicht den jungen Gatten ruhn,
 Daß seinethalb der Eltern Thränen flossen.
 Und Aquilina sprach: Mein Riombrun,
 Ich sehe dich so traurig und verdrossen.
 So will ich Urlaub dir zur Fahrt gewähren;
 Doch muß' du mir geloben, heimzukehren.

Nimm diesen Ring, und drehst du ihn verstoßen,
 Wird, was du nur begehrst, sich flugs erfüllen.
 Doch sei, wenn du mich liebst, dir anbefohlen,
 Nie unsers Bunds Geheimniß zu enthüllen. —
 So nahm er Abschied, und auf Windessohlen
 Hoch über Meerflut und Charybd' und Scyllen
 Zum Heimathstrand vollbringt er froh die Fahrt,
 Wo er mit Jubelruf empfangen ward.

Doch als er eine Zeitlang hier verweilt
 Und reich gemacht und glücklich seine Lieben,
 Ward eines Kampfspiels Kund' ihm mitgetheilt,
 Das fern Hispaniens König ausgeschrieben.
 Als bald durch Kraft des Rings dorthin geeilt,
 Ob allen Kämpfern ist er Sieger blieben,
 Daß Grimm und Scham in mancher Brust sich regte
 Und Häßlingseifersucht ihm fallen legte.

Sie brachten auf, sich rühmen soll' ein Jeder
 Des liebsten Guts, das ihm das Glück beschert.
 Nun ward gepriesen Mancherlei, entweder
 Ein Schloß, ein Freund, ein Rüstzeug oder Pferd.
 Doch Liombrun: Nicht eine Spazensfeder
 Ist mir — beim Blut! — all euer Plunder werth.
 Nur mir gebührt des höchsten Schatzes Preis,
 Der ich das schönste Weib mein eigen weiß.

Der feste Prahler ist dem Tod verfallen,
 Erweist er nicht sein übermüthig Wort!
 Der König rief's, einstimmten die Vasallen,
 Und Liombrun dreht seinen Ring sofort.
 Da sieht man einen Zug des Weges wallen
 Von fremden Frau'n zum Königschlosse dort:
 Auf weißem Zelter, schön wie eine Sonne,
 Naht Aquilina, aller Augen Wonne.

Doch wie ihr Conterfey nun der Erzähler
 Entwarf, schien er Frau Gigia's Bild zu malen.
 Des kleinen stumpfen Näschens hat kein Hehl er,
 Des blonden Haars, der Kinderhand, der schmalen,
 Und was an Andern, schloß er, wohl ein Fehler,
 Schien als ein neuer Reiz an ihr zu strahlen.
 Per Bacco! rief der Mönch und gähnte, nimmer
 Lebt auf der Welt ein solches Frauenzimmer!

Und Liombrun verstummt in jäher Scham,
 Und auch Frau Bellagioja sah zur Erde.
 Dann fuhr er fort, wie, schneller als sie kam,
 Die Schöne schwand auf ihrem Zauberpferde,
 Wie dann sein Namensvetter voller Gram
 Erkannte, daß sein Glück nun enden werde;
 Denn da er brach, was er der Frau geschworen,
 Hat auch sein Wunderring die Kraft verloren.

Dahin sein Liebesglück, sein Heil und Frieden,
 Und gegen sich allein nur darf er wüthen.
 Ach, wem der Liebe Zauberhuld beschieden,
 Der möge wachsam sein Geheimniß hüten!

Die Welt beneidet Nichts so sehr hienieden,
Und Weinen folgt dem Jubel, dem verfröhnten.
Wie trug nun Leid, der einst so hoch beseligt
Der schönsten Fee sich legitim verehlicht!

Er zog hinweg, auf Eines nur bedacht:
Neu zu gewinnen die verlorne Liebe.
Ach, würd' er nur im Fluge hingebracht
Zu ihrem Schloß! — Da fand er einst zwei Diebe,
Die stritten um den Raub in Waldesnacht,
Wem ein Paar Schuhe, wem ein Mantel bliebe.
Ein Schritt in jenen trägt dich meilenweit,
Und unsichtbar wirst du im falt'gen Kleid.

Nun soll der Fremdling ihren Zwist entscheiden
Und stellt ungläubig sich, verschmitzter Weise,
Bis sie mit Schuh'n und Mantel ihn bekleiden,
Daß sich die Kraft der Gaben erst erweise.
Sofort entschwindet er dem Blick der Beiden
Und eilt bestügel't fort. Doch auf der Reise,
So viel er forscht und fragt, den Weg zu seiner
Verlorenen Liebsten Schloß entdeckt ihm Keiner.

Denn fern im Feeen-Eiland ist's gelegen;
Kein Schiff, kein Vogel und kein Menschenfuß
Fand je den Pfad, wie stink auch und verwegen.
Doch einst trat unserm Freund mit frommem Gruß
Im Hochgebirg ein Eremit entgegen,
In dessen Hüttlein Eurus, Aeolus,
Notus und Boreas, die Sturmgesellen,
Zu brüderlicher Zwiesprach sich bestellen.

Der lud den Jüngling ein, bei ihm zu harren
Bis zu der wilden Gäste Wiederkehr.
Und horch, schon braus't es um Gebälk und Sparren,
Und rüstig fahren alle Vier daher.
Der Jüngling, dem zu Berg' die Haare starren,
faßt sich geschwind und kündet sein Begeh'r.
Den grimmen Eurus rührt sein zärtlich Klagen,
Und er erbietet sich, ihn hinzutragen.

Er schwang ihn übers Meer in lust'gem Saus
Zum Eiland hin und setzt' ihn sänftlich nieder.
Und unser Held trat unsichtbar ins Haus,
Da fand er sein verscherztes Liebchen wieder.
Die arme Stroh Wittib sah traurig aus,
Und plötzlich fuhr ein Schreck ihr durch die Glieder;
Denn in dem Becher, den sie leerte, fand
Das Ringlein sie von ihres Gatten Hand.

„Weh mir, sein Ring! Das deutet, daß im Leben
 Ich meinen Gatten nicht soll wieder schauen!“
 So klagt sie, bis sie sich zur Ruh' begeben,
 Und schlummert ein, da noch die Augen thauen.
 Und er, im Mantel, legt sich sacht daneben
 Und weidet sich am Anblick seiner Frauen,
 Bis endlich ihn verlockt ein heiß Verlangen,
 Die holde Schläf'rin küssend zu umfassen.

Jach fuhr sie auf. „Ach, Siombrun ist todt!
 Er küßte mich im Traum!“ — so seufzt die Arme.
 Und wieder schläft sie ein. Ihr Mündchen roth
 Lockt wieder ihn, das süße, jugendwarne.
 Doch wie er ihm von Neuem Grüsse bot,
 Umschlingen plötzlich ihn zwei weiße Arme,
 Der Mantel fällt, und wonnenüberschauert
 Erkennt sie Den, den sie für todt betrauert.

Hier stockt die Mär. Fra Corcontento, heiter
 Nach seiner Art, sprach: Recht sol fahrt nur fort
 Und meldet Eurer Pflegerin noch weiter,
 Was Euer Ahn erlebt im Schlosse dort.
 Doch wie Ihr wollt. Vielleicht ist's auch geschiedter,
 Ihr endet mit dem Ammenmärchen-Wort:
 Die Zwei genossen froh ihr junges Leben
 Und haben mir Nichts davon abgegeben.

Je nun, fiat voluntas Domini!
 Ich höre gern so Schnurren und Geschichten.
 Zwar sind's nur Fabelei'n, nicht wahr, wie die,
 Davon die heil'gen Bücher uns berichten;
 Doch überkommt mich's dann, ich weiß nicht, wie;
 Ein kleines Wunder möcht' ich auch verrichten
 Und jung und tapfer sein und glücklich, ganz so
 Wie solch ein Held. Nun aber kommt zum pranzo.

Sehr schweigsam ging es zu bei diesem Schmause.
 Der Pater schwieg aus Grundsatz, wenn er aß.
 Die Gräfin seufzt' in mancher bangen Pause,
 Indes der Jüngling wie im Traume saß.
 Ein Geist der Schwermuth spukt' im stillen Hause,
 Dem grauen Freunde selbst verging der Spaß.
 In stillem Sinnen schüttelt er die Ohren:
 Was sind die Menschen doch für große Thoren!

Doch als der Jüngling immer bleich und stumm
 Und traurig blieb am schönsten Frühlingstage,
 Fiel's auch dem Pater auf. Er sinnt, warum
 Der junge Baum so bitter Früchte trage.

So schleicht er spähend erst um ihn herum,
Ob er von selber nicht sein Leid ihm klage,
Und da das Ding ihm endlich ward zu Kraus,
Ging er mit offner Frage dreist heraus.

Mein junger Herr, verzeiht, ich muß Euch schelten.
Ihr seid nicht werth so vieler Gottesgnaden.
Was lasset Ihr den Kopf, den hergestellten,
Nun hangen wie mit Centnerlast beladen?
Verdient das Geld, um das Euch Schufte prellten,
Daß zu des Leibes und der Seele Schaden
Melancholie im Jugendparadies
Aufwuchre sicut granum sinapis?

Schäm dich, mein Sohn! Und ist's die Schuldenlast,
Die allzusehr dich ängstet im Gewissen:
Der Kirchenschatz, so du gerettet hast,
Komm' dir zu gut; wer braucht darum zu wissen?
Ich wandre gern nach dieser langen Rast
Von Neuem aus, das Loch, das wir gerissen,
Du stopfen, bis du einst mit besserem Glücke,
Was ich dir lieh, dem Kloster zahlst zurücke. —

Da kann der Jüngling nicht sein Herz bezähmen
Und ruft, indeß die Augen überfließen:
O könntet Ihr dies Schicksal von mir nehmen,
Wie wollt' ich Eurer Hülfe froh genießen,
Wie meines späten Danks mich wenig schämen!
Kommt — Ihr seid gut — Euch darf ich mich erschließen,
Doch, was ich Euch allein entdecken will,
Begraben sei's tief unterm Beichtsigill.

Nun steckten sie die Köpfe dicht zusammen
Und raunten lang und eifrig sich ins Ohr.
Des Jungen Antlitz glüht' in lichten Flammen,
Der Alte blieb gelassen wie zuvor.
Er schien nicht sehr geneigt, ihn zu verdammen,
Nur öfters schüttelt' er den Kopf: Du Thor!
(Ganz wie der graue Freund, der Disteln rupfte)
Wobei er heftig aus der Dose schnupfte.

Was thöricht war? Ich selber wüßt' es gerne,
Doch ward das Beichtgeheimniß nicht entweiht.
Frau Gigia sah den Beiden zu von ferne,
Ganz bleich vor Neubegier und Herzeleid.
Das Epos heißet, daß man Geduld erlerne,
Doch das Geheimste selbst enthüllt die Zeit.
Von meinen Hörern schläft bereits ein Drittel —
Auf morgen denn, will's Gott, das Schlußcapitel!

Drittes Kapitel.

Vor Jahren war's, ich jung im alten Rom,
 Da bin ich einst mit Andern aufgestiegen
 Zum höchsten Thurmknopf von St. Peter's Dom.
 Wir mußten eng uns drin zusammenschmiegen.
 Und wie wir durch die Luke Stadt und Strom
 Und Meer und Berge sah'n zu Füßen liegen,
 Auf einmal huben Alle wie Ein Mann
 Das Lied „Ein' feste Burg“ zu singen an.

Wie das geschah? Warum die mächt'ge Weise
 Einmüthig hier uns auf die Lippen trat?
 War's, daß man sich als Protestant erweise
 Und gern St. Peter einen Poffen that?
 Zwar saß in unserm sehr gemischten Kreise,
 Ein Theolog, ein würd'ger Kirchenrath,
 Doch schwärmt' er für ein Toleranzedict,
 Obwohl er noch den Papst im Glanz erblickt.

Nein, stimmten Alle wir aus voller Brust ein
 In jenes zornigewalt'ge Lutherlied,
 War's nicht aus triumphirendem Bewußtsein,
 Daß uns der Geist das bessere Theil beschied.
 Nur wie das Singen mag der Schwalben Lust sein,
 Wenn sie ihr Flug zur Sonnenhöhe zieht,
 So wurden wir im Thurmknopf von Sanct Peter —
 Weltkind und Kirchenlicht — andächt'ge Beter.

Doch wenn mich heut das ehr'ne Rund umschlöße,
 Mich dünkt, ich ließe wohl das Singen ganz.
 Wie Hohn erklang's auf die gefallne Größe,
 Das Trutzlied der ecclesia militans.
 Und gab er sich im Wahn auch manche Blöße,
 Der einst so kluge Herr des Vatikans,
 Nachdenklich stimmt's, in dessen Haus zu sitzen,
 Der urbi einst et orbi dräut' mit Blitzen.

Zwar, jezt entwand die Stadt sich seinem Scepter
 Und duldet ihn als Fürsten, doch entthront,
 Seit in St. Peter's hallendem Transsept
 Der frevelnden Vergöttrung beigewohnt.
 Durch seiner Hofburg Marmorfälle schleppt er
 Die Tage großend hin, und nicht verschont
 Vom Zahn der Zeit muß er die Macht erfahren
 Der Nemesis, der einzig unfehlbaren.

Doch still davon! Wir werden zu emphatisch
 Zum Eingang unsrer leichtbeschwingten Stenzen.
 Rom's neues Regiment ist streng soldatisch,
 Und die Cultur gewann dabei im Ganzen.
 Ob auch die Kunst gewann, ist problematisch.
 Weit malerischer zeigten sich die Schranzen
 Des alten Hofes, grotesker, bunter, pußiger,
 Ob öder auch die Stadt, die Straßen schmutziger.

Vor allen jenes niedre Papstgesinde,
 Das zahllos wie der Sand am Meer gewesen.
 Nun hat das Reichsgesetz, das ungelinde,
 Die Klöster ausgefegt mit scharfem Besen.
 Zerstoßen ist die Schaar in alle Winde,
 Was übrig blieb, treibt kümmerlich sein Wesen.
 Doch hör' ich schon von naseweisen Schwägern
 Ob dieser Mönchsromantik mich verletzern.

Wohl weiß ich, daß dem Mann der Fortschritt zieme,
 Doch Manches zieh ich vor im alten Stil,
 Zum Beispiel Verse, selbst ottave rime,
 Und schreibe sie mit selbstgeschnittenem Kiel.
 Der Compromiß ward heut die Weltmaxime,
 Doch lieb' ich noch ein schönes Trauerspiel,
 Wo Menschen, mag die kluge Welt auch siegen,
 Noch lieber scheitern, als den Nacken biegen.

Die Erde Gottes, einst ein wilder Wald,
 Ward zum botanischen Garten umgeschaffen.
 Die Wucherpflanzen reutet man alsbald,
 Und an ein Stäbchen bindet man die schlaffen.
 Hier ist hinfort kein lust'ger Aufenthalt,
 Für die, so nur spazierengehn und gaffen.
 Keuschheit und Armuth wurden längst beschwerlich,
 Und der Gehorsam nur ist unentbehrlich.

Auch war in jener Zeit schon augenscheinlich
 Der Kuttenträger Ansehn tief gesunken.
 Sie galten niemals für besonders reinlich
 Und haben in der Regel — schlecht gerochen.

Auch fand man in der großen Zahl gemeinlich
 Weit felt'ner Biedermänner, als Halunken
 (Dies ist wohl auch der Fall in andern Ständen),
 Und doch beklagt' ich's, wenn sie ganz verschwänden.

Wo siehst du hent noch in der ew'gen Stadt
 Auf Einem Fleck so viel Charakterköpfe,
 fußlange Bärte, Glazen silberglatt,
 Verschmitzte Fuchsgesichter, biedre Tröpfe,
 Hohläufige Dulder, Bäuche rund und satt,
 Ein Silberbuch erles'ner Gottgeschöpfe!
 Wenn sie mit fahn' und Kreuz vorüberzogen,
 Ein fest war's immer für den Psychologen.

Doch dieser Seufzer, fürcht' ich, klingt frivol.
 Auch stammt aus edlern Grund noch mein Bedauern.
 Viel Arges und Verruchtes barg sich wohl,
 Viel schändde Fäulniß hinter Klostermauern.
 Doch auch so Mancher, dem sein Glücksidol
 Zertrümmert ward, zog mit gerechtem Trauern
 Sich von der Welt zurück in eine Zelle,
 Zu andern Büßenden ein Leidgeselle.

Wenn Hader rings und Leidenschaften tobten,
 Von hier ging oft ein Geist des Segens aus,
 Barfuß und mild. Wie liebevoll erprobten
 Die Väter sich in der Bedrängten Haus!
 (Denkt an den frate nur in den „Verlobten.“)
 Indeß ich merk', ich schweife weit hinaus.
 Und will nun ohne weit're Zwischenspiele
 Die Bahn verfolgen zum erwünschten Ziele.

Fra Corcontento, unser Freund, war freilich
 Kein Glaubensheld wie Fra Cristofano,
 Im Dienst des Herrn aufopfernd, kühn und heilig;
 Mit seiner Tugend stand es nur so so,
 Und Manches schien ihm recht, was unverzeihlich.
 Doch seinem Schöpfer dient' er fromm und froh
 Und war befeelt vom allerschönsten Triebe,
 Dem allerchristlichsten, der Nächstenliebe.

Wie kummert' ihn sein Pflegling, der geheilte,
 Zumal seit er zu beichten sich bequemt,
 Und ob man gleich ihm Indulgenz ertheilte,
 Noch immer stumm herumging und vergrämt!
 Wie ungern auch der Alte noch verweilte,
 Jetzt fortzuwandern hätt' er sich geschämt;
 Und doch, wie soll bei so bewandten Dingen
 Dem besten Seelenarzt die Kur gelingen?

Im Gärtchen hinterm Haus zur Sieftastunde
 Sing er und sann, tief auf der Brust das Kinn,
 Rathloser nach als sonst, aus gutem Grunde.
 Denn über Tische warf der Jüngling hin:
 Er reise morgen früh. — Mit blassem Munde
 Sprach: Reiß' mit Gott! die schöne Pilgerin.
 Kenza blieb still, als ob sie steinern wäre,
 Und Keines macht der Henkersmahlszeit Ehre.

Der Pater selbst — das Fritto, der Salat
 (Kattuga war's) sie dächten heut ihm bitter,
 Und eh' er sein gewohntes Schläfchen that,
 Zu ruminiren in den Garten schritt er.
 Er rieb sich brummend die Consur, zertrat
 Ein Schnecklein auf dem Beet, riß von dem Gitter
 Ein blüh'ndes Zweiglein ab in seinem Grimme —
 Da hört' er hinter sich Frau Kenza's Stimme:

Sagt, könnt Ihr wirklich denn die armen Narren
 Vor Herzeleid vergehn sehn und verderben?
 Worauf, Ehrwürdigster, wollt Ihr noch harren,
 Und könntet flugs Euch Gotteslohn erwerben!
 Schon allzu tief verfahren ist der Karren,
 Nun spannt Euch vor. Ich selbst — und müßt' ich sterben, —
 Ich hülfe gern den armen jungen Seelen
 Aus ihrem Fegefeu'r, drin sie sich quälen.

Nicht, daß mich meine Frau geschickt! Behüte!
 O Die ist stolz! Eh' stiege sie ins Grab,
 Eh' sie nur halb mir eingeständ' in Güte,
 Daß sie ihr Herzchen hier verloren hab'.
 Zwar ist sie bürgerlich nur von Geblüte,
 Und er — von guten Eltern stammt er ab.
 Doch lieber Gott! nun muß ich's Euch wohl sagen:
 Ihr Mann war Graf, das scheint sie jetzt zu plagen.

Halsstarrig ist sie drum, und er nicht minder;
 Keins will dem Andern frei entgegengehn.
 Daß sie ihn mag, das sähe wohl ein Blinder,
 Und ihm ist auch sein Fieber anzusehn.
 Und doch, gebt Acht! die beiden dummen Kinder
 Sie werden endlich sich den Rücken drehn.
 Drum legt ins Mittel Euch und Gott vergelt's!
 Ich bürg' Euch für den schönsten Kuppelpelz.

O figlia mia, sprach der würdige Pater,
 Wie Schade, daß sie Gräfin ist und reich!
 In seiner Weisheit schuf der Himmelsvater
 Zu Anfang drum die Menschen alle gleich.

Quel giovinotto — doch gebeichtet hat er;
 Vom Zustand seiner Seele darf ich Euch
 Kein Wort verrathen. Doch, in Gottes Namen!
 Wenn Hülfe möglich, will ich helfen. Amen!

Sprach's und empor zum Wäldchen der Oliven
 Eilfertig schritt er auf dem grasgen Hang,
 Sich einsam in Betrachtung zu vertiefen,
 So sauer auch ihm ward der schwüle Gang.
 Der Schweiß begann von seiner Stirn zu triefen,
 Er achtet's nicht in seines Kummers Drang.
 Er murmelt vor sich hin: Was soll ich thun, oh!
 Mit dem verwünschten Startkopf Liombruno!

O hätte Renza nie vor seinem Ohr,
 Da taub er noch im Fieber schien zu liegen,
 „Frau Gräfin“ sie genannt! der junge Thor
 Hätt' nimmer wochenlang verstockt geschwiegen.
 Es kam' ihm selber höchst unmenschlich vor,
 Der, die er liebt, nicht an den Hals zu fliegen.
 Nun glaubt er sich verdammt durch diese Dummheit,
 Weil er sein Gut verspielt, zu ewiger Stummheit.

Thut so ein Christ? Was gilt denn reich und arm
 Vom Gott der Gnaden? Soll sie drum verbrennen,
 Das arme junge Weib, vor Liebesharm,
 Bloß weil die Leute sie Frau Gräfin nennen?
 Und sie hinwiederum — daß Gott erbarm'!
 Sie würde gern für ihn durchs Feuer rennen,
 Und steift sich auch unchristlich auf die Ehre!
 O Gesu Cristo mio, miserere!

Wenn Niemand löscht, verbrennt das Paar wie Zunder,
 Das blonde Weibchen und mein Herr Brunetto.
 Hier wär's von Nöthen, es geschäh' ein Wunder,
 Doch fern ist die Madonna von Loretto.
 Was fang' ich an? Wie räumt man nur den Plunder
 Sacht aus dem Weg? Es ist nicht leicht, Cospetto!
 Doch halt! — den Einfall hat mir Gott geschickt! —
 Und plötzlich bleibt er stehn als wie verzückt.

Gesenkten Haupts war er dahingeschritten
 Und hatt' auf einmal jetzt den Blick erhoben;
 Denn tausendjährig, in des Oelwalds Mitten,
 Stand dort ein Baum, mit Epheu dicht umwoben.
 Ein Blizstrahl hat des Stammes Mark zerschnitten,
 Doch grünte noch der greise Wipfel droben,
 Und aus verkrümmtem Astwerk grüßte mild
 In schlichtem Rahmen ein Madonnenbild.

Nur ein geschärftes Auge mocht' entdecken,
 Daß von dem Stamm nur blieb die äußre Rinde,
 Ein Schlupfloch, drin ein Jäger sich verstecken
 Und Zuflucht suchen mag die kranke Hinde.
 Luglöcher gab es auch an allen Ecken,
 Und die Madonna mit dem Himmelskinde
 Schien freundlich Hülf' und Trost herabzunicken.
 Da stand der Mönch mit feuchtverklärten Blicken.

Laus Deo gloria! murmelt' er andächtig
 Und spitzte wie zum Kuß die breite Lippe.
 Sodann umschritt er prüfend wohlbedächtig
 Mit Hal und Hum! das hagre Baumgerippe,
 Rieb sich die Hände, schmalzte: herrlich! prächtig!
 Als ob er süßen Vino santo nippe,
 Und stracks, dieweil Gefahr ist im Verzuge,
 Eilt hügelabwärts er nach Haus im fluge.

Bald aber mäßigt er die Hast des Ganges,
 Da ihm auf einmal das Gewissen schlug.
 O Corcontento! — so in ihm erklang es —
 Sag, handelst du auch hier mit gutem fug?
 Hast du nicht oft ein Breites und ein Langes
 Gepredigt: sündhaft seien Lug und Trug,
 Und willst nun selbst, vergessen deiner Pflichten,
 Ein Wunder thun, ein Gaukelwerk verrichten?

Doch ist's auch Lug, wenn man auf krummem Pfade
 Der Wahrheit dient? Hab' ich denn Theil daran?
 Nein, ich empfehle nur der Jungfrau Gnade
 Zwei Kranke, die ich selbst nicht heilen kann.
 Ist sie geneigt und guter Laune grade,
 So thue sie ein Wunder; ob alsdann
 Loretto auch die Concurrenz mißbill'ge,
 Was liegt daran? Es bleibt in der familie. —

So eilt er frischen Muths dem Hause zu
 Und günstig kam der Zufall ihm entgegen.
 Im Gärtchen auf der Bank in tiefer Ruh'
 Saß just die schöne Frau, um derentwegen
 Er wünschte, daß der Baum ein Wunder thu'.
 Nicht eine Wimper sah er sie bewegen,
 Kaum scheint das Herz noch in der Brust zu klopfen,
 Nur aus den Augen quellen große Tropfen.

Pax tecum, figlia mia! rief der Graukopf
 Von ferne schon, treuherzigen Angesichts.
 (Einfältig stellte sich der biedre Schlaupfopf,
 Als ahn' er noch von ihrem Kummer nichts.)

Per Bacco, Kind, was soll der dicke Chautropf
 Dort an dem Wänglein? Sagt, woran gebriecht's?
 Ja ja, das wunde Herzchen! Doch Loretto
 Ist weit. Ich hab' was Näheres in petto.

Mir armem Knecht gab die Madonna mild,
 Die sich im Traum zu mir geneigt, ein Zeichen.
 Im Oelwald droben hängt ihr Gnadenbild,
 Das Heilung wirkt in fällen Euresgleichen.
 Ihr müßt, sobald der Mond dem Wald entquillt,
 Zu jenem alten Stamm Euch heimlich schleichen,
 In seiner Höhlung still Euch niederlassen
 Und dort ein Stündlein in Geduld Euch fassen.

Zuvörderst betet Ihr den Rosenkranz,
 Dann siebzehn Ave's, vierzehn Litaneien,
 Doch mäuschenstill und so vorm Mondenglanz
 Versteckt, daß Niemand ahnt, Ihr seid im freien.
 Und hört Ihr Stimmen, etwa eines Manns,
 Laßt ja nicht fort und fangt mir an zu schreien!
 Das ist nur Teufelspuk, unheimlich zwar,
 Doch ohne Macht; sie krümmen Euch kein Haar.

Jtaque hortor vos — Und mit dem Zeichen
 Des heil'gen Kreuzes ließ er sie allein.
 Sie sprach kein Wort, doch las er auf dem bleichen
 Gesichtchen klar, sie willige darein.
 Noch aber blieb das Schwerste zu erreichen.
 Er trat in Riomburno's Kämmerlein,
 Der saß am niedren Fenster, liebeskrank,
 Und starrt' hinaus nach jener Gartenbank.

Ein Skizzenbüchlein hält er in den Händen
 Und zeichnet ein Profil mit zartem Stift.
 Doch eilt er tieferglüht, das Blatt zu wenden,
 Gleichwie ein Dieb, den man am Werk betrifft,
 Den Raub verbirgt. Ach, ringsum an den Wänden
 Hat Amor in nur allzu klarer Schrift
 Bezeugt, welch leibhaft Bild in ird'scher Hülle
 Als Ideal dies Malerherz erfülle.

Mein Sohn, beginnt der Pater, Gott zum Gruße!
 Dein Seelentrost ist näher, als du denkst.
 Noch hab' ich dir nicht kundgethan die Buße,
 Die nach der Beichte dir gebührt schon längst.
 Nun hast du noch, sie zu vollbringen Muße,
 Eh' morgen du den Schritt von hinnen lenkst.
 Im Oelwald beim Madonnenbildniß droben
 Ward mir der Schleier vom Gesicht gehoben.

Du kennst den Baumesgreis, vom Blitz gespalten;
 Dort kniee nieder, drücke fest den Mund
 An seinen Stamm, und sonder Vorenthalten
 Thu' der Madonna deine Leiden kund.
 Dann wird sie gütig deiner Seele walten
 Und dich entlassen fröhlich und gesund.
 Zwar weiß sie selber nichts von Liebesfachen,
 Doch liebt sie es, Betrübe froh zu machen.

O theurer Vater! stammelt Liombrun,
 Nie das Gefühl, das in mir tobt, betäub' ich
 Erst wenn ich selber ruhe, wird es ruhn,
 Und Wunder frommen Solchen nur, die gläubig.
 Euch aber will ich's gern zu Liebe thun,
 Und weil ich doch einmal gebeichtet, sträub' ich
 Mich gegen Buße nicht, die Euer Mund
 Mir auferlegt. — Mysteria magna sunt!

Kuft sehr erbaut der Pater und ermahnt
 Sein Beichtkind, ja den Mond erst abzuwarten.
 Dann geht er fröhlich fort; den Weg gebahnt
 Hat er dem Wunder und gemischt die Karten;
 Beginnen mag das Spiel, das er geplant.
 „Nun geb' in ihrem Paradiesesgarten
 Die Himmelskönigin ein gutes Ende;
 Ich, wie's auch kommt, ich wasche meine Hände“.

Nachts aber, wie der Mond kam und die Landschaft
 Einhüllt in märchenhaften Silberflor,
 Froh, daß er etwas Kühlung seinem Brand schafft,
 Stieg in den Oelwald Liombrun empor.
 Er machte längst des alten Baums Bekanntschaft,
 Doch kaum des Bildes achtet' er zuvor.
 Als wunderthätige Madonnen galten
 Ihm nur, die Rafael und Tizian malten.

Heut aber war sein Sinn und Geist so krank,
 Ein fremder Wille lenkt' ihn gleich dem Kinde,
 Daß an dem hohlen Stamm er niedersank,
 Die heißen Lippen kühlend an der Rinde.
 Doch wie er still den Athem in sich trank
 Der Waldesnacht, umsäthelt's ihn gelinde
 Wie Engelsfittig, und der wunden Brust
 Entströmt das Wort, ihm selber unbewußt:

O Gnadenmutter, wär's kein Wahn, vernähme
 Dein Ohr des Herzens Ruf, das Trost begehrt,
 Ich flehte, daß mir etwas Eindrung käme
 Der bitterlichen Qual, die mich verzehrt.

Nicht daß sie ganz und gar ein Ende nähme,
 Da diese Flamme ja mein Sein verklärt.
 Ach, könnte jemals ihre Glut verlodern,
 Das Herz müßt' im lebend'gen Leib vermodern!

Was war ich, eh ich diese Frau gekannt?
 Was werd' ich künftig sein, von ihr geschieden?
 Irr werd' ich schweifen über Meer und Land
 Und immerdar entbehren Glück und Frieden.
 Doch eher soll mich dieser Sehnsucht Brand
 Vernichten ganz, von jedem Trost gemieden,
 Eh' ich, der Bettler, der mit Schmach besetzte,
 Die dreiste Hand nach diesem Kleinod streckte.

Hin sind die Zeiten, wo den Fischerknaben
 Die holde Fee nach ihrem Schlosse trug,
 Und Geistermacht mit zaubervollen Gaben
 Ob tiefster Kluft die sichere Brücke schlug.
 Und könnt' ich auch den Kinderglauben haben,
 Was frommt' es mir? Die Zeit ward alt und klug.
 Ein Kranker findet Mitleid; ein Gesunder
 Ein „Reißt mit Gott!“ — Nicht mehr geschieht ein Wunder! —

Da rauscht's auf einmal dicht an seinem Ohr.
 Glaubt nur an Wunder noch! so hört er sagen,
 Und wie ein Schatten leise schwebt's hervor
 Und steht und blickt ihn an in holdem Jagen.
 Er aber, tief beschämt, rafft sich empor:
 Ihr hier? Ihr habt gehört mein wildes Klagen?
 O nun ist's vollends aus! Nun müßt Ihr denken,
 Dies hätt ich angestellt mit schänden Ränken.

Doch schwör' ich Euch — Da hob der Schatten mild
 Die weiße Hand, sein Schwören zu beschwören,
 Erröthend sprach sie dann: Nein, nicht so wild
 Dürft Ihr in Zorn und Unmuth Euch empören.
 Wenn, was Ihr arglos dem Madonnenbild
 Gebeichtet, auch ein irdisch Weib zu hören
 Gewürdigt ward, trag' weder ich noch Ihr
 Die Schuld: den Ränkefistler kennen wir.

Auch mich hat er mit frommer List betrogen,
 Doch ich — gesteh' ich's — bin ihm drum nicht gram,
 falls nur von alledem kein Wort erlogen,
 Was dort im grauen Beichtstuhl ich vernahm. —
 Sie stoßt, und ihren Busen sieht er wogen
 Und ihr Gesicht erglühn in süßer Scham.
 Da, nicht mehr seiner Sinne mächtig, sank er
 Zu Füßen ihr: Vergebt! Ich bin ein Kranker! —

Sie aber neigt sich rasch zu ihm hinab:
 Und seid Ihr krank, so sollt Ihr nun gefunden.
 Auch ich, o Lieber, sehnte mich ins Grab
 Und mied die Sonne, bis ich Dich gefunden.
 So wirf denn all die thörigen Sorgen ab,
 Als wären wir nicht Gleich und Gleich verbunden.
 Ich war so arm in meiner Grafenpracht;
 Du hast mich vornehm erst und reich gemacht.

Was aber schweigst du nun? Trägst du Begier,
 Mit mir zuvor die Rollen zu vertauschen,
 Daß ich nun beichten soll auf Knien hier
 Und du im Baum magst dem Bekenntniß lauschen,
 Wie schwach ich sei? Ach nein, erlass' es mir.
 Hörch! Durch den alten Wipfel geht ein Rauschen.
 Der Adler ist's! Komm! Ohne viel zu fragen,
 Zu unserm Schloß am Meer soll er uns tragen.

Da stürmisch plötzlich, wie mit Adlersitt'gen
 Umfing er sie, die alle Scheu besiegte
 Und an des Liebsten treue Brust mit sitt'gen
 Geberden die erglühete Wange schmiegte.
 Dann gingen sie mit stockend kleinen Schrittschen
 Den Oelwald auf und ab. Die Holde wiegte
 Ihr Haupt in seinem Arm, und ihren Mund
 Ihm gönnend, haucht sie: Küsse dich gesund!

Spät ward's, da sie so holde Kurzweil trieben,
 Daß Keines merkte, wie die Zeit verstrich.
 Die treue Renza war zu Hans geblieben,
 Und betet' für den Ausgang brünstiglich.
 Fra Corcontento mocht' es nicht verschieben,
 Sie einzuweihn, doch ungeduldig schlich
 Er selbst umher: Per Bacco, figlia mia,
 Ein sehr ausführlich Wunder thut Maria! —

Doch endlich aus des Oelwalds Schatten kamen
 Die Sel'gen beide, zögernd, Arm in Arm.
 Laus Deo gloria in excelsis, amen!
 Nun ist's vorbei mit allem Weh und Harm.
 Ich sehe schon die Blinden und die Lahmen
 Dieselbe Straße ziehn in dichtem Schwarm,
 Auf daß sie heilt die Jungfrau sonder Makel,
 Wenn erst hier kund geworden dies Mirakel.

So ruft der fromme Pater sehr gerührt
 Und wischt die Augen mit der Hand verstoßen.
 Da tritt das Paar, das sich am Arme führt,
 Ins Gärtchen ein, die Wanzen roth wie Kohlen.

Doch Renza, der das erste Wort gebührt,
 Läuft jubelnd auf sie zu, und unverhohlen
 Erklärt sie, es sei höchste Zeit gewesen,
 Von ihrer dummen Krankheit zu genesen.

Und zu dem Pater tritt nun unverweilt
 Die schöne Frau: Ehrwürd'ger, Euch ja schuld' ich
 Den Dank, daß die Madonna mich geheilt.
 Noch trüg' ich wohl mein Herzeleid geduldig,
 Wenn Ihr mir nicht so weisen Rath ertheilt.
 Doch da nun durch des Himmels Gnad' und Huld ich
 Genesen bin, möcht' ich mich dankbar zeigen,
 Und Eurer Kirche geb' ich dies zu eigen.

Da zog sie rasch das Goldherz mit Rubinen
 Hervor, das nach Loreto sie geweiht,
 (Sammt Kettlein wohl dreihundert Goldschexinen
 War unter Brüdern werth das Prachtgeschmeid).
 Zwar einer Andern, sprach sie, sollt' es dienen,
 Doch hab' ich jezt zur Wallfahrt nicht die Zeit.
 Loreto's Heil'ge läßt sich's wohl gefallen,
 Wenn nach der Hochzeit erst wir zu ihr wallen.

Das Bild jedoch, das endet' unsre Qualen,
 Löf' ich vom alten Stamm. An seiner Stelle
 Laß' ich ein neues für das Wäldchen malen,
 Das alte häng' in unsrer Schloßkapelle.
 Es soll vor ihm ein ew'ges Lämpchen strahlen,
 Und stets gemahn' uns seine sanfte Helle,
 Daß Wunder noch geschehn und Engel segnen
 Den Bund, wenn Zwei in Liebe sich begegnen.

Amen! frohlockt der Mönch. Und unverzüglich
 Ging's nun zu Tisch, wozu man freundlich lädt
 Den Hausherrn auch. Da schmaus'ten sie vergnüglich,
 Und auch der edle Wein ward nicht verschmäht.
 Doch als der Mond hinabsank, mahnte flügl'ich
 Fra Corcontento: Kinder, es ist spät
 Und dünkt mich hohe Zeit, zu Bett zu gehen;
 Das braucht der Mensch, um wieder aufzustehen.

Ein weises Wort! Beherz'gen wir's nun auch
 Und sagen uns geschwind felice notte!
 Mir ist die Zeit entschwunden wie ein Hauch
 Bei meiner Strophen stillvergnügtem Trotte.
 Doch ihr belohnt jezt nach beliebtem Brauch
 Dies allzu schlichte Lied mit eurem Spotte!
 Ich sage schließlich nur zu Alt' und Jungen:
 Singt euer Lied nun; meins ist ausgesungen.



Sammler, Sammeln und Sammlungen.

Von

August Denmin.

-- Wiesbaden. --

Unter den vier bedeutendsten Gesittungsvölkern stehen wir jetzt mit den Italienern, hinsichtlich der geringen Anzahl von Kunstsammlern, auf der untersten Stufe. — Früher war dies anders. — Die Menge der deutschen, nicht öffentlichen Sammlungen überstieg noch am Ende des XVIII. Jahrhunderts alle von Frankreich und England zusammengekommen. Frankfurt a. M. allein besaß noch damals mehr als fünfzig. Schon Hüßgen, der bekannte Frankfurter Biograph von ungefähr zwei Hundert in seiner Vaterstadt, vom XIV. bis Ende des XVIII. Jahrhunderts geborenen oder daselbst thätig gewesenen bildenden Künstlern¹⁾, beklagt sich 1790 über das bedauernswürdige, immer zunehmende Schwinden der dortigen Kunstammern in Folge des Absterbens ihrer Besitzer, und daß die Bildung neuer Sammlungen durchaus nicht mehr Schritt halte mit dem Eingehen der alten, deren Anzahl viel bedeutender zwischen 1770—1780 gewesen wäre.

Die von Hüßgen gerühmten Cabinette waren indessen schon meist im Geschmace der damaligen Perrückenherrschaft angelegt. Arbeiten der Geduld statt der Kunst, geschnörkelte Schnitzereien in kleinen Verhältnissen, Gestalten in gequälten Stellungen, deren verrenkte Gliedmaßen den Jesuitengeist bekunden, Medaillons mit Kleinmalerei à la Pompadour, schlüpfrige Vormürse in getuschter Zeichnung, Antikennachahmungen, manirirte Kupferstiche, viele in Schwarzkunst aus den XVII. und XVIII. Jahrhunderten, und Gemälde, wo die Zeitverstöcke, namentlich in den Trachten und den Waffen, bis an die Grenzen des Möglichen getrieben waren, denn dergleichen Anachronismen wimmeln nicht

¹⁾ Artistisches Museum; Frankfurt a. M. 1790, ein nützliches Quellenbuch, welches Hüßgen seinem Freunde und Gönner Goethe zugeeignet hatte und von welchem ein neuer Abdruck erschienen ist.

allein in den mittelalterlichen Vorwürfen, auch die mythologischen, namentlich des 18. Jahrhunderts zeigen noch dieselben Abirrungen. Sonst verdienstliche Künstler, wie Chodowiecki und Zick¹⁾, sah man die Helden des Alterthums in preussische Grenadieruniformen und die Göttinnen Griechenlands in Keisröcke kleiden²⁾.

Erkenntniß der gewaltigen Kunstperioden des XV. und des XVI. Jahrhunderts — keine Spur mehr! Das Abgeschmackte, Gefünstelte und Verschrobene glänzte damals als das Gesuchteste neben den Pastischen des Römerthums, welche, wie heute noch, in den meisten amtlichen Hörsälen eine überlieferte Bewunderung genossen, weil das Verständniß der germanisch-christlichen, d. h. der im Mittelalter geborenen, neuen ursprünglichen Kunst verloren gegangen, und der ausschließliche Cultus einer nach Regeln festgestellten kalten Linien-schönheit, neben der Verschönerkelung des Rococo, auf's Neue zur Herrschaft gelangt war. Man begriff wieder nicht, daß die wahre Schönheit, sowohl in der Natur als in der Kunst, nicht, wie die Alten glaubten, nur der Oberfläche angehört, sondern daß sie auch für das geistige Auge des begabten Beobachters aus dem Innern strömt und strömen muß, daß diese vollkommene Schönheit, welche nur im Zurückstrahlen der Seele auf die äußeren Linien gebildet werden kann, das Wesen der neuen Kunst ausmacht. Selbst Männer von hohem Ansehen in der Aesthetik, wie Goethe unter anderen, waren von der allgemeinen Verirrung angesteckt. Das Unverständniß bei der Beurtheilung der Erzeugnisse der Malerkunst, für Farbe und für den dabei nothwendigen Naturalismus, ging so weit bei ihnen, daß sie die Nachwerke eines Tischbein und eines Mengs (des deutschen Raphaels!) bewundern, ja dieselben den Nachläsigen der besten Künstler der Renaissance an die Seite stellen konnten! Nicht-Zopfiges galt am Ende, wie später alles Nicht-Antike, für — barbarisch! Dasselbe fand auch in der Literatur, z. B. für unsere großartigen Dichtungen der Heldensagen, statt. Selbstverständlich war zwar die ererbte Achtung jeder Antike durch theoretische Phrasen-Aesthetiker schon wieder in Anregung gebracht, aber man verstand auch unter dieser Benennung nur zu oft italienische Hervorbringel der gleichen Zeit, und das Verständniß für das Mittelalter und die Renaissance ging immer mehr verloren. Wie rührend schreibt Hüsgen nicht, da wo er die Glasmalereien der Frankfurter Wahlkapelle erwähnt, „daß diese Scheiben mit ihren eingebrandten Malereien (schöner wie die Gauda's) jetzt sehr vorthheilhaft durch ganz weiße ersetzt

1) Januarius Zick (1735—1812), ein besonders seiner technischen Eigenschaften wegen sehr bedeutender Künstler, welcher aber gerade dieserhalb von Nagler als Zunftmaler angeführt ist. Vor meiner Veröffentlichung der Biographie dieses bedeutenden Coloristen in der *Histoire des Peintres de toutes les Ecoles* (Paris bei Renouard) galt er im Auslande unter dem Namen Ciki für einen Italiener.

2) In einem von Zick im Würzburger Schlosse ausgeführten Wandgemälde sieht man Jäger in erzbischöflichen Tresejuröcken, Zopsperrücken und Dreimastern die Göttin Diane bedienen.

worden sind.“ — Solcher naiven Auffassung verdankte übrigens eine gewitzte Engländerin vor nicht sehr langer Zeit noch in Boppard am Rhein, wenn ich mich nicht irre, den Besiß aller herrlichen alten Glasmalereien der dortigen Kirche. Mistreß K. hatte dem Herrn Pfarrer großmüthig angeboten, auf ihre Kosten die „abjcheulich dunkel bemalten Scheiben durch schönes weißes Glas ersetzen zu lassen,“ was mit warmem Dank angenommen wurde.

Zur Zeit der Renaissance besaßen schon Köln, Ulm, Augsburg und Nürnberg bedeutende Kunstsammler, besonders unter den Patriciern, von welchen Pirkheimer, Dürers Freund, einer der bekanntesten ist. Selbst die Keramik, namentlich die italienische Fayence (Majolica), gehörte schon damals in Deutschland zu den gesuchten Kunstgegenständen und wurde bereits gut bezahlt, wie das Unkostenbuch Willibald I.-Im-Hof zu Nürnberg aus den Jahren 1564—1577 bezeugt. Es finden sich darin unter andern aufgeführten: „Weiß Maiolika mit Wappen und andere Maiolikas.“ — „Ein Krug und verk.“ — „Maiolika von Urbino“ u. d. m. — Auch der Handel mit Stichen scheint schon bedeutend gewesen zu sein, da ja Dürer viel von seinen Verkäufen in Italien und in den Niederlanden erwähnt.

Wenn die deutschen Brunn-Rüstkammern auch bis zum Ende des XV. Jahrhunderts hinaufreichen, so ist doch anzunehmen, daß eine 1558 vom verstorbenen Marschall Strozzi hinterlassene Waffenkammer die erste wirkliche und auch die reichste Sammlung dieser Art gewesen ist, da dieselbe drei große Säle in dem Schlosse Burgo zu Rom einnahm. Brantome, welcher ziemlich ausführlich darüber berichtet, sagt, daß die dort aufbewahrten Schuß- und Truch-Waffen nicht allein italienischen, spanischen, deutschen, französischen, ungarischen und böhmischen Ursprungs gewesen wären, sondern daß auch vieles von andern christlichen, türkischen, maurischen, arabischen und wilden Völkern herrührte, daß ferner daselbst alle Arten Modelle von Kriegsmaschinen vertreten gewesen waren, und daß die Sammlungen auch sonstige Curiositäten und Kunstwerke enthalten hätten. Dieses großartig angelegte Cabinet ist später nach dem Tode des Marschalls von dessen Sohn, welcher nach Lyon übergezogen war, einzeln, Stück für Stück, langsamer Hand für geringes Geld verschleudert worden, was glücklicherweise mit der von Ludwig XII. 1502 zu Amboise errichteten Waffenkammer nicht stattgefunden hat, da der größte Theil davon sich noch heute im Pariser Artillerie-Museum vorfindet.

Die berühmte Sammlung geschichtlicher Waffen in Dresden, eine der reichsten in Europa, verdankt ihren Ursprung Heinrich dem Frommen, aber August I., der 33 Jahre hindurch sammelte (1558—1586), muß als der eigentliche Zusammenbringer des jetzigen Museums, welches aus sechzigtausend Stücken besteht, angesehen werden. Besonders reich ist diese Sammlung an Schwertern, doch nur wenige Waffen und Rüstungen davon reichen bis zum XV. Jahrhundert hinauf und die früheren Zeiten sind selbst ganz und gar nicht vertreten.

Aus fast nur schönen und geschichtlichen Exemplaren ist die herrliche *Ambrasers Sammlung* in dem Schlosse *Belvedere* zu *Wien* zusammengestellt. Ihr Gründer, im Jahre 1570, war der *Erzherzog Ferdinand I.*, welcher, nachdem er die schöne *Philippine Welser* von *Augsburg* geheiratet hatte, fortfuhr, alle Arten von Kunstschätzen in seinem Hoflager, dem tiroler Schlosse *Ambras* bei *Innsbruck*, aufzuhäufen, denn wie *Strozzi* in *Rom*, sammelte der Fürst außer den Waffen hier noch in allen andern Zweigen der Kunst und des Kunsthandwerkes, so wie von den sogenannten *Curiositäten*, auf welche sich der Geschmack besonders stark in den beiden späteren Jahrhunderten werfen sollte. Nur ein kleiner Theil von all diesen Gegenständen ist auf dem tyroler Schlosse geblieben; die bei weitem größere Anzahl, so wie sämtliche Angriffswaffen und Rüstungen sind seit 1806 nach *Wien* gewandert, wo sie jetzt in den Sälen des *Belvedere* Jedem zugänglich gemacht worden sind. Zehn der reichsten, vollständigen Rüstungen waren indessen bereits von den *Franzosen* mitgenommen worden. Gerade die schönsten Waffenstücke dieser Sammlung, wie fast die aller andern, besonders gegliederte Schienen = Rüstungen mit prächtigen Einlegungen und getriebenen Bildnereien, welche lange Zeit in *Wien* wie in *Paris* und *Madrid* für italienische und spanische Arbeiten galten, haben sich als Erzeugnisse *Münchener*, *Augsburger*, *Münberger* und *Innsbrucker* Werkstätten herausgestellt. Die *Ambrasers Sammlung* besteht außer den Waffen noch aus 900 geschichtlichen Brustbildern von nur geringem künstlerischem Werthe, 2500 Gedenk- und Lauf-Münzen, so wie einer großen Menge von *Curiositäten*, von mehreren Tausend Kupferstichen und 500 Handschriften, worunter sich drei für die Geschichte der Kriegs- und Turnirwaffen so wichtige Bände mit getuschten, von *Glockenthon* ausgeführte Zeichnungen befinden, welche die Abbildungen von Rüstungen und Waffen der Zeughäuser des Kaisers *Maximilian* enthalten.

Auch der Ursprung des *Grünen Gemölbes* ist, wie bei der *Dresdner* Waffensammlung, auf den *Kurfürsten August I.* zurückzuführen. Sowohl er selbst, als seine Gemahlin *Anna*, Tochter *Christian's III.* von *Dänemark*, kamen den Künstlern mit Bestellungen und Ankäufen entgegen. Von allen Nachfolgern war es unstreitig *Johann Georg I.* (1611—1656), welcher trotz des dreißigjährigen Krieges die Sammlungen am stärksten vermehrt und namentlich alle Elfenbeingegenstände davon angekauft hat. *Johann Georg II.* (1656—1680), *Johann Georg III.*, unter dessen Regierung eine bedeutende Anzahl der durch die dem *Kurfürsten* verbündeten *Venezianer* 1687 den *Griechen* abgenommenen Beutestücke erworben worden sind, am meisten aber *August der Starke* (1694—1733), haben hernach zur Vergrößerung der Sammlungen beigetragen. Der Letztere, unter dessen Regierung auch Alles systematisch geordnet wurde, war leider zu viel Liebhaber von Gedulzerzeugnissen und Bierstückchen, wo die Kunst fast immer abwesend ist. Besonders verführerisch scheinen dem prunkliebenden Fürsten die Schmucksachen gewesen zu sein, deshalb die große Menge von Gegenständen, die oft mehr

den Werth des Metalles und der Edelsteine als die Arbeit vertreten. Diese Neigung des Kurfürsten hatte indessen auch seine guten Seiten, da sie dem Kunsthandwerke sehr zu Nutzen kam und vielen tüchtigen und strebenden Arbeitern die Gelegenheit gab, sich zu einem höhern Standpunkt emporzuschwingen. Einer davon, der berühmt gewordene Goldschmied Dinglinger, unser deutscher Cellini, hat Stücke im Grünen Gewölbe hinterlassen, die zu den besten Kunst-erzeugnissen gerechnet werden können. Besonders zeichnen sich darunter seine kleine Thier- und Menschenfiguren vortheilhaft aus, wo die fruchtbare Einbildungs-kraft und die Geschicklichkeit des Erzeugers aus Gold, Perlen und Edelsteinen Gebilde geschaffen, man könnte sagen in's Leben gerufen hat, welchen weder das Ergebniß anatomischer Kenntnisse und anderer Naturstudien mangelt, noch der Ausdruck der Beweglichkeit abgeht, ja wo selbst manchmal, ver-möge Bossirung und Grabstich, den Gesichtszügen solcher liliputischen Figürchen etwas eigenthümlich-charakteristisches eingeprägt ist.

Von vielen der früher im Schlosse zu Berlin aufbewahrten Gegenständen, welche die Kunstammer bildeten und jetzt dem dortigen neuen Museum ein-verleibt sind, kann man dasselbe sagen wie von denen des Grünen Gewölbes — mehr Gewerbliches als Künstlerisches. Das Meiste stammt von der Regierung des großen Kurfürsten.

Was die berühmten Sammlungen des Grafen von Erbach-Erbach zu Erbach, einem Städtchen bei Heppenheim, anbelangt, so zeigen sich dieselben viel reicher an vorgehichtlichen und antiken, als an mittelalterlichen und moderneren Waffen; letztere sind nur durch 460 Stücke vertreten. Die Gründung reicht auch über das Ende des XVIII. Jahrhunderts hinaus, zu einer Zeit, wo vom Grafen Franz, dem bekannten leidenschaftlichen Sammler, fast sämtliche Gegenstände zusammengebracht worden sind.

Außer der im Münchener Schlosse befindlichen Thron-Schmuck-Sammlung, wovon der größte Theil Münchener Goldschmiede-Arbeit, und bereits vom Hofmaler Hans Milig in den Jahren 1548 bis 1556 unter dem Titel: Kleinodien der Herzoge von Baiern, abgebildet ist¹⁾, gehören noch verschiedene fürstliche Kunstammern und Bildergalerien zu den älteren Deutschlands. Die Cabinette von Stuttgart, Mannheim, Darmstadt, Braun-schweig &c. sind auch nicht neuen Ursprungs. Was aber die öffentlichen Sammlungen antiker Standbilder u. a. m. anbelangt, so reicht die Gründung der Mehrzahl davon, in Deutschland wie in Frankreich, nicht viel über unser Jahrhundert hinaus.

Bibliophilen wie Bibliomanen müssen ebenfalls zu der großen Familie der Sammler gezählt werden, reihen sich aber im Besonderen an die Liebhaber der Buchebände an, wovon die noch bekannten ältesten Exemplare dem V. Jahr-hundert zugeschrieben werden. Unter den Bibliophilen stehen wohl Jean Grolier, welcher 1479 in Lyon geboren ist, in erster Linie. Er sowohl,

¹⁾ Ein Band im königlichen Museum zu München.

wie viele andere nach ihm, legten schon einen hohen Werth auf den Einband des Buches. Der Italiener Maioli, aus derselben Zeit, der Franzose Laurin, der Holländer de Thou, der Herzog von Caumont und Harley Graf von Oxford, waren gleichzeitig leidenschaftliche Liebhaber der Ausstattung wie des Einbandes der Bücher. Im Jahre 1820 hatte sich selbst in Paris eine „Société des Bibliophiles“ von 80 Mitgliedern und 5 fremden Theilnehmern gebildet, welche jeden mit Bücher Handeltreibenden streng ausschloß.

Schon den alten Römern war das Collectioniren (v. collectio, v. colligere) nicht unbekannt und erstreckte sich nicht allein auf Erzeugnisse der Gegenwart; auch die Kunstproducte früherer Epochen, besonders aus der griechischen Blüthezeit und fernen Ländern des Orients gehörten zu den gesuchten, worunter die des symbolischen Egyptens hervorragend dastanden, aber selbstverständlich alles von China noch im Dunkel lag. Bekanntlich reichte die Gründung der Bibliothek von Alexandrien bis 290 vor Chr. hinauf und die von Pergamos und vom Monte Palatea bis zur Zeit August's. Unter den großen jetzigen Büchereien sind wohl die im Vatikan (1455) und in Wien (1480) die ältesten.

Im frühen Mittelalter waren es besonders nur die Handschriften und später die gedruckten Bücher, welche weltliche und mönchliche Gelehrte zu sammeln pflegten. Man verstand auch früher nur im gewöhnlichen Sinne unter Collectionen, Zusammenstellungen von den nachgelassenen Arbeiten mehrerer Schriftsteller in einem größeren Werke, so wie die *Collectio librorum feudalium*, eine von unbekanntem Verfasser v. 1098—1168 zusammengebrachte Compilation des Longobardischen Lehnswesens; die der lateinischen Schriftsteller *Ad usum Delphini Variorium* genannt; die Collectionen der Elzevir's, der Barbou, der Maittaire, der Brindley, der Deux Ponts u. s. w., bald aber begriff man auch unter Collectioniren Sammeln von allen anderen Gegenständen, besonders Denk- und Gebrauchsmünzen, Kupferstichen, Gemälden, Sculpturen und sonstigen Erzeugnissen der Künste und Gewerbe. Der Gebrauch des Wortes Galerie erscheint später als die Bezeichnung für öffentliche Gemäldefammlungen, von welchen bekanntlich die berühmtesten und reichsten die des Louvre (seit 1793), des Palast Farnese und im Vatican, in Florenz, in Dresden, in Wien, in der Eremitage (Petersburg) und in London sind. Unter Museum aber versteht man bekanntlich schon seit langer Zeit alle Arten von öffentlichen Sammlungen, die der Marine, des Heerwesens, der Gewerbe, der Naturgeschichte, der Botanik, der Chirurgie zc., inbegriffen. Eines der ältesten ist das 1679 gegründete Museum zu Oxford.

Auch die Chinesen sind leidenschaftliche Sammler ihrer eigenen alten Porzellane, die sie zu hohen Preisen, selbst in Europa, aufkaufen lassen, wo der holländische Handel früher so stark chinesishe und japanische Waaren verbreitet hatte.

Es kann hier nicht die Absicht sein, alle dem Verfasser bekannten Museen und Sammlungen, von welchen er bereits 970 in seiner *Encyclopédie céramique*¹⁾ theilweise beschrieben und angeführt hat, der Reihe nach zu erwähnen, noch die in den sich folgenden Zeitabschnitten jedesmal vorherrschenden Neigungen beim Kunstsammeln in's Licht zu stellen, was ebenfalls der Rahmen dieses Versuches nicht zuläßt. Nur will er hinsichtlich der Richtungs-Veränderungen beim Sammeln bemerken, daß es weniger, wie bei vielen ähnlichen menschlichen Dingen, die Mode allein war, sondern mehr der Geschmack der regierenden Häupter oder deren Leiter, welche fast immer ihren Einfluß zur Geltung brachte. Nicht das Jahrhundert hat in Italien auf die Medicis, sondern diese auf ihr Jahrhundert den Druck ausgeübt. Wie im Hervorbringen der Erzeugnisse bildender Kunst, sind im Sammeln die Männer, welche, ohne weder Regenten noch Günstlinge von Fürsten zu sein, dennoch dahin gelangten, ihre Kunstansichten und ihre Vorliebe zur Herrschaft zu bringen, sehr selten.

Viel häufiger waren es die dem Hof nachspringenden Hämmel des Banurg, welche ihren Gang dem nicht verkümmern wollenden Künstler aufzwangen, deren Werke deshalb vielmehr die Sitten, die Neigung, die Größe oder den Verfall ihrer Zeit und ihres Landes abspiegeln als ihre eigene ästhetische Ueberzeugung. Selbst die tüchtigsten und überzeugtesten Meister vermochten nicht immer der Anforderung des herrschenden schlechten Geschmackes zu widerstehen, weshalb es Kunstperioden giebt, wo durchaus kein ganz fehlerfreies Werk geschaffen worden ist, obgleich dieselben Künstler ersten Ranges besaßen.

In neuerer Zeit gingen die abwechselnden Richtungen im Kunstsammeln fast ausschließlich von Paris, dem Weltmarkt für solche Gegenstände, aus, weil die auf dortigen Versteigerungen erlangten Preise maßgebend sind. Auch da, wie überall jetzt, ist die Antike, selbstverständlich große Sculpturen bester Zeit für Museen ausgenommen, seit mehr als vierzig Jahren schon auf eine erstaunliche Art im Handelswerthe gesunken, wogegen die Kunstgegenstände des Mittelalters, der Renaissance und selbst die bis zum Ende der Regierung Ludwig's XVI. angefertigten, bedeutend gestiegen sind. Von den fabelhaft heraufgeschraubten Preisen, welche lange für Spatelschmelze (Zellen- und Grubenschmelze auf Metall) aus byzantinischer und romanischer Zeit bezahlt worden sind, ist man zurückgekommen, die Limoger Schmelze aber sind noch im fortwährenden Steigen.

Hinsichtlich der Keramik, von welcher früher allein griechische und maurische

1) *Encyclopédie céramique monogrammatique. Guide de l'amateur de faiences et porcelaines, poteries, terres cuites, peintures sur lave, émaux, pierres précieuses artificielles, vitraux et verreries, etc. Quatrième édition. Trois volumes in-18 de 1600 pages compactes, avec le portrait de l'auteur, et contenant 300 reproductions de poteries. 3000 marques et monogrammes dans le texte, et trois tables de plus de 9000 artistes, dont deux des marques et monogrammes par ordre générique et alphabétique. Paris. Renouard.*

Vasen, sowie römisch-aretinisches Geschirr (fälschlich immer noch Terra sigillata¹⁾ genannt) gesucht waren, nimmt in Frankreich und England das Sammeln von Thonwaaren moderneren Ursprungs den breitesten Platz ein, da die Anzahl der Liebhaber darin um vieles die aller andern Zweige von Sammlern übersteigt. Sonderbarer Weise aber sind die meisten solcher Sammlungen in Frankreich aus Erzeugnissen des Verfalls, ja selbst aus den abscheulichen populären Hervorbringeln der ersten Republik und des ersten Kaiserreiches zusammengestellt. Nicht weniger zahlreich sieht man sich die Collectionen vorgegeschichtlicher Ausgrabungen vermehren, besonders aus der sogenannten Steinzeit, wovon Waffen und Handwerkzeug in ganz außerordentlichen Mengen unter gallischer Erde gefunden worden sind, aber wenig Anziehendes bieten, da sie sich immer mehr oder weniger gleichen. Die Masse, der davon zu Tage geförderten Beile, Aexte, Celte, Meißel u. d. m. ist so ungeheuerlich, daß der Vorstand einer der letzten „zurückblickenden“ Ausstellungen im Gewerbe-Palast zu Paris sich gezwungen sah, über hundert an ihn zugesandte Kisten, welche mit solchen Gegenständen angefüllt waren, den Sammlern unausgestellt zurückgehen zu lassen, da einestheils der Raum fehlte, andernteils aber auch die Wiederholungen sich zu zahlreich herausgestellt hatten. Ähnliches findet in der Schweiz mit den Pfahlbauten-Funden statt, welche, wie die Savoyens und Dänemarks, schon Mengen sich einander gleichender Gegenstände zurückgegeben haben, von welchen die größere Zahl in der Schweiz der Steinzeit, in Dänemark aber der Bronze und frühern Eisenzeit angehört.

Auf den, wie schon bemerkt, jezt tonangebenden Pariser Versteigerungen zeigen sich die Gemälde der alten italienischen Schule, wenn sie nicht von Meistern ersten Ranges sind, durchaus entwerthet, die Niederländischen aber, besonders des holländischen Zweiges, fabelhaft im Preise gestiegen. Unsere alte Schule, nur Holbein und Dürer ausgenommen, war selbst bis vor noch nicht sehr langer Zeit in Frankreich ganz unbeachtet und werthlos, auch nach der Veröffentlichung meiner Biographien der bedeutendsten deutschen Meister und der Geschichte dieser bahnbrechenden Malerschule in der „Histoire des Peintres de toutes les écoles,“ fingen die Preise solcher Gemälde nur etwas an zu steigen, sind aber immer da noch viel niedriger, wie auf unseren inländischen Verkäufen, so daß es für deutsche Museen gerathen wäre, in Paris Kenner als Agenten zu halten, welche die dort häufig vorkommenden Gelegenheiten benutzen könnten.

Eine der Hauptursachen des gewaltigen Umsichgreifens des Sammeleifers von Kunstfachen in allen Schichten der Bevölkerung Frankreichs ist wohl in der Gewohnheit des Franzosen zu suchen, sich möglichst früh aus den Geschäften

1) S. Die aretinischen Töpferwaarenarten und deren falsche Benennungen, Vortrag gehalten von dem Verfasser in Wiesbaden, während der Versammlung des Alterthumsforschervereins 1876, abgedruckt im Correspondenzblatt des Gesamt-Vereins der deutschen Geschichte und Alterthums-Vereine. Darmstadt, December 1876. Nr. 12.

zurückzuziehen, sobald er das gesteckte Ziel von so und so viel jährlichen Renten erreicht hat; ferner sein Geschmac für abgeseonderte Landsitze, wo er sich fast ausschließlich häuslichen Beschäftigungen hingibt, da ihm, Paris ausgenommen, unser deutsches Wirthshaus-Treiben mehr oder weniger fremd ist. Fast jeder solcher früheren Geschäftsleute weiß sich ein Steckenpferd zu schnitzen: der eine treibt Gartenbau, der andere Mineralogie, dieser läßt Ausgrabungen unternehmen, um Alterthümer zu finden, die Meisten aber sammeln und, wie alles bei den Franzosen, mit großer Leidenschaft, obchon nicht immer mit ebenso großer Erkenntniß, da die gesuchtesten Sachen des Bric-à-brac gegenwärtig keramische Gefäße der letzten Jahrhunderte sind, wo oft nicht der Geschmac der Decors das Triviale davon aufwiegt. Die Verschiedenheit in der Richtung des Sammelns geht hier in's Weite! Selbst Sammler von Knöpfen aller Art gibt es, von welchen einer, früher Papierhändler, bis zu den Knöpfen der Unausprechlichen heutiger Infanterie- und Cavalerie-Regimenter hinuntersteigt und dieselben zierlich, auf schön eingerahmten Karten gereiht, der Bewunderung seiner Zeitgenossen preisgibt! Was allein noch fehlt ist Thümmels Sammler eingeschnittener und eingekrafter Fensterglascheiben! Jedenfalls zeigen sich hier aber wieder vortheilhaft die durchaus praktisch-philosophischen Eigenschaften des mit Unrecht des Leichtsinnes bei uns beschuldigten Franzosen. Von den Geschäften zurückgezogen, ist er vorsichtig genug, dem für jeden früher thätig gewesenem Manne, so abspannenden ja tödtlichen Müßiggang und die daraus hervorgehende Langeweile, entgegenzuarbeiten. — Gibt es etwas Traurigeres, Bemitleidungswürdigeres, als die unheilbar gewordene Langeweile vieler dem Kaufmannsstande, oder den Gewerben angehöriger Rentner und auf Pension gestellten Beamten und Militäre? Nach Abschluß eines thätigen Lebens endlich zu der ersehnten Ruhe gelangt, bilden diese Männer sich ein, gemüthlich die Frucht ihres Fleißes genießen zu können, ein Irrthum, dem sie oft bald zum Opfer fallen, denn Vergnügungen und Lectüre reichen nicht aus. Fischerei, Jagd, Gartenbau genügen dem Familienvater kaum während der Sommermonate, um wie viel weniger noch dem unverheiratheten, allein stehenden Manne! Weiden ist eine Beschäftigung {unerläßlich, eine Liebhaberei, welche ihnen angenehme, aber doch ernstliche und fortlaufende Anregungen verschafft. Wie häufig begegnet man nicht, und dies mehr noch in den großen Städten, trotz der vielen öffentlichen Vergnügungsorte, daherschlendernden Männern, deren Aeußeres Wohlstand anzeigt, deren Gesichtsausdruck aber den Stempel der tiefsten Entmuthigung trägt. Die Ursache: Gänzlicher Müßiggang und dessen unvermeidliches Kind, die Langeweile! — Beim Sammeln nichts davon, weder Entmuthigung, noch Enttäuschung! Der frühere Staatsmann, der pensionirte Anwalt oder Richter, der auf Ruhesold gestellte Beamte, der nicht mehr handeltreibende Kaufmann und zurückgezogene Fabrikbesitzer, finden alle in der Jagd nach alten Kunstgegenständen die nöthige Aufregung früherer Jahre und verlassener Laufbahnen wieder. Ist der Kunst-

liebhaber Diplomat „en non activité,“ so kann er, ebenso gut wie der gewesene Advocat, Winkelzüge und Rechtsverdrehungen beim Aufstreiben und bei vortheilhaftem Austausch anderen Liebhabern gegenüber, in Anwendung bringen. Negociant und Kaufmann schöpfen in solcher Beschäftigung täglich frische Lebenskraft, da hier ja immer speculirt, gehandelt, d. h. gedungen werden muß. Der Manufacturier, der Fabrikant, der Kunsthandwerker, sind auch in der Lage ihre erworbenen Kenntnisse nicht einrosten zu lassen, da gewandte Restaurationen oft den Kunst- und Geldwerth eines erworbenen Gegenstandes verdoppeln.

Vom physiologischen und psychologischen Standpunkte aus kann man die Sammler in zwei Hauptklassen theilen, alle welche leidenschaftlich, aus Sinn für Kunst und Geschichte allein vorgehen und zum Sammeln, wie echte Coloristen zum Malen, geboren sind, stellen die erste und beste Kategorie zusammen. Speculanten oder eitele Narren, meist Börsenleute, welche weder aus Geschmack noch aus Wissenstrieb dem Bric-à-brac nachlaufen, bilden die andere Abtheilung, wo nur der Mode, der Renommisterei, und des vortheilhaften Wiederverkaufs wegen, zusammengestapelt wird. Beiden Classen ist das „Taschenlügen“ gemein. Der wirkliche Kunstliebhaber zeigt sich nämlich stolz darauf, alles sehr billig aufgetrieben zu haben und flunkert in diesem Sinne, wo hingegen der Scheinliebhaber immer vorgibt fabelhaft hohe Preise für sein Besitzthum bezahlt zu haben, da bei ihm der Werth des Gegenstandes in der Summe liegt, welche andere glauben, daß er dafür angelegt habe. Ferner gibt es mittheilsame und geheimnißkrämische, unzugängliche Sammler. Die Ersteren sind gewöhnlich Kenner, fürchten deshalb nicht, ihre Schätze zu zeigen, die Anderen aber gemeinlich die Kritik scheuende, unwissende Bären. Unter allen sind indessen die ergößlichsten solche, welche Mutter Natur geschaffen hat, um dem abscheulichsten Atram künstlerische Seiten abgewinnen zu können. Zu diesen ausgewählten Organisationen muß der Romandichter Champfleury gerechnet werden. Die „Renovation de l'art“, — „l'art populaire“, — „l'art unique“, — „l'art originale sans précédent“ u. sind seiner Meinung nach nur in den groben colorirten Abpausungen getuschter epinaler Pfennigbilderbögen auf nievermaier Fayence-Tellern und Salatnäpfen, so wie in den abscheulichsten Sudeleien der Ultras jetziger realistischen Schulen Frankreichs und Englands zu finden, wo Manet, Courbet und andere, ebenso wie die gefeierten englischen „Prä-Raphaelmaler“, für welche Perspectiven und Schatten überwundene Standpunkte, Vorurtheile sind, ja alle späteren Künstler überflügelt haben! Weder erster noch zweiter Plan, nur scharf, besonders dick gekleckte Vorwürfe in chineischer Decorationsmanier, erscheinen da jetzt den Gläubigen als Bedingungen des Ideals! Diese Art von Sammlern und Künstlern hat leider der Verfasser des Jérôme Paturot à la recherche d'une position sociale vergessen, seinen Typen anzureihen aber ihr Samen trägt Früchte!

Mit Unrecht wird den Sammlern wie den Gelehrten vorgeworfen

selbstfüchtig zu sein. Wenn es Liebhaber gibt, die ihrer Leidenschaft materielle Genüsse, aufopfern und, um einkaufen zu können, selbst darben, so sind es alleinstehende Leute, bei welchen diese Richtung nicht der Selbstsucht zugeschrieben werden darf. Je näher man solchen Männern tritt, je mehr lernt man sie achten! — Entbehrungen erleiden, um seinem Vaterlande Kunstwerke zu erhalten, welche sonst oft über die Grenzen wandern oder selbst ganz und gar zu Grunde gehen würden, ist gewiß ein sehr edles Streben. Wer könnte unter andern dem Marquis v. F. . . . in Paris seine Bewunderung vorenthalten? Ein Dachkammerchen bewohnen, bei Dübal speisen, sich sehr sparsam kleiden, damit von den 65,000 Frs. jährlichen Renten möglichst wenig den Ankäufen entzogen werde für Kunstgebilde, welche erworben, auf den Böden sauber verpackt, schon lange leztwillig dem Cluny-Museum vermacht sind, — ist das Egoismus? Und dieser andere Pariser Sammler, Herr Anatole M. . . . , ein früherer Notar, welcher im Livreecoat die Fremden „seines abwesenden Herrn“ berühmte Gemäldegalerie besichtigen läßt, um mit den gesparten Trinkgeldern am Ende des Jahres „ein Bild mehr“ der schon auf Millionen abgeschätzten Sammlung einreihen zu können, Schätze, die übrigens auch dem Louvre vermacht sind?

Zu glauben, daß die Mehrzahl der Sammler aus alten blasirten Oriesgrämen bestehe, welche für sonstige Genüsse abgestumpft, im Sammeln ihre letzten Gemüthsregungen suchen, ist ein ebenso verbreiteter Irrthum, da gerade das Gegentheil statistisch nachgewiesen werden kann, was übrigens von großem Belang für den Kunsthandel ist, weil die Jugend hier wie überall mit mehr Leidenschaft als das Alter vorgeht.

Für unbeschäftigte junge Leute von Vermögen ist die Neigung zum Sammeln selbst oft sehr heilsam, ein Damm gegen Ausschweifungen. Schreiber dieses kannte in Paris den Sohn eines berühmten Rechtsgelehrten, welcher fast die höchste Stufe der obrigkeitlichen Würde einnimmt, ein sonst lebenswürdiger junger Mann, der sich aber mit Kopf und Kragen in Börsenspeculationen gestürzt hatte, welche den größten Theil des ihm zu Gebote stehenden mütterlichen Vermögenanteils bereits verschlungen hatte. Nach und nach versuchte er bei ihm den entseelenden Gang durch die edlere Leidenschaft des Sammelns zu bekämpfen, ein homöopathisches Verfahren, welches guten Erfolg gehabt hat, da der junge Mann bald auf dem Turse der Rue Trouot mit den „Vieux de la veille“ Lanzen brach und heute einer der tüchtigsten Kunstsammler ist. Die durch Einkäufe und daran geknüppte Reisen verursachten Ausgaben nehmen nicht die Hälfte der Einkünfte des reichen Erben in Anspruch, so daß alle erlittenen Verluste bald ausgeglichen sein werden. Der Börsenspieler ist selbst jetzt zum studirenden Manne umgestaltet, weil die dem Sammler sich täglich anbietenden Anregungen die der Jugend wie dem Alter nöthigen Gemüthsbewegungen hervorrufen. Derartige Recept ist nicht allein für gut bemittelte Kranke anwendbar, da ja im Großen wie im Kleinen und auch mit wenigem „Verfügbaren“ gesammelt werden kann — alles hängt hier von dem erwählten Zweig ab. — Selbst

nur als reines Steckenpferd und Zeitvertreib gehandhabt, ist das Sammeln die einzige kostspielige Leidenschaft, welche anstatt zu beeinträchtigen, bereichert. Seit zwanzig Jahren können die Versteigerungen aller mit Intelligenz gebildeten Cabinette den Beweis liefern, daß die Kunst- und Curiositätensgegenstände alle fünf Jahre zum Wenigsten um das Doppelte im Werthe steigen, also derartige Liebhabereien zu den besten Capitalanlagen gehören. Verschiedene Sammlungen haben selbst in den leztjährigen Verkäufen zehn- und zwanzigmal die dafür verausgabten Summen zurückgegeben. Dieser ununterbrochene Aufschwung des pecuniären Werthes ist leicht erklärlich. Während die Sammlungen und Museen mit jedem Tage zunehmen, vermindern sich fast täglich durch Bruch, Brand, Schiffsbruch und andere Unglücksfälle die nicht zu ersetzenden Kunstgegenstände vergangener Zeiten und dahingeseheneder Künstler. Der herrlichste Palast, das schönste Landgut, das stolzeſte Roß, Titel, Orden und Adel, können mit Geld erworben werden, aber nicht ein Unicum alter Kunstgebilde, welches bereits in den gesicherten Häfen der öffentlichen Museen eingelaufen ist.

Sammeln ist somit einem Jeden, besonders aber den begüterten Müßiggängern anzurathen. Ein solches Jagen nach Kunstschätzen übt selbst seinen Einfluß auf die Beständigkeit politischer und gesellschaftlicher Einrichtungen aus. Wie viele wildbrausende Umstürzler sind nicht durch Kunst sammeln in sanfte friedliebende Erhalter umgestaltet worden! Mit Unrecht hat man oft, besonders in Frankreich, dem vorgerückten Alter oder dem Eigennuße die Umkehr gewisser politischer Persönlichkeiten zugeschrieben, wo die Ursache des Dreheus dergleichen Wetterfahnen gewiß mehr im Sammeln zu suchen wäre, da dies ja mit conserviren fast gleichbedeutend ist. Ein Mann, der leidenschaftlich das aus dem vergangenen Jahrhundert liebt und nachgeht, was die Moden längst hinter sich gelassen haben, kann der anders als durch und durch conservativ sein? Wenn Thiers nach seinem Rücktritt unwillkürlich ausruft: „que l'histoire apprend tout et que la collection console de tout“ so guckt hier der Wolfskopf des Schutzöllners, also der innerliche Conservateur aus dem ausgehängten Lammfelle des Schein-Liberalen hervor. Auch der Engländer, welcher zehn Tausend Franken für die beiden Backzähne Napoleons I. bezahlt hat, muß sicherlich der Tory-Partei angehört haben. Sollte die französische Regierung dieser Rücksichten wegen nicht alle Pariser Sammler von keramischen Gegenständen und alten Waffen steuerfrei stellen, da sie ja die kräftigsten Stützen des Bestehenden sind und Revolutionen am meisten verabscheuen. Das Wort Krawall macht sie zittern. Diese fürchten die Zertümmernng ihrer gebrechlichen Waaren, wenn die Kugeln Fensterläden durchlöchern, jene die sacramentlichen mit Kreide an ihre Thüren vom Böbel gekritzelten Worte: „armes données“. Es giebt selbst ergraute, hochweise Staatsmänner, welche überzeugt sind, daß die fortwährende Beweglichkeit in dem politischen Leben der kleinen südamerikanischen Freistaaten allein davon herrührt, daß es dort keine Sammler von Gläsern, Thonwaaren und Waffengerümpel giebt! — „Pas de collectionneur pas de conservateur“ sagte mir

oft lächelnd der bejahrte Diplomat v. B., und es war schwer zu unterscheiden, ob mehr Wiß oder Ueberzeugung in seinen Worten lag.

Eingefleischte Sammler, die Fanatiker der Bruderschaft, wollen selbst außer Abrede stellen, daß emsiges Sammeln auch Bewahrmittel gegen die Cholera biete. Wenn nun dies von den nicht sammelnden Aerzten Frankreichs für nicht durchaus unumstößlich gehalten wird, so giebt es jedoch viele collectionirende Doctoren die per considerato sehr geneigt sind die Sache außer allen Zweifel zu stellen, weil unter ihnen selbst das in letzter Zeit constatirte delirium majolicum und der morbus porcellanicus gewaltig wüthten. Fortwährend in Berührung mit den innern Häuslichkeiten ihrer Kranken bieten sich den Aerzten mehr Gelegenheiten als jedem Andern zum Auffinden von Kunstgegenständen, zu welchen viele von diesen medicinischen Sammlern aber auch das schlechteste Zeug rechnen. Dr. S . . ., in Sinceny, dem Dorfe der Picardie, wo im Laufe des XVIII. Jahrhunderts Rouener Fayence, aber der gemeinsten Art, angefertigt worden sind, ist selbst so stark von diesem Delirium gepackt worden, daß er eine mit farbigen Stichen ausgestattete Monographie von 100 Seiten Octav mit Pomp veröffentlicht hat, worin der arme franke Doctor über Physiologie und Pathologie der von ihm aus Hühner- und Schafställen seiner Bauern gezogenen Töpfe abhandelt.

Manchen keramischen Erzeugnissen, deren große Anziehungskraft sich heute mehr noch bei den schönen Sammlerinnen, als bei den härtigen Sammlern kund giebt, wurden selbst in früheren Zeiten die geheimnißvollsten Eigenschaften, und ihr Entstehen manchmal dem Pflanzenreiche zugeschrieben. Hielt man nicht das chinesische Porcellan für ein Bewahrmittel gegen Vergiftung? Es zersprang, sobald es mit giftigen Flüssigkeiten angefüllt wurde!“

„Ils font connaitre le mystère
Des bouillons de la Brinvillière¹⁾,
Et semblent s'ouvrir de douleur
Du crime de l'empoisonneur.“

In Schlesien hat Martinus Zeiler, ein Gelehrter des XVIII. Jahrhunderts, bewiesen, wie Thonwaaren in der Erde wie Kartoffel wüchsen! Die seiner Abhandlung beigelegte Abbildung stellt eine der allbekanntesten germanischen, im Feuer gebrannten Graburnen vor. Leider gehört aber dem Martinus die Priorität der Entdeckung nicht — er war nur der Plagiarius des ebenso gelehrten Johannes Mattejus, welcher zu Nürnberg schon 1571 hat drucken lassen, „daß man in der Erde solche Töpfe fände, die sich erst an der Luft verhärteten und zweifelsohne ein Naturerzeugniß wären, weil sie nur aus, im Monat Mai durch Pflanzenwuchs emporgeshobenen Hügeln, gegraben werden könnten“ — Auch Valbini nennt dergleichen Thongebilde „Naturproducte“, ebenso wie Mathias von Mechow die im Jahre 1525 in Polen ausgegrabenen slavischen Gefäße. —

1) Marie-Marguerite Brinvilliers, berühmte Vergifterin, war die Tochter des Lieutenant-Civil Dreuq d'Aubray und Gattin des Marquis von Brinvilliers; ihre Hinrichtung fand 1676 statt.

Wer selbst nicht Sammler ist, kann sich schwerlich eine Vorstellung von den Genüssen der Kunstliebhaber machen. Wie viele angenehme Stunden bringt derselbe nicht in Mitte seiner täglich anwachsenden Familie! Sobald er unter seine Penaten tritt und das von Befriedigung leuchtende Auge die Musterung beginnt, so bieten sich sofort Anknüpfungen an Ereignisse vergangener Zeiten dar; die früher besuchten Orte, das dort Erlebte, tauchen wieder in frischen Farben auf und verjüngen ihn. Diese geschmückte gothische Truhe ruft ihm den mehrmonatlichen Aufenthalt in der Normandie in's Gedächtniß, wo er aus abgelegener Meierei das seltene Stück heimgeführt hatte, jene in Kupfer getriebene Schüssel, den schon geschiedenen Freund, welcher sie ihm hinterlassen. Bald ruht sein Blick hier auf das der Wettbewerbung entriessene Prachtstück, bald dort auf ein andres Exemplar, wo der Kunstwerth erst nach vorgenommener Reinigung und Restauration hervorgetreten ist, weiterhin auf Gegenständen, durch welche bis dahin unbekannte Künstler von Bedeutung der Vergessenheit entriess oder zweifelhafte geschichtliche Thatsachen festgestellt worden sind. Seine Reisen, so zahlreich sie auch gewesen sein mögen, bleiben ihm durch die überall erworbenen Gegenstände lebhaft vergegenwärtigt, so daß, ob schon sein Paar bereits bleicht, die Eindrücke der jüngeren Jahre sich frisch erhalten.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß Kunstsammler viel länger jung bleiben, weil nicht dem Geiste allein, sondern auch dem Körper die durch den Sammeleifer hervorgerufenen Gemüthsregungen zu Gute kommen. Ein Beispiel davon lieferte unter Andern Aristide Le Carpentier, der bekannte Pariser Sammler, welcher seit 1810 nach seiner Zurückkunft von Ostindien, wo er mit Edelsteinen gehandelt hatte, leidenschaftlich alle Arten von Kunstgebilden, ausschließlich der Antiken, in einem besonders dazu eingerichteten Hause sammelte, die in jeder Beziehung mit denen Sauvageot's im Louvre wetteifern konnten. Bis kurz vor seinem Tode behielt das kleine bewegliche Männchen seine Lebhaftigkeit, die Geistesfrische und den unerschöpflichen Humor bei der blühendsten Gesundheit. Wie oft hat Schreiber dieses Le Carpentier sein Hoffen ja seine Gewißheit ausgesprochen, das beabsichtigte „Hundert“ erreichen und wo möglich überschreiten zu wollen. Diese humoristische Hoffnung findet man auch in seinen 1854 unter dem Titel „Contes-Fables“ veröffentlichten Gedichten. Das letzte Couplet der „l'Heureux Temps“, — „l'Espérance“ überschrieben, lautet:

„Lorsque viendront cent ans . . .
 „Faudra-t-il donc quitter la terre?
 Si c'est mon dernier temps,
 J'avoue ici que je n'y pense guère;
 D'ailleurs ne voit on pas de vieux récalcitrants
 Qui vont jusqu'à cent dix et même cent vingt ans?
 Le bon temps
 Quand on n'a que cent ans!
 L'heureux temps
 Quant on n'a que cent ans!“

Das hier folgende Gedicht: „Meine Kunstammer und meine zwei und siebenzig Jahre“ hat Le Carpentier 1862 mit anderen Gedichten in einem zweiten Bande veröffentlicht. Der bejahrte Kunstliebhaber scheint sich hier die „Vieilles chansons“ von Meister Adam¹⁾ zum Vorbilde genommen zu haben:

Mon cabinet et mes soixante-douze ans.

I.

Aussitôt que la lumière
Vient éclairer mon chevet,
Je commence ma carrière
Par ouvrir mon cabinet.
Là, des oeuvres de génio
L'étonnante quantité
Entretient en moi la vie
Et ranime ma santé.

II.

„Vous gaspillez la richesse
Comme un vrai fou,“ me dit-on
„Au lieu d'acheter sans cesse
Brillez, menez un grand ton!“
Mais de peu je me contente
Et j'aime à vivre à l'écart:
Le grand monde qu'on nous vante
Ne vaut pas un objet d'art.

III.

Laissons traiter de manie
Mon ardente passion
Ce cabinet qu'on m'envie,
Fait ma seule ambition.
Il est bien chez l'antiquaire
Quelques modestes vertus:
Que de chefs-d'oeuvres sur la terre
Sans lui n'existeraient plus!

IV.

S'il est vrai que la sagesse
Ici-bas nous rende heureux,
On doit aimer la vieillesse,
Car tous les sages sont vieux.
Si nous voulons qu'on nous loue,
Montrons donc nos cheveux blancs
J'en ai, gaiement je l'avoue
Et j'ai soixante et douze ans.

V.

Si je meurs et qu'on m'enterre
— Il faut bien finir par là, —
De mon cabinet, j'espère,
Quelque temps on parlera.
Trouvant dans ce sanctuaire
Plus de trésors qu'au Pérou,
On dira: Notre antiquaire
N'était pourtant pas si fou!

VI.

Bien que Sedaine nous dise
Quelque part: „mourir n'est rien“
De cette triste sottise
Je me passerais fort bien.
Autour de moi tout abonde
Objets d'art, tableaux, bijoux,
Que ferai-je en l'autre monde,
Si je n'ai plus mes joujoux?

Wer könnte ergreifender die Gemüthsruhe und Befriedigung eines zwei- und siebenzigjährigen, die Kunst fanatisch liebenden Sammlers schildern? Solche Heiterkeit und solches Feuer bei diesem Greise, der sein vorgerücktes Alter ganz und gar nicht zu fühlen scheint, obschon derselbe große Strapazen in Indien überstanden hat, sind beneidenswerth und erstaunlich, besonders wenn man andere, weniger bejahrte Leute in gleicher pecuniärer Stellung den Rest ihrer Tage ohne irgend eine Liebhaberei solcher Art in der tödtlichsten Langeweile hinvegetiren sieht. Ohne fortdauernde Gemüthsbewegungen bietet das Leben wenig Reiz. Die Freuden, welche den Sammler so oft überraschen, lassen ihn die Gebrechen des Alters vergessen!

Le Carpentier's, von Alfred Lemoine illustriert, Contes-Fables (4 Bände 1856—1858) enthalten anziehende Sätzchen des besten Humors. So unter

¹⁾ Adam Billaud der 1662 verstorbene Nivernaische Schreiner und französische Meisterjänger.

andern „l'illustre Bimbelotier“ (der erlauchte Spielzeughändler, auch Getrödel-Liebhaber), wo Jupiter, von Biblot, dem Gotte des Kunsttrödels, verführt, von den verfallenen Gemäuern des alten Olymps auf die Erde herabsteigt, um Antiquaren seine alten verrosteten Donnerkeile zum Kauf anzubieten. — „Encore un triste mariage“ ist eine liebenswürdige Allegorie, in welcher die Wahrheit den Eigenbelang (l'Intérêt) ehelicht und die Ungerechtigkeit zur Welt bringt. Selbst die Gattin des alten Sammlers liebte das Collectioniren leidenschaftlich; regelmäßig nahm sie ihren Antheil an den „Émotions du Collectionneur“, jedesmal wenn ein neuer glücklicher Ankauf stattgefunden hatte. In dem Gedichte: Est-ce un bien, est-ce un mal? singt der greise Naturdichter dieserhalb mit gewohntem Humor: Si la femme est un mal il est si nécessaire, que nul ne saurait s'en passer.

Le Carpentier ist auf der Dresche gefallen! Die Gemüthsbewegungen während seiner letzten öffentlichen Ausstellung im Gewerbe-Palast, wo er persönlich, von Morgens bis Abends, dem Publicum die nöthigen Erklärungen bereitwillig erteilte und das Lob über seine Sammlungen wie ein alter Vater die ihm gereichte Milch einschlürfte, haben ihn vor dem „Hundert“ hingerafft. Schon vierzehn Tage bettlägrig, kaufte dieser unermüdete Sammler noch achtundvierzig Stunden vor seinem Tode verschiedene keramische Gegenstände an.

Der hundertundacht Jahre alt gewordene von Waldeck, ein geborener Oesterreicher, welcher achtzehn Jahre seines stark bewegten Lebens mit Ausgrabungen von Alterthümern und Zeichnen derselben in den Wildnissen Dukatans zugebracht hat, gehörte auch zu den heißspornischen Veteranen der Archäologie. Noch in seinem hundertundsiebenten Jahre arbeitete er täglich acht Stunden und während der Belagerung hatten die Entbehrungen, welche die Pariser so schwer heimsuchten, weder seine Gesundheit noch seinen guten Humor geschwächt. Gesicht und Magen im besten Zustande konnte dieser Greis noch acht Jahre lang das Couplet Le Carpentier's: „L'heureux temps quand on n'a que cent ans!“ auf sich beziehen.

Was nun die jugendlichen Kunstliebhaber anbelangt, von welchen jetzt Frankreich wimmelt, so sammeln sie fast ebenso leidenschaftlich, als das schöne Geschlecht, dessen Feuerreifer besonders die „Pâte tendre“ ausgesetzt ist und für welches die verbotenen Äpfel nicht mehr in den Louvre, Printemps und Bon-marché-Magazinen, sondern bei Kunst- und Curiositäten-Händlern reifen.

Auch der Literatur hat schon solche in Frankreich überall verbreitete Liebhaberei des Fayence-Sammelns Stoff geliefert. Die Novelle von Champfleury, wo der Verfasser seinen Helden Dalégre“ laisse tomber en de fayence, die komische Oper, in welcher Fayence-Schüsseln zertrümmert werden, so wie Victor-Hugo's hoch komische Anführung des „Objet mystérieux“ der alten Bernhardiner-Nonne von Fontrebault im IV. Bande der Misérables, geben Zeugniß von der großen Popularität dieses keramischen Zweiges im Kunst sammeln.



Moderne Magie.

Don

Johannes Huber*).

— München. —

Wissenschaftliche Prüfung.

Anfang des Jahres 1869 glaubte eine bedeutende Anzahl von Mitgliedern der dialectischen Gesellschaft in London, welche sich die Aufgabe stellt, Fragen von allgemeinem Interesse zur Discussion zu bringen, den Spiritismus nicht länger unbeachtet lassen zu dürfen und setzte zum Zwecke einer unter allen Cautelen zu veranstaltenden Prüfung ein Comité von dreißig Personen, worunter sich auch Naturforscher befanden, nieder. Eine zweijährige Untersuchung ergab die Realität der spiritistischen Phänomene. Da dieses Resultat dem Verwaltungsrath unerwartet und unerwünscht kam, weil er fürchtete, daß dadurch das Ansehen derselben compromittirt werden könne, so weigerte er sich den Bericht des Comité's unter seiner Autorität zu publiciren, worauf das Letztere die Publication auf eigene Verantwortlichkeit unternahm. Es sind uns bereits zum größten Theil schon bekannte Erscheinungen, die hier bezeugt werden: die langsame Erhebung von Menschen und Körpern in die Luft, wobei sie eine kurze Zeit in diesem Zustande verblieben; die Erscheinung von menschenähnlichen Händen und ganzen menschenähnlichen Gestalten, von deren Dasein man sich durch das Begreifen und Befühlen überzeugen konnte; körperliche Berührungen und das Spielen von Instrumenten ohne Ermittlung physischer Ursachen; das Auflegen von rothglühenden Kohlen auf die Köpfe und Hände mehrerer Personen, ohne daß Brandwunden oder Schmerzen entstanden; richtige und detaillirte Mittheilungen von Vorkommnissen, die zur Zeit keinem Anwesenden bekannt waren, und ebenso genaue, die Zeit des Eintritts bis auf die Minute bestimmende Ankündigungen von künftigen Ereignissen durch Klopfen und Schreiben; das Zustandekommen von

*) Vergleiche „Nord und Süd“ IX., 27.

Zeichnungen in so rascher Weise und unter solchen Umständen, daß sie aus menschlichen Kräften unerklärbar erscheinen. — Mit großem Nachdruck hebt der Bericht hervor, daß die hier sich manifestirenden unbekanntten Kräfte sich von einer Intelligenz geleitet zeigten. — Mittlerweile hatte sich auch der Chemiker Crookes mit der Sache eingelassen. Als er seine Absicht hiezu kund gab, begrüßte es die Presse mit großem Beifall, daß jetzt endlich die Untersuchung von einem Manne aufgenommen werde, in dessen intellektuelle Fähigkeiten man das vollste Vertrauen setzen könne. Man war von vornherein gewiß, daß der Spiritismus durch Crookes sein Todesurtheil empfangen würde. Am 10. d. d. war daher die Enttäuschung, als derselbe nach einer 4 Jahre lang fortgesetzten Prüfung, wozu er noch andere Autoritäten der Wissenschaft, z. B. Haggins, herbeizog, sich für denselben aussprach. Crookes hütete sich sorgfältig, in der Erklärung der Phänomene, worunter sogar eine leuchtende, abgeforderte Hand und ein Bleistift direct schreibend sich zeigte, zu der spiritualistischen Hypothese zu greifen.

In einem eigenen Bericht an die kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in London sprach er sich dahin aus, daß außer den bekannten Naturkräften noch eine Kraft, die auf irgend eine unbekanntte Weise mit der menschlichen Organisation verbunden sei und die man als psychische Kraft bezeichnen könne, unzweifelhaft sei. Diese Kraft habe sich in seinen Experimenten als actio in distans geäußert, indem ohne jede mechanische Einwirkung die Gewichte der Körper verändert und Instrumente gespielt worden seien. „Diese Kraft,“ sagt Crookes, „war während meiner Prüfungsversuche oft eine Stunde lang und darüber ganz un wahrnehmbar und dann erschien sie plötzlich in großer Stärke wieder. Sie ist am stärksten in der Nähe der Person, von der sie ausgeht. Da ich fest überzeugt war, daß es keine Manifestation einer Form von Kraft geben könne, ohne die entsprechende Verausgabung irgend einer andern, so forschte ich lange Zeit vergeblich nach einem Beweise dafür, ob irgend eine Kraft oder Anstrengung bei der Hervorbringung dieser Resultate aufgebraucht wurde. Nachdem ich Zeuge von dem peinlichen Zustande nervöser und körperlicher Ermattung, in welcher manche dieser Experimente Mr. Home zurückließen, gewesen, nachdem ich ihn bleich und sprachlos am Boden liegend gesehen, konnte ich kaum in Zweifel sein, daß die Entwicklung psychischer Kraft stets die Folge einer entsprechenden Absorption vitaler oder Lebenskraft sei. —“

Alle diese Mittheilungen erregten nicht geringen Lärm und Scandal; die Redaction der Times sah sich veranlaßt, einen eigenen Reporter zu den vorzüglichsten Londoner Medien abzuschicken, und als nun auch dieser dem Spiritismus Zeugniß gab, da erging sich das Weltblatt in mehreren Artikeln (Dez. 1872 und Januar 1873) über das heikle Thema und tabelte scharf jene Naturforscher, die sich der Untersuchung der Sache entzogen. Sie mochte dabei auf Tyndall, Leves und Huxley zielen, welche der Einladung des Comité's der dialectischen Gesellschaft keine Folge geleistet hatten. Doch Tyndall

wie Huxley hatten schon früher einmal einer spiritistischen Sitzung angewohnt und glaubten durch die Erfahrungen, die sie hier gemacht hatten und die ihnen nichts als Leichtgläubigkeit auf der einen und Betrug auf der andern Seite erwiesen zu haben schienen, sich von jeder weiteren Recherche dispensiren zu dürfen. Tyndall warf den Gläubigen eine „narkotische Seele“ vor und Huxley meinte passig und sarkastisch, daß, wenn diese Erscheinungen auch echt wären, sie ihn doch nicht interessiren würden, und daß das einzig Gute, das aus einem Beweise von der Wahrheit des Spiritismus vielleicht folgen könne, in der Beibringung eines neuen Arguments wider den Selbstmord liege, da es besser sei als Straßenlehrer zu leben, denn zu sterben und veranlaßt zu werden, durch ein um eine Guinee gemietetes Medium Aufium zu schwagen. — Aber auf die Männer, welche skeptisch an die Prüfung des Spiritismus gingen und widerwillig überzeugt wurden, paßt der Vorwurf einer narkotischen Seele nicht, und dann ist es auch ein zu rasches und keineswegs wissenschaftliches Vorgehen nach einem einmaligen mißlungenen Versuch sogleich ein verwerfendes Urtheil zu fällen, da ja bekanntlich auch die Experimente in der Naturwissenschaft nicht immer auf den ersten Wurf gelingen und wiederholte unverdrossene Erprobung erfordern. Endlich handelt es sich in den spiritistischen Erscheinungen nicht bloß um jene läppischen Geisterbotschaften, sondern vor allem um bisher unerklärliche physikalische und psychologische Vorgänge, die den Forscher wohl interessiren können und deren Unmöglichkeit von vornherein nur derjenige zu behaupten vermöchte, welcher selbst wieder einem ungeprüften Glauben verfallen wäre, nämlich dem Dogma von der Einzigkeit und Unverbrüchlichkeit der mechanischen Weltordnung und von der alleinigen Existenz der bisher bekannten Naturkräfte. Als eine merkwürdige Ironie des Zufalls verdient es bemerkt zu werden, daß der verstandesklare Naturforscher Huxley und der mystisch benebelte Davis in der Phantasia vom Bathybius sich berühren, nur daß der letztere dieselbe fast um 20 Jahre früher in seinen Schriften aussprach. Da indeß neuestens Huxley den Standpunkt des Idealismus theilt, wonach die Welt nur unsere Vorstellung ist, so kann er mit dieser Betonung des bloß menschlich-subjectiven Charakters unserer Wissenschaft nicht mehr in Abrede stellen wollen, daß der Zusammenhang der Dinge an sich noch ein ganz anderer als bloß der des mechanischen Causalnexuz zu sein vermöchte und daß viele Kräfte außer uns vorhanden und wirksam sein könnten, an deren Erfassung die Organisation unserer Sinne uns verhindert. Ganz anders als die genannten Herrn hat sich der Physiologe Carpenter, welcher gleichfalls ein Gegner des Spiritismus ist und dessen Träumereien und Extravaganzen seit Jahren bekämpft, zu demselben gestellt. Er gibt zu, daß er sich überzeugt habe, daß ein Theil der spiritistischen Phänomene ganz echt seien und als passende Gegenstände für ein wissenschaftliches Studium betrachtet werden können; doch will er auf Grund seiner Nachforschungen die Quelle derselben nicht in einer Mittheilung von Außerhalb, sondern in subjectiven nach physiologischen Gesetzen wirksamen Zuständen der Individuen entdeckt

haben. So stellt er zur Erklärung die Hypothese von der unbewußten Cerebration oder, um es philosophisch auszudrücken, von der unbewußten Seelenthätigkeit auf. Darnach soll Alles, was einmal gewußt worden ist, latent in uns fortbauern und als unbewußtes Wissen unter bestimmten Umständen Gehirnveränderungen hervorrufen, welche gegen unser Wissen und Wollen Muskelbewegungen auslösen, wodurch, sei es in Klopfflauten oder in vollkommener Schrift, richtige Antworten auf gestellte Fragen zu Stande kommen, ohne daß derjenige, durch welchen dieses geschieht, selbst darum weiß, daß diese Antworten aus seinem eigenen unbewußten Wissen stammen. Carpenter stützt seine Hypothese auf breite physiologische Deductionen und erweckt dadurch den Schein der Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, aber er vermag mit ihr schon deshalb nicht durchzubringen, weil sie nicht alle die wohlverbürgten Vorkommnisse zu erklären im Stande ist, abgesehen davon, daß sie an psychophysische Functionen appellirt, die noch sehr der Bestätigung bedürfen.

So ist denn auch nicht in England, so wenig wie anderwärts, das Problem des Spiritismus bis jetzt zum Austrage gekommen. Wie überall so stehen auch hier heißglühende Gläubige kühlen und ironischen Zweiflern gegenüber; und die letzteren hatten erst jüngst wieder den Triumph, daß von den wenigen bisher für echt gehaltenen Medien — man hatte deren im ganzen Königreich etwa 6 gezählt — einige als Betrüger entlarvt wurden. Dabei ist es dann wahrhaftig zum Erbarmen, wie die Enttäuschten sich an ihren liebgewordenen Glauben anklammern und auf alle möglichen Conjecturen verfallen, um die Betrüger vom Verdachte der Unehrlichkeit rein zu waschen und sich ihre Ueberzeugung zu retten. Als bei dem hier in Rede stehenden Fall entdeckt worden war, daß die Medien ihre Kleider und Apparate, in denen ihre Geister auftraten, selbst mitgebracht hatten, so daß es offenkundig dalag, daß diese Geister eben die verkleideten Medien selbst waren, halfen sich die bestürzten Gläubigen mit der Ausflucht, nicht die Medien hätten betrogen, sondern böshafte Geister hätten Kleider und Apparate durch die vierte Dimension herbeigebracht, um jene zu discreditiren. Von solchen Leuten gilt, was Tyndall sagt: „Umsonst werden Betrüger entlarvt und wird der Teufel im einzelnen Falle ausgetrieben. Er braucht nur leise seine Gestalt zu verändern und zu seinem Hause zurückzukehren, er wird es stets „leer“, gereinigt und geschmückt finden.“ Um dem Unfug und Schwindel, der an den Spiritismus sich hängt, zu steuern, traf im Laufe des vorigen Jahres das berühmteste Medium selbst, nämlich Daniel Home, mit dem Buche „Lights and shadows of Spiritualism“ hervor. Nachdem er schonungslos den hier spielenden Betrug und die bis zum Blödsinn sich steigernde Leichtgläubigkeit aufgedeckt und kritisiert hat, bemüht er sich zum Schlusse die „viel insultirte Wahrheit“ des Spiritismus in ihrer Reinheit darzustellen und hochzuhalten und belegt die Realität desselben durch drei merkwürdige Geschichten, die mit ihm passirt sein sollen, und die an Wunderbarkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Aber da er durch die Abschachtung der meisten Thaumaturgen des Spiritismus den Glauben

an diesen selbst nicht wenig erschüttert hat, so wird man auch die Berichte seiner eigenen außerordentlichen Leistungen nicht ohne skeptische Stimmung aufnehmen. — Nicht so stark, wie in Nordamerika, jedoch immerhin stärker als in Frankreich florirt der Spiritismus in England, er beschäftigt sich aber hier weit mehr mit der Constaturung von Thatfachen, als mit dem Ausspinnen metaphysischer Träume. Etwa fünf periodische Organe vertreten ihn hier und außerdem sucht er sich dem Publicum durch eine zahlreiche Literatur zu insinuiren. — Home wurde auch für Rußland der Apostel des spiritistischen Evangeliums, und obschon er vor einem Comité von Gelehrten in St. Petersburg nicht glücklich operirte, fand er doch an dem Chemiker Buttkerow und anderen hervorragenden Persönlichkeiten überzeugte Anhänger.

In Deutschland hatte der geistvolle Naturphilosoph Rees van Esenbeck dem Spiritismus sogleich eine große Bedeutung zuerkannt, dennoch aber für denselben ein weiteres und dauerndes Interesse nicht zu erwecken vermocht. Die Sache war so ziemlich der Vergessenheit anheim gefallen, als Professor Perty, in seinem Buch „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (Leipzig und Heidelberg 1861) wieder darauf aufmerksam machte und das Publicum unterrichtete, daß der Spiritismus sein Leben nicht nur fortfriste, sondern sich extensiv und intensiv immer mehr entwickle. Bei der zweiten Auflage des genannten Werkes schloß dann Perty in einem besonderen Bande eine sehr eingehende Studie desselben („Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen der Vergangenheit und Gegenwart“. Leipzig und Heidelberg 1877.) an. Neben diesem Autor, der unter Schelling gebildet wurde, haben von den älteren Vertretern der Philosophie in Deutschland nur Franz Hoffmann, der berühmte Schüler Baader's, und J. G. von Fichte, der in seinen anthropologischen und psychologischen Arbeiten die Nachseite des Seelenlebens längst mit Vorliebe behandelt hatte, sich mit der Frage näher zu befassen begonnen. Der Letztere hat erst jüngst eine Schrift (Der neue Spiritualismus, sein Werth und seine Täuschungen, Leipzig 1878) erscheinen lassen, worin er dem Spiritismus Thatsächlichkeit zuerkennt und ihn vor allem für die Wiedererweckung des Glaubens an die persönliche Fortdauer nach dem Tode verwerthet wissen möchte. Seit einigen Jahren geben Akatow und Wittig in Leipzig eine Monatschrift „Psychische Studien“ heraus, um dem Spiritismus in Deutschland ein größeres Terrain zu erobern, aber ihr Bemühen hat bis jetzt wohl nur sehr geringen Erfolg. Unter dem Titel „Bibliothek des Spiritismus“ ließ Herr von Akatow die in englischer Sprache erschienenen Hauptwerke desselben in's Deutsche übersetzen.

Eine größere Aufmerksamkeit wandte sich den räthselhaften Dingen seit Ende des Jahres 1877 mit dem Auftreten des Amerikaners Glade zu, der in London wegen Betrugs angeklagt und freigesprochen nach dem Continent und in Deutschland zunächst nach Berlin gekommen war, um seine Zauberkünste zu zeigen. Nach den Berichten der Presse war der Zulauf zu seinen Productionen nicht gering, auch sehr vornehme Herren fanden sich ein und

verließen die Sitzungen frappirt und kopfschüttelnd. Die Germania und ebenso die Vossische Zeitung brachten Schilderungen der Vorgänge, wonach dieselben über die gewöhnlicheren Taschenspielerereien hinausgingen. Als Helmholtz und Virchow angegangen wurden, die Leistungen Glade's zu prüfen, lehnte der Erstere es rundweg ab, der letztere aber wollte sich unter der Voraussetzung herbeilassen, daß er dem Amerikaner die Bedingungen, unter denen die Experimente stattfinden sollten, vorschreiben dürfe; worauf aber wieder dieser nicht eingehen wollte, indem, wie er vorgab, er nur das Medium von Kräften wäre, über die er nicht gebieten und von denen er also auch nicht von vornherein wissen könne, ob sie unter den von Virchow beliebten Bedingungen in Thätigkeit treten wollten. Schließlich als die Theilnahme für Glade immer größer wurde und dadurch der Ruf der Metropole der Intelligenz selbst in Schaden zu kommen schien, lud ihn die Polizei höflich ein, die Stadt zu verlassen. Der Betrügerei aber war er in keiner Weise überführt worden, im Gegentheil, der Hofschenspieler Sr. Majestät des Kaisers, Bellachini, stellte ihm nach längerer und sorgfältiger Ueberwachung das Zeugniß aus, daß seine Leistungen nicht aus Prestidigitation erklärt werden könnten. — Ebenso hatte auch der berühmte Bosco über Home geurtheilt.

Während Helmholtz und Virchow und auch Ed. von Hartmann der Berührung mit Glade vorsichtig auswichen, verhielt sich der Professor der Astrophysik in Leipzig, Zöllner, minder zurückhaltend. Dieser berühmte und ideenreiche Gelehrte hatte Kant und Schopenhauer ein eifriges Studium gewidmet und sich in Folge desselben von der bloßen Phänomenalität der Welt unseres sinnlichen Bewußtseins wohl stärker überzeugt, als die meisten seiner naturwissenschaftlichen Zeitgenossen. Im Anschluß an Kant und Gauß betrachtete er auch die dreidimensionale Raumschauung als eine bloß subjectiv-menschliche, und statuirte ihr gegenüber die Denkbarkeit von mehr als drei Dimensionen in der Objectivität. Weiter versucht er die Beseelung der Atome und kam darüber über die streng mechanische Naturerklärung hinaus. Denn die beseelten Atome bewegen sich nach Vorstellungen und realisiren, indem sie von Sympathien und Antipathien geleitet sich suchen oder fliehen, die Wirkung in die Ferne. Zöllner suchte für seine Raumtheorie nach einem experimentellen Beweis und, nachdem er bereits während eines Aufenthaltes in England mit dem Spiritismus befaunt geworden war, gerieth er auf den Gedanken, mit Glade Versuche anzustellen, welche über die mögliche Existenz eines vierdimensionalen Raumes Aufschluß geben könnten.

Zöllner berichtete in den bis jetzt vorliegenden zwei Bänden seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ über die Resultate, die er mit Glade erhalten, erregte aber durch seine Mittheilungen das größte Aergerniß in der wissenschaftlichen Welt. Da man ihn als einen durchaus ehrlichen Mann kennt, seine Angaben aber doch nicht gelten lassen will oder kann, so wurde er zuerst als leichtgläubig, als Hallucinant und schließlich geradezu als Narr vor dem aufgeklärten Publicum denunciirt. Nun aber steht er mit seinem

Zeugniß nicht allein; W. Weber, gegenwärtig in Deutschland die größte Autorität der Physik, Fechner, der scharfsinnige Begründer der Psychophysik, und der Mathematiker Scheibner, die ebenfalls Sitzungen mit Slade bewohnten, sind bereit dasselbe zu verstärken. Von Fechner habe ich selbst die Abschrift eines Briefes in der Hand, worin es von Slade's Productionen heißt: „Auch hier hat sich wieder herausgestellt, was im Grunde schon aus den Beobachtungen in England zu entnehmen, daß je sorgfältiger und so zu sagen ängstlicher die Beobachtungen angestellt und mit je mehr Vorsicht sie vervielfältigt werden, um so mehr für den unbefangenen Beobachter der Verdacht der Täuschung schwindet. Man möchte sich der Auerkenntniß so unglaublicher Dinge entziehen; zuletzt zwingen doch die Thatfachen. So ist es bei mir und bei anderen hiesigen Beobachtern der Fall gewesen.“ Unter diesen Beobachtern war auch der Professor der Chirurgie, Thiersch, der als skeptischer und verstandesheller Kopf ein ganz besonderes Renommée genießt.

Fassen wir nun das Wesentlichste aus Zöllner's Berichten zusammen: Dreimal kam Slade nach Leipzig, im November und Dezember 1877 und im Mai 1878. Jedesmal wurden mehrere Sitzungen veranstaltet und zwar in Localitäten, die derselbe vorher nicht kennen gelernt hatte, und zwar entweder bei hellem Tage, oder wenn Nachts bei ausgiebiger Beleuchtung. Alle Vorsichtsmaßregeln gegen Betrug, wie solche im Experimentiren gewandte Naturforscher auszusinnen vermögen, wurden getroffen, namentlich wurden die Hände und Füße des Amerikaners stets überwacht. Bei den meisten dieser Sitzungen waren immer mehrere Zeugen gegenwärtig und zwar Männer von hoher Wissenschaftlichkeit, wie die genannten Professoren, wozu noch Th. Weber, Braune und Ludwig kommen, oder Personen von Bildung und Urtheil. Nur zuletzt experimentirte Zöllner ein paarmal mit Slade allein, ein Mißgriff, der insofern bedauert werden muß, als jener dadurch sich der Zeugenschaft beraubte, welche in diesen Dingen auf nicht genug Augen beruhen kann. Es sind wohl gegen 30 außerordentliche Vorgänge, von denen Zöllner berichtet: Phänomene, wie sie zum Theil auch anderwärts vorkommen, dann aber auch wieder ganz neue, bisher noch nicht beobachtete. Nur die bedeutendsten derselben seien hier angeführt.

Zöllner wollte es als einen thatsächlichen Beweis für die Existenz eines vierdimensionalen Raumes betrachten, wenn in einen Faden ohne Ende ein oder mehrere Knoten angebracht werden könnten. Nach mehreren acht Tage lang vergeblich fortgesetzten Versuchen, wobei die sogenannten Spirits von Slade die gestellte Aufgabe gar nicht begriffen und dafür anderes Zeug machten, gelang am 17. December 1877 das Experiment, und zwar war der Hergang dabei folgender: Zöllner hatte am Abend vorher unter den Augen einiger Collegen und Freunde in seiner Wohnung und in Nichtanwesenheit von Slade, zwei Bindfäden an ihren Enden verknüpft und die Knüpfungsstelle mit seinem Siegel markirt; das Gleiche that W. Weber den Morgen darauf. Mit diesen vier versiegelten Bindfäden begab sich dann Zöllner in das benachbarte Haus

eines Freundes, der den Amerikaner als Gast beherbergte. Die Sitzung fand unmittelbar nach Zöllners Ankunft in dem Wohnzimmer seines Freundes bei vollem Tageslichte statt. Von den vier Bindfäden wählte Z. einen mit seinem Siegel versehenen und legte sich denselben, um ihn, bevor sie sich an den Tisch setzten, nie aus den Augen zu verlieren, derartig um den Hals, daß das Siegel auf der Vorderseite seines Körpers herabhängend und stets von ihm beachtet wurde. Während der Sitzung, in der Slade zu Zöllner's Linken saß, behielt dieser das unveränderte Siegel stets vor Augen und drückte es mit den beiden Daumen fest an die Tischplatte. Slade's Hände waren jederzeit frei sichtbar. Mit der Linken faßte derselbe sich öfter, über schmerzhaft empfindungen klagend, an die Stirne, mit der Rechten hielt er ein kleines, zufällig im Zimmer befindliches, hölzernes Brett unter den Rand der Tischplatte. Der herabhängende Theil des Fadens lag zwar unbeachtet auf Zöllner's Schooße, aber die das Brett haltende Hand Slade's war ihm stets sichtbar. Es entstanden vier Knoten oder Schleifen innerhalb des geschlossenen Fadens. — Ist nun hier wirklich jeder Betrug ausgeschlossen? — Spielte ein solcher, so kann er nur so gedacht werden, daß Slade einen in ganz ähnlicher Weise präparirten Bindfaden, wie der von Zöllner war, in Bereitschaft hielt, in demselben aber bereits die Knoten vor der Verknüpfung angebracht hatte und nun in der Sitzung die Fäden rasch vertauschte. Diese Vertauschung müßte entweder in dem Moment stattgefunden haben, wo Zöllner seinen Faden sich vom Halse nahm und ihn auf den Tisch legte, oder nachher, nachdem er denselben an der verknüpften und gesiegelten Stelle an den Tisch drückte. Das Letztere ist nun durchaus unwahrscheinlich, denn Zöllner müßte sich in einem Zustand völliger Geistesabwesenheit und Fühllosigkeit befinden haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß ihm sein Faden entrisßen und statt dessen ein anderer unter die Daumen geschoben wird. Bleibt demnach nun noch die erste Möglichkeit übrig und in Bezug auf diese zeigt Zöllner's Mittheilung allerdings eine Lücke. — Aber abgesehen davon, daß in diesem letzteren Falle Slade in Besitz des Zöllner'schen Siegels gekommen sein müßte, um einen mit demselben markirten Faden herstellen zu können, hätten Zöllner und seine Mitzeugen auch ihre Augen verschließen müssen, wenn sie die Verwechslung nicht bemerken sollten. Und weiter mußte Zöllner, nachdem er bereits mit dem ausgetauschten Versuchsobjecte am Tische saß, dasselbe gar keiner weiteren Betrachtung unterzogen haben, da er ja sonst die bereits vorhandenen Knoten entdeckt hätte. Dies ist aber durchaus unwahrscheinlich bei Beobachtern, denen an einer zweifellosen Selbstüberzeugung so sehr gelegen war. Dazu kommt noch, daß Zöllner, wie Fechner von ihm aussagt, als guter Experimentator bekannt ist, und man niemals Anlaß gefunden hat, seine Exactheit in Versuchen und Beobachtungen zu bezweifeln. Auch gelang dasselbe Experiment der Knotenerzeugung in einem Faden ohne Ende unter allen Sicherungen gegen Betrug dem Baron Hellenbach mit Slade in Wien und dann dem Dr. Nichols in London.

So wird man, wenn man nicht glauben kann, doch vorerst auch auf jene triviale Erklärung aus Verwechslung der Fäden verzichten müssen. Der Privatdocent Christiani aus Berlin, welcher in Leipzig das Kunststück der Knotenerzeugung zur Erheiterung eines größeren Publicums zum Besten gab, experimentirte dabei mit präparirten Fäden, in welchen die Knoten schon vor der Verknüpfung angebracht und nur während des Experiments verschoben und aufgelockert wurden. — Das Experiment mit Zöllner deckt sich demnach keineswegs mit der Leistung von Christiani, da beide unter ganz verschiedenen Bedingungen stattfanden. Bekanntlich huldigt auch Helmholtz der Hypothese von der Möglichkeit eines Raumes mit mehr als bloß drei Dimensionen. Wer aber einmal eine vierte Dimension annimmt, äußerte mir jüngst ein berühmter Mathematiker, der muß auch den Geisterglauben mit in den Kauf nehmen, denn in die vierte Dimension gehören die Spirits und Wunder. —

Verwandt mit dem Knotenexperiment dürften noch folgende Vorkommnisse sein: 1) Innerhalb drei Minuten wurden zwei aus weichem Leder von Zöllner geschnittene, zusammengeknüpfte und mit seinem Siegel bezeichnete Streifen unter seinen Händen — Glade hatte nur vorübergehend und leise seine rechte Hand auf dieselben gelegt — ineinandergeschlungen, wobei Zöllner zuerst einen kühlen Hauch und dann eine deutliche Bewegung der Lederstreifen unter seinen Händen fühlte. 2) Zwei Holzringe, der eine von Eichen-, der andere von Erlenholz und jeder aus einem Stück gedreht, und das gleichfalls aus einem Stücke geschnittene endlose Band eines Darmes wurden an einer Darmsaite, die durch einen Doppelknoten von Zöllner zusammengeknüpft und mit seinem Petschaft eigenhändig wieder versiegelt worden war, aufgereiht. Zöllner setzte sich hierauf mit Glade an einen Spieltisch, von dem in geringer Entfernung ein kleiner runder Tisch sich befand, und legte beide Hände fest auf den oberen Theil der versiegelten Darmsaite. Nach einigen Minuten behauptete Glade Lichter zu sehen, es verbreitete sich ein scharfer Brandgeruch, der unter dem Tisch hervorzudringen schien! der kleine runde Tisch klapperte, und wie nach der Ursache davon geforscht wird, zeigt sich, daß die beiden in der versiegelten Darmsaite aufgehängenen Holzringe sich um den Fuß desselben befinden. Die Darmsaite selbst enthielt jetzt zwei Schlingen, welche den unversehrten, endlosen Darmstreif umschlossen. Das Unerklärliche bei diesem Vorgang ist, wie die Holzringe aus der Darmsaite, deren Verschuß nicht gelöst wurde, herauskamen und dann um das Bein des Tisches sich zu legen vermochten, da sie wegen der Breite seiner Platte, wie auch wegen der Breite der drei Füße, in welchen sein Bein sich verzweigt, weder von oben noch von unten um dasselbe geschoben werden konnten. Das ganze Phänomen würde nur verständlich, wenn es eine Durchdringung der einen Materie durch die andere gäbe; denn die Ringe konnten aus der Darmsaite nur dann entschlüpfen und sich um das Tischbein legen, wenn sie sowohl jene wie dieses durchdrangen. Die Thatsächlichkeit einer solchen Durchdringung der einen Materie durch die andere schien endlich dadurch insinuirt zu werden, daß von zwei Schnecken-

gehäusen von ungleicher Größe, welche auf dem Tisch in der Weise übereinander gestülpt waren, daß das größere das kleinere gänzlich verdeckte, das letztere plötzlich auf einer von Glade unter dem Tisch gehaltenen Tafel in starker Erhitzung zum Vorschein kam.

Als Taschenspielererei nimmt es sich aus, wenn Glade auf einer unter den Tisch gehaltenen Tafel Schriften producirt, und bekanntlich hat man ihn hierin in London des Betruges überführen zu können geglaubt. In Leipzig aber kam es vor, daß zwischen Doppeltafeln, welche Zöllner gekauft und vorher gereinigt hatte und welche er dann, nachdem ein Stift zwischen dieselben gelegt worden war, noch verschloß, geschrieben wurde und zwar indem Glade dieselbe vor Aller Augen über den Kopf des Professor Braune hielt; und wieder, daß zwischen einer andern, ebenfalls Zöllner angehörigen und mit einem dicken Bindfaden kreuzweis zusammengebundenen Doppeltafel, während sie an der Ecke der Tischplatte von Niemandem berührt lag, geschrieben wurde. Hierher gehört auch noch Folgendes: Zöllner präparirte einen halben Bogen Rußpapier und legte denselben in eine von ihm gekaufte Doppeltafel, verschloß hierauf dieselbe mit einem Charnier und gab sie nicht mehr aus der Hand. Alles dies geschah noch dazu in Abwesenheit von Glade. Als derselbe eingetreten, legte Zöllner die Tafel auf seinen Schooß und zwar so, daß er sie stets zur Hälfte beobachten konnte. Glade's Hände wurden mit denen der Anwesenden in der gewöhnlichen Weise oberhalb des Tisches verbunden; da fühlte Zöllner plötzlich zwei Mal kurz hintereinander, wie die Tafel auf seinem Schooß herabgedrückt wurde, ohne daß er dabei das geringste Sichtbare entdeckte. Nach einigen Minuten, als man die Tafel öffnete, befand sich auf dem einen Blatt des Rußpapiers der Abdruck eines rechten, auf dem andern der eines linken Fußes. Man könnte nun auf die unsinnige Conjectur verfallen, diese Fußabdrücke rührten von Glade selbst her, derselbe sei aus seinen Schuhen und Strümpfen herausgeschlüpft und mit seinen Füßen zwischen die verschlossenen Tafeln gekommen, wo er dann den Abdruck bewerkstelligte. Aber eine Untersuchung des Fußes von Glade ergab, daß derselbe größer ist, als der Abdruck erschienen. Andere Abdrücke von Händen und Füßen wurden in Mehl oder wieder auf Rußpapier erhalten.

Man will bei den Sitzungen in Leipzig sogar Hände auftauchen gesehen und wieder Berührungen von unsichtbaren Händen empfunden haben, wie denn auch Professor Ludwig von einer solchen heftige Puffe erhielt, worüber unter den Anwesenden nicht geringe Heiterkeit entstand, da gerade diesem Ungläubigsten von allen so schlimm mitgespielt wurde.

Außerdem ereignete es sich, daß eine im Glasgehäuse verschlossene Magnetnadel in heftige Schwankungen versetzt und unmagnetische Stahlnadeln magnetisirt wurden, die Möbel sich bewegten, Tische und andere Gegenstände in die Luft sich erhoben und zeitweilig verschwanden; Instrumente zu spielen begannen, und ein Bettschirm mit heftiger Detonation zerriß u. s. w. —

Baron Hellenbach, seit einigen Jahren durch philosophische Schriften,

worin er theils zu Schopenhauer, theils zu Darwin und Häckel neigt, bekannt, hielt mit Slade in Wien sieben Sitzungen, zu welchen er noch einige Freunde herbeizog. Auch hier wurde mit aller Vorsicht gegen Betrug experimentirt, aber auch hier stellten sich zum Theil dieselben Erscheinungen ein, wie bei den Professoren in Leipzig. In einer Sitzung forderte Hellenbach von dem gegenüberstehenden Slade, daß die Tafel, die dieser in der Hand hielt, in die seinige gelegt werden solle. Da fühlt er plötzlich auf der rechten Seite seines rechten Fußes am Knöchel die Tafel und nahm wahr, wie dieselbe an dem Fuße fest anliegend herauf und ihm in die rechte Hand kroch. Weiter hatte Hellenbach die Empfindung, daß seine Hand von unsichtbaren Händen ergriffen, gestreichelt und gedrückt würde, worauf dann der Daumen und die Hand wie von einer dünnen Seifenlösung übergossen und wie im Schweiß gebadet zu sein schienen. Er wie seine Freunde wurden zwei Mal auf ihren Stühlen 6—10 Zoll hoch vollkommen horizontal sitzend in die Luft gehoben und einige Minuten schwebend erhalten, ohne daß Slade, sichtbar wenigstens, etwas anderes that, als mit seiner rechten Hand die Stuhllehne ganz oben an der Ecke zu fassen, und zwar in sitzender Stellung. „Wir hatten versucht, und darunter Menschen von großer Muskelkraft, die leeren, allerdings schweren Seffel so zu heben, daß die Sitzfläche horizontal bleibt, aber vergebens. Wir mußten daher annehmen, daß Slade unbemerkt einen seiner Füße als Hebel benützt, aber in der Welt ist Niemand, der, selbst sitzend, einen sitzenden Menschen so zu heben vermöchte; als Wette wäre es wenigstens ohne Gefahr zu probiren“, bemerkt hiezu Hellenbach. — Auch in Wien griff die hohe Polizei störend ein. Slade wurde aus Wien ausgewiesen, ohne daß man die Gründe für diese Maßnahme kennt. Man wird aber kaum irre gehen, wenn man die Frommen in Wien dafür verantwortlich macht; deutlich hatten ja die ultramontanen Blätter darauf hingewiesen, daß es bei Slade nicht mit rechten Dingen zugehe und höchst wahrscheinlich der Teufel im Spiele sei. Wenn also in Berlin die Furcht vor dem Aberglauben die Entfernung Slade's veranlaßt haben mag, so in Wien die Furcht vor dem Teufel. Der Amerikaner ging hierauf nach Rußland, scheint aber dort so wenig wie sein Vorläufer Gume besonders Glück gemacht zu haben. In einer Sitzung, wo er wieder einen Stuhl mit der darauf sitzenden Person in die Luft wollte steigen lassen, brach die Lehne desselben und blieb ein Stück davon in seiner Hand zurück, und bei dem Versuche der Knotenerzeugung soll es vorgekommen sein, daß zwar die Knoten nicht erschienen, wohl aber der Faden durchschnitten gefunden wurde. Nur in Gegenwart des Großfürsten Constantin scheint Slade mehr reussirt zu haben, indem jener auf einer von ihm selbst gehaltenen neuen Tafel eine Schrift erhielt, während des Mediums Hände auf dem Tische lagen.

Böllner gefällt sich seit Jahren in einer heftigen Polemik gegen den englischen Physiker Thomson und seine Schule, sowie gegen die hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaft an der Berliner Hochschule. Thomson und seine Schule haben sich in der That durch lächerliche Hypothesen, wie durch

die Hypothese, daß das Leben durch einen Meteoriten auf die Erde verpflanzt worden sei, und daß die Gasmoleculen durch Geister in Bewegung gesetzt werden, arge Blößen gegeben, und Zöllner ist nicht im Unrecht, wenn er diese mit der ganzen Gravität wissenschaftlicher Erkenntniß auftretenden Ulfanzereien gebührend geißelt. Aber sein Eifer reißt ihn über die Grenzen einer wissenschaftlichen Kritik hinaus und verleitet ihn zu persönlichen Angriffen auf seine Gegner, die durch ihre großen Leistungen einen wohlbegründeten Anspruch auf allgemeine Verehrung besitzen. Durch solches Vorgehen verfeindet und isolirt sich der ebenfalls um die Wissenschaft wohl verdiente Leipziger Astrophysiker, und es war wohl vorauszusehen, daß man ihm seine Hineineigung zum Spiritismus nicht ungeahndet lassen würde. Soviel ich indeß wahrnehmen kann, haben außer ein paar obskuren Literaten nur Hädel und Preyer sich bis jetzt offen gegen ihn ausgesprochen, zwei Männer, die in der Wissenschaft sonst auch nicht zu den Ruchternen zählen, und wovon der Erstere neuestens sogar für die Naturgeister der Alten und den Polytheismus zu schwärmen, also selbst dem Spiritismus näher zu treten beginnt. In Berlin aber plante man ein raffiniertes Attentat gegen Zöllner; nämlich zwei Privatdocenten, Christiani und Kronecker, wurden von hier aus nach Leipzig abgeordnet, um die Slade'schen Kunststücke, namentlich das Schreib- und Knotenexperiment und das Schwebenlassen der Tische, nachzumachen und so Zöllners thörichte Leichtgläubigkeit ad oculos zu demonstriren. Wie die Herren das Knotenexperiment bewerkstelligten, ist schon oben erwähnt worden, nämlich dadurch, daß sie in ihren verknüpften Fäden bereits die Knoten angebracht hatten und dann dieselben, nachdem sie sie vorher zu verdecken gewußt, durch Verschieben in eine andere Lage sichtbar machten. Das Kunststück mit den Schriften wurde auf einer vorher präparirten Tafel ausgeführt und das Schweben der Tische, wenn es überhaupt vorgekommen ist, wurde sicherlich durch einen hinter den Manschetten der Herren Privatdocenten verborgenen Haken zu Stande gebracht. Aus diesem Hülfsmittel erklärten wenigstens die Berliner die Leistung von Slade; wie man denn auch von Berlin aus einen Leipziger Professor auf diesen schlauen Pfiff aufmerksam machen zu müssen glaubte, damit er sich von Slade nicht dupiren lasse. Aber so scharf derselbe bei Gelegenheit des Emporschwebens von Fechner mit seinem Stuhl nach diesem Haken hinter Slade's Manschetten spähte, er konnte ihn nicht entdecken. Der Unterschied zwischen den Productionen der Berliner Privatdocenten und den Leistungen Slade's ist also von vornherein der, daß die ersteren unter Bedingungen und mit Hülfsmitteln, wie sie eben jeder Taschenspieler zum Voraus herstellt und nöthig hat, zu Stande kamen, die letzteren aber ohne solche Vorbereitungen erzielt wurden. Darum haben Bosco und Bellachini, die auf dem Gebiete der Prestidigitation es wahrscheinlich mit den Herren Christiani und Kronecker aufnehmen können, die bei Hume und Slade auftretenden Phänomene sich aus ihrer Kunst nicht zu erklären gewußt. Als Zöllner seine beiden Widersacher durch Professor Thiersch auffordern ließ,

vor ihm und einigen seiner Freunde ihre Zauberei zu zeigen, stellten sie sich nicht, sondern zogen der Erprobung ihrer Kunst die Freuden einer lustigen Kneipe vor. — In seiner Aeußerung über den modernen Spiritismus (deutsche Rundschau, Octoberheft 1878) bemerkt Preyer unter anderem, daß ihn die Leistungen persischer und arabischer Zauberer, die er im Orient, vor allem in Aegypten, kennen gelernt habe, neben der persönlichen Bekanntschaft mit einigen ungewöhnlich geschickten Taschenspielern die befriedigende Erklärung einiger mediumnistischen Wunder haben finden oder vermuthen lassen. Aber leider hütete er sich, uns diese Entdeckung oder Vermuthung auch nur mit einem Wörtchen zu verrathen, und man sollte doch glauben, daß er dazu im Interesse der wirksamen Bekämpfung des Aberglaubens sich verpflichtet fühlen müßte, denn dieser wird erst dann aus allen seinen Schlupfwinkeln vertrieben, wenn das Geschäft des spiritistischen Betrügers offen gelegt ist. Woher diese Zurückhaltung, nachdem Preyer doch sonst mit seinen Einfällen nicht zurückhält? Wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß Preyer ebensowenig um den eigentlichen *modus operandi* bei Glade's Productionen weiß, als wie Christiani, von dem jener einen langen Brief abdrucken läßt, in welchem in breiter Ausführung viel von der Methodik der Taschenspielererei die Rede ist und unter Anderm sich auch die höchst überflüssige Bemerkung findet, daß er (Christiani) Taschenspielerkünsten niemals einen ernstern Werth beigemessen habe, im Uebrigen aber sorgsam vermieden wird, die Handgriffe und Mittel, womit diese verblüffenden Leistungen bewerkstelligt werden, auch nur anzuzeigen, was wir Herrn Christiani um so schwerer anrechnen, als ihn ja gewiß nicht die Rücksicht auf etwa zu gebende Gastrollen in der Prestidigitation davon zurückhalten konnte. Wenn aber Preyer, nachdem er diesen nichtsagenden Brief mitgetheilt hat, sich in die Brust wirft und die Frage in die Welt hinaus schleudert: Was sagen nun die Spiritisten zu diesen Erklärungen? So antworte ich, der ich kein Spiritist bin, daß solche Widerlegungen des Spiritismus mich erst in die Gefahr bringen könnten, daran zu glauben.

Auf alle Fälle bildet der Spiritismus ein interessantes Problem der Psychologie des Zeitgeistes. Es verlohnt sich nachzuforschen, wie es trotz unserer immer siegreicher vordringenden naturwissenschaftlichen Aufklärung zur Entwicklung und Befestigung dieses neuen Mysticismus kommen konnte, und zwar nicht bloß unter den ungebildeten Klassen und in dunklen Köpfen, sondern selbst bei wissenschaftlich wohlgeschulten Denkern. Ist der Spiritismus vielleicht eine Krankheit der Zeit, so deutet er auf einen Schaden im Geistesleben derselben hin und wird dann wohl nicht eher überwunden, als bis das Uebel erkannt und geheilt worden ist. Dieses Uebel ist aber das Wuchern der materialistischen und mechanistischen Weltanschauung, die überall, wo sie Platz greift, das Gemüth zum Verdorren bringt, weil sie ihm jene Ideen raubt, in deren Licht und Wärme es allein zu gedeihen und sich zu entfalten vermag. Der Glaube an das Ideale und Geistige ist für den Menschen ein höchstes Bedürfnis; wer ihn in sich ausgerottet hätte, der würde zugleich seine Menschen-

natur in sich vernichtet haben. Wir wissen, mit welch' kaltem Hohn die sogenannte Wissenschaft des Tages diesen Glauben niedertritt und wie ein Unkraut auszuraufen sich bemüht. Aber was einmal zum Leben gehört, kann nicht auf die Dauer entbehrt werden und aus dem Hunger wird zuletzt ein krankhafter Heißhunger, der auch zu dem Unverdaulichsten greift. Aus dieser Reaction des Gemüths gegen die Rohheit des Materialismus hat sich eine wahre Sucht nach dem Hyperphysischen entwickelt, die in unserer Zeit schon fast zu einer Geistesepidemie geworden ist. Wer aber das Wunderbare sucht und zwar krankhaft sucht, der wird es bald finden; seine Phantasie tritt in den Dienst seiner Wünsche und verdunkelt zusammen mit diesen den klaren objectiven Verstand. Die Dinge werden schon mit trunkenen Augen angeschaut, es wird unterlassen, die Kette des natürlichen Zusammenhangs aufzufuchen, sogleich wird die übersinnliche Causalität, die das Herz begehrt und braucht, statuiert. — In dieser Verfassung des Gemüths hat der heutige Spiritismus zum Theil seine Quelle, wie sie auch zugleich sein stärkster Hort ist. Aber er verläugnet sich nicht als ein Kind unseres materialistisch gesinnten Zeitalters und trägt die Eierschalen des Materialismus selbst noch an sich, denn er will das Geistige mit den Händen greifen; er gibt Alles nur auf Thatsachen und verweist auf die Deductionen der Vernunft.

Dieselben hippokratischen Züge, welche die Zeiten des Niederganges der alten Welt charakterisirten, sind auch wieder in der Physiognomie der Gegenwart zu erkennen; nämlich der Verfall und Zusammensturz der überlieferten Religionen, die Ausbreitung und Herrschaft, einer negativen, nur das sinnlich Gegebene anerkennenden Aufklärung, Blasirtheit oder Pessimismus gegenüber den Idealen des Lebens, und endlich neben aller Steppis und Verzweiflung doch wieder ein gesteigertes Haschen nach der Offenbarung einer übersinnlichen Welt und ein recht genügsamer Glaube ihrem vermeintlichen Erweise gegenüber. Unsere Spiritisten zeigen eine Verwandtschaft mit den Goëten von damals, ja diese letzteren scheinen bereits ähnliche Wunderwerke wie jene verrichtet zu haben. In dem phantastischen Buch „Ueber die Mysterien der Aegypter“, welches dem neuplatonischen Philosophen Iamblichus zugeschrieben wird, findet sich folgende an moderne spiritistische Phänomene erinnernde Stelle über den Zustand der Ekstase: „Bald wird blos die Seele, bald zugleich auch der Leib, unser ganzes Wesen ergriffen. Alles eigene Bewegen, Denken und Erkennen hört auf. Es umfängt uns fühlbar ein unsichtbarer und unförperlicher Hauch des Geistes, ein helles und mildes Licht umstrahlt uns, auf der höchsten Stufe haben wir eine sichtbare Vision. Wir vernehmen harmonische Chöre, während der Leib bald bewegungslos, bald in heftiger Bewegung ist, ja in der Luft schwebt. Körperlich werden wir fühllos. Die vom geistlichen Geist Ergriffenen brennt das Feuer nicht, sie fühlen nichts, durchbohrt von Pfählen, verwundet am Rücken mit Beilen, die Arme von Messern durchschnitten. Sie treten auf glühende Kohlen und durchschwimmen Ströme in wunderbarer Weise.“ Eunapius erzählt aus dem Leben des Iamblichus, daß ihn seine

Sklaven mehr als 10 Ellen hoch in der Luft schweben sahen, Leib und Gewand von goldstrahlender Schönheit; und dem Kaiser Julian führte ein anderer neuplatonischer Philosoph, Maximus, so erstaunliche Erscheinungen vor, daß der phantasievolle und abergläubische Mann in der Ueberzeugung von der Wirklichkeit magischer Kräfte vollends bestärkt wurde. So wenig ich aber in den räthselhaften Vorgängen des heutigen Spiritismus nur Taschenspielerkünste anzunehmen vermag, ebenso wenig möchte ich jene Leistungen der Goëten bloß auf solche zurückführen. Es gab seit ältester Zeit die Pflege einer geheimen Wissenschaft und Kunst, welche den Menschen zu außerordentlichen Dingen befähigen sollte, und wenn wir von manchem der letzten Philosophen des Alterthums, wie von Apollonius von Thyana oder von Plotin u. A. lesen, daß sie Indien aufgesucht hätten, um hier in die Mysterien der Mantik und Magie eingeführt zu werden, so ist dies mehr als eine bloß fabelhafte Notiz, denn sie konnten wirklich in Indien in diesen Künsten etwas lernen. Wir wissen jetzt, daß hier eine eigene philosophische Schule, die Yoga-Philosophie, sich darauf verlegte, eine Methodik der Diät auszufinnen und in Anwendung zu bringen, wodurch die psychischen Kräfte des Menschen erhöht und seine leiblichen Bedürfnisse fast erstickt werden sollten. Aus einem literarischen Producte dieser Secte, welches der englische Chirurg N. C. Paul unter dem Titel „A treatise on the Yoga-Philosophy“ (Benares 1851) übersetzt hat, erfahren wir, wie durch eine Reihe von künstlichen Veranstaltungen, wie Abstinenz, Abschließen von der Außenwelt, Ruhe, eingeschlossene Luft, Abhaltung jeder Störung durch Licht und Klang, Herstellung und Erhaltung einer bestimmten Temperatur, vegetabilische und leichtere animalische Nahrung, der Yogi sich allmählig in einen ekstatischen Zustand zu bringen vermag. Zunächst würden die Sinnes- und Willensthätigkeit vollständig suspendirt, füge sich der Körper in jede Stellung, die man ihm gebe, und scheine der Geist in Schlaf versunken zu sein; allmählig aber fühle der Asket sich wie in einen Schimmer von Licht getaucht und gerathe in Clairvoyance; zuletzt könne er Luft und Nahrung vollständig entbehren. Paul bestätigt, daß er während eines Zeitraumes von 25 Jahren von drei sicheren Fällen der sogenannten Hibernation Kenntniß erhalten habe. Zwei derselben, wo Yogis sich auf Wochen und Monate lang lebendig begraben ließen, sind ihm durch die Zeugnisse der englischen Regierungsbehörden beglaubigt, den dritten beobachtete er selbst als Augenzeuge. — Insbesondere im Mittelalter blühte, genährt durch die Kirchenlehre, der Glaube an das Eingreifen jenseitiger Kräfte in den Lauf der Natur und des Menschenlebens und auf dem fruchtbaren Boden dieses Glaubens wucherten auch die düsteren Vorstellungen vom Hexenwesen empor. Möglich, daß demselben doch auch etwas Thatsächliches, nämlich ähnliche Vorgänge, wie sie aus spiritistischen Kreisen erzählt werden, zu Grunde lagen. Schopenhauer wenigstens meinte, daß, wenn gleich die Verfolgung des Hexenwesens in den allermeisten Fällen auf Irrthum und Mißbrauch beruhte, wir doch unsere Vorfahren nicht für so ganz verblendet

halten dürften, daß sie so viele Jahrhunderte hindurch mit so grausamer Strenge ein Verbrechen verfolgt hätten, welches ganz und gar nicht möglich gewesen wäre. — Die Erscheinungen vollständiger Anästhesie einiger Partien des Sinnesystems und daneben wieder der Hyperästhesie anderer sind bis in die unmittelbare Gegenwart bezeugt: die Convulsionäre auf dem Grabe des Abbé Paris erwiesen sich gegen die gewaltthätigsten Angriffe völlig fühllos, ebenso vor erst etwa zwei Decennien eine Menge von Weibern im savoyischen Dorfe Mazinc. Und daß bei hochgradiger nervöser Aufregung eine Perceptionskraft, welche in die Ferne und in die Verborgenheit zu blicken vermag, also das, was man Clairvoyance nennt, sich entwickeln kann, hat selbst Cabanis an seinen Patienten beobachtet und ohne Rückhalt bezeugt.

Für die Realität des animalischen Magnetismus hat sich auch Hufeland verbürgt, und bei einer zweiten Prüfung, welche die Akademie zu Paris im Jahre 1826 durch eine Commission von 76 Aerzten und Naturforschern mit dem Somnambulismus vornehmen ließ, wurde bei zwei Personen das Lesen von Schriften und das Erkennen von Gegenständen bei geschlossenen Augen und ebenso die richtige Diagnose ihrer eigenen inneren organischen Zustände und die genaue Voraussicht von eintretenden krankhaften Zufällen constatirt. Ja, auch David Strauß, welcher die sogenannte Seherin von Prevorst besucht hatte, trat mit Entschiedenheit denen entgegen, welche entweder einen Betrug von Seiten derselben oder durchgängig falsche Beobachtung des Arztes annahmen, eine Unterstellung, von deren Grundlosigkeit er sich selbst als Augenzeuge versichert haben will. Er gesteht die Phänomene des Hellsehens, der Fernschau und des Fernwirkens als thatächlich zu und bemerkt, daß das wohlfeile Gerede über Täuschung und falsche Beobachtung am wenigsten der Wissenschaft würdig und förderlich sei. Und ebenso richtig sagt er, daß ohne die Mittheilungen über diese Nachtseite des Seelenlebens eine Reihe von Krankheitszuständen in den wichtigsten Punkten lückenhaft blieben, eine nicht unbedeutende Anzahl geschichtlicher Erscheinungen nicht auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden könnte, überhaupt, daß die Natur- und Seelenlehre, wenn sie dieselben unberücksichtigt lasse, dafür angesehen werden müsse, ihre Aufgabe umgangen, nicht gelöst zu haben.

Es kann demnach der Wissenschaft, so sehr sie sich auch dagegen sträuben mag, doch nicht erspart bleiben, auch dem Spiritismus ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden; und jene Naturforscher, welche von dem Dogmatismus der herrschenden Zeitideen sich befreien können und, unbeirrt durch den Spott ihrer Fachgenossen, Hand an die Untersuchung legen, gehen von der jedenfalls richtigen Ueberzeugung aus, daß unser Wissen weder so gewiß noch so umfassend sei, daß es keine Correctur und keine Erweiterung mehr ertragen könne.

Der Spiritismus tritt uns als eine neue Weltanschauung und Religion und zugleich mit dem Programm einer socialen Reform entgegen. In der Hülle des Mysticismus verbirgt er die radicalsten Tendenzen und konnte darum, wie ja auch zu allen Zeiten der Mysticismus an der Wiege großer

Umwälzungen stand, in dem Gährungsproceſſe der Gegenwart eine Miſſion erfüllen. Groß wenigſtens iſt ſeine Propaganda auf den beiden Hemisphären in Nord- wie in Südamerika, in England, Frankreich, Belgien, Holland, Spanien, Portugal, Italien, Deutſchland, Oeſterreich und Ungarn, Rußland, ja ſelbſt in Conſtantinopel verfügt er über eine periodiſche Preſſe. Und ſeine Propheten erwarten von ihm auch, wie wir gehört, die Eröffnung eines neuen Zeitalters.

Der Spiritismus macht zugleich Oppoſition gegen den Naturalismus der Wiſſenſchaft, wie gegen den Supranaturalismus der chriſtlichen Kirchen. Er verwirft den erſteren als eine beſchränkte Weltanſicht und will mit ſeinen Wundern den empiriſchen Beweis von der Exiſtenz überſinnlicher Kräfte erſtatten; indem er aber dieſe als in die allgemeine Naturordnung aufgenommen und innerhalb der Geſetzmäßigkeit derſelben wirkend denkt, begreift er das Wunder nicht als eine Störung dieſer Ordnung, wie der kirchliche Supernaturalismus, ſondern ſelbſt als ein natürliches Geſchehen. Von der Naturwiſſenſchaft entlehnt der Spiritismus ſo ziemlich die ganze Koſmogonie, ja die Entwickelungs- und Descendenztheorie bildet ſo zu ſagen das Erdgeſchoß in ſeinem Lehrgebäude; aber er ſetzt darauf als obere Etage den Glauben an die Geiſterwelt, die er ſich dann wieder ſelbſt ganz realiſtiſch, oder ſagen wir lieber ſinnlich, vorſtellt. Der Spiritismus, indem er ſaſt alle bibliſchen Wunder, vielleicht nur mit einziger Ausnahme des der Todtenerweckung, herſtellen zu können ſich rühmt, richtet dadurch den zu Boden liegenden Supranaturalismus wieder auf und verſchafft ſeinen heiligen, von Wundergeſchichten angefüllten Büchern wieder das Anſehen glaubwürdiger hiſtoriſcher Urkunden; andererſeits aber hat er ſich doch auch wieder zu ſehr mit der modernen Kritik dieſer Geſchichten eingelaffen, und ſo erkennt er im Leben Jeſu, wie es die Evangelien erzählen, mehr oder minder nur ein mythiſches Gebilde und will von der darauf gebauten kirchlichen Dogmatik nichts wiſſen. Den fortgeſchrittenſten Spiritiſten, nämlich den nordamerikanischen und englischen, iſt Chriſtus nicht mehr der Sohn Gottes und die chriſtliche Kirche nicht mehr die letzte und vollendete Geſtalt der Religion. Ja über dem Glauben und Cult der Geiſter iſt ihnen die Gottheit ſelbſt in den Hintergrund getreten, und Wallace rühmt es gerade als einen Wahrheitsbeweis für den Spiritismus, daß auch die jenseitigen Geiſter ausſagten, ſie wüßten nichts von Gott. So gibt es denn Spiritiſten, die zugleich auch Atheiſten ſind. Wo wir aber bei den hervorragendſten Führern dieſer Secte auf eine Formulirung des Gottesbegriffes ſtoßen, da iſt dieſelbe weit genug, um die verſchiedenſten Anſchauungen zu umspannen, jedenfalls werden Theiſten wie Pantheiſten in gleicher Weiſe befriedigt ſein. „Brahma, Buddha, Jupiter und Jehovah“, kündigt Hufſon Tuttle an. „ſie Alle müſſen der Herrlichkeit unſerer neuen Religion weichen“. „Der Spiritualismus“, ſagt Wallace, „iſt eine Experimentalwiſſenſchaft und gewährt die einzig ſichere Grundlage für eine wahre Philoſophie und reine Religion. Er vernichtet die Ausdrücke „übernatürlich“ und „Wunder“ durch

seine Erweiterung der Sphäre des Gesetzes und Reiches der Natur; und indem er dieses thut, nimmt er auf und erklärt er Alles, was wahr ist im Aberglauben und in den sogenannten Wundern aller Zeitalter. Er und nur er allein ist im Stande, sich widerstreitende Glaubensbekenntnisse in Einklang zu bringen und er muß schließlich zur Versöhnung unter der Menschheit in Sachen der Religion führen, welche durch so viele Zeitalter hindurch die Quelle unaufhörlicher Zwietracht und unberechenbaren Uebels gewesen ist; — und er wird im Stande sein, dieses zu vollbringen, weil er an den Beweis statt an den Glauben appellirt und Thatsachen für Meinungen substituirt, und er ist somit auch im Stande, die Quelle vieler Lehren nachzuweisen, welche die Menschen oft für göttlich gehalten haben“.

In der That trägt der Spiritismus viele Bedingungen zum Aufbau einer neuen Weltreligion in sich; er schmückt sich mit den Einsichten der Naturwissenschaft und entspricht auch darin der Sinnesart der Zeit, daß er das Geistige als sinnliche Thatsache darstellen will; er predigt eine allgemeine humane Moral, in der sich die Befenner der verschiedensten Religionen zusammen finden können; er besitzt in dem Irrationalen seiner Experimente ein mystisches Element, welches für die Massen die größte Zugkraft ausübt, und endlich sucht er auch Fühlung zu gewinnen mit dem größten Problem der Zeit, mit dem socialen, indem er eine große humanitäre Reform auf sein Banner geschrieben hat, jedoch den Armen und Bedrängten nicht bloß mit dem Versprechen einer irdischen Utopie, sondern auch noch mit den Hoffnungen auf ein besseres Jenseits schmeichelt.

Ein Philosoph, welcher über dieses ganze Gebiet seltsamer und wunderlicher Vorgänge ein Urtheil abgeben möchte, wird sich in die Lage und Stimmung von Kant versetzt fühlen, als derselbe über Swedenborg's Sehergabe sich aussprechen sollte. „Die Philosophie“, äußerte damals Kant, „sieht sich oft bei dem Anlasse gewisser Erzählungen in schlimmer Verlegenheit, wenn sie entweder an einigen derselben ungestraft nicht zweifeln oder Manches davon unausgelacht nicht glauben darf“. — Der große Denker versucht zuerst eine annehmbare, mit der Physiologie und Psychologie übereinstimmende Hypothese von der Möglichkeit der Geistererscheinungen zu geben, macht sich aber sogleich über dieselbe selbst lustig und bezeichnet sie als „ein Märchen aus dem Schlaraffenland der Phantasie“. Und so spielt er, indem er Ernst und Ironie geschickt ineinander verwebt und das Eine immer wieder durch das Andere in Frage stellt, mit dem Leser, in Wahrheit aber sucht er nur seine eigene Verlegenheit zu maskiren, denn er konnte die außerordentlichen Dinge, die man von Swedenborg erzählte, nicht läugnen, und wenn er sie glauben sollte, konnte er sie nicht erklären, oder, wenn er sie erklärte, wie er dazu den Anlauf in jener Hypothese nahm, mußte er zu Annahmen greifen, die ihn selbst zum Phantasten zu stempeln schienen.

Dieses Schicksal von Kant mag einen Jeden witzigen, der sich vor eine ähnliche Aufgabe gestellt findet; dennoch sei es gewagt, im Nachfolgenden ein

paar Gesichtspunkte geltend zu machen, die vielleicht zur Lösung dieser spiritistischen Räthsel beitragen können.

Zuerst natürlich muß die quaestio facti entschieden sein, nämlich ob wir es hier mit wirklichen Thatfachen oder bloß mit Hallucinationen, Betrug und Selbsttäuschung zu thun haben. — Es ist kein Zweifel, daß die letzteren häufig herein spielen und daß die weitaus größte Zahl der spiritistischen Geschichten darauf zurückzuführen ist; aber nicht allen Berichten gegenüber reicht man mit dieser Erklärung aus. Die Erklärung aus Hallucination fällt zu Boden, wenn alle Anwesenden und darunter dann auch Personen von nüchterner, skeptischer und ungläubiger Geistesrichtung, also Personen ohne jede psychologische Disposition zur Hallucination, einen Vorgang als *t h a t s ä c h l i c h* bezeugen; in solchem Falle würde die Entstehung der gemeinsamen Hallucination selbst wieder ein schwer zu lösendes Räthsel sein. Dazu kommt dann noch zweierlei: erstens, daß Experimente in streng exacter Weise unter allen Maßnahmen der Vorsicht gemacht wurden, und zweitens, daß objective Beweisstücke (Noten, Schriften, Abdrücke zc.) die Wirklichkeit des mysteriösen Vorganges auch noch hinterdrein bestätigen. Wer unbefangen die Umstände erwägen und würdigen will, unter denen vor englischen und deutschen Naturforschern spiritistische Resultate zu Stande kommen, wird diese Männer, die keine Neulinge in Untersuchungen und Beobachtungen, sondern gewandte und erprobte Forscher sind, nicht mehr als die Opfer eines gelungenen Betruges oder der Selbsttäuschung hinstellen können; denn wenn unter den Vorbereitungen, die sie trafen, und bei der geschärften Aufmerksamkeit, welche ihnen schon die unerhörte Art der behaupteten Phänomene von selbst aufnöthigte, keine sichere Constatirung von Thatfachen erzielt werden kann, dann dürfte die Möglichkeit eines Thatfachenbeweises überhaupt zweifelhaft werden. Wenn wir es aber in den spiritistischen Erscheinungen wirklich mit Thatfachen zu thun haben, so ist es eine Forderung des wissenschaftlichen Sinnes, dieselben, soweit und solange es angeht, aus den Kräften der uns gegebenen und faßbaren Welt zum Verständniß zu bringen, und es ist sehr zu tadeln, sogleich aus einer nebelhaften Transscendenz Erklärungsgründe herbei zu holen. Auch wenn die allerunglaublichsten dieser spiritistischen Geschichten auf Wahrheit beruhen sollten, wären wir noch immer nicht genöthigt, für ihre Erklärung über die Kräfte der Natur und des Geistes hinauszugreifen. Diese Vorkommnisse sind zunächst nur ungewöhnlich und deshalb unwahrscheinlich; doch sie als schlechtthin unmöglich zu erweisen, reicht keine heutige Wissenschaft aus. Aber sie werden gerade durch den Aberglauben, der sich bei ihrer Deutung einzustellen pflegt und der indeß mit ihnen als Thatfachen durchaus in keinem nothwendigen Zusammenhang steht, so in's Lächerliche gezogen, daß es Männern der Wissenschaft nur mit großer Ueberwindung gelingt, an sie überhaupt heranzutreten; und so wird es leider versäumt, dieselben für die Naturerkenntniß und Psychologie fruchtbar zu machen.

Was zuerst gegen die Phänomene des Spiritismus einnimmt, ist, daß

dieselben sowohl gegen unsere tägliche Erfahrung und die dadurch in uns eingewurzelte Gewohnheit in der Auffassung des Naturlaufes, als auch gegen unsere darauf sich stützenden wissenschaftlichen Feststellungen verstoßen. Aber hier dürfte sogleich an Hume erinnert werden, welcher die Hinfälligkeit unsres Glaubens an die Unabänderlichkeit der von uns Menschen beobachteten und angenommenen Ordnung des Naturlaufes aufdeckte; dann an die Thatsache, daß ähnliche Dinge aus allen Zeiten berichtet werden, und endlich an die unzweifelhafte, wissenschaftlich erwiesene Beschränktheit unseres sinnlichen Wahrnehmungsvermögens, dem ganze Gebiete der Wirklichkeit sich entziehen. Deckt sich aber unser sinnlicher Horizont mit dem Umfange des Realen nicht, so können wir uns auf Ueberraschungen aus dem Reichthum des letzteren stets gefaßt machen. Neue Causalitäten können aus der Latenz hervortreten, in die Wirksamkeit der bis jezt thätigen modificirend eingreifen und dadurch die Natur zu höheren Leistungen und Bildungen erheben. Zu der Zeit, wo nur physikalische und chemische Kräfte auf unserer Erde wirkten, war die Entstehung des Organismus, in dem ein neues Princip den Mechanismus und Chemismus beherrscht, ein Wunder, und noch einmal war dies der Fall, als sich das befeelte, das bewusste und wollende Leben einfand, welches nun wieder des Organismus als eines Werkzeuges sich bedient, gegen alle aus Physik und Chemie zu schöpfenden Einsichten die spontane Bewegung auf Vorstellungen hin realisirt und, soweit ihm diese gelingt, die Kraft der Schwere überwindet. Der Fortschritt im Entwicklungsgange der Natur scheint dadurch bedingt zu sein, daß immer neue und höhere Kräfte in die Erscheinung treten und sich die bereits vorhandenen unterordnen und sie als Mittel gebrauchen. So wäre demnach der Unglaube an die Existenz noch unbekannter Kräfte jedenfalls ein unbegründeter. Will man aber diesen Fortschritt in der Natur ganz allein aus den schon ursprünglich wirksamen Kräften und ohne den Zutritt neuer erklären, so müßte man annehmen, daß die niedrigen Naturprocesse von selbst in höhere umschlagen, die mechanischen und chemischen in organische, die organischen in seelische. Was stünde dann im Wege, auch noch einen weiteren Sprung für möglich zu halten, in welchem die seelischen Processe abermals in noch höhere sich steigerten und dabei ebenjo über die Schranken ihrer bisherigen Bethätigung hinausgelangten, als wie der Organismus über die Wirksamkeit des Mechanismus, die Seele über die des Organismus hinausgreift? Vielleicht, daß wir es in den spiritistischen Vorgängen mit einer solchen Steigerung der seelischen Kräfte zu thun haben. Dieselben würden zum großen Theil begreiflich, wenn wir der Seele als erkennender und wollender entweder die Möglichkeit einer unmittelbaren Wirkung in die Ferne (*visio und actio in distans*) oder einer durch sublimen Effluvia aus dem Organismus vermittelten vindiciren dürften. In jedem Falle würden dann aus der Kraft des Willens heraus ohne eine uns wahrnehmbare mechanische Vermittlung sowohl an materiellen Gegenständen, wie auch in anderer Seelen Wirkungen, welche der Intention jenes Willens ent-

sprachen, erzielt werden können. Wenn die Erfahrungen beim Hypnotismus bewiesen, daß eine Person ihren Willen und ihre Vorstellungen in das Bewußtsein einer andern Person reflectiren und also dieselbe ganz nach sich bestimmen kann, wenn also hier die Bilder des einen Bewußtseins in einem andern gleichsam zum Abdruck gelangen, warum sollte es ausgeschlossen sein, daß eine solche Abpiegelung auch an materiellen Dingen, also z. B. der Abdruck eines Fußes auf dem Rußpapier innerhalb der verschlossenen Doppeltafel und Aehnliches, sich vollziehen könne? Lehrt doch heute die Naturwissenschaft, daß jedes Zimmer auf seinen Wänden Photographien von den Ereignissen, die in ihm spielten, tragen kann. Wenn der Wille in das Fürsichsein eines andern Bewußtseins hineinzuwirken vermag, so bedarf es auch nicht der Annahme einer vierten Dimension, um Acte desselben in verschlossenen Räumen zu erklären. Selbst die sogenannten Materialisationen, wenn ihnen etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, würden auf diese Weise natürlich begreiflich; denn entweder sind sie die Reflexionen von Phantasiebildern der Medien in das Bewußtsein der Anwesenden, die in diesen durch Projection in die Sinnesorgane sich sensual gestalten, oder es sind wirklich vorübergehende objective Bildungen, ähnlich wie jeder Ton als flüchtige Gestalt in der Luft schwebt, und die dann dadurch entstehen, daß jene Phantasien an stattfindenden Effluviolen aus dem Organismus des Mediums einen Stoff zur Verkörperung erhalten. — Weitere Vorkommnisse, wie Suspension der Empfindung, Entwicklung des Ahnungsvermögens bis zu einem deutlichen Hellsehen, wunderbare Heilungen u. s. w., sind durch die Wissenschaft selbst so gut bezeugte und verbürgte Thatsachen, daß wir ihr Vorkommen bei spiritistischen Manifestationen zu bezweifeln nicht berechtigt sind. Auch vermag sie unsere Psychologie bereits zum Theil verständlich zu machen.

Mehr als er es ahnt, streift der heutige Naturalismus an den Spiritismus. Wenn Strauß die psychischen Acte in die Kette der physikalischen Actionen einreichte und als eine Transformation von mechanischer Bewegung und Wärme auffaßte, wie nahe lag ihm da der Schluß, daß Vorstellung und Willen, wie sie sich aus der Bewegung der Materie gebildet haben sollen, sich auch wieder in solche zurückverwandeln und nun, aus dem Organismus in die Außenwelt abfließend und übergehend, in derselben Wirkungen hervorrufen, die uns, weil wir mit unseren Sinnen die Wellenkreise, welche die vom Organismus ausgehenden Bewegungen erregen, nicht verfolgen können, als mechanisch unvermittelte Wirkungen in der Ferne sich darstellen würden. Ja, warum sollte nach dieser Hypothese sich nicht eine lebhafte Phantasie in ein objectives Bild verwandeln können? — Die Beobachtung, daß die Medien nach ihren Productionen in einen Zustand größter Erschöpfung verfielen, würde dieselbe nur stützen.

Was aber endlich die Annahme einer wirklichen Actio in distans angeht, so muß man sich wundern, wie die Naturwissenschaft dazu kommt, sie der Seele abzuspochen, nachdem sie dieselbe doch für die Materie behauptet.

Nach der atomistischen Theorie, die sich des allgemeinsten Beifalls unter den Naturforschern erfreut, ist die ursprüngliche Wechselwirkung in der Materie eine Wirkung in die Ferne und leiten sich erst auf ihrer Voraussetzung alle weiteren, durch unmittelbare Berührung stattfindenden Vorgänge ein. Auch dämmert gegenwärtig immer mehr die Einsicht auf, daß, da mechanische und chemische Prozesse eine Mehrheit von Factoren bedingen, in einem Atome, das in sich ja streng einheitlich und compact sein soll, dergleichen nicht vorgehen könne, sondern, wenn die Atome, als die Träger und Verursacher aller Bewegung und alles Lebens in der Natur, nicht in sich selber todt und unthätig gedacht werden dürfen, in ihnen ganz andere Actionen als die physikalischen stattfinden müssen, Actionen die — kaum anders als analog den psychischen sich vorstellen lassen. In dieser Ansicht treffen Hädel und Böllner zusammen und so berühren sich schließlich die Extreme des Materialismus und Spiritismus, indem beide physikalische Erscheinungen auf die Wirksamkeit psychischer Kräfte zurückführen.





Alexandre Dumas fils.

Von

A. A. Honegger.

— Zürich. —

Der Dichter der Cameliendame! Das ist die förmlich typische Bezeichnung, mit welcher wir den jüngeren Alexandre Dumas einführen dürfen.

Sobald wir sie brauchen, ist nicht bloß das französische, ist das europäische Leserpublikum im weitesten Sinn orientirt, und es macht sich auch sofort ein Bild von dem geistigen Wesen des Verfassers, wie von der Zeit und dem Geschlechte, das er zeichnet! Das thut der Literatur-Professor, der im docirenden Kathederton über diese dubiose und doch verlockende Welt abzurtheilen sich bereit macht; und das thut die Nähterin, die in ihrem Dachkammerlein an den lustigen und traurigen Gestalten ihr besonderes Ergöhen findet. Kurz, ein Bild machen sie sich alle — ob richtig, ob falsch? — aber da ist es! Es giebt gewisse Bezeichnungen — und die französische Sprache, noch besser die Sprache von Paris, ist besonders reich an ihnen — die sofort eine farbig anschauliche Vorstellung in uns erwecken, eine Welt von Figuren und Scenerien vor unseren Augen tanzen machen; eine solche ist die an der Spitze gebrauchte. Und wer weiß, was für einen bedeutungsvollen Antheil diese Worte an der Gestaltung unserer inneren Welt nehmen, zumal wenn sie so weit reichen wie die unsers Autors; denn was den Kreis der Lesewelt, was erstaunliche Popularität betrifft, so wird sich Dumas der Jüngere so ziemlich mit seinem Vater oder einem Eugène Sue, mit einem Balzac oder Paul de Kock messen können, Namen, die eben einmal kosmopolitische Größen ersten Ranges geworden sind, — mit wie viel Recht oder Unrecht, das ist hier nicht zu untersuchen.

Und wenn uns jener Name nicht charakteristisch oder ausreichend genug erscheinen sollte, nun so heißen wir den jüngeren Dumas den specifischen Zeichner der demi-monde.

Die demi-monde! Da thut sich wieder eine ganze wunderliche, phantastische, excentrische Welt vor unserm Blick auf. Das unübersehbare Wort giebt uns einen Einblick in Sittenzustände, die speciell der alten viel gepriesenen und viel verschrienen Welthauptstadt, noch specieller dem zweiten Kaiserreich in dem mysteriösen Paris angehören, jenem Paris, welches das Gemeinste und das Höchste einer raffinirten Welt des Genusses und eine unererschöpfliche Quelle mächtiger Arbeit herbergt. Die demi-monde — ein Ding, das keinen rechten Platz in der Gesellschaft hat und doch da ist; das mit dem einen Fuß in den höchsten Kreisen drinnen steht und in den feinsten Salons herrscht, die obersten der imperialistischen Cercles ja nicht ausgenommen, und mit dem andern Fuß in dem Schmutz und den Gassen der verrufensten Winkelgäßchen; eine Welt, die ihre Genußsucht und außs feinste ausgebildete Genußfähigkeit aus den exquisiten Salons, die Mittel dazu aus den Taschen der Börsenspieler und hohen Speculanten holt und daneben die innere Verdorbenheit mit dem Pöbel theilt. Es ist mir, wenn ich die Zeichnungen dieser gesellschaftlichen Halb- oder Udinge in den verschiedenst schillernden Nüancen gelesen habe, immer der Sinn an jenen bekannten Candidaten des Jenseits gekommen, der nicht im Himmel und nicht in der Hölle unterkommen konnte; jedenfalls trotz aller lustigen Beschaffenheit für einen abgechiedenen Geist eine ganz fatale Situation!

Ich bin nicht geneigt, das zweite Kaiserreich, das seinen erschreckenden Fall hundertfach verdient und verschuldet hat, zu entschuldigen; schon zu einer Zeit, als es wegen der Fülle von Glanz und Schätzen die ganze behörte Welt zu blenden verstand, mußte jeder genauer blickende und ernster denkende Kenner der Geschichte einsehen, daß die ganze schillernde und schimmernde Herrlichkeit ein Trugbild, eine Fata Morgana, und die aufgespielte politische Weisheit ein Bau der Lüge und das Machwerk gewandter Taschenspielerkünste sei. Aber trotzdem fordert die historische Gerechtigkeit, zu constatiren, daß demi-monde, politische Corruption, Speculationswuth und Ausgelassenheit weniger die eigentliche Geburt, als bloß die Erscheinungsform des Kaiserreichs gewesen sind. Dieses hat einfach das Erbe des Julikönigthums, jener trüglichen Herrschaft des Halbconstitucionalismus und Scheinliberalismus, angetreten; nun, das ist wahr, es hat mit diesem Erbe grandios gewuchert und prächtig gewirthschaftet; es hat ausgelostet bis auf die Gese, ausgelebt bis auf die letzten Faserzuckungen, was seine Generation in der Jugend gelernt und nun in's geschult ausgebildete Mannesalter als Lebenskunst hinübergewonnen! Tritt ja auch im großen Spinnweb der inneren Politik die frappante Aehnlichkeit heraus, daß selbst das straffste autokratisch persönliche Regiment ein demokratisch-socialistisches Mäntelchen trug.

So ist's denn eine der intensivsten Bemerkungen, daß auch die Zeichner jener imperialistischen Welt, der jüngere Dumas als einer der ersten und ausgesprochensten mit, Söhne aus der Zeit des Julikönigthums sind; daß alle ihre Jugendeindrücke, die bleibendsten, die der Mensch erhält, daß ihre

Erziehung und fundamentale Ideenwelt aus jener Periode stammen. Sie haben nur in's Große und Weltmännische übersezt, was die ältere Generation noch mit etwas mehr Bedenken und einem Anstrich von bourgeois-gemäßer Pedanterie betrieb; die Herren des Kaiserreichs haben die Kunst zu leben besser verstanden, haben sie in genialer Façon ausgebildet und ausgenutzt.

Das ist die Welt des jüngeren Dumas, des Roman- und Theater-Dichters.

Es ist ein wunderliches, räthselhaftes Gemisch aus Courtisanen und Abenteurern höheren Schlags, eine ganz eigene Welt, eine Art modernen Zigeunerthums, ein kleiner Staat im Staate. Es sind Leute, die außerhalb der gesitteten Gesellschaft stehen und — doch in den höchsten und reichsten Kreisen verkehren; ein chaotisch zusammengewürfelter Stand, dem nur das Genießen gilt und — dem der erschwindelte Luxus eine blendende Scheinexistenz giebt, heut im Salon, morgen in Sainte-Pélagie! Die alten Pariser Grifetten und Lorettin mögen den Grundstock der seltsamen Gesellschaft geliefert haben; aber das ausgebildete, feste Product, die Gestaltung als Stand, ist allermodernsten Schlags, eine Blüthe des zweiten Kaiserreichs, nur daß sie nicht mit diesem verschwunden ist. Kurz, sie hat sich gesetzt, ihre dauernden Formen angenommen, ein unheimliches Element im Nationalleben. Sie ist nach ihrem specifischen Zeichner Dumas fils „gleich einer schwimmenden Insel auf dem Pariser Ocean und zieht an, nimmt auf, läßt ein Alles, was fällt, was umwandert, was sich rettet vom festen Lande der Aristokratie und des Bürgerthums, jene Schiffsbrüchigen nicht gerechnet, welche der Zufall, man weiß nicht woher, treibt.“ Ober nach Emile Augier in seiner „Mariage d'Olympe“: „eine kleine ausgelassene Welt, welche ihren Platz in dem System der Schwerkraft eingenommen hat; kein Sumpf mehr, sondern ein cultivirter Boden, worauf man Straßen und Plätze, ein ganzes Viertel — man hat das sogar local als das Pariser Viertel von der Rue Breda bis zur Porte Maillot abgegrenzt — gebaut habe; denn die Gesellschaft habe sie in sich aufgenommen, wie Paris alle fünfzig Jahre seine Vorstädte in sich aufnimmt“. So unabweisbar hat sie sich dem Pariser Leben aufgeprägt, sich in alle Ritzen eingeschoben, daß sie nicht dem Roman und Drama allein, sobald sie ein ausreichendes Spiegelbild vom Leben der Gegenwart geben wollen, den Zwang auferlegt, ihr eine breite und vorderste Stelle einzuräumen, hart neben der Börsen- und Speculantenwelt, die mit ihrem erschwindelten Reichthum dem ganzen Zeitleben ein verderblichstes Gepräge ausdrückt und so nahe mit der demi-monde zusammenstößt, daß die Uebergänge aus der einen in die andere Schicht jedenfalls schwer herauszuwickeln wären. So fest, daß sie bedenklich die Gebilde der Kunst beherrscht, und so fest, daß sie das Leben der Familie, zumal in den vornehmen und reichen Ständen, unheilvoll afficirt. Es ist etwas fast diabolisch Reizendes in jenem Wechselspiel des leichtfertigen Uebermuths und der leidenschaftlichen Herzenkämpfe; jener schwimmt

mit seiner bestechenden Rehrseite oben auf, diese wühlen in der Tiefe und werfen von Zeit zu Zeit in vulkanartigen Ausbrüchen ihre Schiffbrüchigen auf den Strand, wo man sie unbeachtet liegen läßt. Die mit der größten Feinheit oder der sichersten ästhetischen Berechnung gezeichneten unter diesen weiblichen Figuren haben einen ähnlich duftigen Zauber an und um sich wie Sealsfield's Mulattinnen, wenn sie sich schlangenartig im bestrickend verlockenden, im intensiv üppigen Tanze drehen. Die dramatisch belebte, im einfach natürlichen Ton gebotene Schilderung dieses interessanten Stückes von Pariser Leben, welches sein Specificum ausmacht, hat den jüngeren Dumas im Auslande fast ebenso berühmt gemacht wie in Frankreich.

Ich kann mich nicht enthalten, bei Anlaß der ganz kurz skizzirten Striche, die ich zur Zeichnung herausgegriffen, auf Dr. Julius Meyer's glänzende und verständnißvolle „Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789“ (Leipzig bei Scemann, 2 Bde. 1866 u. 67) zu verweisen. Mit besonderer Intenfität und weiter eingehend als sonst, hat seine Darstellung vom Culturleben der Epoche des zweiten Kaiserreichs sich zu einem auf den Grund schauenden ernsten und schweren Sittenbilde gestaltet. Das ist eben genau die Welt unseres Dichters.

Am 28. Juli 1824 zu Paris geboren, betrat er schon im siebzehnten Jahre die literarische Laufbahn; der Vater war 23 Jahre alt gewesen, als er sich zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit wagte. Die Manier des Vaters hielt er bloß in seinem ersten sechsbändigen Roman fest und wandte sich darauf für immer zur getreuen Beobachtung und Zeichnung des wirklichen Lebens, zumal in den dubiosen Regionen unserer modernen Gesellschaft. Er ist sorgfältig erzogen worden, weil der Vater den Mangel tüchtiger Bildung schwer an sich selbst empfand. Die Welt sah er zunächst auf einer mit seinem Vater ausgeführten Reise nach Spanien und Nordafrika; aber das Feld für seinen Kopf ist nur die Pariser Welt, und auch die nur in einem bestimmten Bezirk und in gewissen Klassen, die er mit vollendeter Naturwahrheit auffaßt und mit photographischer Treue wiedergiebt. Sicher ist so viel, daß er das Leben, das er schildert, aus eigener Erfahrung ganz genau kennt. — Er nimmt die den Parisern und so auch seinem Vater geläufig gewordene Manier an, Stoffe, die ihnen besonders dankbar erscheinen, erst in Romanform zu behandeln und hernach als Dramen auf die Bühne zu bringen. — In den letzten 60er und den ersten 70er Jahren erlitt seine Thätigkeit durch lange arge Krankheit eine mehrjährige Unterbrechung.

Es wäre eine der interessantesten und keineswegs eine nicht besonders schwierige kritische Monographie, den Vater Alexandre Dumas mit dem Sohne zu vergleichen, d. h. die in's Excentrische abschweifende romantische Phantasieschöpfung der dreißiger und vierziger Jahre — Juli-Königthum, mit dem in romantischem Mantel gehüllten Realismus der fünfziger und sechziger Jahre — zweites Kaiserreich.

Das Unbändige in Leidenschaft und Sprache, das den Vater charakterisirt,

hat sich im Sohn verloren; aber mit der größeren Mäßigung ist auch ein guter Theil Kühle eingetreten; wir werden gerührt, ja, aber nicht recht erwärmt; die Wirkung ist zu sehr Kunsteffect. Dagegen findet sich auch beim Sohn jene erstaunliche Leichtigkeit des Darstellungstalentes, welche allein die geradezu fabelhafte Productivität des Vaters erklärt und noch vielmehr die Flüchtigkeit. Er hatte fabelhaftes Glück und ward von der Gunst eines verwöhnten und gebildeten Publicums getragen. Denn sonst weht heute doch nicht mehr die gleiche Luft, welche jenen großen Romantikern der dreißiger und vierziger Jahre, die ja alle ins Ungeheure producirt haben, Alles zuführte, was sie brauchten, und bereitwillig Alles aufnahm, was sie brachten, indem sie ihnen noch dazu grandiosen Reichthum in den Schooß warf. Der Sohn erreicht den Vater auch nicht an sprühender Lebhaftigkeit der Erzählung wie des Dialogs, noch an Feinheit der Sprache. Jules Janin weinte beim ersten Erscheinen des Romans „La dame aux camélias“. Man las das Buch, welches deutlich die Spuren jener aufrichtigen Herzensbewegung an sich trug, die der Jugend eigen ist, et chacun se plaisait à dire que le fils d'Alexandre Dumas, à peine échappé de collège, marchait déjà d'un pas sûr à la trave brillante de son père. Il en avait la vivacité et l'émotion intérieure; il en avait le style vif, rapide, et avec un peu de ce dialogue si naturel, si facile et si varié qui donne aux romans de ce grand inventeur le charme, le goût et l'accent de la comédie. — Unzweifelhafter ist das, daß der Sohn viel verderblicher gewirkt hat, als der Vater. Ueber das Capitel der Verderblichen wäre zu consultiren Potvin: „De la corruption littéraire au France“, Brüssel 1873.

Jugendarbeit nach väterlicher Manier und mit reicher poetischer Erfindung, wie er sie nachher nicht mehr anwendet oder auch nur sucht, ist der Roman: „Histoire de quatre femmes et d'un perroquet“, Paris 1846 bis 1847. — Dann verließ er rasch entschlossen diesen Weg, auf welchem er jedenfalls den an abenteuerlicher Romantik unerschöpflichen Kropf seines Vaters nicht eingeholt hätte.

Seine eigene Manier, die er nicht mehr verlassen, schlug er sofort sicher an mit dem nächsten zweibändigen Roman: „La dame aux camélias“, Paris 1848, als Drama mit dem gleichen Titel 1852. Schon mit diesem frühesten, ganz ihm eigenen Werk, trat er in die vordersten Reihen des Rufes und der Popularität ein.

Im Roman- und Novellenfach folgen: „Le roman d'une femme“, 1849, „Diane de Lys“, 1851, das gleichnamige Drama, 1853, „La dame aux perles“, 1854, „L'affaire Clémenceau“, 1864, und andere mehr. So ist eine Reihe kleiner, novellenartiger Sachen da, wie z. B. „Ce qu'on ne sait pas“, „Grangette“, „Une loge à Canille“ u. s. f.; oder die neuestens (1875) unter dem Titel „Thérèse“ gesammelten, alten und ältesten Productionen im Novellenfach, neun Nummern.

Ich nenne als neueste Publication „Entr' actes“ (Paris 1878).

Von weiteren Dramen: „Le demi-monde“, 1855, „La question d'argent“, 1857, „Le fils naturel“, 1858, „Le père prodigue“, 1859 und folgende.

1873 erlangte er mit dem Drama „Monsieur Alphons“ einen großen Erfolg, einen geringeren aber zwei Jahre darauf mit dem anderen Drama „L'étrangère“.

Von seinen Schriften ist meines Wissens so ziemlich Alles in's Deutsche übertragen.

Die weitest greifende Wirkung hat er jedenfalls mit seinen fünf ersten Dramen erzielt; diese Arbeit fällt sonach in die Jahre 1852 bis 1858; wenn uns gesagt ist, daß jedes dieser Stücke nach einander über hundert Vorstellungen erlebte, so mag uns schon diese einzige Angabe einen Begriff geben von dem Zündenden, das in der Pariser Theater-Atmosphäre liegt. So kommt es, daß das Theater der Hauptstadt auch in Fällen, wo von wirklichem Kunstwerth keine Rede mehr ist, daß es selbst dann, wenn er zum schrecklichen oder burlesken Melodram greift — und auf die Stufe herunter ist's unter dem zweiten Kaiserreich mehrfach gesunken — aus culturgeschichtlichem Standpunkt als eine Macht angesehen und behandelt werden muß. Bei Dumas war's zu allererst das Stoff-Interesse, das verfiel; dann die Art der Beleuchtung, die Nuancirung des Tons, an welchem wir ihn augenblicklich erkennen. Das Object in allen Stücken ist die durch ihre schweren sittlichen Räthsel aufregende, zwischen Genuß und Sorge, Arbeit und Leichtsin, Verbrechen und Aufopferung umhergeworfene Welt der problematischen Naturen und zweifelhaften Existenzen von Paris, die in allen ihren Formen, in ihrem Taumel und ihren Mysterien etwas unheimlich Verlockendes hat. Oder dann sind es die nach Geburt und Erziehung hohen Kreise, welche von jener Welt angesteckt worden.

Wo seine Romane oder Dramen gewirkt haben, da ist überraschende Naturwahrheit und Frische der Sittenzeichnung der Haupterklärungsgrund.

Neben dem jüngeren Dumas sind es noch zwei, welche zur gleichen Zeit in ganz derselben Art den Uebergang aus dem Roman ins Drama vollziehen: Theophile Gautier und Octave Feuillet. Bei allen Dreien entfällt der Ruhm fast zu gleichen Theilen auf die beiden Gattungen.

Dumas steht unter den ersten Gestalten der französischen Literatur, wenn es zu beweisen gilt, daß diese wohl mehr als eine zweite — höchstens die italienische ließe sich hierin vergleichen — in unserm Jahrhundert den ausgeprägt beweglichen Charakter der politisch-socialen Strömungen trägt, daß sie von den heftigen und raschen Wechsellern der Gesellschaftsphasen, welche selber wieder durch die ungeheuren politischen Stöße, die wir Revolutionen heißen, bedingt sind, ihre volle Physiognomie entlehnt, den Grundton, der in ihr durchklingt. Und am gewaltigsten ist hierbei selbstverständlich der ungeheure Krater von Paris vertreten, der Alles aufnimmt und Alles aufwirft, Brillantfeuer und Schlacken. Dumas ist nur als Pariser, nur in

Paris denkbar, nur im Glanz und Elend der Weltstadt; freilich wirft die zweifelhafte Welt seiner Existenzen mehr düstere als helle Farben. So steht es übrigens mit fast allen großen Pariser Romanciers. Und gerade seine Gattungen, Roman und Drama, das letztere wohl noch mehr wegen des für jene Pariser unabwiesbaren Bedürfnisses, als Bühnenstück sein unbedingt in der Tagesströmung dahinfluthendes Publikum zu fesseln, sind ganz ungemein jenen Gesellschaftseinflüssen ausgesetzt. So ist denn der jüngere Dumas wieder einer der vordersten, wenn es gilt, den Geist des zweiten Kaiserreichs in seiner Einwirkung auf den Gesellschaftsorganismus zu zeichnen; ist er doch ein spezifisches Kind dieser Zeit, des empfindlichsten von ihr berührt und gefährdet, urmodernsten Schlags. Und ebenso empfindlich wirkt er auf sie zurück. Anerkanntermaßen giebt es keine Gattung, welcher die Franzosen, immer die Pariser weit voran, mit größerer Leidenschaft zugethan wären, als dem modernen Sitten- und Gesellschaftsroman; das ist von lange her ihr sehr begreifliches Erbtheil. Ich sage Roman, denn die hier einschlagenden Dramen, die natürlich von der Bühne herunter noch einschneidenderen Effect machen, sind durchweg selber nichts Anderes, als in Dramenform gebrachte Sitten- und Gesellschaftsromane; in Dramenform gebracht, mit mehr oder weniger, doch meist mit bedeutendem Geschick, oft von einem und demselben Autor und erst nach dem Romanentwurf. Natürlich, daß der Blick am häufigsten und intimsten auf diesem Felde haften bleibt! Haben ja diese Pariser Autoren in dem ungeheuren Brütosen der vulkanischen Riesenstadt vor sich das unbeschränkteste und fesselndste Beobachtungsfeld, welches ihnen die Materialien in Masse und nicht selten schon ganz präparirt zuschleudert! Die Franzosen sind eine Nation, welche nicht bloß Romane liebt, sondern Romane spielt, oft in großartigem Styl, dann und wann mit heiterm, doch öfter mit tragischem Ausgang! Das beweist ihre ganze Geschichte, höchst lebendig die neueste. Wie in ihrem Gesellschafts- und Familienleben, so sind sie in ihren Haupt- und Staatsactionen. Das zweite Kaiserreich hat seinen schönen Antheil daran, gleich von seinem Ursprungstag, dem unseligen 2. December, an zu rechnen.

Unter den mehr als vierzig Namen, die seit der Februarrevolution diese poetische Kennbahn betreten haben, wohl zwei Dritttheile von höchst zweifelhaftem Werth und ephemerem Ruhm, nimmt Dumas fils eine Stellung ein, die ihn jedenfalls — urtheile man über ihn noch so streng! — nach Talent über die Mittelmäßigkeiten hinaushebt.

Seine berufenste Besonderheit ist diese, daß er zuerst der Courtisane Bürgerrecht auf der Bühne verschafft hat, und es wird ihr nicht so bald und nicht leicht streitig zu machen sein. Und auch da liegt die allernächste Verührung mit der taumelnd spielenden Finanzwelt und den Versuchungen ihres leicht erworbenen und noch viel schneller vergeudeteten Reichthums wieder auf flacher Hand. Der Stoff, den aus diesen gefährlichen Schwindelkreisen Bonnard und Emile Augier mit nothdürftiger Moral auf die Bühne brachten,

hat auch Dumas fils in „La question d'argent“ aufgegriffen. Aber noch weit gefährlicher sind die Courtisanes, die er vorführt in „La dame aux camélias“, seinem durchschlagendsten Stücke, in „Le demi-monde“ und anderen, wozu denn im Verlaufe die zerfetzend in alle sittlich geordneten Verhältnisse des Lebens eingreifenden Folgen des Loretenthums weiter behandelt sind in „Le fils naturel“ und „Le père prodigue“. Meyer sagt über die notwendige Stellung dieser Kreise zur Moral in absolut zutreffender Weise dieses: „Man ließ es zwar auch hier an einem moralischen Nothbehelf, an einem lahm hinterher hinkenden Gewissen nicht fehlen; allein diese armseligen Vogelscheuchen vermochten um so weniger die Mäcker von den süßen Früchten abzuschrecken, als die Dichter das verbotene Feld im lockendsten Licht erglänzen ließen. Die Loretten des Dumas und selbst die des ernstern E. Eugier sind bei allem Realismus des Lasters von einem poetischen Duft umgaukelt, der sie weit verführerischer macht, als sie in Wirklichkeit sind“. Die bürgerliche und aristokratische Welt, auch noch in ihren bessern Elementen, hat sich an die Darstellung der Reize dieses geschlossenen Lebens gewöhnt, weil sie ja nicht als nacktes Laster auftreten und nebenbei immer mit einem haut-goût des Mysteriosen ausgestattet sind; es ist eine ganz verwandte seelische Anziehung, wie zu allen Zeiten das Grauen, die Nachtseite der Natur, sie auf den Menschen ausübt, eine Saite, die eine Generation früher die Romantiker der 30er und 40er Jahre grandios an- und ausklingen machten.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß diese modernste Literatur, insbesondere nach Seiten ihrer bizarren oder paradoxen Tendenz, ihr erstes verfrühtes Vorbild aus der versumpften Welt Ludwig XVI. in des Abbé Prévost viel berufener „Geschichte des Chevalier des Grieux und der Manon Lescaut“ entlehnt hat und diese Manon Lescaut ist der erste literarische Typus der modernen Weiber, die absolut die Hauptrolle spielen. Es geht uns wie jenem Criminalisten, der, wo es sich um Aufdeckung eines verwickelten Verbrechens handelte, zu allererst fragte: Wo ist das Weib? Auf eine zweite und bereits weit näher liegende Frage: In wie weit die ersten, psychisch mächtig packenden und von Leidenschaft überströmenden Romane der genialen George Sand („Elia“ 1833) der heutigen Demi-monde-Literatur den Weg gebahnt haben, trete ich hier nicht ein. Es ist freilich mehr als halbe Verwandtschaft, wenn die Frau einmal sich versteigt, zu behaupten: „Wenn Du, edler Mann, für eine elende Duhlerin eine starke Leidenschaft fühlst, so sei überzeugt, daß das die wahre Liebe ist und eröthe nicht darüber“.

Das realistische Princip seiner Schriftstellerei betont Dumas mit aller Entschiedenheit. So beginnt er seinen strengst charakteristischen Roman mit folgenden Einleitungssätzen: „Meine Meinung ist, daß man keine Personen-(Charakter-)Bilder schaffen kann, außer man habe lange die Menschen studirt, wie man eben keine Sprache sprechen kann, wenn man sie nicht alles Ernstes studirt hat. Da ich noch nicht in dem Alter stehe, wo man erfinden kann, so begnüge ich mich damit, zu erzählen. Ich verweise den Leser ausdrücklich

darauß, daß er von der Realität dieser Geschichte, deren Personen alle, die Heldin ausgenommen, noch leben, überzeugt sein darf. Sollte ihm meine Versicherung nicht genügen, so giebt es in Paris noch Zeugen für die meisten Thatiachen, die ich hier zusammenstelle“. So weit wäre die Sache in Ordnung, stießen wir nur nicht bei jedem Schritt auf die erschreckende Ausartung des Realismus, den unerträglichsten Naturalismus. Ein paar Beispiele aus dem gleichen Werk (der Cameliendame). Nackt und hart ist die Zeichnung jenes jungen Mädchens, das noch halb Kind von der rucklosen Mutter zur Prostitution als einem Handwerk aufgezogen und durch einen Frevel an der Natur getödtet wird, damit es nicht eben auch noch ein Kind zur Welt bringe, mit welchem der Ertrag des Sündengeldes getheilt werden müßte — denn *de pareils enfants sont inutiles et une grossesse est du temps perdu*. — Das ganze Bild (Bd. I. pag. 35—37) ist von abstoßender Häßlichkeit, ist abscheulich, aber, wer will ihm die Lebenswahrheit abstreiten, und zwar die univervelle, nicht die beschränktere, lokale? Solche Scheusale von Müttern giebt es, zur Schande unseres Geschlechts! Und doch, ob der Dichter berechtigt sei, eine solche Niederträchtigkeit in Charakter und That, nackt von der Gasse aufzulesen und eben so nackt in sein Werk hineinzuworfen, das hat sich diesmal offenbar der Autor selbst gefragt, als er hinschrieb *qu'il ferait peut-être mieux de taire, si* Das Uebermaß des physischen Naturalismus spitzt sich wol in jener wiederum abscheulichen Scene zu, wo der einzige wahre Geliebte der schönen Todten im Wahnmüße seines Leides den Leichnam ausgraben läßt, um ihn noch einmal zu sehen; das Bild von den Spuren der Verwesung ist ekelhaft; Augen und Nase zu!

Warum das nackte Factum hinwerfen, die Thatfache ist brutal, ist tyrannisch, gegen sie sich stemmen, nützt dem menschlichen Geiste nichts. Anders ist es, wenn sie in Schrift oder Kunst ebenso roh ihr Duplicat hinwirft; dagegen allerdings kann der Geist sich auflehnen und er thut es.

An einer anderen Stelle sagt er mit naiver Gutmüthigkeit: „Ich erkläre, daß ich die Lächerlichkeiten, Leidenschaften und Schwachheiten, die ich auf den Rücken der Personen in meinen Romanen und Dramen abgeladen, am sichersten in mir selber finde.“ Wir glauben das.

Nicht unmittelbar mit der Frage des Realismus hängt diejenige der Vorliebe für's Grauenhafte, Häßliche und Abscheuliche zusammen; daran haben uns schon die phantastischen Romantiker mit ihren mysteriösen Kolossalbauten vollauf gewöhnt. Aber von Interesse ist immerhin anzumerken, wie auch darin Dumas sich mit der Generation des Zulkönigthums und ihrer Schriftsteller berührt. Da zeichnet er uns einmal eine Hinrichtung; und es ist mir genau, als hörte ich Jules Janin reden, wenn jener einleitend das Bedürfniß nach Emotionen hervorhebt. Ja, nach gewaltsamen Emotionen!

Die etwas gekünstelte Reflexion erinnert in ihrer Dialectik manchmal fast ganz an die Deutschen. Ich gebe als Muster ein einziges Beispiel; es ist jene längere Stelle, welche den Gegensatz der zwei folgenden Gedanken

durchführt: *Être aimé d'une jeune fille chaste, lui révéler a premier cet étrange mystère de l'amour, certes, c'est une grande félicité, mais c'est la chose du monde la plus simple . . .*

Mais être réellement aimé d'une courtisane, c'est une victoire bien autrement difficile . . .

Das Drama hat im Ganzen entschieden und weit empfindlicher als der Roman, der Alles verdaut, Kieselsteine und Fadschiten, unter dem schlechten Geiste der Zeit gelitten, und zugleich mit der bildenden Kunst ist es eines der Elemente, welche unter dem zweiten Kaiserreich ein Zurückgehen des geistigen Niveaus bei den Franzosen anzeigen; ein Zurückgehen, trotz der das Ohr der Nation kitzelnden, hochtönenden Culturphrase *marcher à la tête de la civilisation!* Die nie zu ersättigende Schaulust des Pariser Publikums hat die nouveautés hervorgetrieben; aber sie konnte ihnen den inneren Werth so wenig verleihen, als die einseitig realistisch-materialistische Begünstigung die Talente in der Kunst zu wecken oder aufrecht zu halten vermochte.

Indem Dumas seinen Dramen schwere Räthsel und ungelöste Grundfragen unserer modernen Gesellschaftszustände unterlegte, forderte er schon durch die Materien, und mehr noch durch die Tendenz, die Kritik heraus, in bedeutsame Erörterungen und Streitpunkte für und wider einzutreten; und schwerlich werden irgendwo ein halbes Duzend Aesthetiker oder Moralisten sich zusammenfinden, welche über Manier und Ton, Stoff und Tendenz dieses Dichters einig gingen: das große Publikum aber verstand er zu entusiastmiren. Witzig, sentenzen- und bilderreich, pikant und brillant, von kräftig sicherer Sprache, bestechen die Dramen den raffinierten Geschmack, verwirren unter Umständen das Gemüth, aber befriedigen es nicht.

Eine französische Stimme in der Galerie contemporaine sagt sehr richtig: *Il saisit par l'oppression plutôt que par l'émotion. On sort du spectacle de ses oeuvres avec un malaise étrange mêlé de désespoir et d'admiration. Mais on y' revient, malgré tout.*

Eine längst feststehende und allgemein anerkannte Kritik seiner summarischen Schriftsteller-Eigenschaften läuft in Folgendem zusammen: Styl sehr einfach und ungemein natürlich, kräftig und bestimmt, wir würden sagen treffend; im dramatischen Dialog mit sprühendem Witz versetzt und mit einer Masse von Sentenzen durchspielt. Im Roman gerade wie im Drama spannende und eben ganz dramatisch ablaufende Situationen und dazu die pikante Zeichnung jener dubiosen Welt, in die er uns einführt, nervenreizend, ja nicht selten überreizend. Daß er in seine Auffassung und Darstellung jenen modernen Schiffs, jenen nicht näher zu erklärenden haut-gout hineinlegt, der dem allerdings verwöhnten Geschmack entspricht und seine Ausbildung ganz besonders seit den Romantikern angenommen hat, ist so natürlich, daß ein Tadel dafür wegfallen muß. Das machen schon die Objecte. — Nicht zu vergessen ist durchweg das Ingredienz des Corruptiven, auch unter dem leichten Mäntelchen der Moral.

So das Allgemeine. Mein Schlußabschnitt soll psychisch zerlegend auf einige Hauptwerke eintreten, und es ist fast unvermeidlich, daß mit der Cameliendame begonnen werde.

Um sein Unterfangen, für die Ehrenrettung der Courtisane zu schreiben, durch Autoritäten zu legitimiren, beruft sich der Autor auf seines Vaters „Fernande“, auf Victor Hugo's „Marion Delorme“, auf Alfred de Musset's „Bernerette“. Dann geht er auf die Lehren des Christenthums über, welche das Verzeihen predigen, und der Weg, der dazu führt, ist die intime Vertiefung in die doppelte Reflexion: Wie viel in dem Lebenslauf dieser verlorenen Frauen ist Verhängniß mehr als persönliche Schuld? Und wie viel von harter und schwerer Buße liegt nothwendig in dieser Art von Leben selbst? — Das ist der Weg, den offenbar bei seiner gesammten Auffassung die Gedanken des Dichters selbst genommen, und er zwingt uns, ihm auf diesem Wege zu folgen, und sobald er uns einmal dahin gebracht, dann verliert sein Unterfangen das Paradoxe, er hat uns unmerklich in die Seelenstimmung des Pathetischen eingewoben, und da bleibt er Meister. Daß er das vermag, dazu helfen zwei Kräfte mit: eine unstreitig sein bestehende, künstlerische Zeichnung oder besser Beleuchtung (wir denken an die Malerei), und viel mehr noch die unbestreitbare eigene Herzensbetheilnahme. Ich komme auf diesen Punkt zurück, da man sonst unserem Autor Kälte vorwirft, mit vollem Recht vorwirft; aber hier einmal ist sie überwunden: die Kunst allein hat nicht diese Accente des Herzens, wenn nicht es selber spricht.

Der Stoff ist schon an sich ein natürliches Drama, eine intime Herzens- Tragödie, zu welchem der Dichter nur den richtigen Ton zu finden braucht, um eine ebenso wahre wie erschütternde Darstellung zu gestalten.

Im Grunde bedürften wir Nichts weiter, als die Vorrede zu lesen, welche der unvergleichliche Blaudeker Jules Janin der zweiten Auflage des Romans vorausgeschickt hat, um vollständig über das ganze Lebens- und Herzensdrama im Klaren zu sein, die weitere Ausführung ergänzt nur die Einzelheiten. Wir kennen nach jenen 30 kleinen Seiten die ganze mitspielende Welt in ihrem Schimmer und der vollen Wichtigkeit. Aber schon Janin's leichte Gauferie umstrickt uns mit allem narkotischen Zauber, der diese Gebilde umweht. Die schöne Sünderin, die mit 22 oder 24 Jahren stirbt, mitten im ausgefuchtesten Luxus, umgeben von den feinsten Genüssen, aber innerlich zum Tod erschöpft und lebensfatt — sie wird für uns unwillkürlich ein Gegenstand des Mitleidens, der nicht abzuweisenden Nührung, jener nachhaltigen, seelischen Anziehung, welcher die in Fülle auf sie verschwendeten äußeren Tugenden die bestehend feine Fülle überwerfen. Um so schlimmer, eine heillose Gefahr für die jugendliche Einbildungskraft! Wer denkt bei diesen delicaten Pinselstrichen an die Sünde? Sie ist vollständig in Rosenduft und Weilchenblau aufgelöst, verflüchtigt, und bloß noch der geheime Trug des Verführerischen bleibt an ihr zurück. Und selbst an dem materiellen Zauber, den der apollonisch schöne Körper des Weibes aus-

strömen soll, bleibt nur das ätherisch Umhüllte, gerade genug, um unvorderstehlich zu umstricken. Es ist jenes durchsichtige duftige Etwas, das wir auf anderem Gebiet an den feinsten Gebilden der Pariser Kunstindustrie als unachahmlich bewundern. Die schöne Sünderin verwandelt sich unmerklich in eine Art von Büßerin, als ob sie nicht durch die eigene Schuld, sondern nur des allgemeinen Sündenfalles willen leide und sterbe nach einem kurzen trostlos verzettelten Leben; als ob das Einzige, das für sie Sinn und Bedeutung hat, der Cult, den sie mit der wunderbaren Schönheit ihres Körpers treibt und treiben läßt, ein Opfer sei, welches eine Fee der Menschheit bringt, um das sonst trübhelige Leben erträglich zu machen. Wir erinnern nur an die im alten Orient als Tempeldienst betriebene Hingabe der Jungfrauen an den Fremden, und über das ganze Portrait ergießt sich etwas vom Geist und Dufte der gepriesensten griechischen Hetairen. So ist die ganze préface ein Kunstwerk, und so der Roman eins, eben wegen dieser Wirkung, die sie ausüben. — Nachdem er den ganzen unschuldbigen Zauber des eben zur Jungfrau aufblühenden Kindes und die mit raffinirter Kunst geübte Genußfähigkeit des im reichsten Weltleben gewiegten Weibes zusammengesucht und über seine sündige Aphrodite ausgeschüttet hat, geht er einen Schritt tiefer in's Innere, und da liegt der Revers der Medaille, da sitzt jenes Etwas, das Seele und Leib verzehrte — die Langeweile, der Ueberdruß, die vielleicht unbewußte, doch stachelnde Neue, die Verzweiflung. Die Pointe in der ganzen, kunstvoll berechneten Darstellung wird am Schönsten, wenn er zufällig einmal einen berechneten Seitenblick auf das gewohnte bürgerliche Leben und seine schwerfällige Ehrbarkeit wirft; da stimmt Alles zu Gunsten der lebenswürdigen Sünde. Die Schöne ist todt; Alles wird unter den Hammer gebracht, vom Kamm und den Handschuhen und dem alten Shawl bis zu den Liebesbriefen, Alles zu fabelhaften Preisen verkauft. Und die ehrfamen Verwandten, die sie im Leben nicht kennen und der Ansteckung halber auch Nichts von ihren Sachen behalten wollten, nehmen doch recht gern ihr Geld. Chastes gens! — Die Ironie ist beißend. — Kurz, in Janin's Vorrede liegt Alles, die volle Pietonitirung und der ganze Geist; hätte ich Zeit und Raum, ich würde einfach die frappantesten Belegstellen wiedergeben. Er sieht Alles, nur nicht das Corrupte an der Sache, davon will er keine Ahnung haben, keine aufkommen lassen.

Dumas verfährt genau wie sein Vorredner. Gleich in den ersten Sätzen führt er die Fremden der vornehmen Welt ein, wie sie unter dem Schein, nicht zu wissen, wo sie eigentlich seien, in's Boudoir der Courtisane schleichen und Alles ausspähen, und gar zu gern einen Zipfel von ihrem intimen Leben erspähen möchten. „Aber leider, und trotz alles guten Willens entdeckten diese Damen nie das, was seit dem Tode der Besitzerin zu verkaufen war, und nichts von dem, was während ihres Lebens verkauft worden war“. So ist es gewiß im Pariser Leben des zweiten Kaiserreichs zugegangen; die Ausdrucksweise ist impertinent, aber wahr. Schlimm allerdings für die Sittengeschichte!

Man beachte noch Eins und das ist schon entscheidend. Marguerite Gautier ist trotz aller theuer erkauften Weltkenntniß ein Kind, welches nur aus Laune, aus Wohlthätigkeitsjinn das traurige Geld, das ihr Unschuld und Frieden gekostet, mit vollen Händen austreut. Aber sie ist nicht die Heldin von einer jener Geschichten des Ruins und Skandals, des Spiels, der Schulden und Duelle, welche viele Weiber ihrer Klasse auf ihrer Lebensbahn aufstören: Vergeudete Vermögen, Gefangenschaft wegen Schulden, und Verrath knüpfen sich nicht an ihre Fersen. Sie wußte alle Schönheit und Feinheit um sich her zu verbreiten und selbst eine durchaus besondere Haltung, die einen unwiderstehlichen Anstand behauptete. Sie hat ganz für sich gelebt, isolirt, auch in der besonderen Welt, der sie angehörte, in einer ruhigeren und heiteren Region, obgleich sie eben die Region bewohnte, wo Alles verloren geht.

Was folgt daraus? Wir haben trotz aller bestimmt angekündeten und im Uebrigen wirklich festgehaltenen Realität des Lebens doch wieder eine Ausnahme vor unseren Augen und eine idealisirte Ausnahme, die auf die Phantasie und die Leidenschaft des jungen Herzens weitaus verführerischer wirkt, als die gewöhnlichen Geschöpfe der demi-monde mit Fleisch und Wein. Und jedenfalls ist ein alter Herzog, der von einer Courtisane die Erlaubniß erbittet, sie jeden Tag einmal besuchen zu dürfen, nur damit er an sein verstorbenes Kind erinnert werde, dem jene auffallend ähnlich sieht und der das thut unter dem wirklich zur Thatsache werdenden Risiko, daß man seinem so wunderlichen Verkehr ein so gemeines Motiv unterstieben und den Mann mit grauen Haaren als abgestandenen Wüstling lächerlich mache — jedenfalls ist eine solche Erscheinung, zumal in unseren Tagen und in den Gesellschaftskreisen eines Dumas, auch kein realistisches Motiv. Könnten wir die seelische Wahrheit einer solchen Beziehung bestreiten, dann würde die ganze Episode einfach lächerlich; aber der Himmel bewahre uns davor, das auch nur zu versuchen; dafür kennen wir die millionenfach verschlungenen Seelenvorgänge viel zu wenig, nicht einmal in uns selber; und so bleibt die Thatsache rührend. Aber sie ist wieder ein sprechender Beweis, daß auch die sogenannten Realisten des Ideals nicht ganz entbehren können oder in's Absurde verfallen, sobald sie sich vollends von ihm lossagen. Denn an einer Erscheinung dieser Art gehört höchstens die innere und äußere Möglichkeit dem realistischen Gebiet an; die That selber fällt in das Reich des Idealen.

Es will mir nicht scheinen, daß die Welt unschuldiger oder die seelische Zeichnung reiner werde, wenn Dumas die Kreise der demi-monde gegen diejenigen der hohen Gesellschaft vertauscht. Ich nehme in „Diane de Lys“ eines der besten Stücke zum Beweis.

Diese vornehme Welt mit Marquis und Marquisen im Vordergrund ist ebenso ungesund, ebenso zerrissen und in ihrem innersten Wesen unwahr und hat dazu nicht die rührenden Farben, die er auf die gefallenem Geschöpfe verschwendet hat.

Ganz zugegeben, daß wir anfänglich in der schönen und jungen Marquise, die über alle Güter der Erde verfügen kann und nur für das Herz nichts findet, eine vollständig zutreffende Zeichnung der Weltkame vor uns haben. Aber nur anfänglich; es trifft zu, wenn sie, total gleichgiltig behandelt oder vernachlässigt von ihrem ganz ordinären Gatten, der sich bei anderen leichtem Geschöpfen amüßirt, aus jener natürlichen Langeweile und jenem Ueberdruß, der in den Kreisen, welche keine Arbeit, keine Sorge und keinen großen absorbirenden Lebenszweck kennen, so leicht aufsteigt, mitten in aller Kälte des Gefühls sich einen Geliebten aufsucht, um vermeintlich auch einmal Befriedigung zu finden für ein Herz, das einem gewissen Unbekannten und Ungeahnten entgegen schlägt; und es trifft genau, wenn sie sich täuscht. Sie greift unter ihren Anbetern, deren eine Frau in diesen Kreisen genug hat, fast nach Zufall einen heraus, der nicht besser und nicht geistvoller ist als die anderen, nur noch etwas unschuldiger und unerfahrener; der Herr Baron aber befriedigt sie eben so wenig als ihr Herr Gemahl und nach kürzester Zeit gehen die beiden vollkommen enttäuscht, aber mit aller weltmännischen Gelassenheit auseinander. Das ist Alles durchaus correct, so richtig und treffend, wie das gelungene Portrait eines gewöhnlichen Weltmannes, der keinen Fond und keinen Zweck hat (pag. 10 und 11); das nicht schmeichelhafte Bildchen ist ein vollständiges Cabinetsstück. So ist jene Welt eigentlich zu allen Zeiten gewesen: aber eine ihrer correctesten Ausübungen bieten die Figuren des zweiten Kaiserreichs. Das also, sage ich, ist äußerlich und innerlich genau so richtig, wie wenn die Marquise, als sie nachher in wirklicher Liebe entflammt, sich nicht scheut, an der eigenen Freundin und Vertrauten, der sie den Geliebten für sich abjagen möchte, eine teuflisch schlau angelegte Infamie zu begehen. Schlußresultat, daß es in jenen vornehmen Schichten mit Sitte und Tugend nicht um einen Thermometergrad besser bestellt ist als in der demi-monde; übrigens weiß das, wer auch nur ein Weniges von den sauberen Diplomatenkreisen des zweiten Kaiserreichs kennt.

Nun aber kommt das Irrrationelle, als Beweis, daß eben auch unsere modernen Realisten dem phantastischen Auspinnen verfallen, zu allererst, wenn sie das Seelenleben zeichnen wollen. Was sollen wir mit einer, bis daher sehr kaltblütig vorgehenden Weltkame anfangen, die sich in den armen Maler Paul Aubry verliebt, ohne ihn je gesehen, oder in ihrem Leben eine Zeile mit ihm gewechselt zu haben, einzig weil sie, und zwar in Folge einer festen Indiscretion, dazu gekommen ist, aus Briefen einer früheren Geliebten zu erfahren, daß er wirklich einmal heiß geliebt wurde, und aus einem Brief an seine Mutter, daß er ein guter Sohn und braver Mensch ist? Und was sollen wir weiter dazu sagen, wenn die vornehme Dame nach einigen verunglückten Versuchen den Maler an sich zu ziehen, wunden Herzens, das sich nicht will beruhigen lassen, in Europa herumreist und halb melancholisch heimkehrt? (Die weitere Entwicklung des Dramas verfolg' ich hier nicht; die Welt ist die gewohnte und auch der Ausgung.)

Jenes aber ist eine Bizarrerie der Auffassung, eine unwahre Situation, die wir dem Realisten am wenigsten passiren lassen. Wenn das eine Stück ganz nach dem Leben gezeichnet ist, das Leben vollständig deckt, so ist das andere Stück Product einer falsch ausgeklügelten Erfindung, der Phantasie darf ich nicht sagen, denn die ist schwach.

Und hier tritt nun schneidend jener schwere Fehler heraus, an dem die meisten Gebilde des jüngeren Dumas leiden, der Mangel an Gemüths- und Herzenswärme. Diese Gestalten sind studirt, die Situationen beobachtet, das ganze Gemälde als Studienobject hingeworfen. In der ganzen Geschichte, wo doch mehr als ein Herzensdrama sich abspielt — nicht eine warm und voll ans Gemüth greifende Stelle, nirgends ein weicher oder warmer Ton, der uns bewiese, daß der Autor empfunden hat, oder der uns bewältigen würde, selbst zu empfinden. Ueberall eine Beobachtung, die ich fast lauernd, jedenfalls rechnend heißen möchte und die allerdings in ihrer Zeichnung von den Wirkungen der Liebe zwischen Mann und Weib nicht selten (pag. 87) schneidend scharf das richtige trifft.

Innerhalb der zwei Welten von „Diane de Lys“ und der „dame aux camélias“ und in den zwei nicht sehr verschiedenen Tonweisen und Farben- spiegelungen bewegt sich Dumas fils fast ohne Ausnahme.

So in der großen Production; suchen wir ihn noch im Kleinen auf.

Die kleine Erzählung, welche bei George Sand einen so anmuthvollen ja reizend naiven Ton annehmen kann, ist bei unserem neueren Autor entweder so ungesund als das Uebrige, oder ganz zur Nullität geworden. Die ganz kurze, aber tiefsttraurige Lebens- und Herzensgeschichte einer Grifette „Ce qu'on ne sait pas“ liefert ein Beispiel, wie es jedenfalls kein einschneidenderes giebt. Sie ist in zwei Worten erzählt: Hermine, ein armes Mädchen von feiner Schönheit, wird von seinen Verwandten verstoßen, von einem jungen Mann, der sie trifft, untergebracht und wird nach einem natürlichen Lauf der Dinge seine Maitresse, ohne mehr als Dankbarkeit für ihn zu empfinden. Die bittere Noth zwingt ihn, sie zu verlassen und unter's Militär zu gehen. Ein Freund, dem er die Lage anvertraut, übernimmt die Sorge für Hermine, gefällt sich kurze Zeit in der Rolle des Tugendretters und fällt dann natürlich in diejenige seines Vorgängers hinein, indem Hermine die zweite Liebshaft wieder ohne Liebe, wie etwas Gegebenes oder Gebotenes übernimmt. Die beiden ersten jungen Männer, waren noch ziemlich naive und ehrenhafte Jünglinge; als aber auch der zweite sie aufgeben muß, fällt sie schlechtern, Intriguanten und Verführern zu, geht von Hand in Hand, — erträgt dieses Leben nicht — will es nicht; erst recht im jungfräulichen Alter stehend, nimmt sie aus Verzweiflung Gift.

Ganz gewiß eine Geschichte, wie sie im Leben vorkommt und nicht einmal sehr selten; das ist Realismus.

Aber die Töne und Tinten sind schreiend, abstoßend, und dazu im Ganzen hart, ohne jenen Anklang des herzlich Rührenden anzunehmen, der

die „Cameliendame“ trotz Allem erträglich, ja anziehend macht. Es ist eine allmälige Gradation bis förmlich zum Abscheulichen, und zwar ist das mit der verletzenden Kälte eines Studienobjectes geschildert. Es ist wahr, im Anfange finden sich einige weich anziehende Partien, die an ein anmuthig naives Idyll erinnern. Dahin zählt das liebenswürdige Interieurbildchen, wo der erste Helfer zusammen mit seinem Freund dem armen Kinde ein trauliches Nestchen zur Wohnung aussuchen und demselben eine eben so trauliche wie passende Aussteuer mit ihren beschränkten Mitteln zusammenkaufen wollen, ohne vorerst noch weiter zu denken oder zu wünschen, als die Kleine freundlich unterzubringen. Die Aufzählung alle der Kleinigkeiten und der Sorge um den ärmlichen Comfort, wie wenn eine Mutter um ihr Kind sich müht, spricht ungemein an. Oder umgekehrt die Zeichnung des ersten großen und bereits an die Verbrecherhöhle mahnenden Elendes, das auch den ersten Freund fortreibt: das Haus, die mit unsauberem Handwerk sich abgebende Hauswirthin, ein mehr als dubioser Besucher, Herminens schmutzig trauriges Zimmer, die Sorge des guten Kindes bei den abscheulich rohen Vorschlägen der Hausherrin, die sich auf ihre Art bezahlt machen möchte und mitten in alle der Misère die Naivetät eines halben Kindes, das trotz der fatalen Lebenserfahrung auf abschüssigem Wege ein unverdorbenes Herz bewahrt hat: auch das macht immer noch einen pathetischen Eindruck, an dem Nichts verkehrt, da es wenigstens nicht schreiender aufgetragen scheint, als die Naturfarbe ist, und vergessen wird ob der mildernd abklärenden Elemente des Gesellschaftsbildchens. Ja diesmal glauben wir ihm gar die schöne Lüge, die sonst das Allergefährlichste an all' seiner Schriftstellerei ist, die Lüge, daß in einem Leben voll Schmutz und Unehre die Seele sich rein erhalte.

So weit also ist noch ein ansprechender Ton; aber damit hört es auf und nun beginnt die Farbenskala des grellen Realisten der demi-monde.

Schon das ist roh, wie der zweite Liebhaber des verlorenen Kindes erzählt, auf welchem Weg er eigentlich zum Bewußtsein gekommen sei, daß sein freundschaftliches Beschützeramt für ihn einen anderen Sinn habe, nämlich den der Liebe, d. h. hier nach richtiger Uebersetzung des leidenschaftlich sinnlichen Begehrens. Wie so? Der Hauptgrund ist: *parce que mon regard avait plongé à travers l'ouverture d'une robe* Es wäre thöricht, die Realität in solchem Factum abstreiten zu wollen; aber diese Nacktheit der Darstellung ist roh; nicht Alles, was wirklich ist, darf die Arroganz der brutalen Thatfache so weit treiben, nackt heraus gesagt zu werden. Das Sterben an Gift, der Wille des Geistes und das Widerstreben des Fleisches, das Lachen der Verzweiflung und der Krampf der Schwere haben etwas Grausiges, welches wir nur ertragen, weil allerdings einige feine seelische Züge hineingeflochten sind. Der letzte Wunsch der Sterbenden, daß sie in einem prächtigen Sarg aus Mahagoniholz und voller Blumen begraben sein möchte, gerade wie ein unschuldiges Kind nach seinem Spielzeug verlangt; wie ferner der letzte treue Freund die 200 Fr. für solche Kostbar-

keiten seiner armen Mutter abbettelt, sich hintennach besinnt, daß diese möglicher Weise um der Summe willen einen Monat hungern könnte, in diesem Conflict das Prachtstück von Sarg fahren läßt und nur die Blumen besorgt, und wie er dann doch nachher sich wieder Vorwürfe darüber macht — daß möchte zu fein anziehender, ja ergreifender Zeichnung Stoff genug, übergenuß bieten, und was würde einer der delicatesen Seelenmaler unter den Deutschen oder Engländern daraus gemacht haben? Aber auch das ist in Strichen von fast hart abbrechender Kürze hingeworfen und vollends durch einen banalen Schluß verdorben.

Uebrigens habe ich selten die ganze Brutalität der Lebens-Anschauung modernster Sorte und vollendet industriellen Gepräges sich so ungenirt breit machen sehen. Als Herminens zweiter Freund eben mit sich im Kampf ist, ob er der von ihm aus der Spelunke des Lasters Geretteten wirklich ein uneigennütziger Helfer sein könne, oder von ihrer Schönheit profitieren wolle, wendet er sich im Zwiespalt seines Herzens an einen Bekannten, monsieur Agénor, der schon mehr von den verbotenen Früchten gekostet hat, und der giebt ohne langes Besinnen eine Antwort (pag. 171), zu der ich Folgendes bemerke: Was er sagt, ist sehr real; wer Welt und Leben kennt, weiß das. Aber es ist bestialisch gedacht und infam gesagt, und das ist nicht eben, was wir von dem Schriftsteller erwarten oder nur an ihm ertragen; genug, wenn die Welt, und ja nicht bloß die aus der Gasse oder vom Dachwinkel, danach handelt!

Und nun zum Schlusse nach dem Abstoßenden noch das Erschütternde an dem Bilde. Es liegt eine unfähliche, eine nicht auszusichöpfende Trostlosigkeit in der aufdämmernden Erkenntniß des armen Kindes, daß sie verloren ist. Als der zweite Freund ihr zum ersten Male die Andeutung macht, daß er in ihre Schönheit verliebt ist, da murmelt sie mit abgewandtem Köpfschen: Oh, il est comme les autres! Diese stille Trauer ist beredter als ein Monolog. — Und wie er dann in sie dringt und sich deutlich erklärt, hat sie nur das Wort: Eh bien, je vais fermer la porte à clef . . . Eine Welt von Resignation! Und die ganze Verzweiflung, mit erschreckender Klarheit überschaut, liegt in den Worten der Sterbenden.

„Ce qu'on ne sait pas“, das ist der Refrain des Herzeleid's, den die Welt über dem Taumel der tollen Lust überhört, wenn er nicht gerade zum Giftmord, an sich oder anderen begangen, führt, zuweilen auch dann noch nicht hören will. Auch das sind sociale Fragen! Wohl — aber das ganze Lebens- und Seelenbild, all diese realistisch hingeworfene Schriftstellerei ist unausstehlich. Und doch wird sie gelesen, massenhaft, fieberhaft. Das ist mit ein Zeichen der Zeit. Ihre leicht errungenen brillanten Erfolge sollen und werden verfliegen, wie eine Seifenblase, die verpufft; nur das Verderben bleibt.

Der römische Curialstyl, wenn ihm einmal die schöne Sünde so gefährlich würde wie der Unglaube, möchte lauten:

Anathema sit!



Bibliographie.

Seinr. Ad. Köstlin, die Tonkunst. Einführung in die Aesthetik der Musik. 8. XII u. 370 S. Stuttgart, 1879, Engelhorn. M. 7.—

Drei größere Abhandlungen, „die Elemente“, die „Formen“ und „die geistige Seite der Tonkunst“ hat der Verfasser unter dem allgemeinen Titel, unter Ablehnung des vornehmeren einer Aesthetik der Tonkunst vereinigt. Die erste spricht über das Wesen von Ton und Klang, sowie von den Saiten- und Blasinstrumenten. Im Eingange des zweiten Abschnittes wird die Lehre von Tonleiter, Consonanz und Rhythmus auf Grund ihrer historischen Entwicklung eingehender Betrachtung unterzogen, während das zweite Capitel die verschiedenen Formen der musikalischen Gestaltung, von der einfachsten, dem Liede, ausgehend bis zu der complicirtesten, der Oper, eingehender Betrachtung aus geschichtlichen Gesichtspunkten unterzieht. Die dritte Abhandlung endlich ist der eigentlichen Aesthetik der Tonkunst gewidmet. Sie prüft die einschlägigen Theorien von Hanslick, Ambros, Niemann und Hofstinski, um schließlich in der Hauptfrage zu den von Hanslick in seiner berühmten Untersuchung „vom Musikalisch-Schönen“ ausgesprochenen Anschauungen und Grundsätzen sich zu bekennen. Das Werk kann als eine Ergänzung nach der philosophisch-ästhetischen Seite hin, von des Verfassers vor wenigen Jahren erschienenen vortrefflichen Geschichte der Musik betrachtet werden. Es bietet eine Fülle reichster Anregung und ist in einer Sprache geschrieben, welche durch ihr Fernhalten von den generalisirenden Ausdrücken der philosophischen Schulsprache, es jedem gebildeten Musikfreunde gestattet, seinen Ausführungen mit Leichtigkeit zu folgen. Die vortreffliche Ausstattung des Buches (insbesondere die durch zweifarbigen Druck die Structur eines Musikstückes erklärenden Notenbeispiele des zweiten Abschnittes) verdient hervorgehoben zu werden.

Wilhelm Jordan, die Erfüllung des Christenthums. 8. VI. u. 331 S. Frankfurt a. M. 1879, Jordans Selbstverlag. M. 5.

Serail und hohe Pforte. Enthüllungen über die jüngsten Ereignisse in Stambul. Nach Original-Aufzeichnungen und Documenten bearbeitet und herausgegeben von * * * 8. VI und 392 S. Wien, Pest und Leipzig, 1879, Hartleben.

Der Verfasser dieses ungemein fesselnden Buches hat sich weder auf dem Titel genannt, noch gestattet der Inhalt einen berechtigten Schluß auf seinen Namen. Aber jedes einzelne Capitel lehrt, daß es von einem „Wissenden“ geschrieben, der den geschilderten Ereignissen nicht nur als aufmerksamster Beobachter, sondern als Mitwirkender zu folgen im Stande gewesen ist. Von den sieben größeren Abschnitten des Werkes nehmen die dem verstorbenen Sultan Abdul-Aziz und dem Ex-Sultan Murad gewidmeten Capitel ganz besonders Interesse in Anspruch. Sie wirken mit dem Reize romanhafter Erfindung und tragen dennoch das unverkennbare Gepräge der Echtheit. Die übrigen Abschnitte bieten neben einem Rückblick auf die Reformbewegung im ottomanischen Reiche, Studien über die „Jung-Türkei“, insbesondere ihren Führer Mustapha Fazıl, über die Verschwörungen und Verschwörer in den Jahren 1866—1878, über Midhat Pascha und die Reformfrage, endlich über den Muchir Sulejman Pascha. Das sehr sorgfältig ausgestattete Buch erhält durch die Facsimiles der Handschriften Sulejman's und Ali Paschas dankenswerthe Beigaben.

Claude Tillier, Zwei Brüder. Novelle. Deutsch von E. Praetorius. 8. XVI u. 266 S. Leipzig 1879, Wartig.

Georg von Gizski, die Ethil David Hume's in ihrer geschichtlichen Stellung.

Recht einem Anhang über die universelle Glückseligkeit als oberstes Moralprincip. 8. XVII u. 357 S. Breslau, 1878, L. Köhler. M. 8. —

Der Verfasser ist ein bewährter Kenner der englischen Philosophie: zwei Schriften, die eine über die Philosophie des Grafen Shaftesbury, die andere über die philosophischen Consequenzen der Entwicklungslehre mit besonderer Beziehung auf Lamarck legen Zeugniß dafür ab. Die vorliegende dritte Arbeit des Verfassers spricht wie die früheren für die unbedingte Vertrautheit des Autors mit seinem Stoffe, leidet aber an Mängeln der Form und vor Allem an einer starken Ueberschätzung ihres Gegenstandes, die in der Bezeichnung Hume's als den „Newton der Moral“ ihren bezeichnendsten Ausdruck findet. Dem Anhang „über die universelle Glückseligkeit“, dessen Zusammenhang mit der Hauptarbeit nach dem Ausspruche des Verfassers ein nur loser ist, darf Gedankenreichtum und auch sorgfältige formale Behandlung nachgerühmt werden. Das Ganze ist jedenfalls ein schätzensvoller Beitrag zur Geschichte der englischen Philosophie.

Seint. Tünker. Ablands Vallader und Romanzen erläutert. 12. VIII u. 320 S. Leipzig 1879, Wartig. M. 2.

Ernst Dohm. Sekundenbilder. Ungeheimte Chronik. Kl. 8. II. und 185 S. Breslau, 1879, S. Schottlaender. M. 3. geb. M. 4. —

Zeit dem Vertheilen des von Arthur Lewysohn herausgegebenen „Deutschen Montagsblattes“ schreibt Ernst Dohm allwöchentlich im Feuilleton die Wochen-Chronik. Diese „Ungeheimte Chronik“ in Reihen von der unter dem Titel „Sekundenbilder“ der erste Jahrgang mit 54 Feuilletons erschienen ist, ist eine der merkwürdigsten schriftstellerischen Bravourleistungen unserer Tage. Mit dem feinen Spürsinn für das Lächerliche und Verkehrte und dem vornehmen Takte, der der Redaction des „Kladderadatsch“ stets eigen gewesen ist, weiß Dohm seinen Stoff zu wählen und zu bearbeiten. Ein gemüthlicher, lebenswürdiger Humor geht durch das ganze kleine Buch, nichts Bissiges und Verbißenes. Dohm geräth über die Verkehrtheiten, die ihm aufstoßen, nicht in blinde Wuth; er hat für diese nur das freundliche Lächeln der Ueberlegenheit. Er zerzaunt seine Opfer nicht, er straft sie in

väterlicher Weise ab, und man merkt ihm an, daß er ihnen gewissermaßen noch oben ein zu Dank verpflichtet ist, da sie ihm eine vergnügte Stunde bereitet haben. Der Inhalt der „Sekundenbilder“ ist durch den Zweck, dem sie ihr Entstehen verdanken, von selbst vorgeschrieben. Es ist eine richtige „Chronik“, — ein lustiges Verzeichniß aller mehr oder minder wichtigen Begebenheiten des Jahres. Das erste bis jetzt erschienene Bändchen umfaßt den Zeitraum vom 18. Juni 1877 bis zum 1. Juli 1878. Man wird zweifelsohne über diesen Zeitraum später einmal von einem höheren und entrückteren Standpunkte aus und, nachdem man ein objectiveres Urtheil gewonnen haben wird, gewichtiger, umfassender und bedeutender schreiben; ob aber ergößlicher und frischer ist sehr fraglich. Der Chronist hat die schnell dahineilenden Ereignisse des Tages im Fluge erfasst und unter dem ersten, unmittelbarsten Eindruck seine Gedanken darüber niedergeschrieben. Es sind die flüchtigen Aufzeichnungen eines geistvollen Mitlebenden, der mit seiner Chronik keinen andern Zweck verfolgt, als sich selbst und seinen Lesern durch eine muntere Darstellung der bekannten Dinge, mit denen sich die Woche hauptsächlich beschäftigt hat, eine vergnügte Viertelstunde zu bereiten. Die bemerkenswertheste Eigenschaft und der bedeutendste Vorzug der Dohm'schen „Chronik“ ist die Form. Wer die Zeit- und Zeitgedichte im „Kladderadatsch“, die meisterhaften Uebersetzungen der burlesken Epern „Die schöne Helena“, „Mamsell Angot“, u. s. w. und namentlich das linguistische Kunstwerk: Lafontaine's „Fabeln“ in deutscher Uebersetzung kennt, weiß, daß Ernst Dohm ein Sprachkünstler in des Wortes edelster Bedeutung ist. Dohm ist einer der größten Meister der Verskunst. Bei ihm erfüllt der Reim vollkommen die Bedingung, die Boileau an den oft widerborstigen Gesellen stellt; der Reim ist bei Dohm wirklich ein Sklave, der seinem Herrn und Meister blindlings zu gehorchen hat. Niemals nimmt er sich heraus, den freien Gedanken einengen oder meistern zu wollen. Dohm spielt mit dem Reim ganz muthwillig, und in dem kleinen Buche ist wohl nicht eine Seite, in der uns nicht irgend ein unerwartetes originelles Reimpaar überraschte; aber die Verse stehen dabei so natürlich und ungezwungen, daß man auf das Kunststück aufmerksam gemacht werden muß, um es zu bemerken. Die Dohm'sche „Chronik“ gehört nicht zu den Büchern,

die man in einem Zuge liest, — dazu ist sie schon wegen der Gleichmäßigkeit der Form nicht angethan, — sondern zu denen, die man in müßigen Stunden immer wieder in die Hand nimmt und immer wieder mit neuem Vergnügen durchblättert.

Nich. Samel, ein Sonnenjahr. H. 8. VI u. 172 S. Rostock, 1879, Werther. M. 3. —

Emil Palleste, Schillers Leben und Werke. Zehnte, neu verbesserte Auflage. 2 Bde. H. 8. XVI u. 548 u. XIX u. 615 S. Stuttgart, 1879, Karl Rabbe. M. 5. — geb. M. 6. 75

Was immer gegen Palleste's Schillerbiographie vorgebracht werden mag, sie ist und bleibt wohl bis auf Weiteres das wirkungsvollste Buch, welches dem Leben des großen Dichters bis jetzt gewidmet worden ist. Durch die warme Begeisterung für seinen Gegenstand, der eine klare und doch schwungvolle Sprache zum Ausdruck dient, in seinem liebevollen Eindringen in das innere Wesen des Dichters und seiner Werke, ist das Buch, vor vielen anderen von vielleicht größerer wissenschaftlich-kritischer Bedeutung, berufen gewesen, die Idealgestalt Schillers seiner Nation noch näher zu bringen. Dies bewirkt zu haben, wird Palleste's Schillerbuch zu lang währenddem Ruhm gereichen.

Charlotte. (Für die Freunde der Bewegten). Gedenkblätter von Charlotte von Kalb. Herausgegeben von Emil Palleste. 8. XX u. 259 S. Mit dem Porträt der Verfasserin in Photographie. Stuttgart, 1879, Karl Rabbe. M. 7. —

Wir sind Palleste zu großem Danke verpflichtet, daß er jetzt diese Memoiren veröffentlicht hat; sie gestatten uns zwar keineswegs unmittelbare Rückschlüsse auf die Jugendzeit der Frau von Kalb, denn sie sind in ihrem hohen Alter von der seit vielen Jahren Erblindeten dictirt worden und stehen in dieser Beziehung bei weitem den Briefen an Jean Paul nach, deren erster im Anfange des Jahres 1796 geschrieben; Jedem aber, der sehen kann und sehen will, geben sie von dieser seltenen und in keiner Weise, wie Stahr will, mit einem Theile der übrigen Frauen des

18. Jahrhunderts vergleichbaren Frau ein so klares, und dem von Stahr gezeichneten so diametral entgegengesetztes Bild, daß wir diese Publication mit der aufrichtigsten Freude begrüßen müssen. Sie ist in der That eine Rettung, eine Verteidigung gegen einen Ankläger, dessen Tadel, wie Palleste mit ausgezeichnete Ironie bemerkt, um so schwerer wiegen mußte, als er in seinem Gefühl für Wahrheit und Recht selbst in die Vorzeit zurückgegangen war, um den Ruf einer Kleopatra durch Ehrenrettung zu heben. Doch wir lernen aus dem Buche nicht nur den Charakter und die Entwicklung Charlottens kennen: es ist auch ein vortreffliches Zeitbild, denn die Verfasserin hat, als eine Ebenbürtige, mit den Ersten ihrer Zeit in vertrauter, inniger Freundschaft gelebt. Sie erzählt uns vor Allen von ihren Beziehungen zu Schiller und ihrer Verehrung Herder's, sodann auch von Goethe und Wieland, Matthißen, Bonstetten und Götter, von der Herzogin Louise, der Frau von Stein und Bettina von Arnim. Hierzu kommen nun noch bald breit ausgeführte, bald nur mit wenig Strichen entworfen, aber immer prägnante Charakter schilderungen ihrer Verwandten oder von Personen, denen sie sonst nahe gestanden; ich erinnere nur an das insbesondere durch den Gegenjaß zu ihr selbst interessante Portrait ihrer Schwester, des wilden, lieblich scharfen, schnippischen, muthwilligen, zur Schlaubeit geneigten und am Glanze hastenden Lorchens, des Feentindes. Es kommen endlich hingu tiefpoetische, ebenso plastisch als farbenreich hingestellte Schilderungen von einzelnen Erlebnissen, Situationen oder Naturscenerien. Daß Palleste nicht nur durch die Publikation überhaupt sich unsern Dank erworben, sondern auch durch die Feinsichtigkeit und Wärme, mit der er die Einleitung geschrieben, durch das Geschick, womit er den Text, da wo es nöthig war, hergestellt und berichtigt, durch die Gelehrsamkeit und genaue Kenntniß, mit der er die Anmerkung hinzugefügt hat, sei ganz besonders hervorgehoben. Auch der Abdruck von Charlottens Dichtungen „Maha — Fimanté“ und „Das Wahl“ ist uns nicht minder willkommen, wie der zum Theil noch neues urkundliches Material bietende Anhang. p. n.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in 1/1 und 1/2 Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.



**Carlsbader
Sprudel-Salz**
in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife
in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser
Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer

Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbare Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes:

Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen

Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der

erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir. Remagen a. Rhein.

K. C. Vollenbrecher 118 79

Band 10. — Heft 2).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

August 1879.

Inhalt.



O. Ernst in Konstantinopel.	Seite
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient	143
Carl Gerhard in Bonn.	
Das Träumen.....	191
Friedrich von Weech in Karlsruhe.	
Goethes Eilli.....	212
Otto von Schorn in Nürnberg.	
Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe...	228
Hermann von Ihering in Leipzig.	
Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten	242
U. Dove in Breslau.	
Gustav Freytag	261
Bibliographie.....	279
Hierzu das Portrait Gustav Freytag's, Radirung von Paul Halm in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage
(Radirung) in Gr. 8.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte:

von J. J. F. Popp in Heide (Chronischer Magen- und Darmkatarrh).

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

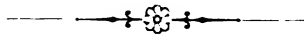
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

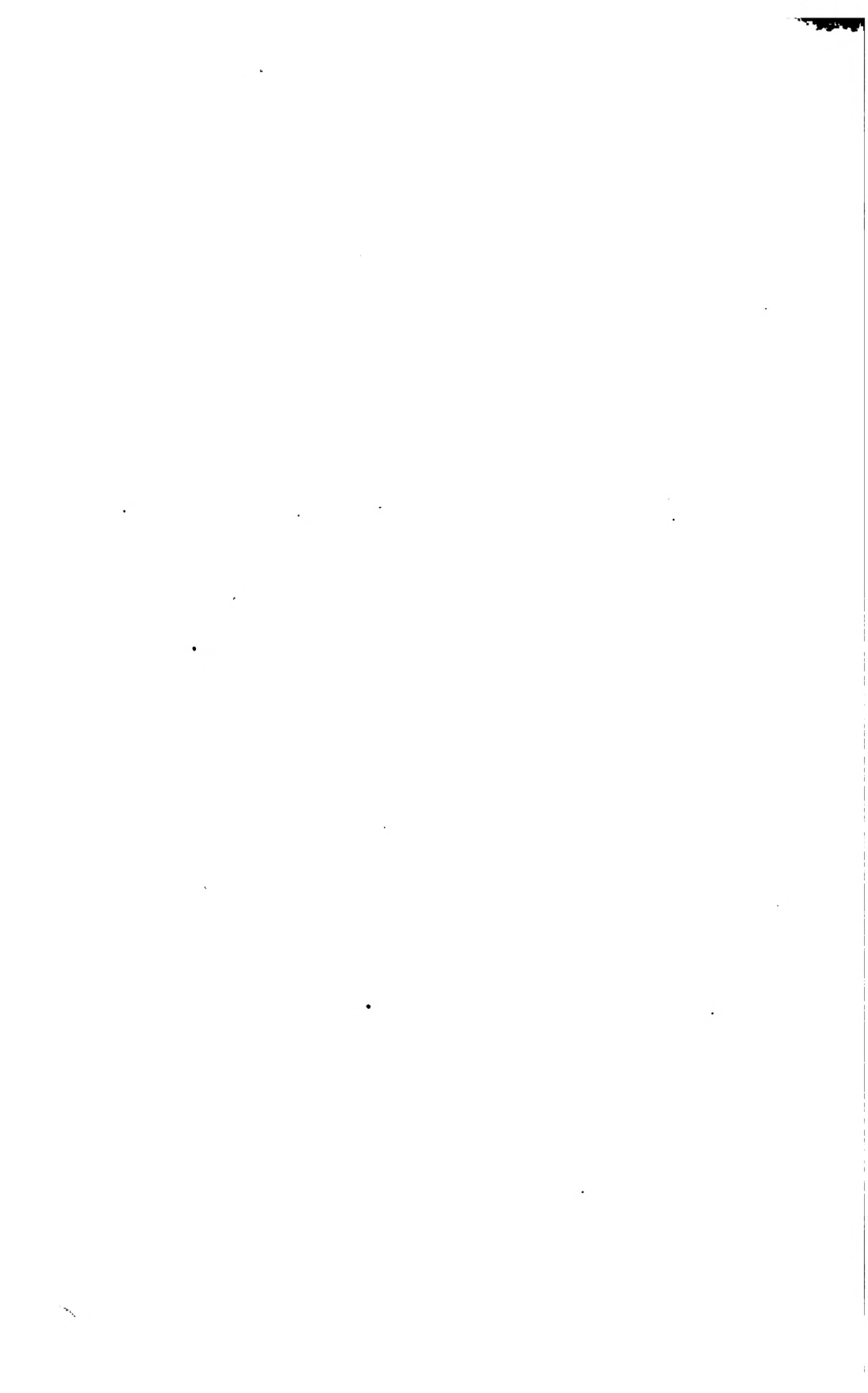
X. Band. — August 1879. — 29. Heft.

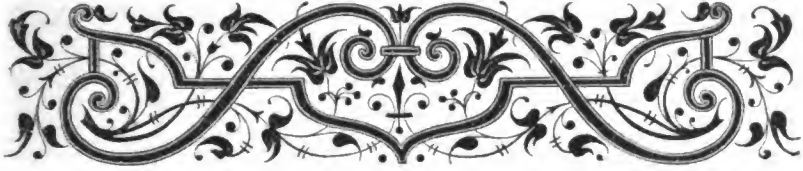
(Mit einem Porträt in Radirung: Gustav Freytag.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Die Renegatin.

Eine Erzählung aus dem Orient.

Von

D. Ernst.*)

Erstes Kapitel.

Es war am 1. Juni 1870. Der französische Dampfer „Tage“, eines der schönsten und größten Postschiffe der Marseiller Dampfschiffahrtsgesellschaft, lichtete eben die Anker, um den Hafen von Neapel, den er auf seiner Fahrt nach der Levante angelaufen, zu verlassen. Ein höhlkörnendes, schauriges Pfeifen gellte minutenlang durch die klare, milde Abendluft, die Ankerketten rasselten, Matrosen eilten auf Commandoworte hin und her; der stattliche Capitän auf dem obersten Deck hob die Hand, um das Zeichen zur Fortnahme des schmalen Steges zu geben, der noch das Schiff mit dem festen Lande verband, da sah man auf dem Quai eiligen Schrittes noch ein paar Passagiere herankommen, die dem Schiffe zustrebten. Ihre langen, schweren Gewänder hinderten die rasche Bewegung der Verspäteten, und keuchend, athemlos gelangten sie endlich an das Ende der Mole, vor welcher der Dampfer ungeduldig schnaubte. Es waren drei Reisende, welche, gefolgt von mehreren Lastträgern mit großen Collis, jetzt vor dem Stege hielten, ein Priester im langen Jesuitenkleide und zwei Nonnen in grauen Gewändern, mit weißen, weit vom Kopfe abstehenden Hüten. Während sie die Anzahl ihrer Koffer einer flüchtigen Inspection unterwarfen, wurden die Ankommenden vom Dampfer aus gar angelegentlich beobachtet. Einige Matrosen rümpften die Nase über die geistliche Fracht und flüsternten sich bedeutsame Worte zu über bevorstehende stürmische Fahrt; der Capitän

*) Die (pseudonyme) Verfasserin lebt seit einer langen Reihe von Jahren in Constan- tinopel, durch ihre gesellschaftlichen Beziehungen mit den maßgebenden Persönlichkeiten und Dingen der türkischen Hauptstadt wie Wenige vertraut. Ihre, während des letzten russisch-türkischen Krieges in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlichten Aufzeichnungen „Aus dem Tagebuche einer Dame“ verdanken dieser in ihnen sich abspiegelnden Ver- trautheit mit den geschilderten Verhältnissen ihren bedeutenden, fast sensationellen Erfolg.

sprach zum Lieutenant seine Freude darüber aus, an dem Priester einen liebenswürdigen Gesellschafter für seine stille Tafelrunde zu erhalten; auf dem ersten und zweiten Verdeck machte man ebenfalls Bemerkungen. Auf letzterem stand ein Mann in halblangem, schwarzem Rock mit weißer Halsbinde und langem schlichten Haar, das sein jüdisch ausgeprägtes Gesicht umrahmte. Er unterhielt sich in deutscher Sprache mit einer kleinen, triefäugigen Frau, die neben ihm stand und richtete dann und wann ein Wörtchen im spanisch-jüdischen Jargon an eine alte, runzlige Jüdin, welche in orientalischem Pelz und dunkelm Kopfstuch des neapolitanischen Klimas zu spotten schien. „Da führt der Herr uns böse Reisegesellschaft zu, Henriette“, sagte er salbungsvoll zu ersterer.

„Wie magst Du nur so sprechen, Ephraim?“ war die scharfe Antwort. „Freuen solltest Du Dich, daß schon auf der Reise Dir die Gelegenheit wird, mit den Mächten der Finsterniß den Kampf zu beginnen, den Du in dem unheiligen Türkenlande zu führen berufen bist“.

„Das ist auch wahr“, entgegnete der Mann unterwürfig. „Ich Träger wollte feiern nach den letzten Drangsalen in Abyssinien; doch die Schlachtdrommete schallt, sie soll mich nicht vergebens rufen“.

Die rothäugige Frau nickte Beifall und wandte sich, das Spanische radebrechend, an die alte Jüdin, die sich bescheiden in einiger Entfernung von dem Missionär und seiner Gattin hielt, um sie zu fragen, ob sie den göpdienerischen Baalspriester und die thörichten Jungfrauen dort drüben etwa aus Constantinopel her kenne.

„Nur aus die Tracht“, sagte die Alte. „Der Mann ist einer von die, was sich Jesuiten heißen, die Nonnen möge Jehova segnen, sie thun viel Gutes auch an die jüdische Kranke und Arme in der großen Stadt Constantinopel“. — Sie sprach Deutsch, aber wie man eine halb vergessene Sprache redet, die man zudem nie richtig gekannt.

„Wie störrisch und boshaft Ihr seid, Lea“, fuhr sie der Missionär an. „Wie oft soll ich Euch ersuchen, spanisch mit uns zu sprechen, da Ihr es so gut könnt, als wäret Ihr im Judenthale am Goldenen Horn geboren. Mir und meiner Frau fällt das Reden in Eurer fremden Zunge noch schwer, und es wäre uns damit gebient, wölltet Ihr uns spanisch antworten. Wir aber könnten Euch himmlische Trostesworte spenden zum Dank“.

„Wie heißt?“ fragte die Alte, ihn keck aus kleinen, zwinkernden Augen anblinzeln. „Soll ich sein gefällig einen Judenmissionär, einen Mann, was verlassen hat den Glauben seiner Väter und jetzt abtrünnig machen will auch Andere? Wenn Sie werden kommen nach unsern Judenthale und werden wollen bekehren in Ihre Schule unsere jungen Leute, soll es da heißen, daß Rabbi Diaz' Weib Sie gelehrt hat unsere Sprache? Nein, so soll es nicht heißen“.

Der Missionär suchte die Achseln und wandte sich mit seiner Frau fort von der Verstockten, die in sich hinein kicherte.

Inzwischen gingen auf dem ersten Verdeck ein ältlicher Herr und eine junge, in Trauer gekleidete Dame mit einander auf und ab, wie man es so leicht gewohnt wird während einer längeren Seereise; der Herr trug beinahe allein die Kosten der Unterhaltung, welche französisch geführt wurde. Er sprach dasselbe elegant und geläufig, doch mit dem Fehler der Griechen, die an Stelle des ch und j, dessen Aequivalente ihre lautarme Sprache nicht hat, meistens s oder z artikuliren, so daß chateau zum säteau, jardin zum zardin wird. Die Dame antwortete immer nur wenige Worte auf seine lebhaften Phrasen; eine gewisse Zurückhaltung machte sich in ihren gut gewählten und rein gesprochenen Worten bemerklich. Eben waren Beide Zeugen des Dauerlaufes der drei geistlichen Gemänder gewesen, und der Herr sagte, leise lachend: „Panagia (heilige Jungfrau), da bekommen wir schöne Passagiere!“ Doch schnell in einen andern Ton übergehend, fragte er verbindlich: „Entschuldigen Sie. Vielleicht ist Ihnen diese Gesellschaft erwünscht. Darf ich fragen, ob Sie katholisch sind Madame?“

„Ich bin katholisch getauft“, entgegnete die Gefragte.

„Das freut mich zu hören“, sagte der Herr. „Es gibt einer jungen Dame einen poetischen Nimbus, katholisch zu sein. Die protestantischen Damen haben etwas Nüchternes, was ihre Anmuth beeinträchtigt. Uebrigens hätte ich mir die Frage ersparen können. Die meisten Französinen sind ja katholisch“.

„Ich bin keine Französin, mein Herr, und auch nicht ganz Katholikin“.

„Sie sehen mich erstaunt. Ich habe Sie, so lange ich die Ehre habe Sie zu kennen, Madame, was leider erst seit zwei Tagen der Fall ist, immer für eine Art von Sphinx gehalten, so räthselhaft schien mir Ihr Wesen, ja schon Ihre isolirte Erscheinung auf dem „Tage“. Ihre Worte klingen abermals sehr sphinxhaft. Nicht Französin mit diesem Accent; nicht katholisch und doch so getauft? Ah, ich hab's“, rief er, sich vor die Stirn schlagend. „Sie haben einen Engländer oder einen Deutschen geheirathet und sich von ihm bekehren lassen“.

„Ich bin nicht verheirathet, mein Herr“.

„Auch das noch! Es scheint, meine Menschenkenntniß läßt mich bei Ihnen ganz im Stiche. Das Sichere in Ihrem Wesen, das Wagniß, allein die Reise von Marseille in den Orient zu unternehmen, ließen mich fast vermuthen, daß Sie verheirathet seien“.

„Nun muß ich wohl den Schleier des Geheimnisses lüften“, sagte seine Begleiterin, über die Neugier des Reisenden lächelnd. „Eigentlich ist das aber schade; denn von der Sphinx wird nicht viel übrig bleiben. Ich bin eine Deutsche, mein Herr, und heiße Angela Waldow; meine Mutter aber war Französin; ihrem Wunsche entsprechend, den sie, kurze Zeit nachdem ich geboren, auf dem Todtenbette aussprach, wurde ich katholisch getauft; mein

deutscher Vater, den ich erst seit wenigen Monaten verloren, war Protestant. Er ist mir so theuer, daß auch seine Religion es mir sein muß“.

„Ich verstehe Sie, mein Fräulein“, entgegnete der redselige Herr, „und alles in allem genommen, haben auch die Protestanten ihre vortrefflichen Seiten, und ihre Frauen sind oft sehr aufgeklärt und gebildet. Wie aber kommt es, daß Sie so kurze Zeit nach dem Tode Ihres Vaters in den Orient gehen? Nehmen Sie mir die Frage nicht übel!“ — hier strich er sich wohlgefällig den leise ergrauenden Bart, — „ich bin ja ein alter Mann und kenne meine Heimat. Sie ist kein Ort für ein junges Mädchen von Ihrer Persönlichkeit; wenn Sie, wie ich fast fürchte, genöthigt sein sollten, dort allein zu stehen“.

„Das bin ich aber nicht, dem Himmel sei Dank!“ sprach sie zufrieden lächelnd. „Ich werde in Constantinopel meine zweite Heimath finden. Ein Bruder meiner Mutter, ein französischer Rentier, der den größten Theil seines Lebens im Orient zugebracht, hat mich aufgefordert, zu ihm zu kommen. Er ist unverheirathet und sehnt sich nach der Pflege einer Tochter“.

„Verzeihen Sie mir eine letzte Indiscretion! Wie ist der Name Ihres Onkels?“

„Théophile Debond“.

„Panagia, wie sich das trifft! Ich kenne den Onkel, habe manche fröhliche Stunde bei ihm verlebt, manch feines Junggesellendiner bei ihm verzehrt. Und seine Weine! Nun, er hat nicht umsonst durch den Handel damit sich sein schönes Vermögen erworben. Mein Fräulein, betrachten Sie mich jetzt als Ihren ganz besonderen Beschützer. Sie wissen vielleicht schon, daß mein Name Lascaris ist. Erfahren Sie nun das Nähere über meine Persönlichkeit, meine Verhältnisse. Ich bin im Phanar geboren, aus einer der ältesten griechischen Familien, aber — erschrecken Sie nicht — ich bin in türkischen Diensten. Musteschar, d. h. Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern. Was wollen Sie? Gar manche meiner Landsleute sind genöthigt, der Pforte zu dienen, die doch einmal de fait das byzantinische Reich beherrscht. Verzeihen Sie, ich spreche vielleicht zu offen; indessen Sie werden mich nicht mißverstehen. Ich bin verheirathet und zwar ist meine Frau eine der elegantesten Damen von Pera und meine Tochter Kalliope, noch ein Kind, verspricht, ihrer Mutter zu ähneln. Ich würde noch glücklicher über Beider Distinction sein, wenn sie mich etwas weniger kosteten; aber Ehre sei Gott! unsere Damen verstehen es, die Männer zum Arbeiten anzuhalten! Mein Gehalt bei der Pforte reicht kaum für die Bezahlung der Pariser Rechnungen“.

Der Musteschar hielt erschöpft nach seiner langen Rede inne, sammelte sich aber bald wieder soweit, um das junge Mädchen zu bitten, wenn sie in Constantinopel sei, seine Damen aufzusuchen. Angela versprach es freundlich und suchte sich dann von ihrem gesprächigen Beschützer etwas loß zu machen, da sein Wortschwall und seine Neugier sie nicht ganz angenehm berührten.

Er war auch durchaus nicht abgeneigt, die Sphäre zu verlassen, nachdem sie ihm selbst ihre Rätthel gelöst, um sich nach den neuen Mitreisenden umzusehen, welche unterdessen an Bord gekommen waren. Der Priester war in eine Kajüte erster Classe einquartiert worden, die Nonnen saßen bereits auf dem zweiten Verdeck, drehen ihre Rosenkränze in den Fingern, murmelten Gebete und blickten schwärmerisch hinüber nach dem Ufer von Italien, an welchem der „Tage“ jetzt entlang fuhr. Die Gegenwart der barmherzigen Schwestern schien die Missionärsfrau mit unbeschreiblicher Aufregung zu erfüllen; sie umkreiste sie in immer engeren Bahnen, und wenig fehlte, so hätte sie in frommem Eifer die Andachtsübungen der Schwestern unterbrochen.

Diesen nahte jetzt der Capitän, um ihnen Kajüten erster Classe anzubieten, was aber von soeur Philomèle, einer älteren, hohläugig und geisterhaft blickenden Nonne, und nach ihr auch von soeur Eulalie, einer jungen, frischen Erscheinung, dankend abgelehnt wurde. Der Capitän zog sich darauf ehrerbietig zurück und traf auf dem Wege zum ersten Verdeck mit dem Musteschar zusammen. „Nun“, fragte dieser, „wo bleibt der Pater? Ich bin begierig, seine Bekanntschaft zu machen“.

„Das lohnt der Mühe“, entgegnete der Seemann, „Pater Jérôme ist eine der festesten Stützen unserer heiligen Kirche im Osten. Ich hatte die Ehre, ihn schon mehrmals an Bord des „Tage“ zu sehen. Er reist oft von Konstantinopel nach Neapel, dann natürlich weiter nach Rom, wo er viele Verbindungen hat. Ist er doch einer der besten Schüler der Propaganda gewesen und ein besonderer Liebling des Cardinals Frauchi“.

„So, so,“ meinte der Musteschar etwas kleinlaut und verließ den Capitän eiligst, um Angela wieder aufzusuchen.

„Zu Ihnen darf ich ungezwungen reden“, sagte der lebhafteste Herr, sobald er an sie herantreten war. „Sie scheinen mir neutral genug, um mir's nicht übel zu nehmen, wenn ich auf jene Schleicher, die Pfaffen, von denen unser Capitän so viel Wesens macht, ein wenig losziehe. Ich, der ich die innern Angelegenheiten der Türkei kenne wie meine Tasche, weiß, welche gefährlichen, unersättlichen Klienten wir an diesen Congregationen haben, die seit Jahren, unter dem Schutze Frankreichs, den ganzen Orient mit ihren Anstalten überziehen. Jesuiten hier, Nonnen dort, Bekehrungen, Heterereien, Intriguen überall! Wenn denn doch einmal eine Kirche im Orient herrschen soll, laßt es die orthodoxe sein! Uns gehört der Boden, wir sind die Zahlreichen. Mit Mühe und Noth stiften wir Griechen überall Literaturvereine, gründen Schulen und erziehen unsere Kinder in der Liebe zu unserer alten Ecclesia; aber die französischen Katholiken laufen uns den Rang ab mit ihren reichen Mitteln, ihren schlauköpfigen Priestern. Die unsrer sind zum größten Theile unwissend, roh, abergläubig; aber sie drängen sich nicht in Familien, streben nicht nach politischem Einfluß, das ist das Gute an ihnen“.

Angela, der es interessant war, über ihr zukünftiges Vaterland recht viel zu hören, nahm lebhaften Antheil an den Mittheilungen des Musteschar; bald aber wurden dieselben unterbrochen, denn der Capitän näherte sich den beiden Passagieren mit dem Pater, den er ihnen als le révérend père Jérôme vorstellte. Nicht wenig erstaunte die junge Deutsche, als ihr griechischer Beschützer, unmittelbar nach seiner Philippika gegen die Congregationen, sich mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken an den Pater wandte, der seinerseits erfreut schien, die Bekanntschaft des Musteschar zu machen. Pater Jérôme war ein schöner Mann von einigen dreißig Jahren; sein regelmäßiges Gesicht mit der etwas kahl werdenden Stirn und dem mächtigen glänzend schwarzen Barte, der den Physiognomien der Priester im Orient etwas so Charakteristisches gibt, bot in den strahlenden, geistblitzenden Augen und den feinen, zur Beredsamkeit geformten Lippen zwei Anhaltspunkte, auf denen jeder unbefangene Blick gern ruhen mußte. Er kam bald in ein lebhaftes Gespräch mit dem Musteschar, dem er die Verdienste vieler Brüder und Schwestern aus dem Orient um Krankenpflege und Erziehung schilderte.

„Ich kenne keine schönere Illustration für meine Berichte, als diejenige, die wir an Bord haben“, sagte er. „Ma soeur Philomèle und ma soeur Eulalie sind zwei jener engelhaften Wesen, welche ihr Dasein der leidenden Menschheit zum Opfer bringen. Die erstere ist von ihrem Orden zu ihrer Erholung und vor allem zu ihrer Belohnung nach Rom gesandt worden, wo es ihr vergönnt war, dem Heiligen Vater mündlich Bericht abzustatten über die Wirksamkeit ihres Hauses im Orient. Beladen mit geistlichen Schätzen, mit dem apostolischen Segen kehrt sie jetzt mit ihrer Begleiterin, die auch Großes verspricht, unter meinem Schutze nach Constantinopel zurück; leider fürchte ich, daß ihre Gesundheit durch die seelischen Erregungen während des Aufenthaltes in der ewigen Stadt noch mehr gelitten hat, und daß sie nicht lange mehr unter uns wandeln wird. Würde es Ihnen nicht lieb sein, mein Fräulein“, wandte er sich an Angela, „da Sie alleinige Dame unter den Passagieren erster Klasse sind, Anschluß an die verehrungswürdigen Schwestern zu finden?“

Angela schwieg verlegen einen Augenblick. „Ich bin so gar nicht gewöhnt an den Verkehr mit Nonnen“, sagte sie endlich, „ich fürchte fast, ihnen unbewußt Anstoß geben zu können.“

„O, jene sind gewöhnt an den Verkehr mit Abergläubigen.“

„Das Fräulein ist katholisch“, berichtete der Musteschar.

„Und doch nicht an den Verkehr mit Schwestern gewöhnt? Werden nicht in Frankreich meist junge Mädchen in Klöstern erzogen? Wie sehr bedaure ich Sie —“

„Ich bin eine Deutsche“, sagte Angela nun kühl und ruhig, „und von meinem Vater selbst, einem Protestanten, erzogen worden. Er stand so hoch in seinen geistigen Anschauungen, daß ihm die verschiedenen ConfeSSIONen

unendlich klein erscheinen mußten, und wenn ich auch nie vermochte, ihm auf die philosophischen Höhen zu folgen, die er so sicher beschritt, so habe ich doch von ihm gelernt, äußere Unterschiede, Glaubensformen als etwas Unwesentliches zu betrachten“.

„Das klingt allerdings sehr deutsch und sehr protestantisch“, sagte der Vater, „und ich beklage aufrichtig die Richtung, welche Ihr lebhafter Geist genommen. Vielleicht ist es Ihnen peinlich, da Sie fast eine Abtrünnige von unserer heiligen Kirche geworden, die Bekanntschaft zweier weiblicher Wesen zu machen, die im Schoße derselben eine Heiligkeit und eine Seligkeit genießen, die Menschenworte nicht zu schildern vermögen“.

„Es ist nicht das“, sagte Angela eifrig. „Ich freue mich, wenn sie gut und glücklich sind. Aber ich weiß so wenig Bescheid mit den Ceremonien der katholischen Kirche . . .“

„Die Schwestern werden Mitleid haben mit Ihrer seelischen Armuth“.

„Dessen bedarf es nicht“, entgegnete Angela rasch. „Ich habe nie eine Noth gespürt, nie ein Gefühl der Armuth gehabt, so lange mein Vater bei mir war“.

Sie kämpfte mit ihren Thränen und ging hinab in ihre Kajüte.

Beim Abendessen fanden sich die wenigen Passagiere der ersten Kajüte im Speisecabine zusammen, und die Unterhaltung wurde lebhaft und anregend. Angela horchte schweigend aber aufmerksam; sie bedauerte, durch zu aufrichtige Worte ihr Zueres den beiden Reisegefährten so klar gelegt zu haben, daß diese jetzt, wie sie wohl fühlte, sie schonend behandelten und alle Themata vermieden, die Angela hätten verletzen können.

In den nächsten Tagen durchfurchte das schnelle Postschiff in athemloser Eile die herrlichen Fluthen des mittelländischen Meeres, seinen Cours auf Smyrna haltend. Die balsamische Luft, die wechselnde Aussicht auf Klüften, Inseln oder auf einen jeweiligen Horizont von Meer und Himmel lockten die Passagiere immer wieder auf das Deck, und selbst einen Theil der Mondscheinnächte verplauderte man unter dem Zeltdach oben. Die Schranken zwischen den Reisenden erster und zweiter Klasse waren gefallen, und ungestört verkehrte die Gesellschaft mit einander. Hätte nicht Herr Eisbrand, der Missionär, angefeuert von seiner starkgläubigen Gattin, zuweilen versucht, seine Mitreisenden zu bekehren, so würde nicht der leiseste Mißton den Verkehr derselben gestört haben. Aber über diesen setzte man sich hinaus. Niemand entgegnete dem übereifrigen Apostel auf seine Beschwörungen, und so theilte er nur Schläge in's Wasser aus.

Angela war inzwischen mit den Nonnen bekannt geworden und fühlte sich zu Eulalie hingezogen. Philomele hatte ihr in wahrer Verzückung von den Erlebnissen in Rom gesprochen, vom Pantoffelfuß, dem Segen Seiner Heiligkeit, den Kränzen voll gebenedeilter Rosenkränze und Medaillen, den heiligen Reliquien, die sie mitgenommen für das Kloster; Eulalie erzählte Angela von der wunderbaren Türkenstadt am Bosporus, in der sie bereits

einige Jahre gewirkt hatte, und immer fand sie bei dem jungen Mädchen reges Interesse für alle ihre Berichte.

Angela's Seele war noch wie ein Buch mit weißen, unbeschriebenen Blättern. Sie hatte bisher still und von der Welt zurückgezogen mit einem alten kränklichen Vater, dessen einziges Kind sie war, gelebt, ihm als Vorleserin und Pflegerin ihre Tage gewidmet, mit wenigen Personen verkehrt, welche meist, wie ihr Vater, zu Gelehrtenkreisen gehörten. Nach dem Tode desselben war erst eine Zeit bitteren Schmerzes, öder Verlassenheit für sie gefolgt, bis die Aufforderung ihres Onkels, die mittellose Weise möge zu ihm in den Orient kommen, ihrer elastischen Seele plötzlich einen neuen Lebenszweck gegeben, ihrer lebhaftesten Phantasie bunte, farbenprächtige Bilder vorgeführt hatte. Sie sog begierig jede Nachricht über orientalische Verhältnisse ein, welche ihre Mitreisenden ihr geben konnten und suchte sogar die Bekanntschaft der Frau Lea Diaz, um sich von dieser von dem Leben und Treiben in den drei Judendörfern am Bosporus und Goldenen Horn erzählen zu lassen, in welchen spanische und portugiesische Vertriebene unter dem Scepter türkischer Toleranz schon seit Jahrhunderten ein verhältnißmäßig ruhiges Dasein fristen.

Zweites Kapitel.

Wie groß war Angela's Freude, als der Capitän ihr kurz vor der Ankunft des Schiffes in Smyrna mittheilte, sie würden dort eine Anzahl türkischer Passagiere an Bord bekommen, sogar eine Schaar von Redijs (Reservetruppen), welche aus Anatolien nach der Hauptstadt unterwegs seien! Sie konnte den Augenblick kaum erwarten, in welchem der „Tage“ im Hafen von Smyrna vor Anker ging, und trotz der fürchterlichen Hitze, welche das Athmen erschwerte und Auge und Ohr mit einem lastenden Schleier umflorte, blieb sie auf Deck, um die Einschiffung der türkischen Truppen nicht zu veräumen.

Das Zwischendeck war für die Ankömmlinge geklärt worden; von sonstigen Vorbereitungen sah man aber nichts. Nun stieß Boot auf Boot vom Ufer ab, und ihnen entstiegen am Schiff die kräftigen, sonnenverbrannten Gesellen in dunkelblauer, roth eingefasster Uniform, das Fez auf dem Haupte, Seitengewehr und Pike nachlässig in der Hand tragend.

Zu wenigen Minuten waren Hunderte von Redijs auf dem Schiffe versammelt und begannen sich häuslich einzurichten. Die Waffen wurden zusammengestellt und gruppenweise setzte man sich auf den Boden, den mitgebrachten Mundvorrath hervorziehend oder neuen von den Gemüsehändlern einkaufend, deren kleine Barken das Schiff umschwärmten und die mit gellenden Stimmen ihre grüne Waare anpriesen. Angela sah mit Staunen, wie die Soldaten ihre blitzenden Zähne heißhungrig in rohe Gurken, Zwiebeln, Knoblauch, Salatköpfe einschlugen, dazu große Quantitäten lockern Brotes vertilgend; ein Wasserkrug machte die Runde, und

sein Inhalt wurde mit höchstem Wohlbehagen geschlürft. Selbst die Offiziere theilten die frugale Kost ihrer Mannschaften, wie sie denn auch mit diesen im Freien campirten; ihre Mahlzeit empfang nur höhere Bedeutung durch das hinzugefügte leckere Gericht eines gekochten Hammelkopfes, den sie mit Fingern und Zähnen seines Fleisches entkleideten.

„Wie widerwärtig!“ rief Angela, neben dem Musteschar stehend, der mit einem großen, weißen Sonnenschirm bewaffnet war und den Strohhut mit einem weißen Mouffelschleier bedeckt trug.

„Ja, es ist ein barbarisches Volk!“ meinte er. „Den Soldaten mag man es noch so hingehen lassen, wenn sie fressen wie die Thiere und ähnlich leben; aber den Offizieren! Was sind sie Besseres und Höheres als ihre Mannschaften? Was haben sie gelernt von der Kriegskunde? Sie schlagen höchstens drauf zu, ob es paßt oder nicht, aber sie wissen nie warum und wie. Es gibt zwar auch unter ihnen feingebildete, geschneidete Herrchen, die in Paris und London ihre Sporen verdient und nun nicht mehr in die Heimat passen, aber die sind selten. Doch was sehe ich? Da sitzt ja eben eine Barke vom Lande, in welcher ein reichuniformirter Türke mit seinem Diener hinter sich sitzt. Sollten wir eine militärische Größe an Bord bekommen?“ Er wandte sich eifrig um Auskunft an den Capitän.

„Es ist Mehmet Bey“, sagte dieser, „der von einer Inspectionsreise nach Kars und Erzerum zurückkehrt“.

„Derjelbe, der früher Attaché in Paris war?“

„Ganz Recht, Fuad Paschas einstiger Günstling“.

„Da sehen Sie, mein Fräulein“, wandte sich der Musteschar an Angela, „wir bekommen einen Repräsentanten der jeune Turquie an Bord, und zwar keinen üblen Jungen. Seine Geschichte ist mir nicht unbekannt. Er war mit Murad Effendi, dem Neffen unseres jetzigen Sultans, Abdul Aziz, erzogen worden und galt für dessen Freund. Als nun vor einigen Jahren der Prinz von Wales nach Konstantinopel kam, wollte er hinter dem Rücken des regierenden Padischahs mit dem präsumtiven Thronfolger in Verbindung treten und Mehmet Bey soll dabei als Zwischenträger gedient haben. Zur Strafe wurde er, als die Intrigue entdeckt ward, von Fuad Pascha, der ihn wohlwollte, nach Paris geschickt, wo er der türkischen Gesandtschaft zwei Jahre attachirt war. Ali Pascha hat ihn aber dann zurückberufen, und jetzt wird der Diplomat zum Festungsinspector. So geht es bei den Türken zu“.

Während Angela dieser Personalbeschreibung aufmerksam lauschte, hatte ihr Blick das herankommende Boot nicht einen Augenblick verlassen. Jetzt legte es am Schiffe an, und, begrüßt von dem Capitän und seinen Offizieren, stieg ein großer, junger Mann die Schiffstreppe herauf und machte, oben angekommen, gegen die Herren dreimal das Temmenah, den türkischen Gruß, bei welchem die rechte Hand des Grüßenden zuerst als Zeichen der Ehrerbietung die Erde berührt, dann, zum Beweise der Freundschaft, die eigene Brust, endlich, als Symbol der Aufrichtigkeit, die Stirn. Dieser Gruß wird

verschieden nuancirt, je nach der Bedeutung der begrüßten Person; er kann fast zum Kniefall werden, wenn die Ehrfurcht vor dem Hochgestellten überwiegt; er kann ein flüchtiges Erkennungszeichen sein, bei dem die Stirn die Hauptrolle spielt, als schlägt man sich vor den Kopf, um sich besser besinnen zu können, mit wem man es zu thun habe. Mehmet Bey's Gruß hielt die Mitte zwischen beiden Extremen; er war würdevoll und freundlich zugleich. Als der junge Türke sich dann zu voller Höhe aufrichtete, sah Angela, die sich mit dem Musteschar so weit als thunlich der Schiffstreppe genähert hatte, in ein schönes, volles, ovales Gesicht, aus dem die von etwas schweren, schlaffen Augenlidern halb verschleierten Augen in dunkler Pracht hervorstrahlten; ein kleiner schwarzer Schnurrbart zeichnete sich fein über kirschrothen, vollen Lippen, und Wange und Kinn, die glatt rasirt waren, überhauchte ein bläulich-schwarzer Schimmer. Das gleichfarbige Haar sah man nur in seinen Spitzen unter dem dunkeln Fez, welches den Kopf deckte. Die reiche, goldgestickte Uniform des jungen Majors saß etwas nachlässig auf seinem kraftvoll gebauten Körper. Im Ganzen war der Eindruck dieser Erscheinung ein durchaus vornehmer, fesselnder, und Angela konnte nicht umhin, sich über den schönen Moslem, der das Schiff betrat, als wäre er Herr auf demselben, zu wundern.

Als nun sein Blick auf sie fiel, sah man sein Auge sich scheinbar vergrößern, daß das Weiße daran perlmutterartig blinkte, und die vollen Lippen öffneten sich, um zwei Reihen fast zu regelmäßiger kleiner milchfarbiger Zähne zu entblößen. Aber dies dauerte nur einen Moment und er schloß halb die Lider, drückte die Lippen aufeinander und wandte sich höflich mit einigen französischen Worten an den Musteschar, den er in Paris gesehen zu haben sich erinnerte.

Als Angela am Abend den Speisesalon betrat, fand sie Lascaris, ihren bisherigen Tischnachbar, bereits ihrer wartend.

„Ich opferte mich für Sie, mein Fräulein, und Ihre ethnographischen Studien“, sagte er scherzend, „sehen Sie selbst! Ich verzichte auf meinen Platz bei Tische neben Ihnen zu Gunsten unseres neuen Passagiers. Ich denke es wird Ihnen Vergnügen machen, mit einem Türken zu plaudern. Ich selbst reservire mir einen Platz Ihnen gegenüber und will von dort aus beobachten, wie Mehmet Bey seinen gesellschaftlichen Pflichten nachkommt, und ob er Ihnen nicht hundertmal Stoff zu leisem Lächeln gibt; denn er ist, trotz des Pariser Schiffs, doch ein Vär. So, und nun danken Sie mir, und vergessen Sie Ihren alten Freund nicht über Ihren Forschungen, die jeune Turquie betreffend“.

Angela hatte kaum Zeit, dem Musteschar ihre Verlegenheit über sein Arrangement auszusprechen, als schon die übrigen Mitglieder der Tischgesellschaft erschienen; noch ein anderer neuer Passagier war darunter, Herr Antoniadès, ein Inselgriech, der von Chios kam und nach Constantinopel ging. Mehmet Bey war auch eingetreten, hielt sich aber im Hintergrunde, bis der Capitän ihn, wie Antoniadès, der jungen Deutschen

vorstellte. Er machte Angela eine leichte Verbeugung, ohne sie anzusehen und nahm, wie bestimmt, neben ihr Platz.

Das Schiff war längst aus dem Hafen von Smyrna herausgefahren und näherte sich Mithlene, wo die Archipelwinde gewöhnlich am stärksten wehen. So tanzte es denn ein wenig auf den kurzen Wellen, und die Gesellschaft fühlte sich in nicht eben behaglicher Stimmung. Angela wußte mit ihrem Nachbar nichts anzufangen. Er war sehr schweigsam, aß wenig und mit guten Manieren, trank auch Champagner, den ihm sein Diener, welchen er Achmet nannte, eingoß. Nach dem Mahle wurde Kaffee auf's Berdeck gebracht und die Herren rauchten dort ihre Cigarretten. Der Capitän forderte Angela auf, sich hinauf zu begeben, um den beginnenden Sturm mit anzusehen, und sie folgte seinem Rathe, da sie begierig war, das aufgeregte Meer zu sehen. Sie stand an der Brüstung des Schiffes, ganz versunken in den herrlichen Anblick der schäumenden Wogen: da sah sie plötzlich neben sich den Schein einer angebrannten Cigarrette glimmen und eine weiche, wohlklingende Männerstimme redete sie in reinem, aber mühsam beherrschtem Französisch an. Mehmet Bey stand neben ihr.

„Ich hoffe“, jagte er, „Sie leiden nicht zu sehr von der heftigen Bewegung und fürchten sich nicht mehr als gut. Um Ihre Willen wünschte ich, wir wären bereits im Hafen von Stambul“.

„Ich leide gar nicht“, sagte Angela heiter, „und fürchte mich noch weniger. Es macht mir im Gegentheil Freude, einen Sturm zu bestehen, und ich wollte, der Hafen wäre noch recht weit“.

„Wie schade“, sagte Mehmet Bey, „ich habe es so gern, wenn sich Frauen fürchten“.

„Warum?“ fragte das junge Mädchen erstaunt.

„Weil es für Frauen paßt. Verzeihen Sie, ich drücke mich vielleicht nicht richtig aus; aber mir scheint, eine Frau müsse sein wie eine Blume, zart und schmiegfam, dem Lichte zustrebend und vor Stürmen ihr Haupt neigend“.

„Sind die türkischen Damen so?“ fragte Angela neugierig.

„Sie waren einst so“, entgegnete der junge Moslem nachdenklich.

„Jetzt streben viele von ihnen, den fränkischen Frauen nachzueifern“.

„Und das mißbilligen Sie?“

„Gewiß! — Ich sollte nicht so zu Ihnen reden, aber ich höre, Sie sind eine Deutsche und mir ward oft gesagt, die deutschen Frauen ähnelten den unsern von ehemals, sie lebten für ihr Frauenhaus und verließen es selten“.

„Nun, ganz so ist es doch wol nicht“, lächelte Angela.

„Ich kenne die Französinnen, die Pariserinnen, die im Westen als die Perlen ihres Geschlechtes gelten. Sie sind kaum noch Frauen. Sie wagen sich hinaus auf den Markt der Gesellschaft, halten ihre Schönheit Niemand verborgen, lieben ihre Männer nicht, nur Fremde“.

„Sie thun der Mehrzahl wol Unrecht. Wie viele Franzöfinnen aus bürgerlichen Kreisen erwerben und schaffen mit ihren Gatten redlich um's tägliche Brot“.

„Schmach über den Mann! Kann er seiner Erwählten kein besseres Loos bieten, als das, außer dem Hause für ihn zu arbeiten?“

„Ist denn das Ihrer Frauen beneidenswerther? Müssen sie nicht grenzenlos elend sein in ihren Harems, ohne Lust, Licht, Freiheit und Beschäftigung?“

„Glauben Sie das nicht! Bei uns sieht der Mann im Weibe nicht ein gleichgeartetes Wesen, das im Leben neben ihm kämpfen soll. Er sieht in der Geliebten den Schmuck seines Daseins, die Rose, die er an seine Brust steckt, deren Duft er einathmet, wenn er ruht. Sein Kleinod muß ihm allein gehören, darf nicht im Getriebe der Welt, aller Männer Augen ausgesetzt, seinen Werth verlieren. Unsere Frauen fühlen sich geehrt durch ihre Verborgenheit und sind stolz auf die Liebe, die selbst ihren Anblick keinem Andern gönnt“.

„Das klingt recht poetisch“, meinte Angela; „aber was wird aus der Rose, wenn sie verblüht?“

„Sie hat ihren Zweck erfüllt und welkt, um Knospen den Platz zu räumen. Oft bietet ihr die Mutterwürde Ersatz für den Traum der Liebe. Bei uns allein versteht man die Mutter zu ehren. Die ärmste Sclavin, die dem Sultan einen Sohn schenkt, darf hoffen, einst die mächtigste Frau des Reiches zu werden, wenn ihr Sohn den Thron besteigt“.

„Und ist es eine Tochter?“

„Dann, tritt die Mutter bescheiden zurück, wenn der Vater ihrer Tochter ein größerer Herr war als der ihre“.

„Unmöglich!“ rief Angela; „welche Ungerechtigkeit, welche Entwürdigung!“

„Betrachten Sie es nicht so! Die Mutter sieht in der Tochter sich selbst und dient ihr gern. Und kann sie nicht Beides vereinen, das Dienen und Herrschen? Meine Mutter — Allah segne Sie! — herrscht über ihren Sohn und schmiegt sich zu den Füßen ihrer Pflgetochter, des Kindes eines erlauchten Vaters“.

„Und steht Ihre Mutter höher im Harem als Ihre Frau?“

„Ich habe keine Frau“, sagte Mehmet Bey. „Vor Jahren war ich bestimmt, der Gemahl einer Sultana zu werden. Sie würde nie eine Andere neben sich geduldet haben. Ich hielt daher nur Sclavinnen. Ich fiel dann bei Hofe in Ungnade und wurde verbannt. Adileh Sultana hat einen Andern geheirathet, und ich fand in Paris und Anatolien keine Zeit, an's Heirathen zu denken. Jetzt aber, wenn ich nach Stambul zurückkehre, wird mir meine Mutter vielleicht eine Frau zuführen“.

„Und Sie werden sie heirathen, ohne sie vorher gekannt zu haben?“

„Warum nicht? Wenn sie mir später nicht gefällt, kann ich sie verstoßen oder neben ihr noch eine andere nehmen“.

Angela war empört. Sie hätte es nie für möglich gehalten, daß Poësie und Prosa in einem Menschen einander so aufheben könnten, wie sie dies in ihrer Vermischung bei dem jungen, schönen Türken thaten.

„Sind Sie erzürnt?“ fragte Mehmet Bey sanft. Ich verstehe es nicht, zu sprechen wie ein Franke; aber ich kenne die Franken genug, um zu wissen, daß sie nicht meinen, was sie sagen. Sie schwören einer Frau Treue und halten ihr Wort nicht. Die Frau aber, die ihnen glaubte, grämt sich um ihre Falschheit. Wir sind ehrlicher, und unsere Frauen können uns nie einen Vorwurf machen“.

„Sie denken und sprechen nicht gut von den Franken“, sagte die junge Deutsche gekränkt.

„Das ist wahr“, entgegnete Mehmet aufrichtig. „Doch da kommt der Musteschar, Ihr glücklicher Freund. Vor ihm nichts von unsern Frauen! Es wäre nicht passend“.

Angela stieg verwirrt und betäubt von dem eben Gehörten in ihre Kajüte hinab, und lange stieß der Schlaf, der ihr nahen wollte, auf den Widerstand ihrer hin- und hervogenden Gedanken. Ansichten als vollberechtigt vortragen zu hören, die die ganze civilisirte Welt für falsch erklärte, daran war sie noch nicht gewöhnt, das entsetzte sie. War es denn so schwer, in den einfachsten Verhältnissen des Lebens, zwischen Mann und Weib, Mutter und Kind, das Richtige zu treffen? Konnte das Natürlichste doppel-sinnig sein? — Wie sonderbar, daß dieser Türke ihr seine Ansichten darlegen mußte! Sie kannte nicht genug von der Welt, um seine Beschuldigungen gegen die Franken widerlegen zu können. Aber was konnte er im Grunde dafür, daß kein Europäer ihm begegnet war, der ihn zur Anerkennung civilisirter Familienverhältnisse genöthigt, keine Europäerin, die ihm bewiesen, daß eine Frau ein höheres Dasein haben könne, als das blumenhafte, das er so poetisch schilderte? Wie hatte er gesagt — — Ein Kleinod, das nicht entwerthet werden darf, — — — ein Schmuck des Lebens — — — eine Rose. — — —

Und wie die zärtlichen Worte leise an ihr inneres Ohr klangen, schloß sie ein.

Drittes Kapitel.

Der nächste Tag war der letzte der Reise. Der „Tage“ passirte in den Vormittagsstunden die Dardanellenstraße und durchschnitt dann die wunderbar klaren Fluthen jenes Miniaturmeeres, das man im Unterschiede vom Schwarzen, im Orient das Weiße Meer nennt. Seine Herrlichkeit genügend zu schildern, welche Feder vermöchte das? Man muß auf schnellem Dampfer darüber hingeglitten sein, verfolgt von Heerden in rasender Eile dahinschießender und springender Delphine, die in dem tiefblauen, wie Saphir durchsichtigen Meere das lustigste Leben führen,

über sich die Krystallglocke des tiefgefättigten morgenländischen Himmels, um sich die in ihrer marmornen, keuschen Schönheit aus den Fluthen steigenden Marmara-Inseln, die anmuthig geschwungenen Küsten, die fernem Brussa-Berge in blauem, ätherischem Dufte, überragt von dem weißlockigen asiatischen Olymp, um den ganzen Zauber zu empfinden, den dieses Meer des Morgenlandes auf Alle, die seinem Gebiete nahen, ausübt. Mit Eins fühlt man alle persönliche Sorge, alle Leidenschaft, allen Zwiespalt in der Brust gesänftigt, versöhnt, und ein Element, das unsere westliche Cultur kaum mehr kennt, das aber im Morgenlande in seiner ganzen beschwichtigenden, verführerischen Macht in's Leben tritt, wird uns mit einem Male klar bewußt, das contemplative Element meine ich, das unser Ich gleichsam in die uns umgebende Märchenschönheit der Natur zerfließen, aufgehen läßt. — Alle Reisenden auf dem „Tage“ befanden sich mehr oder weniger unter dem Eindruck der sie umgebenden Scenerie. Auf dem Verdeck wurde wenig geredet; nur bei den Mahlzeiten unten öffneten sich die Lippen auch zum Gespräch. Pater Jérôme hatte in dem jungen Antoniades einen früheren Zögling des Jesuitencollegs in Constantinopel wiedergefunden. Der junge Mann, obwohl Grieche von Rationalität, war katholisch; wie denn in Chios die römische Kirche noch eine ziemliche Anzahl treuer Anhänger unter den Griechen zählt, während die orthodoxe dort lage Mitglieder besitzt. Der Musteschar hatte dem jungen Manne, der sich in Constantinopel zu etabliren gedachte und frei von seinem Reichthum sprach, einige Aufmerksamkeit zugewendet. Antoniades dagegen entzog die seinige oft dem Gespräch seiner beiden Tischnachbarn, um über die Tafel hinüber mit Angela zu reden. Mehmet Bey, der gestern Abend so beredt zu ihr gesprochen, war bei Tische wieder wortkarg genug; nur wenn Antoniades das junge Mädchen ansprach, richtete er gleich darauf auch ein paar Worte an sie und schnitt ihr dadurch die weitere Unterhaltung über den Tisch ab.

Ein lebhafter Südwind beschleunigte die Fahrt des „Tage“ und man durfte hoffen, vor Sonnenuntergang Constantinopel zu erreichen. Gegen 5 Uhr Nachmittags kamen die Häuser von San Stefano in Sicht und die anmuthigen Prinzeninseln. Da plötzlich kam eine eigenthümliche Unruhe unter Schiffsvolk und Passagiere. Die Segel, die der Südwind gebläht hatte, flaggen jetzt an die Masten und wurden darauf von heftigen Windstößen nach entgegengesetzter Richtung gebauscht. Commandoworte tönten, die Matrosen kletterten auf die Raen, alle Passagiere eilten auf das höchste Verdeck. Da stand der Capitän, mit seinem Teleskop scharf nach Norden auslugend, wo schon die Kuppeln und weißen Minarets von Stambul aufschimmerten. Der Himmel über denselben schien schwarz, und ein heißer Nordwind führte dicke niedrige Wolken dem Schiffe entgegen.

„Was gibt's?“ fragte der Musteschar eilig den Capitän.

„Feuer in der Stadt“, entgegnete dieser kurz.

„In Stambul?“

„Nein, in Galata oder Pera“.

Ein Schreckensruf lief durch das ganze Schiff; der „Tage“ kämpfte gegen den immer glühender werdenden Wind an, der nun schon Fetzen Papier, halb verkohlte Stoffe, Funken mit sich führte. In dichten Rauch gehüllt, umschifften die Reisenden die Serailspitze und brangen in den Hafen, wo der „Tage“ vor Anker ging. Die Sonne neigte sich inzwischen zum Untergange; doch ihre Gegenwart erkannte man nur an einem röthlichen Schimmer, der im Westen durch die Rauchwolken brach; gen Norden zerrissen die Blitze der Flammen die dichten Rauchschleier. Der Hafen bot ein unbeschreibliches Bild der Verwirrung. Von allen größeren Schiffen eilten Matrosen mit Löscherath hinan in die brennende Frankenstadt, kleine Dampfer vom Bosporus brachten eine schreiende und jammernde Menschenmenge zurück in den Hafen, zum Theil aus Vergnügungszüglern bestehend, die auf einem ländlichen Fest durch den Ruf „Pera brennt“ aus ihrer Freude aufgeschreckt worden waren. Raiks und Barken, vollgeladen mit Menschen und Hausrath, drängten sich zwischen den größeren Schiffen durch; die Brücke, welche Stambul mit den Frankenvierteln verbindet, brach fast unter der Last der Truppen, der Löschmannschaften, die über sie strömten. Je tiefer der Abend hereinsank, desto grauenhafter wurde der Anblick. Der Himmel über Pera war ein Feuermeer, alle Minarete Stambuls strahlten wieder von dem Abglanz der Flammen, und das goldene Horn zog sich wie ein blutiger Streifen zwischen den darauf ankernden Seglern hin. Der Musteschar jagte zu Angela: „Sie armes, armes Kind, wie wird es Ihrem Onkel ergangen sein? Die Rue Baglarbaschi, wo er wohnt, liegt im Feuerkreise. Bleiben Sie nur ruhig an Bord bis morgen früh, wie der Capitain es allen Passagieren freigestellt hat; morgen müssen wir sehen, was für Sie zu thun ist“.

Angela war niedergeschmettert. Sie hatte den heutigen Tag, den fünften Juni, mit einem Merksteine in ihrem Gedächtniß ehren wollen; sollte er ihr doch eine neue Heimath im feenhaften Orient bringen, und nun entriß er ihr vielleicht den einzigen Menschen in der Welt, auf den sie ein liebendes Anrecht hatte! —

Niemand von ihren Mitreisenden hatte von dem Brande persönliches Unglück für sich zu fürchten. Vater Jérôme sah sein Ordenshaus unversehrt auf einer Seite des Hügels liegen, von der der Wind die Flammen fernhielt; die Nonnen waren aus einem Kloster unten in Galata; Herr und Frau Eisbrand, sowie Lea Diaz gehörten nach dem Zudenorfe Balata am Goldenen Horn, Mehmet Bey's Konak stand in Niva Serai, wo die Süßen Wasser von Europa in's Goldene Horn mündeten; der Musteschar mußte seine Familie auf den Inseln in Sicherheit und hatte seine Miethswohnung in Pera aufgegeben und ausgeräumt.

So concentrirte sich denn das allgemeine Interesse auf Angela, und jeder der Passagiere beieuerte sich, ihr seine Theilnahme zu bezeigen. Die ganze Nacht blieben Alle auf dem Schiffe, da es eine Unmöglichkeit geworden

war, sich auszuschießen. In Niemandes Auge aber kam der Schlaf und obgleich gegen Mitternacht die Flammen an Intensität nachließen, dauerte doch das Rennen und Flüchten, das dumpfe Tosen und Jammern bis zum Grauen des Tages.

Nun aber legten Barken an's Schiff, um die Reisenden an's Land zu bringen. Alle verabschiedeten sich herzlich von Angela; Pater Jérôme sagte: „Selbst wenn Ihr Onkel gerettet ist, wird es doch sein Haus nicht sein, und er wird sich in Sorge um Ihre Unterkunft befinden. Dann kommen Sie auf jeden Fall in's Kloster in Galata! Unsere frommen Schwestern beherbergen dort oft schutzlose Frauen; man wird Sie mit der größten Liebe aufnehmen. Auf Wiedersehen also, denn ich bin der geistliche Berather des Klosters“. Schwester Philomele wiederholte die Einladung, welche Angela für den Nothfall dankend annahm. Der Musteschar, der sich damit ganz einverstanden erklärte, verließ sie bald darauf, um in der Stadt Erkundigungen über die Ausdehnung des Unglücks einzuziehen und dann Angela darüber zu berichten, die bis zu seiner Rückkunft oder bis zum Erscheinen ihres Onkels an Bord bleiben wollte. Endlich, nach vielem Abschiednehmen, glaubte sie sich allein. Doch nein! an der andern Seite des Verdecks stand Mehmet Bey, zum Fortgehen gerüstet und doch zögernd. „Ich möchte Ihnen nicht Lebewohl sagen“, redete er jetzt Angela an, „bevor ich Sie sicher aufgehoben weiß. Es war mir während unserer ganzen Reise ein peinliches Gefühl, Sie so schutzlos, auf sich selbst gestellt zu wissen. Und hier stehen Sie nun allein, ohne Dienerinnen, ohne weibliche Verwandte, um Sie in ein befreundetes Asyl zu geleiten! — Ich sage das nicht, um Sie zu betrüben“, setzte er hinzu, als er bemerkte, daß Angela beklommen seufzte, „sondern um einen Vorschlag einzuleiten, den ich Ihnen machen will. Nehmen Sie die Gastfreundschaft meiner Mutter an! Ziplag Hanum wird Ihnen, auf meinen Wunsch, gern ihren Harem öffnen, und unter ihrem Schutze können Sie sicher die Entscheidung abwarten. Gehen Sie nicht zu jenen Nonnen, die Sie ausbeuten werden, nicht zum Musteschar, der nur selbstsüchtige Ziele verfolgt! Gehen Sie zu meiner Mutter! Sie werden dort erkennen, wie heilig dem Moslem das Gastrecht ist. Mein Haus sei das Ihre“.

Ein leises Gefühl von Grauen durchschauerte Angela, als der Türke ihr einen Harem zum Asyl anbot. Sie verband mit dem Begriffe dieses Wortes eine dunkle, verworrene Vorstellung von etwas unendlich Niedrigem, Gemeinem, und sie konnte es sich nicht erklären, wie Mehmet ihr den widrigen Vorschlag so würdevoll, so human hatte machen können. Indem sie eine Entschuldigung stammelte, dahin lautend, daß sie in Kreisen bleiben müsse, welche in irgend welcher Verbindung mit ihrem Onkel ständen, richteten sich ihre Blicke zufällig auf einen leichtgebauten Raif, der unter der Brücke hervor auf den „Tage“ zusagte. Als er anlegte, sprang zuerst der Diener Mehmet's, den er nach seinem Konak geschickt hatte, die Treppe herauf; ihm folgte ein Wesen, dergleichen Angela in ihrem Leben noch nicht begegnet war. Es schien ein

eilfjähriger Knabe zu sein, der sich jetzt in lustigen Sprüngen Mehmet Bey näherte, eine zierliche Gestalt, in ein schwarzes Sammetkostüm gekleidet, eine rothseidene Schärpe um die Hüften geschlungen, ein gleichfarbiges Fez auf die Stirn gedrückt. Schwarze, länglich geformte Augen blitzten voll Uebermuths aus dem braunen, anmuthigen Gesichtchen, üppige, trotzige Lippen öffneten sich zu hellen Rufen der Freude; als aber die leichte, feine Gestalt sich in Mehrets Arme geworfen, ihn umhalsend und küssend, da sah Angela mit Staunen, daß über den Rücken des vermeintlichen Knaben zahllose kleine schwarze, mit Perlen und bunten Steinen durchflochtene Zöpfe herabhingen.

Mehmet Bey machte sich lächelnd los von der stürmischen Umarmung und rief französisch: „Nun, kleine Schwester, noch immer so wild, noch immer in Fez und Höschen?“ Das Kind sah ihn an, als wollte es ihn mit heißen Blicken verzehren und sagte dann beschämt ein paar undeutliche türkische Worte. Da trat er mit ihm zu Angela:

„Das ist meine kleine Minireh“, sagte er, „seit länger als einem Jahre hat sie mich nicht gesehen und liebt ihren Bruder Mehmet doch noch. Gieb der Franghi die Hand, Minireh“.

Heiße Gluth überflog die Züge des kleinen Mädchens, als es sich von Angela abwandte, halb laut etwas murmelnd, wovon Angela nur das Wort Gaur verstand. Aber sie sah, daß die kleine Türkin nichts mit ihr zu thun haben wollte und hörte mit Befremden, daß Mehmet Bey diese hart anfuhr. Im Augenblick war Minireh die Treppe hinunter und kauerte sich tief unten in den Kaik, das Gesicht in den Händen verbergend.

Mehmet biß sich auf die Lippen. „Ziplag Ganum hat Minireh zu sehr verzogen“, sagte er endlich, „die Kleine ist ihr Adoptivkind, und meine Mutter liebt sie fast mehr als mich. Entschuldigen Sie Minirehs Unart — und nun — leben Sie wohl, und wenn Sie je meine Hilfe bedürfen sollten — Mehmet Bey's Konak ist in Uva Serai bekannt. Ich werde immer bedauern, daß Sie keine Moslem sind“.

Mit diesen Worten, deren Bedeutung Angela nicht ganz klar war und einem türkischen Gruße, während dessen die Hand Mehrets lange auf seiner Brust verweilte, verließ er Angela, die ihm zum Abschiede gern die Hand gereicht hätte, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß ihr türkischer Freund dies als eine Unschicklichkeit betrachtet haben würde. —

Als der Mustefchar Nachmittags auf's Schiff zurückkehrte, wo Angela lange, qualvolle, einsame Stunden zugebracht, theilte er ihr schlechte Nachrichten mit. Die ganze Straße Baglarbaschi war vom Feuer zerstört worden, hatte ihm einer der früheren Commis des Herrn Debond gesagt, den er zufällig getroffen und der seinen Herrn in Galata, in besetzten Bankhäusern, vergeblich gesucht hatte. „Ich habe mir mit dem Commis Rendezvous in der Perastraße gegeben, und er wird uns, wenn Sie mich begleiten wollen, auf Umwegen nach der Rückseite des Hauses ihres Onkels zu führen suchen; er hat bereits Leute zu Nachgrabungen gedungen“.

Angela machte sich fertig, ließ ihre Sachen der Cameriera zur Aufbewahrung und bestieg mit Lascaris eine Barke, bis an deren Rand sie der höfliche Capitän begleitet hatte. Und nun fuhren sie hinein in das Gewirr von großen und kleinen Schiffen, stiegen an der Douane von Galata aus, und fort ging es in raschem Schritt durch die engen, holprigen Straßen, über lang ausgestreckte gelbe Hunde hinweg, die sich auf dem unebenen Pflaster sonnten, an schwer bepacten Lastträgern vorbei, an Haufen zerlumpter Toulumbadju (Feuerwehrmänner), die mit kohlschwarzen Gesichtern, verbrannten Kleidern und geraubten Kleinodien die Straßen von Pera herabkamen, an schnell organisirten Leichenzügen, welche unkenntlich gewordene, zerquetschte, verkohlte menschliche Reste durch die Reihen neugieriger, angst-erfüllter Zuschauer schleppten. An bestimmter Stelle wartete der Commis mit seinen Arbeitern auf sie und führte sie durch halbverschüttete Straßen, über Trümmer nach den Ruinen des gesuchten Hauses. Dort stand ein Mann in weißgewesener, halbverbrannter Tracht. „Das ist der Koch des Herrn Debond“, rief der Commis. „Pierre, was wissen Sie von dem Verbleiben des Herrn?“

„Ach, ihr Heiligen“, rief der Koch, „ich war gestern Nachmittag ausgegangen, und der Herr blieb zu Hause, wollte aber gegen Abend nach dem Hafen, um seine Nichte abzuholen. Ich kam erst gegen 6 Uhr in die Straße zurück. Du mein Himmel! Da stand das andere Ende schon in Flammen, und ich wagte mich nicht mehr bis zu unserm Hause. Gewiß ist der Herr verbrannt. Ohne seinen Geldschrank wäre er doch nicht fortgegangen“.

Angela setzte sich zitternd abwärts auf einen Stein, während die Arbeiter den glühenden Schutt durchsuchten. Nach stundenlangem Graben kam der Commis ganz bleich zu ihr herangestürzt: Wir haben den Geldschrank — er ist noch glühend — gleich soll er mit Wasser begossen werden und daneben liegt eine schwarze Masse, ein Stückchen von dem fast verkohlten Koch ist unverbrannt, es war sein Koch“.

„Lassen Sie uns fortgehen“, sagte der Musteschar zu der halb ohnmächtigen Angela, „der Anblick ist nicht für Sie. Ich bringe Sie zum Kloster“.

Und er führte die Willenlose nach Galata zurück. Sie schleppte sich mühsam fort, hörte noch, wie an der Klosterpforte der Musteschar sie mit freundlichen Worten der Schwester Pfortnerin übergab, sah dunkel Eulalie herbei eilen und sie in die Arme nehmen und fühlte sich endlich ausgestreckt in einem weißen, reinlichen Bett, zu ihren Häupten ein Heiligenbild, zu ihren Füßen eine Nonne. Da endlich dehnten sich ihre Glieder, umschleierte sich ihr Blick, und sie fand Vergessenheit in todtähnlichem Schlafe.

Viertes Kapitel.

Wenige Tage nach den geschilderten Ereignissen waren vergangen, als durch die Straßen von Stambul ein elegantes Coupé sich so rasch als möglich dem Thore von Top Kapu zu bewegte. Vor der Stadt schlug es die alte, malerische Straße ein, welche an der zerbröckelten, ephenumzogenen Stadtmauer entlang nach Eyub, dem verehrten Begräbnißplatze der Türken, führt. Zwischen weißen Grabsteinen mit goldenen Koransprüchen bedeckt, von bunten Turbanen gekrönt, fuhr der Wagen langsam Aiba Serai zu, das beinahe schon an dem Thal der süßen Wasser liegt. Im herrlichsten Grün prangte die ganze Landschaft zwischen den Hügeln. Nun lenkte der Kutscher auf einen ziemlich gut erhaltenen Weg, der zu einem großen Konak am Ufer des Flüsschens führte, welches sich an dieser Stelle in's Goldene Horn ergießt. Die Hauptseite des Konaks war dem Wasser zugewandt; die Fenster der einen Hälfte des Hauses zeigten ihre Scheiben und gingen auf einen hübschen Vorgarten, der sich bis an den Fluß zog. Gerade von der Mitte des Gebäudes aber sprang eine Mauer vor, die bis an das Wasser reichte, an diesem rechtwinklig weiter ging und dann nochmals nach dem Konak umbog, den sie an seiner äußersten Ecke wieder erreichte. Die Fenster des ersten Stockwerkes schauten über die Mauer hinweg und waren mit hohen Holzgittern zu zwei Dritteln ihrer Höhe bekleidet. Die Mauer selbst wurde nur an einer Stelle durch eine schmale Thüre, die zum Wasser führte, unterbrochen. Sie schloß den Theil des türkischen Hauses, welchen man Haremlik nennt, ein, während das offene Männerhaus, Selamlık genannt, von mehreren Seiten zugänglich war. Das Coupé hielt vor einem Seitenflügel des Selamlıks, das unregelmäßig aber mit großer Raumverschwendung gebaut war, und ihm entstieg Mehmet Bey, welcher eben von einer Fahrt nach dem Kriegsministerium zu seinem Hause zurückkehrte. Er ging durch die weite mit Matten belegte Halle auf die breite hölzerne Treppe zu, die in's erste Stockwerk führte. Dort lagen seine Zimmer in langer Reihe; das letzte, sein Arbeitscabinet, an der einzigen Verbindungsthür zum Haremlik, innerhalb desselben dann sein Schlafzimmer. Die Bewohnerinnen des Frauenhauses also konnten das Selamlık nur durch Mehmet's Zimmer betreten, dagegen führten aus dem Harem andere, aber verschlossene und bewachte Thüren auf die Fahrstraße und unverschlossene auf den von der Mauer umgebenen Gartenplatz beim Flusse. Mehmet Bey rief Achmet, der ihm schweigend in sein Arbeitszimmer gefolgt war, das eine Wort „Omar“ zu, und sogleich entfernte sich der Diener. Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür wieder, und ein alter häßlicher Neger steckte den wolligen Kopf in's Zimmer und grinste seinen Herrn an. „Melde mich der Hanum Effendi!“ sagte Mehmet, und schon eilte Omar in den Harem. Als er wiedertam, sagte er: „Die Hanum Effendi ist allein und bereit Dich zu empfangen, Herr; es waren

Gäste bei ihr, süße Täubchen“, quiekte er weiter, „wie flogen sie auf und flatterten fort, als ich sagte, daß Du kämest. Ich wette, sie lauschen hinter den Thüren, um Dich vorbeigehen zu sehen“.

Mehmet ging ungeduldig der Thür zu, Omar aber schritt ihm durch weite Gänge voran, führte ihn die Treppe hinunter und in ein weites, mit feinen, geflochtenen Matten bedecktes Zimmer, dessen Fensterthüren sich auf den Platz innerhalb der Mauer öffneten. An den Wänden des Zimmers ließen breite, mit weißen goldgestickten Tüchern bedeckte Divans hin, über denen grelle Bilder hingen; dies war die ganze Einrichtung des Gemaches. Durch die geöffneten Fenster sah man auf eine herrliche, üppige Vegetation in dem anmuthigen Garten; ein Bassin, von bunten Blumen und Büschen umgeben, befand sich in der Mitte desselben. Auf dem Divan, in der Nähe der Fenster, saß eine türkische Dame in einfache Kattungewänder gekleidet, die lange Schleppe an der Seite in den Gürtel gesteckt, den mageren Hals und einen Theil der Brust entblößt, auf dem Kopfe ein kleines Barett von violetterm Tarlatan, an dem einige künstliche Blumen und eine prachtvolle Brillantbroche steckten. Die Züge ihres Gesichtes waren wech und schlaff, die Augen gläsern; ihre, an den Fingernägeln mit Henna roth gefärbten Hände zeigten die Adern gleich Strängen, und die dünnen Finger hielten kaum die bunten Ringe, die darauf lose hingen. Das Haar der Frau fing an zu ergrauen, ihre Haltung aber war stolz und gerade, und ihre schmalen Lippen zeigten viel Energie.

Mehmet Bey trat vor sie, setzte sich auf ein Zeichen von ihr auf den Divan und machte dreimal das Temmenah mit tiefster Verbeugung.

„Ich besuche Dich, Mutter“, sagte er dann in dem schönen Türkisch der Harems, dem elegantesten, das es gibt, „um Dir zu sagen, daß der Kriegsminister mich vor der Hand hier behalten will. Ali Pascha, den Großvezier, kann man nicht sehen, er ist schwer krank. Nun weiß ich noch nicht, was man mir später für einen Platz geben wird“.

„Djanum“ (meine Seele), sagte die alte Türkin im einschmeichelndsten Tone, „was sorgst Du um eine Stellung? Bist Du nicht Mehmet Bey, Alfafs Sohn, dem die reichen Güter in Rumelien gehören? Warte, mein Sohn, warte! Was Du morgen thun kannst, thu' nicht heute! Bismillah, ich habe gesprochen“.

„Wäre es nur nicht so einsam in meinem Konak!“

„Mach' es Dir belebt! Bleibe nicht allein! Der Harem einer Wittwe kann Dir nicht gefallen!“

„Du schriebs mir, Mutter, Du wollest mir eine Frau aussuchen. Hast Du es gethan?“

Die alte Dame schwieg einen Augenblick.

„Höre Usun“ (mein Lamm), sagte sie dann zärtlich, „Deine Mutter hat Dir ein Vögelchen ausgesucht mit bunten Flügeln und klaren Augen; aber es ist kaum dem Neste entfliegen und kann noch kein eigenes bauen“.

„Wen meinst Du, Mutter?“ fragte der Sohn.

„Wen anders als die Perle der Perlen, Minireh“.

„Omas!“ (Das geht nicht!) Sie ist noch ein Kind“.

„Minireh ist zwölf Jahre alt; in einem, in zwei Jahren wird sie die Königin der Schönheit sein. Sieh ihre Augen, ihre Haare! Ihr Fuß ist klein wie ihre Hand, ihr Ohr eine liebliche Muschel. Schön singt sie und spielt das Ut. Und soll ich Dir vertrauen, Benim Mehmet, was Dich erfreuen wird? Minireh hat Dich mit Freuden wiedergesehen, sie will Dir gefallen“.

„Doch war sie trotzig und unbändig“.

„Weil Du sie schaltest. Sie hat Dir zu Liebe, Fez und Knabenkleider abgelegt und will den Fatschmack nehmen. Willst Du sehen, wie schön sie ist im Frauenkleide? Größer sieht sie aus und voller“.

„Mutter, sie ist mir zu jung. Ich bin ein Mann von 32 Jahren und muß daran denken, Söhne zu erziehen“.

„Was sprichst Du? Mein schöner Mehmet wird noch nach vielen Jahren die Frauen bezaubern. Denkt doch die Sultana noch Deiner an der Seite ihres Gemahls. Höre meinen Vorschlag! Ich will Dir eine schöne Sclavin kaufen. Sie bleibe bei Dir, bis Minireh Dein Weib wird. Dann verstoße sie, denn meine Taube wird Dein Herz nicht theilen wollen“.

„Mutter, wenn die Sclavin sich gut beträgt und mir einen Sohn gibt, so wird sie meine Frau“.

Das Gesicht der Alten verfinsterte sich.

„Du bist eigensinnig, mein Sohn“, sagte sie böse. Aber plötzlich lachte sie hell auf und meinte: „Ich lasse es darauf ankommen!“

„Laß Minireh nichts wissen“, bat der Sohn.

„Warum, Du Thörichter? Kennt sie nicht alle Haremgeschichten der Nachbarschaft? Was bleibt ihr verborgen? Sorge nur, daß sie Deiner Sclavin nicht die Augen austrakt! Ah, da kommt sie“.

In der That trat Minireh aus einem Seitenzimmer ein. Sie sah sehr schön aus in einem wallenden rosa Kaschemirgewande, das ein Silbergürtel zusammenhielt, mit einem rosa Bande in den lang herabhängenden Haaren und kostbarem Schmuck an der Brust. Sie grüßte Mehmet mit einem leisen Kopfnicken und kauerte zur Seite seiner Mutter nieder, mit deren Ringen spielend und sie liebkosend. Die Alte strich ihr zärtlich durch das üppige Haar und fragte Mehmet lässig:

„Und wie soll Deine Sclavin aussehen?“

Er wurde verlegen, und Minireh heftete einen forschenden Blick auf ihn. Endlich sagte er:

„Ich wünsche sie sehr weiß, mit braunen Augen und braunem, lockigem Haar“.

„Welch ein schlechter Geschmack!“ meinte seine Mutter, „solch' eine findet sich schwer bei den Händlern“.

„Eine Andere mag ich nicht“, entgegnete Mehmet eigensinnig.

„So soll sie also aussehen wie die Franghi, vor der Du mich auf dem Schiffe demüthigtest?“ schrie hier Minireh, indem sie, vor Zorn bebend, aufsprang und ihre kleine Hand drohend gegen Mehmet schüttelte.

Dieser sagte ärgerlich zu seiner Mutter:

„Hatte ich nicht Recht, vor dem Kinde nicht darüber sprechen zu wollen?“ Damit ging er; Minireh aber schaute ihm zornig nach und schrie dann Ziplag Hanum an: „Er denkt an die Franghi, Mutter; o hätte ich sie hier, um sie zu zerreißen! Weh' ihrem Abbild, wenn Du eins findest! Ich will die Sclavin martern, denn Mehmet gehört mir, Du hast ihn mir versprochen. Das braune Haar will ich ihr ausreißen und die Augenwimpern, daß die braunen Augen blutig werden!“ — Dann plötzlich rief sie: „Mutter, Du kennst ein Haarfärbemittel, das dunkle Haare hell macht. Gieb es mir! Ich will braunes Haar haben. Aber meine Augen, meine schwarzen Augen, was thu' ich mit denen?“

Die alte Türkin hatte den Wuthanfall Minirehs vorübergehen lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Jetzt nahte sie sich der Aufgeregten:

„Komm, meine Blume, sagte sie, „Du bist ja doch die Schönste und darfst nicht weinen. Laß die Sclavin braun sein oder gelb, sie wird Dir nicht im Wege stehen, dafür laß mich sorgen; Tanze nur noch ein Jahr und übe Deine Stimme, lege die Citronenpaste auf Deine Arme, um alle Haarspitzen zu entfernen, wasche Dich mit Milch und kaeu Mastix, so wirst Du immer herrlicher erblühen. Deine Finger sind auch nicht roth genug, und die Augenbrauen gehen über der Nase nicht zusammen. Komm, ich muß Deine Ankleiderin schelten.“

Fünftes Kapitel.

Auf der Beranda eines der reizendsten Häuser von Prinkipa war an einem warmen, mond hellen Juliabende desselben Jahres die kleine Familie des Musteschar Lascaris, bestehend aus ihm selbst, seiner Frau und seiner etwa fünfzehnjährigen Tochter Kalliope, versammelt. Der Musteschar in bequemem Hausrock, lehnte rauchend in einem Schaukelstuhl; seine Gattin durchblätterte die neueste Modezeitung, und Fräulein Kalliope, ein niedlicher Backfisch mit großen, kohlschwarzen Augen, braunem Haar, spitzem Näschen und spitzen Zähnen, die gern an den etwas bleichen Lippen nagten, spielte, auf einer Fußbank sitzend, mit einem jungen Kästchen.

„Ich muß Dich nochmals bitten“, sagte der Musteschar zu seiner Frau, „Deine Entscheidung bald zu treffen und zwar in meinem Sinne. Eine solche Gelegenheit zur Ausbildung Kalliope's kommt so bald nicht wieder. Eine Ausbildung fast ohne Kosten! Was können wir uns Besseres wünschen?“

„Dein Fräulein Angela wird ja wol nicht gleich aus der Stadt verschwinden“, meinte seine Gattin.

„Es wäre doch nicht unmöglich, daß sie nach Deutschland zurückkehrte. Der Nachlaß ihres Onkels besteht ja nur in den wenigen Ausständen, die der alte Herr nicht eincassirt hatte und die daher nicht mit im Geldschrank verkohlt sind. Ich glaube nicht, daß sie mehr als 20,000 Franken erbt. Davon kann sie nicht leben; sie wird also darauf angewiesen sein, einen Erwerb zu suchen“.

„Man behält sie vielleicht im Kloster“, meinte die Frau.

„Das wäre schade!“ warf Kalliope ein.

„Ich kann es mir nicht denken. Sie paßt nicht zur Nonne. Ich bin überzeugt, daß sie gern in unser Haus kommen würde, wenn wir ihr anböten, Kalliopes Französisch zu vervollkommen und sie Deutsch zu lehren. Wir brauchten ihr vielleicht nur die Hälfte des Gehaltes zu bieten, das wir einer Andern zu bezahlen hätten“.

„Ich habe zwei Bedenken“, sagte Frau Eryphilli. „Erstens ist sie katholisch und wird Kalliope bekehren wollen, zweitens ist sie zu jung und bietet also gar keine Garantie für die Moral“.

„Fräulein Angela ist nichts weniger als fanatisch“, meinte der Musteschar, „auf Belehrungen wird sie es um so weniger absehen, als das Kloster durchaus nicht ihr Engagement bei mir befürwortet. Im Gegentheil, Pater Jérôme, dem ich von meinen Absichten auf seine Schutzbefohlene sprach, schien unangenehm berührt durch diese Eröffnung und meinte, er sähe es lieber, wenn das junge Mädchen nach Deutschland zurückkehrte. Ja, er schlug mir rund ab, mit ihr über meinen Vorschlag zu reden, weil er sie nicht beeinflussen wolle. — Was nun zweites Bedenken betrifft, so ist Fräulein Angela freilich erst mündig geworden. . .“

„Aber das ist kein Fehler“, fiel Kalliope ein. „Ich will gar keine grauhaarige, altjüngferliche Erzieherin, ich will eine Freundin, eine Gesellschafterin, von der ich plaudernd profitire. Zudem, Mama, was fürchtest Du für ihre Tugend? Bei uns giebt es ja leider keinen jungen Mann im Hause. Mit Papa wird sie doch nicht colettiren wollen, und thäte sie's, so sei versichert, daß ich Dich bei Zeiten davon benachrichtigte. Ueberhaupt will ich schon auf sie Acht geben; mir entgeht nicht so leicht etwas!“

Die Eltern freuten sich im Stillen über ihr kluges Töchterchen, und der Musteschar sagte, ihr freundlich die Wangen streichelnd: „Ehre sei Gott! Da wird mein träges Mädchen wol auch fleißig werden, wenn es ein so gutes Beispiel vor sich hat. Denke Dir, Angela lernt im Kloster Türkisch, Schwester Eulalie unterrichtet sie darin!“

„Ach Mama, ach Papa, wie sich das trifft! Vetter Leonidas hat mir schon lange angeboten, mich Türkisch zu lehren; jetzt kann ich mit Angela Unterricht bei ihm nehmen. Mein, wie ich mich freue!“

„Aber Kalliope, ich werde Leonidas, der meine rechte Hand im Bureau ist, nicht so oft entbehren können“.

„Chryssomou (mein Goldchen)! Mattiamou (meine Augen)!“ rief Kalliope

schmeicheln und faßte ihres Vaters Hand, welche die Cigarre hielt, „sei nicht grausam, ich lasse Dich nicht weiter rauchen, bis Du mir erlaubst, daß ich bei Leonidas Türkisch lerne. Die Tochter eines Musteschar's sollte kein Türkisch verstehen! Crima! Crima!“ (Es ist eine Schande.)

„Warum verweigerst Du dem Kinde seinen Wunsch?“ fragte Frau Eryphilli ihren Gatten, der noch im Scherze mit Kalliope rang.

„Ich gebe ja nach, wenn Du es auch thust“, entgegnete er. „Gewähre ihr die Lehrerin, und ich gestatte ihr den Lehrer“.

„So sei es denn!“ gab die Mutter zur Antwort.

„Das hat aber lange gedauert“, schalt Kalliope. „Freilich das Sprüchwort sagt: Wo viele Hähne krähen, wird es spät Morgen“.

„Ich wüßte nicht, wie bei diesem Entscheide weniger Hähne krähen könnten, Kalliope“.

„Doch, Papa, Du und Mama, Ihr wart zu viel“, entgegnete sie kock.

„Nun sorge nur, daß Angela bald kommt“.

„In diesen Tagen gehe ich in's Kloster, wie ich es schon Vater Jérôme angezeigt habe und spreche mit ihr“.

„Dann bringst Du sie gleich mit Papa!“ — — —

Pater Jérôme hatte Besuch in seinem behaglichen Zimmer im Jesuitencolleg. Der junge Antoniades war bei ihm. Ihr Gespräch schien ernsthaft. Vor dem jungen Manne lag ein ganzer Haufen Rechnungsaufstellungen und Handelsbücher.

„Sie sehen“, meinte der Jesuit, „es lohnt sich schon der Mühe, Banquier unserer Congregationen in Constantinopel zu werden, unsere Einkünfte zu verwalten. Sie könnten Ihre kaufmännische Laufbahn gar nicht glänzender beginnen als unter unserer Regide. Aber freilich, wir müßten von Ihrer Treue, Ihrer Brauchbarkeit erst Beweise haben, ehe wir unseren bisherigen Banquier Ihretwegen aufgäben“.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Antoniades geschäftsmäßig.

„Da muß ich ziemlich weit ausholen. Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß unserer heiligen Kirche jetzt in hiesigen armenischen Kreisen arge Verwicklungen bevorstehen. Ein Theil der katholischen Armenier wendet sich von dem Patriarchen Hassun, den Seine Heiligkeit ernannt. Die Pforte hat noch nicht Stellung in dieser Frage genommen. Spricht sie den Abtrünnigen das Recht an den bisher benutzten Kirchen ab, legt sie ihnen behufs ihrer Organisation Schwierigkeiten in den Weg, so dürfen wir hoffen, daß die ganze Angelegenheit bald zu unsern Gunsten beendigt wird. Es kommt uns darauf an, im Ministerium des Innern Stimmen für uns zu gewinnen. Eine solche sollen Sie uns verschaffen; sie wird der Preis Ihrer Anstellung als unser Banquier sein“.

„Ich verstehe Sie nicht“, meinte Antoniades.

„Kennen Sie nicht den Musteschar Lascaris?“

„Nur von unserer gemeinsamen Reise her“.

„Seine Familienverhältnisse sind Ihnen unbekannt? Ich will Ihnen davon erzählen. Lascaris Frau ist Chiotin, Ihre Landsmännin. Sie hat dem Manne kein großes Vermögen zugebracht, wie auch er nicht viel besitzt. Die Finanzen der Familie sind in schlechtem Zustande. Die einzige Tochter wird eine geringe Aussteuer erhalten. Nun wissen Sie aber, was das bei Griechen heißen will“.

„Das will ich meinen“, lachte Antoniades.

„Ich bin überzeugt, daß der Musteschar jedes Opfer bringen würde, um seiner Tochter einen reichen Mann zu verschaffen. Und der sollen Sie sein, mein Freund“.

„Bemata“ (Lüge), rief der junge Grieche. „Ich denke nicht an's Heirathen“.

„Dann denken wir für Sie. Ihre künftige Braut ist jung, zu jung sogar, hübsch, gewedten Geistes. Die Aussteuer erhält sie von uns in Gestalt Ihrer späteren Anstellung“.

„Vergessen Sie nicht, daß die Lascaris orthodox sind.“

„Ihr Chioten heirathet Euch ja oft unter einander trotz der Religionsverschiedenheit. Außerdem können Sie später Ihre Frau bekehren. Dazu soll sogar vorgearbeitet werden und zwar von einer Dame, die Sie kennen“.

„Von wem sprechen Sie?“

„Von Fräulein Angela Waldow, unserer hübschen Reisegefährtin. Der Musteschar will sie, wie er glaubt gegen meinen Willen, in sein Haus nehmen“, lächelte er befriedigt, „und Fr. Angela soll mir dort nützlich sein, gegen ihren Willen wahrscheinlich. Haben Sie meinen Vorschlag überlegt?“

„Und ihn sehr annehmbar befunden“, sagte plötzlich wie umgewandelt der junge Mann. „Mit Fr. Angela als Verbündeten wird die Intrigue mir Spaß machen“.

„Vergessen Sie aber nicht, daß uns die Sache Ernst ist. Noch Eins. Sie werden nicht auf meine Veranlassung bei Lascaris eingeführt, sondern suchen erst mit seinem Schwager, dem Banquier Kalmos, bekannt zu werden. Ihm werden Sie einige geschäftliche Vortheile gewähren, die ihn verpflichten. Von ihm bei Lascaris vorgestellt, werden Sie weitere Instructionen darüber erhalten, wie Sie Ihre Werbung um das Fräulein mit dem Botum des Musteschars im Staatsrath zu combiniren haben“.

Antoniades verabschiedete sich, und Jérôme verließ bald darauf das Colleg und ging in's Kloster hinunter. Dort verlangte er Schwester Philomele zu sprechen und fragte diese, wie es Angela erginge.

„Sie war in letzter Zeit sehr erregt“, antwortete die fromme Schwester. „Der Krieg zwischen Frankreich und Preußen beunruhigt sie sehr. Sie ist sonderbarer Weise Preußin in ihrem Gefühl und trauert um ihr verlorenes Vaterland. Ich muß gestehen, Ihre Gegenwart bei uns ist mir peinlich, und hätten Sie nicht, hochwürdiger Vater, befohlen, ihr den Aufenthalt bei

uns angenehm zu machen, sie von den strengen Fasten zu dispensiren, ihre Versäumniß der Messe oft zu entschuldigen, wer weiß, was geschehen wäre!“

„Nun, ma soeur“, sagte der Vater, „Sie sollen nicht ferner durch meine Vorschriften gebunden sein. Ich wünsche im Gegentheil jetzt, und zwar aus Gründen, die unsere heiligen Congregationen betreffen, daß Fräulein Angela aufhören möge, sich hier wohl zu fühlen. Nicht daß ich es zu einem Conflict kommen lassen möchte! Aber eine kleine Kränkung ihrer Gefühle könnte nichts schaden. Sie soll dazu veranlaßt werden, die erste Gelegenheit die sich ihr bietet, das Kloster zu verlassen, anzunehmen. — Ich bringe die glorreiche Nachricht von Napoleons Siege bei Saarbrücken. Lassen Sie für dieses hochwichtige Ereigniß einen Dankgottesdienst in der Kapelle halten und Angela zur Theilnahme daran auffordern.“

„Wenn sie sich weigert?“

„So bestehen Sie nicht darauf, lassen Sie sie aber später die Klust zwischen ihrer Denkungsart und der des Klosters recht fühlen, besonders durch Schweigen. Will sie fort, so halten Sie sie jedenfalls bis Freitag zurück, an welchem Tage sie wahrscheinlich den Besuch des Musteschar's erhalten wird. Nach Empfang desselben bitte ich, mich rufen zu lassen.“ —

Die Berechnungen des Vaters Jérôme trafen auf's Haar ein. Angela, in ihren patriotischen Gefühlen verletzt, nahm das Anerbieten des Musteschar's, der am Freitag — dem Feiertage auf der Pforte — sie aufsuchte und ihr vorschlug, als Freundin seiner Tochter in sein Haus zu kommen, wo er ihr freien Aufenthalt und ziemlich anständiges Taschengeld anbot, dankbar an.

Den Entschluß zu scheiden theilte sie zuerst Eulalie mit, welche aufrichtig betrübt darüber war, denn sie hatte nichts von dem Complot gewußt. Vater Jérôme erschien und hatte ein Gespräch mit Angela, in welchem er nach mancherlei Vorstellungen endlich darein willigte, daß sie ginge.

„Sie wollen Ihre Flügel versuchen“, sagte er. „Ist das Haus des Musteschar ein geeigneter Boden dafür? Sie kennen die Griechen nicht, sie haben kein Herz. Nun, wenn es Ihnen bange wird unter Fremden, so kommen Sie hierher, recht oft, für recht lange Zeit, und machen Sie Ihre Seele frei durch offene Aussprache! Bedürfen Sie meines Rathes, er steht zu Ihrer Verfügung! Sie sind dort bei Andersglaubenden. Zeigen Sie sich unter ihnen Ihrer heiligen Kirche nicht entfremdet, Ihr Wesen sei getragen von der Begeisterung für die gute Sache! Beschämen Sie den Spott der Schismatiker, nöthigen Sie sie zur Anerkennung, helfen Sie die Klust ausfüllen, die jene von uns trennt!“

Vater Jérôme war ganz warm geworden, Eulalia hörte ihm mit tiefer Rührung zu. Sie sah in dem Vater den edelsten Menschen der Welt und folgte ihm blind.

Nachdem noch einige Formalitäten wegen der Uebergabe ihres ererbten kleinen Vermögens erledigt worden, verließ Angela Mitte August das Kloster in Galata, das sie zum Dante für seine Gaistfreundschaft reich beschenkt hatte.

Die Spannung zwischen Deutschen und Franzosen war um diese Zeit schon so weit gediehen, daß Pater Jérôme Angela versichern durfte, das ganze Kloster wolle sich bemühen, in ihr nur die Tochter ihrer Mutter, die Französin, zu sehen. Mit diesem Mißklang im Herzen entfernte sich Angela. Als sie die Klosterpforte schloß und, vom Musteschar begleitet, hinunter zum Dampfschiff ging, das sie nach Prinkipo führen sollte, begegnete Weiden Achmet, der Diener Mehmet Beyß, der in der letzten Zeit am Kloster viel zu thun gehabt und mit verschiedenen Handlangern desselben Freundschaft geschlossen hatte. Lange sah er Angela nach; dann fragte er einen der Hemiele, der mit ihren Sachen langsam nachging:

„Bana bak! (Schau auf mich!) Wohin geht die Franghi?“

„Nach Prinkipo, in des Musteschar Lasçaris Haus“.

Sechstes Kapitel.

Mehrere Monate waren vergangen, es war an einem Freitag, Nachmittag im Monat Mai; Kalliope, die sich zu einer picanten und hübschen Erscheinung entwickelte, nahm gerade ihre griechische Stunde bei einem alten ehrwürdigen Professor, und Angela saß als Ehrenwächterin im Zimmer und hörte auf die Uebersetzung der Reden des Demosthenes in's Neugriechische, mit der Kalliope bei ihrem gestrengen Lehrer nicht eben Ehre einlegte. Da klopfte es an der Thür des Schulzimmers. Frau Marioriza, die alte Nähterin, steckte den Kopf in's Zimmer und winkte Angela hinaus.

„Wenn es Ihnen gefällig ist, kommen Sie zur Cocona (Madame), ich will so lange den Didascalos (Lehrer) bewachen“.

Angela fragte in gebrochenem Griechisch, wo Madame Lasçaris sei.

„In ihrem Zimmer“, war die Antwort, „sie hat Kopfhoh“.

Als das junge Mädchen nach einigen Minuten in das, von Stickereien, Nippfachen und Spielereien aller Art überladene Zimmer der Herrin des Hauses trat, fand sie dieselbe auf einem Sopha ausgestreckt, matt und mit allen Zeichen übler Laune, den Blick nach dem Fenster gerichtet, welches auf die Hauptstraße von Pera ging.

„Ich habe Sie rufen lassen, Fräulein“, sagte Frau Gryphilli, „um mit Ihnen einiges zu besprechen, was ich Ihnen in Kalliope's Gegenwart nicht sagen wollte. Meine Tochter erzählte mir, Sie würden sie nächstens in die deutsche Literatur einführen. Da möchte ich Sie besonders bitten, Ihre Lectüre recht vorichtig zu wählen. Ich wünsche nicht, daß Kalliope irgend ein Werk läse, worin von Liebe die Rede ist. So etwas verdreht den jungen Mädchen nur die Köpfe. Der Einfluß Ihrer Landsmänninnen, die man jetzt hier mit Vorliebe als Erzieherinnen engagirt, auf unsere jungen Mädchen, ist oft kein guter gewesen. Wir sind einige Fälle bekannt, in denen junge Griechinnen, deren Eltern bereits einen passenden Schwiegersohn gefunden und mit ihm über die finanziellen Bedingungen einig geworden, den betreffenden

Bräutigam abgelehnt haben, mit dem Bemerken, sie liebten ihn nicht. Diese Weigerung ist ganz entschieden auf die Einsaugung deutscher poetischer Ideen zurückzuführen. Wenn nun schon in jedem Falle es sehr unangenehm für Eltern ist, sich umsonst wegen einer Heirath Mühe gegeben zu haben, noch dazu in einer Zeit, in der die heirathsfähigen Männer so selten sind, so müssen Herr Lascaris und ich noch besonders darauf halten, daß Kalliope sich nicht durch phantastische Ansprüche die geringen Chancen, die sie auf eine gute Verheirathung hat, verschert. Ich spreche im Vertrauen zu Ihnen, Fräulein! Kalliope wird keine große Mitgift erhalten, sie ist für uns ein Angstkind. Da darf sie nun um Alles in der Welt sich keine romantischen Ideen in den Kopf setzen, und Sie müssen mir versprechen, ihr nichts in die Hände zu geben, was sie dazu verleiten könnte“.

„Ich hoffe“, antwortete Angela, „Sie trauen mir zu, daß ich alles Unreine, Leidenschaftliche in jedem Falle von Kalliope fern halten würde. Unsere Literatur besitzt Perlen der Poesie, die man, ohne die Herzensreinheit eines jungen Mädchens zu trüben, ihm wol mittheilen darf. Ich wollte mit Kalliope Hermann und Dorothea lesen“.

„Der Titel klingt wie der einer Liebesgeschichte, Fräulein, ich habe kein rechtes Vertrauen dazu“.

Angela erröthete. „Verzeihen Sie, Madame, wenn ich bei Ihrer großen Besorgniß für Kalliope's Unberührtheit durch dichterische Verklärung des Gefühls, Sie auf etwas aufmerksam mache, was mich bei Ihrer Tochter oft peinlich berührt. Kalliope spricht über Vorgänge des Lebens, die uns Mädchen ganz fern liegen, mit einer Dreistigkeit, die mir nicht passend scheint“.

„Was wollen Sie?“ lächelte Frau Lascaris. „Sie war früher viel in Gesellschaft der Dienftboten und hat da Manches gehört, was nicht für ihre Ohren berechnet war“.

„Noch mehr“, sagte Angela. „Ich habe Kalliope einige Male in Ihrem Boudoir getroffen, in Büchern blätternd, deren Titel allein mich veranlaßten, sie ernstlich zu bitten, keinen Blick mehr darauf zu werfen“.

„Mein Fräulein, den realistischen Zug im Charakter meiner Tochter fürchte ich nicht, sie hat ihn von mir. — Wenn sie ja einen Blick wirft in die *Mémoires d'une Biche* oder in die *Histoire d'une Lorette*, so wird sie dies nicht davon abhalten, den ihr bestimmten Bräutigam zu nehmen. Ich selber interessire mich außerordentlich für die Vorgänge in der Halbwelt, und ich kann wol sagen, daß es einer meiner größten Wünsche ist, einmal ganz genau — natürlich ungesehen — das häusliche Leben einer jener Damen zu studiren, die jetzt so viel von sich reden machen. Natürlich haben Sie aber ganz Recht, Kalliope anstandshalter die betreffenden Bücher fortzunehmen. Denken Sie aber auch nicht mehr an die Mittheilung Ihres deutschen Romans. — Doch was ich Ihnen hauptsächlich sagen wollte, ist dies: Ich kann heute nicht mit Ihnen nach den Süßen

Wassern fahren; mein Kopfweh ist unerträglich. Wissen Sie, woher es kommt? Sie haben wohl bemerkt, daß ich auf regelmäßigen Kirchgang halte. Doch bin ich letzten Sonntag nicht zur Messe gegangen, weil meine demi-saison-Toilette nicht fertig geworden war. Seit dieser Versäumniß habe ich unbeschreibliches Unglück. Montag zerbrach ich die neue Theekanne, Dienstag mußte ich Sofrati, den Koch entlassen, gestern erhielt ich einen unangenehmen Brief, heut verhindert mich das Kopfweh, mit Ihnen zu fahren. Mein Kleid ist ja auch jetzt gekommen. Doch, was ich sagen wollte: Sie werden mit Herrn Lascaris Kalliope nach Kiat-Hané begleiten; mein Schwager Kalmos wird vielleicht auch dort sein mit — — einem Geschäftsfreunde. Ich wünsche, daß Kalliope recht gut ausfähe; sie kann ihr Pariser Kostüm anziehen, und mein Kammermädchen soll sie frisiren. Sprechen Sie vor den Herren Deutsch und Französisch mit ihr, erwähnen Sie, daß Kalliope ziemlich schwere Stücke spielt! Lassen Sie sie nicht zu übermüthig sein. Und nun gehen Sie, liebes Fräulein! A propos! Sie haben bisher vermieden, mit meiner Tochter über Religion zu sprechen, was uns sehr recht war. Möchten Sie aber nun eben nicht zuweilen von den Grundverschiedenheiten der Kirchen sprechen, z. B. Kalliope erklären, warum die Katholiken das Kreuz nach der andern Seite schlagen als wir, andere Fastenspeisen genießen &c. Bitte Alles in toleranter Weise zu beleuchten! Kalliope soll nicht fanatisch werden. Doch nun Adieu!“

„Ich glaube, Herr Leonidas muß zur türkischen Stunde gekommen sein, wie jeden Freitag“.

„Heute fällt die Stunde aus. Sie und Kalliope müssen sich sogleich anziehen. Um 4 Uhr kommt der Wagen. Leonidas kann mit Ihnen fahren“.

Als Angela in das Schulzimmer zurückkehrte, war der griechische Lehrer bereits fortgegangen. An seiner Stelle aber hatte sich Leonidas Zographos, der schon erwähnte Wetter, eingefunden. Er saß auf dem Divan neben dem Büchertisch und schaufelte auf seinen Knien Kalliope, welche ihn ausgelassen an Haar und Bart zupfte. Angela warf einen rajchen Blick auf die eigenthümliche Gruppe, die sich zu lösen keine Miene machte, und sagte zu dem jungen Manne:

„Herr Zographos, wir nehmen heute keine türkische Stunde und müssen uns augenblicklich zu einer Fahrt nach den Süßen Wassern fertig machen. Kommen Sie, Kalliope“. Die junge Griechin stand maulend auf und folgte Angela in das daneben liegende Schlafzimmer.

„Kalliope“, sagte die Deutsche, „ich habe es schon oft auf der Zunge gehabt, Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Benehmen zu ihrem Wetter zu vertraulich, zu zärtlich finde. Sie sind so dreist gegen ihn“.

„Ach, liebes Fräulein“, lachte Kalliope, „wenn wir uns auch küssen, was schadet das? Wir dürfen uns ja doch nicht heirathen“.

„Eine schöne Entschuldigung“, entgegnete Angela, „mir scheint es eher passend, einen Mann zu küssen, den man heirathen darf“.

„Das verstehen Sie nicht, Fräulein! Für uns arme, griechische Mädchen, die wir keine der Freiheiten genießen, deren die Deutschen sich erfreuen, für uns, die man bewacht und beschränkt und verhandelt wie eine Waare, ist ein Better, besonders wenn er hübsch und jung ist, der einzige Trost. Er darf uns beschützen, uns den Hof machen, ohne daß seine Huldigung compromittirte. Lassen Sie mir den Verkehr mit Leonidas ungetrübt! Was habe ich denn sonst im Leben?“

„Kleiden Sie sich jetzt nur an, Kalliope, Ihre Mama wünscht, daß Sie Ihr Pariser Kostüm anziehen.“

„Ach was, Pariser Kostüm! Es ist zusammengestrickt aus alten Hoben Mamas, deren sie immer ein Duzend im Schranke hängen hat. Ich bin mit Mama nicht zufrieden. Sie glänzt auf meine Kosten. Sie giebt mir nicht einmal von ihrem poudre de riz, damit ich brauner ausseh'n soll, als sie.“

„Reden Sie nicht so, Kalliope, Sie haben wahrhaftig keinen Grund, gegen ihre Eltern undankbar zu sein.“

„Was thut man für mich? Papa ist zu sehr unter Mamas Herrschaft, sonst könnte ich von ihm Manches erlangen. Es ist traurig, wenn ein Mann so schwach ist.“

„Kalliope, Ihnen fehlt etwas, was ich schmerzlich bei Ihnen vermisse, das Gefühl der Ehrerbietung!“

„Was wollen Sie? Wir Griechen wissen Alle nichts von Respect. Wen sollte ich auch respectiren! Etwa den Priester, der, ungebildet und unwissend, mir als Beichtiger Rathschläge geben will? Die Eltern, deren Erziehungsmethode sich nach der Höhe der Mitgift ihrer Kinder richtet? Den Mann, den man mir erhandeln wird? Fräulein“, rief sie mit blitzenden Augen, „wenn er alt ist oder häßlich, nehme ich ihn nicht. Heirathen muß ich ja, das weiß ich; aber einen jungen, hübschen und reichen Mann will ich haben, mit dem ich reisen, die Welt sehen, mich amüsiren kann. O, ich möchte immer recht auffallen und denke mir schon die Toiletten aus, die das ermöglichen sollen.“

„Denken Sie jetzt nur an Ihren jetzigen Anzug, Sie thörichtes Kind.“

„Sie nennen mich thöricht, weil ich derartige Ansichten habe. Ach, ich habe wol Grund dazu! Wäre Leonidas reich, so könnten wir uns heimlich von einem bestochenen Priester trauen lassen und dann würde das Patriarchat, trotz unserer Verwandtschaft, die Heirath doch anerkennen. Aber er hat nur ein kleines Vermögen und seine Stellung bei der Pforte.“

Frau Lascaris trat ein, um die Toilette ihrer Tochter zu inspiciren; sie zupfte, wendete und legte mit geschickten Fingern zurecht, bis Alles ihren Beifall hatte, und Kalliope hielt geduldig still.

Endlich kam die Abfahrtsstunde. Der Musteschar und Leonidas saßen schon im offenen Wagen, als die jungen Mädchen herunterkamen, um im Fond desselben Platz zu nehmen. Des Papas kluges, feines Gesicht glänzte

freudig beim Anblick seiner hübschen gepuhten Tochter; sie wußte es so einzurichten, daß Angela dem Papa gegenüber saß und sie selbst ihrem Vetter.

Im Thal der Süßen Wasser bot sich der Familie der bezauberndste Anblick. Der ganze Fluß war bedeckt von auf- und abwärts gleitenden Raiks und Barken; zu beiden Seiten aber, auf den breiten Fahrwegen, entwickelte sich ein Corso eleganter Wagen, von denen die Mehrzahl durch reich gekleidete türkische Frauen besetzt war, Angela, die das reizende Schauspiel zum ersten Male sah, öffnete die Augen weit, um das Gesamtbild in sich aufzunehmen, Kalliope schaute sich nach interessanteren Specialitäten um.

„Sehen Sie, Angela“, rief sie plötzlich, „welch' ein reizendes Geschöpf in jenem Wagen sitzt!“

Angela folgte dem Wink und hatte Zeit, in langsamem Vorüberfahren den Inhalt eines Wagens genau anzusehen, der dicht an den ihrigen streifte. In dem mit prächtigen, weißen Pferden bespannten, eleganten, geschlossenen Landauer saßen drei türkische Damen, deren eine die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein schönes, noch sehr junges Mädchen mit dunkeln Augensternen, die aus dem sehr weiß geschminkten, feinen Gesicht, an dessen Schläfen blaue Adern zart gemalt, dessen Lippen emallirt waren, ganz unheimlich groß und glänzend herausstrahlten. Die schlanke Gestalt war in einen kostbaren Feridjeh (Mantel) von hellgelbem Atlas gehüllt, der weiße Schleier ließ das feingeschmückte Barett durchleuchten, und Hals und Busen waren bedeckt mit dem werthvollsten Schmuck. Die kleine, behandschuhte Hand hielt einen weißseidenen geschlossenen Sonnenschirm, dessen sie sich wie eines Fächers bediente. Neben der jungen Schönheit saß eine ältere Frau in blaßlila Gewandung, den Rückstiz des Wagens aber nahm eine Dritte ein, deren Taschmack sie so undurchsichtig verhüllte, daß man von ihr nur ein Paar braune, traurige Augen erblickte. Sie schien, den zwei Damen auf dem Vorderstiz gegenüber, die Rolle einer Untergebenen zu spielen.

Angelas Augen begegneten einen Augenblick denen der schönen Türkin. Da blickten diese auf und wandten sich mit unnachahmlichem Niederschlagen der Lider nach der andern Seite. „Minireh“, rief Angela leise, und ein flüchtiges Roth überhauchte ihr Gesicht. Nun aber lenkte Kalliope ihren Blick schon nach einer andern Seite.

„Fräulein!“ rief sie leise auf deutsch, „da reitet der schöne, junge Türke, dem wir schon mehrmals begegnet sind und der Sie immer mit so weit aufgerissenen Augen anstarrt. Ach, Sie Glückliche! Was gäbe ich darum, wollte mich Jemand so mit den Blicken verschlingen!“

Indessen war Mehmet Bey zu Pferde bereits an den Wagen der Lascares'schen Gesellschaft herangekommen und begrüßte zuerst den Musteschar, dann die Damen. Kalliope war entzückt, mit dem eleganten Muselman Französisch plaudern zu können; er ritt ein Stück Weges neben dem Wagen hin. Da begegnete ihnen abermals der Landauer der drei Türkinen, und Angela sah deutlich, wie Minireh die gegenüberstizende Dienerin mit dem

Sonnenschirm stieß, um sie auf Mehmet aufmerksam zu machen. Dieser ritt gefenkten Hauptes an dem Landauer vorüber.

„Sie können uns wol nicht sagen, wer die Damen in jenem Wagen sind?“ fragte der Musteschar.

„Meine Mutter und meine Schwester“, entgegnete er kurz.

„Ach“, rief Kalliope, „stellen Sie uns Ihrer reizenden Schwester vor! Setzt gleich! Ich muß sie kennen lernen“.

„Sie verzeihen,“ entgegnete Mehmet ablehnend, „aber es würde für mich nicht passend sein, diese Damen hier anzureden. Wollen Sie mir die Ehre erweisen, einmal nach meinem Konak zu kommen, so will ich dort die Bekanntschaft vermitteln“.

Der Wagen hatte unterdeß unter einigen Platanen Halt gemacht; die Gesellschaft stieg aus, auch Mehmet sprang vom Pferde, dessen Zügel er seinem berittenen Diener zuwarf und man ging ein wenig unter den Bäumen auf und ab. Bald vergrößerte sich die Gruppe durch die hier erwartete Ankunft des Banquiers Kalmos und seines Geschäftsfreundes, der niemand anders war, als der junge Antoniades. Man kam schnell über die Vorstellungen hinaus und setzte sich dann auf niedrige Schemel, um einige Erfrischungen zu genießen. Mehmet und Angela saßen ein wenig abseits von den Anderen. Er sah sie lange an und sagte endlich:

„Sie sehen nicht glücklich aus. Behagt es Ihnen, unter Fremden zu dienen?“

Angela erröthete heftig. Meine Stellung zu Lascaris Hause ist mehr eine freundschaftliche, als eine untergeordnete“, sagte sie dann. „Ich bin sehr zufrieden dort“.

„Das würde mich freuen“, antwortete er zweifelnd.

„Sprechen Sie doch türkisch mit Mehmet Bey“, rief Kalliope neckend herüber. Angela versuchte es und fand entzückte Anerkennung ihrer Leistungen.

Mehmet erzählte ihr, daß nach Ali Paschas Tode ihm alle Lust an der diplomatischen Laufbahn vergangen sei, und daß Hussein Avni, um ihn wieder in Thätigkeit zu setzen, ihn wahrscheinlich bald nach Creta schicken werde.

Angela sprach ihm von Minireh. „Sie ist schön wie ein Engel“, sagte sie ganz begeistert.

„Sagen Sie lieber, wie ein böser Geist! Sie wird täglich herrschsüchtiger und stolzer. Die Slavinnen gegenüber, Zeila, die ich kürzlich gekauft, wird von ihr gequält. Nein, Engel sehen nicht aus wie Minireh; sie sind sanft und gut wie Sie, Melek!“

„Melek?“ fragte Angela.

„Melek heißt Angela auf türkisch, und der Name paßt ganz für Sie. Ich wollte, Sie lebten in einem Paradiese und nicht in dem verhassten Hause des Musteschar, doch bleiben Sie nur wenigstens dort, bis ich aus

Creta zurückkehre, sonst finde ich Sie in der ungeheuren Stadt nicht wieder. Wollen Sie aber fort, so gehen Sie zu meiner Mutter, nicht wahr?"

„Ich denke an keine Veränderung meiner Lage“, meinte Angela. — Herr Kalmos näherte sich ihr jetzt.

„Längst hatte ich Ihnen versprochen, Fräulein“, sagte er lächelnd, mich mit Ihren Vermögensangelegenheiten zu beschäftigen, Sie wissen ja nicht, wohin mit allem Gelde. Nun wohl, kaufen Sie türkische Papiere! Pinaras und Moutons sind außerordentlich sicher und stehen brillant. Auch auf griechische Laurium-Actien mache ich Sie aufmerksam. Es soll mir eine Freude sein, Ihr Capital gut anzulegen. Auf 12% können Sie wenigstens rechnen.“

„Ich bin keine speculative Natur“, sagte Angela, „und wünschte vor allem solide Anlage“.

Können Sie aber zu Sicher auch noch Profitable fügen, so wären Sie thöricht, wenn Sie es nicht thäten“.

„Ich verlasse mich auf Ihr Urtheil“, antwortete das junge Mädchen, „und danke Ihnen im Voraus“.

Man brach auf. Mehmet verabschiedete sich von der Gesellschaft, Herr Kalmos und sein Freund begleiteten den Wagen zu Pferde bis in die Nähe der Stadt. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, und Angela, welche sich der Vorschriften Frau Eryphillis erinnerte, that Alles, um Kalliope in's beste Licht zu setzen. Doch diese war lässiger als sonst in dem Wunsche, zu gefallen, und Herr Antoniadès wendete sich öfter an die Fremde, als an seine Landsmännin. Leonidas schien sich etwas gedrückt zu fühlen, der Musteschar aber und Kalmos waren sprühend lebendig und voll heiterster Laune. Daß Herr Antoniadès um Erlaubniß bat, dem Musteschar seine Aufwartung zu machen, versteht sich von selbst. Kalliope aber sagte beim Auskleiden zu ihrer ganz besonders schweigsamen Freundin: „Sonderbar! Er ist jung, hübsch und reich, und doch . . . er gefällt mir nicht“.

Siebentes Kapitel.

Angela war vielleicht in der Zeit, welche diesem Ausfluge folgte, nicht gelassen und ruhig genug in ihrem Gemüth, um eine scharfe und aufmerksame Beobachterin der Dinge zu sein, welche um sie vorgingen; aber so viel bemerkte sie doch, daß seit der Einführung des jungen Antoniadès das Leben im Hause verändert war. Oft kam es vor, daß der Musteschar stundenlang mit Kalmos und Antoniadès in seinem Zimmer blieb; dann wieder nahm Frau Eryphilli des jungen Hausfreundes Stelle bei solchen Berathungen ein; Kalliope und Leonidas benutzten letztere Combination gern, um mit einander Zwiesprache zu halten, und Angela sah sich dann, zu ihrem großen Mißvergügen, genöthigt, Antoniadès Ge-

gesellschaft zu leisten, der ihr gegenüber einen süßlichen und doch dreisten Ton angenommen hatte.

Nie in ihrem Leben hatte Angela so viel von Procenten, Dividenden, Actien, Anleihen sprechen hören, als in dieser Zeit. Ein Fieber schien sich der Gesamtwelt in der Levante bemächtigt zu haben, das Speculationsfieber, der Musteschar zog sein nicht großes Vermögen aus der englischen Bank und kaufte griechische und türkische Papiere dafür, Leonidas machte seinen kleinen Grundbesitz zu Gelde, um zu speculiren, Kalmos kaufte und verkaufte, Antoniadès warf sich mit vollem Feuer unter die Hauffiers, ja selbst Kalliope steckte die Ersparnisse von ihrem Taschengelde in rumelische Eisenbahnactien; Angelas Capital hatte Kalmos angelegt.

Trotz aller scheinbaren Intimität wurde der Verkehr zwischen Kalliope und Antoniadès, den die Eltern in aller Weise begünstigten, doch kein eigentlich vertraulicher. Das junge Mädchen, mit vollem Verständniß die Sachlage überschauend, wußte, den Eltern und Antoniadès gegenüber, sich den Anschein völliger Unbefangenheit zu geben und ein zugleich kühles und so naives Spiel zu spielen, daß man hätte glauben können, sie wisse nicht, daß es sich bei allen Veranstaltungen um sie handle. Der Musteschar und seine Frau würden, in Betracht der großen Jugend ihrer Tochter, vielleicht auf keine Entscheidung hingedrängt haben, und der junge Mann selbst schien die Anlage der Rosenketten, welche man ihm zudachte, ebenfalls als nicht besonders dringend zu betrachten; Kalmos aber, der inzwischen, weil Jérôme Antoniadès Unfähigkeit zu ernstlicher Ausführung gewichtiger Pläne erkannt hatte, von dem Vater in die Bedingung eingeweiht worden war, unter welcher allein der junge Banquier Kalliopes Hand anzunehmen gedachte, Kalmos ruhte und rastete nicht, so lange die Verlobung nicht zur Thatfache geworden. Cardinal Françis Aukunft in Konstantinopel und seine Verhandlungen mit der Pforte in Sachen der armenischen Kirchenspaltung feuerten den Eifer Jérômes, des Musteschars gewichtige Stimme zu gewinnen, aufs Aeußerste an. Er wußte, daß für die kommende Woche ein Staatsrath anberaumt war, in welchem die definitive Entscheidung über die Frage ausgesprochen werden sollte und drang in Kalmos, noch vorher mit der Verlobung in's Reine zu kommen.

Durch diese verschiedenen Instanzen war denn endlich die Angelegenheit bis vor Frau Cryphilli gelangt, der das schwere Amt zugebacht war, ihr ahnungsloses Kind von den Absichten des Bewerberz zu unterrichten. Die abendliche Sitzung, in welcher dies geschah, dauerte lange, und Angela befand sich schon in ihrem Schlafzimmer, als Kalliope dasselbe endlich betrat. Sie sah mehr verdrießlich und enttäuscht als erregt aus und sagte, indem sie ihren Arm um Angelas Schulter legte:

„Mama hat mir eben einen rechten Streich gespielt. Sie brach die Gelegenheit vom Zaun, um mir zu sagen, daß Antoniadès nach meinem Jawort schmachte. Das scheint mir zwar nicht wahrscheinlich, aber es beweist

mir, daß ein Grund da ist, der diese Eile, dieses Drängen veranlaßt. Wie unangenehm, da mir gerade eine Verzögerung erwünscht ist!"

„Warum das, Kalliope?“

„Sie liebe Unschuld! Wissen Sie denn nicht, daß Leonidas speculirt? Bei seiner Kenntniß der politischen Verhältnisse hat er alle Aussicht, bis zum richtigen Augenblick mit der Hausse zu gehen und dann seine Papiere glänzend loszuschlagen. Gelingt es ihm, in kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben, dann steht unserer Verbindung kaum etwas im Wege. So gut die Eltern mich einem Katholiken geben wollen, können sie mich auch an einen chiotischen Vetter verheirathen.“

„Haben Sie mit Ihrer Mutter von Leonidas Aussichten gesprochen? Haben Sie Antoniades Antrag zurückgewiesen?“

„So thöricht bin ich nicht gewesen. Leonidas kann ja auch einen Fehlschlag haben. Für den Fall bleibt der andere doch immer eine gute Partie“.

„Kalliope!“

„Was wollen Sie? Ich sehe die Sache praktisch an. Ich habe von Mama Bedenkzeit verlangt, um zu sehen, wie die Verhältnisse sich gestalten. Sie hat mir aber nur eine Woche gegeben, um mit mir in's Meine zu kommen. Das ist zu wenig. Ich muß hernach krank werden, um die Verlobung weiter hinaus zu schieben. Leonidas kann jetzt noch nicht verkaufen. Die Actien seines Crédit général sollen bis 22 steigen, jetzt sind sie auf 18, für 10 hat er sie gekauft, also — — — —“

„Hören Sie, Kalliope, ich hätte nie gedacht, daß ein junges, liebendes Mädchen so berechnend sein könne. Warum sagen Sie Ihren Eltern nicht frei heraus, daß Sie Leonidas gern haben? Warum wollen Sie sich nicht mit einem bescheidenen Loose begnügen? Kann man nicht überall mit einem geliebten Manne glücklich sein?“

„Auch im Harem, nicht wahr?“ fragte Kalliope spitz. „Nein, darüber denken wir verschieden, und ich mag von Ihren germanisch-ottomanischen Schwärmereien nichts hören. Lassen Sie mich meinen Weg gehen! Wohin der Ihre führt, darüber bin ich nicht in Zweifel“.

„Was wollen Sie damit sagen, Kalliope?“ rief Angela auf's Höchste erregt.

„Nichts weiter, als daß ich Sie beobachtet habe durch all die Zeit, die Sie bei uns sind. Sie kämpfen mit Ihrem Herzen, aber es wird Sie überwinden. Freilich die Verführung ist groß! Ein Mann von so wunderbarer Schönheit! Und er liebt Sie, freilich nur, wie eben ein Türke lieben kann“.

„Hören Sie auf, Kalliope“, rief das zitternde Mädchen. „Glaubte ich an die Wahrheit dessen, was Sie sagen, ich würde dieses Land fliehen für alle Zeit! Wie können Sie denken!“

„Nichts denke ich, wenn es Sie so aus den Fugen bringt. Ich redete nur so in's Blaue hinein. Gute Nacht, gute Nacht“.

Am Abende des Tages, welcher dieser Unterredung folgte, erhielt Angela, die, seitdem Kalliope so schonungslos die Schwäche ihres Herzens bloß gelegt, sich in einem fieberhaften, beängstigenden Zustande befunden hatte, unerwartet wenige Zeilen von Eulalie, worin ihr diese mittheilte, daß Schwester Philomele im Sterben läge und den Wunsch ausgesprochen habe, Angela noch einmal zu sehen.

Der Musteschar, Kalmos und Antoniades, welche täglich zur Stadt führen, erklärten sich am andern Morgen bereit, Angela unter dreifachem Schutze dorthin mitzunehmen, doch als man sich an Bord des Dampfers begeben hatte, bis wohin Kalliope in niedlichem Morgenanzuge mit ihrer Mutter Angela begleitet, geriethen Kalmos und sein Schwager bald in ein so eifriges Gespräch mit andern Speculanten, daß sie ihre Schutzbefohlene ganz vergaßen. Nur der junge Antoniades blieb Angela zur Seite und unterhielt sie in seiner gewöhnlichen faden Weise. Seine Nachbarin hielt die Gelegenheit für günstig, ihn ein wenig über seine Gefühle für Kalliope zu sondiren; denn nach ihrem letzten Gespräche mit dieser empfand sie fast eine Art von Mitleid mit dem jungen Manne, den die schlaue Griechin sich für den schlimmsten Fall als gute Partie reserviren wollte. Angela begann damit, Kalliopes hübsches Aussehen an jenem Morgen zu rühmen.

„Wenn sie sich noch so sehr aufpußt“, meinte er aber, so bleiben ihre Nase und ihre Zähne doch immer eben so spitz wie ihre Worte. Da kenne ich andere Damen, die, wenn sie Kalliope in gesellschaftlicher Stellung gleich ständen, sie weit ausstechen würden. Meinen Sie nicht auch?“

„Was wollen Sie damit sagen?“ antwortete Angela, die wohl merkte, daß die unhöfliche Artigkeit auf sie gemünzt war.

„Nun, Sie verstehen mich doch. Sie brauchen ja nur in den Spiegel zu schauen“.

„Herr Antoniades“, erwiderte Angela, „Sie würden mich verbinden, wenn Sie sich um mein Aussehen und meine Stellung in der Gesellschaft gar nicht bekümmerten“.

„Das ist wol nicht Ihr Ernst. Damen haben es immer gern, wenn man sie beachtet“.

„Bei mir ist das Gegentheil der Fall“. Sie stand auf und ging nach der andern Seite des Schiffes; der Musteschar eilte sogleich auf sie zu und bat um Entschuldigung, sie einen Augenblick vernachlässigt zu haben. Er unterhielt sie dann von der bedeutenden Hauffe der letzten Tage. „Sie werden noch Millionärin, mein Fräulein“, sagte er, „und ich bin stolz darauf, Ihre Papiere aufbewahren zu dürfen“.

Nach der Ankunft in der Stadt begab sich Angela gleich nach Galata in's Kloster. Schwester Philomele war bereits verschieden und hatte Angela einen geweihten Rosenkranz zum Andenken bestimmt. Eulalie sah man die Freude an, nach so langer Zeit wieder einmal mit Angela zusammen zu sein.

Jérôme kam herbei und forderte sie mit freundlichen Worten zu einem Spaziergange im Klostergarten auf.

„Lassen Sie uns vergessen, was inzwischen in der Politik geschehen ist“, sagte er herzlich, „und denken Sie nur daran, daß Sie Ihre alten Reisegefährten in gutem Andenken behalten müssen! Erinnern Sie sich noch an den jungen Türken? Er soll jetzt in Creta die Insurgenten zu Paaren treiben. Aber da fällt mir ein! Sie sehen ja wohl Antoniades zuweilen, meinen früheren Schüler? Ist es wahr, wie man mir erzählt, daß er der Familie des Musteschar sehr nahe getreten und sich mit Ihrer Schülerin zu verloben gedenkt?“

„Ich habe darüber kaum ein Urtheil“, entgegnete Angela zurückhaltend.

„Das müßten Sie sich doch gerade am Ersten haben bilden können. Sie wollen wol nur discret sein. Aber mir gegenüber brauchen Sie das nicht zu sein, Fräulein Angela. Denn ich will Ihnen nur gestehen, daß ich Grund zu der Annahme habe, daß Antoniades wirklich mit dem Herzen bei der Sache ist und sich gewaltig darüber grämt, daß seine Erwählte gar so spröde ist. Könnten Sie nicht, als Freundin des jungen Mädchens, Ihren Einfluß zu seinen Gunsten bei Fräulein Kalliope geltend machen?“

„Ich muß Ihnen bekennen, Herr Pater, daß mir eine solche Einmischung über meine Befugnisse hinaus zu gehen scheint. Kalliopes Eltern haben mir ihr Kind anvertraut —“

„Gewiß, gewiß! Aber Sie würden im Sinne des Musteschar und seiner Frau handeln, wenn Sie Kalliope zu schneller Entscheidung überredeten.“

„Selbst wenn ich das vermöchte, würde ich es nicht thun wollen. Sie muß überlegen, ehe sie den wichtigsten Schritt ihres Lebens thut. Ueberreilt sie sich . . .“

„Es ist von keiner Ueberreilung die Rede. Das Mädchen ziert sich nur.“

„Das glaube ich nicht“.

„Und der arme junge Mensch verzehrt sich in Unruhe und Sehnsucht“.

„Das glaube ich auch nicht“.

„Sie sind sehr ungläubig“, bemerkte der Pater scharf. „Leider sind Sie eine von den Naturen, welche nur nach ihrem eignen Ermessen zu handeln lieben und keine Autorität über sich anerkennen“.

„Doch, die meines Gewissens, die allerhöchste, die es gibt“.

„Das Gewissen ist ein schwankendes Ding . . .“

„Es ist die Stimme Gottes, Herr Pater“.

„So sagt man wohl. Unsere heilige Kirche drückt die Stimme Gottes klarer und schärfer durch die Worte ihrer Diener aus. Wenn ich Ihnen sage, daß zum Wohle Ihrer Freundin, ja mehr noch, zur Erreichung höherer Zwecke es nothwendig ist, daß Kalliope morgen schon ihr Jawort gibt, so muß Ihnen das genügen“.

„Es genügt mir nicht“.

Ein Bornesblich flammte im Auge des Vaters. Doch er bezwang sich und sagte gelassen:

„Sie berufen sich auf ihr Gewissen; ich aber sage Ihnen, es ist etwas ganz Anderes, was Sie veranlaßt, Ihre Hand nicht zur Abschließung dieses Bundes zu bieten. Sie bilden sich ein, daß Antoniades' flüchtige Galanterien . . .“

„Herr Vater, Sie beleidigen mich“.

„Das sollte mir leid thun. Brechen wir unser Gespräch ab. Ich verlange Nichts mehr von Ihnen. Sie lösen sich von dem Gehorsam, den Sie den Vertretern Ihrer Kirche schulden, gehen Sie Ihren Weg, er führt zu den Ungläubigen!“

Damit entfernte er sich rasch. Angela rief Eulalie ein flüchtiges Lebewohl zu und ging fort, den Rosenkranz mechanisch in der Hand drehend. Sie fühlte, daß Jérôme ihr Feind geworden.

Eine Stunde später suchte Jérôme seinen früheren Schüler in dessen Comptoir auf.

„Sie müssen sich morgen Kalliope erklären“, sagte er zu ihm, „und ihr Jawort vorweg nehmen. Dienstag ist die Sitzung im Ministerium. Wenn Sie morgen, Sonntag, Ihre Erklärung gemacht haben, so bleibt Ihnen der Montag für alle Arrangements mit dem Musteschar“.

„Also Sie meinen wirklich, daß es schon so bald geschehen muß? Warum hat Kalliope Bedenkzeit verlangt?“

„Vielleicht weil Jemand bei ihr gegen Sie intrigirt. Sollte es Ihnen entgangen sein, daß Angela ihr Auge auf Sie geworfen?“

„Sie überraschen mich. Wie kommen Sie zu der Vermuthung?“

„Ich sprach heute mit ihr — genug! Behandeln Sie sie nur deshalb nicht schroff, nicht rauh. Sie ist genug gestraft“.

„Gestraft, Herr Vater? Ihr Gefühl ist ja nur natürlich“.

Der junge, eitle Mann war außer sich vor Vergnügen, er empfahl sich Jérôme's Wohlwollen mit dem Versprechen, morgen Alles zum Abschluß zu bringen, nahm sich aber heimlich vor, mit Angela vorher in's Reine zu kommen.

Achtes Kapitel.

Den ganzen Sonntag verlebte Antoniades in Brinkipo. Er war sehr guter Laune, denn die Hauffe hatte bis Sonnabend Abend angehalten und versprach ihm bedeutenden Gewinn. Jetzt saß er auf der kühlen Veranda des Hauses, umgeben von den drei Damen und dem Hausherrn. Plötzlich erhob sich Kalliope. Sie hatte die Hausthür gehen hören und wollte sich überzeugen, ob Leonidas mit dem letzten Schiff gekommen, um den Abend

mit ihnen zu verleben. Da stand er richtig im Vestibüle, bleich, etwas verstört und doch glücklich lächelnd. Ein Wink von ihm und sie war an seiner Seite.

„Wo kann ich Dir etwas allein sagen?“

„Hier!“ Sie riß die Thür des Eßzimmers auf.

„Es gibt wichtige Neuigkeiten. Ein Freund aus Athen schickte mir eine chiffirte Depesche. Die Laurium-Angelegenheit hat sich als Schwindel herausgestellt. Ich habe sofort heute auf der Straßenbörse meine Actien verkaufen lassen. Ich habe Kalmos gewarnt. Er wird ein riesiges Geschäft machen. Jetzt will ich Deinen Vater benachrichtigen. Aber Er, Du weißt wen ich meine, soll es nicht erfahren“.

Kalliope schwieg einen Augenblick, tief aufathmend.

„Du mußt dem Papa die Nachricht verkaufen, Leonidas“.

„Und Dich als Preis setzen, Du hast Recht. Wir können uns jetzt den Priester zur heimlichen Trauung wol kaufen“.

„Aber Du mußt schnell handeln. Bei uns gehen sonderbare Dinge vor. Mama hat heute mit der Localpost einen Brief erhalten, der sie sehr erregte. Sie war darauf sehr steif zu Angela. Antoniadès machte halb dieser, halb mir den Hof. Papa hat mir gesagt: Heute Abend, mein Bögelchen. Geh' jetzt zu den Anderen, halte die Mama fest; ich schlüpfe eben in ihr Voudoir, lese schnell den Brief, den sie in ein Buch gesteckt, und helfe Dir dann, Antoniadès zu entfernen, damit Du mit Papa sprechen kannst“.

Ein heißer Kuß, und man trennte sich.

„Gut, daß Du kommst, Leonidas“, sagte der Musteschar, als der junge Mann in's Zimmer trat, „wir discutiren eben über die Finanzfrage. Denke Dir, unser Erösus von Freund hat gestern von Camondo einen Wechsel von 100,000 Franken in Zahlung erhalten und will mir durchaus meine Laurium-Actien dafür abkaufen“.

„Und Sie haben es abge schlagen, Onkel?“ fragte Leonidas langsam und lauernd.

„Das will ich meinen“, erwiderte der Musteschar, aber schon hatte sein Ohr den Ton aufgefangen, mit dem sein Nefte gesprochen, und sein Blick haftete scharf auf dessen Gesicht.

Jetzt trat Kalliope in's Zimmer. Ihre kleinen Zähne hielten die Unterlippe fest gefaßt, die Augen sprühten, sie warf einen bitterbösen Blick auf ihren bestimmten Bräutigam, einen zweifelnden auf Angela.

„Es wird frisch im Garten“, sagte sie dann plötzlich heiter, „wie wär' es, Angela, wenn wir ein wenig heruntergingen? Kommen Sie mit, Herr Antoniadès?“

„Mit Vergnügen“, rief dieser und eilte den jungen Damen nach. Aber zum Erstauern des Musteschars schloß sich auch seine Frau der jugendlichen Gruppe an, während Leonidas bei ihm im Zimmer blieb. Frau Eryphilli

legte unten sofort Beschlag auf ihre Tochter und schritt mit dieser dem Kloß zu, während sie Antoniades mit Angela den Weg nach der Laube einschlugen hieß, die der Lieblingsplatz der jungen Welt war.

„Geh, Kalliope“, sagte sie dann, „und sieh nach der Tafel! Hier sind die Schlüssel zum Weinkeller. Ich erwarte Dich hier im Kloß“. Anmuthig ergriff Kalliope das Schlüsselbund und entfernte sich in der Richtung des Hauses; doch hinter dem nächsten Bosquet schon kehrte sie um, und da es inzwischen dämmerig geworden, glitt sie leise von Gebüsch zu Gebüsch bis in die Nähe der Laube, in welcher Angela sich soeben unruhig vom Sitze erhob.

„Wo bleiben nur die Damen?“ sagte sie.

„Was geht uns das an?“ entgegnete Antoniades. „Sie werden nur allzubald kommen. Ich bin froh, Sie noch allein sprechen zu können. Ich will Ihnen sagen, daß heute Abend Verlobung ist“.

„Also wirklich?“

„Sie müssen sich darum nicht grämen“.

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich meine, daß diese Heirath eine Geschäftssache ist. Mein Herz gehört Ihnen. Nein, gehen Sie nicht! Sie müssen mich anhören. Natürlich kann ich keine Gouvernante heirathen. Aber Sie brauchen das nicht zu bleiben. Wie viele Ihresgleichen leben hier jetzt herrlich und in Freuden“.

„Lassen Sie mich gehen, ehe ich um Hilfe rufe“.

„Nur noch ein Wort! Ich etablire Sie. Ich richte Ihnen ein Modemagazin ein“.

Aber er vermochte nichts mehr zu sagen. Angela stieß den ihr den Weg Vertretenden mit voller Kraft vor die Brust, daß er zurücktaumelte und stürzte an ihm vorüber, dem Hause zu. In ihrem Zimmer angelangt, warf sie sich im Paroxysmus ihrer Empörung, ihres Wehs auf den Boden, rang die Hände und weinte um die Schmach, die der Glende ihr angethan.

Antoniades hatte inzwischen sein Gleichgewicht wiedergefunden. „Teufelin“, murmelte er zwischen den Zähnen, indem er langsam dem Hause zuschritt. Kaum war er verschwunden, so rauschte es leise zu beiden Seiten der Laube, welche eben der Schauplatz der widrigen Scene gewesen, und zu gleicher Zeit traten Kalliope und Frau Eryphilli aus ihren Verstecken hervor. Die Ueberaschung war nur auf der Seite der Mutter.

„Das ist der Mann, Mama, der mein Jawort durchaus heute noch haben muß?“

„Nimm sein Benehmen nicht zu schwer! Die Person hat mit ihm coкетirt. Mich hat glücklicherweise ein anonymes Brief auf ihre Manöver aufmerksam gemacht; daher beschloß ich, sie zu entlarven. Wie aber kommst Du hierher?“

„Ich fand Dich nicht im Kloß und wollte Dich in der Laube überraschen. Da hörte ich Antoniades Stimme — genug! Angela ist nicht schuldig. Er aber hat mich tödtlich beleidigt. Nie werde ich seine Frau“.

„Kind, einem so reichen Manne muß man Vieles verzeihen“.

„In wenigen Tagen ist er vielleicht arm — und ich bin gerächt“.

„Was sagst Du, Kalliope?“

„Höre mich, Mama!“ Und nun erzählte das junge Mädchen mit klopfenden Pulsen von der Entdeckung, die ihr Leonidas gemacht, sie drang in ihre Mutter, ihre Verbindung mit dem Vetter zu gestatten.

Frau Cryphilli war ganz betäubt. War das ihre Tochter, der ahnungslose Engel, der vorher Alles so ruhig über sich hatte ergehen lassen und jetzt plötzlich das Steuer in seine Hände nahm? — Vor dem Hause kam ihr Leonidas entgegen und beiden jungen Leuten war es nicht schwer, die Einwilligung der Mutter zu ihrer Verbindung zu erlangen, zu der der Musteschar sich die seine bereits hatte ablaufen lassen.

„Eines bleibt uns noch zu thun“, meinte der junge Mann, „wir müssen des Onkels Actien heute Abend noch an Antoniades verkaufen; morgen ist es dazu vielleicht schon zu spät“.

„Ich bringe ihn zum Kaufen“, sagte Kalliope.

Man ging in's Haus und setzte sich ohne Angela, die sich hatte krank melden lassen, zu Tische. Man plauderte und scherzte, als sei nichts geschehen; nur zuweilen warfen sich die vier Wissenden bedeutungsvolle Blicke zu.

Als man beim Kaffee auf der Veranda saß, sagte Kalliope leise zu Leonidas: „Er muß auch Angela's Papiere kaufen, sonst verliert die Arme ihr kleines Vermögen“.

„Das würde zu sehr auffallen, es geht nicht. — Fang' an, Kalliope“. Das junge Mädchen stieß einen tiefen, lauten Seufzer aus.

„Was hast Du?“ fragte ihr Vater besorgt.

„Ich beneide Herrn Antoniades“.

„Warum thun Sie das, mein Fräulein?“

„Weil Sie so reich sind, mein Herr!“

Er lächelte geschmeichelt. „Darum brauchen Sie mich am wenigsten zu beneiden. Mein Reichthum liegt zu Ihren Füßen“.

„Nicht doch, Sie beschämen mich, unsere ganze Familie. Sie vermögen, uns mit größter Leichtigkeit auszukaufen. Voten Sie nicht Papa an, seine Actien alle auf einmal zu bezahlen? Unser ganzes Vermögen scheint Ihnen also nur eine Kleinigkeit“.

„In Zeiten, wie die jetzigen, wird die geringste Summe wichtig. Sie muß nur in speculativen Händen sein“.

„Bei Papa ist das wol nicht?“

„Nicht so, wie bei mir, dafür bin ich Geschäftsmann“.

„Du hörst, Papa, was Herr Antoniades sagt. Warum hast Du seinen Wunsch nicht erfüllt? Mir würde es Erleichterung gewähren, zu denken, daß Deine Actien in seinen Händen einen höhern Werth repräsentiren, als in den Deinen, daß Du ihm durch deren Abtretung Gewinn bringen könntest“.

Der Musteschar hatte längst verstanden. „Ich habe mich ja nicht geradezu geweigert“, meinte er einlenkend, „ich dachte nur, es sei vortheilhafter meine Actien selbst zu behalten“.

„Das ist aber nicht nobel, Papa“, sagte Kalliope schelmisch.

„Herr Antoniades, wollen Sie die Actien haben, so sagen Sie es nur mir! Heute darf mir Papa nichts abschlagen, und ich gönne sie Niemand als Ihnen. Ich will Courtier spielen“, lachte sie, in die Hände schlagend, „hole die Actien Papa! Und Sie, Herr Antoniades, zeigen Sie mir Ihre Börse voll Gold“.

„Nicht doch“, lachte der Angeredete. „Sie erhalten nur ein Stückchen Papier, Herr Courtier! Da ist ein Wechsel von Camondo“.

„Ist das so viel werth?“ lächelte Kalliope ungläubig. Und dann zierte sie sich ein wenig und war so naiv und coquet und amüfant, daß sie Antoniades zum ersten Male recht gut gefiel. Sie tauschte lachend des Musteschars Actien für den Wechsel ein, redete dem armen Papa, der so niedergeschlagen schien, freundlich zu und speculirte mit Antoniades so kühn, daß er entzückt war. Der Augenblick schien ihm gekommen, sie fest zu halten. Aber wie er sie isoliren wollte von den Anderen, hüpfte sie hinaus; sie wollte nach Angela sehen, sagte sie.

Eine ziemlich lange Zeit verging. Kalliope kam nicht wieder. Antoniades wurde ungeduldig. Da sagte der Musteschar:

„Sie werden sie heute schwerlich noch sprechen können. Lassen Sie sich morgen früh hier sehen, ehe Sie auf's Schiff gehen; dann mag sie Ihnen Bescheid geben“.

Der junge Mann gab nach. Aber als er am andern Morgen erschien, die erstandenen Actien in seiner Brieftasche wohl verwahrt, da fand er eine sonderbare Aufnahme. Der Musteschar empfing ihn allein und sagte ihm, aus Angelas verworrenen Reden habe seine Frau erkannt, daß zwischen ihm und ihr ein Liebesverhältniß bestände. Sie könnte ihr Kind keinem Manne geben, der der Erzieherin ihrer Tochter den Kopf verdreht habe. Um alles Geld der Welt könnte sie so etwas nicht thun. Das Glück ihres Kindes läge ihnen vor allem am Herzen.

„Und nun leben sie wohl!“ schloß der Musteschar, „sie sind frei, ich bin es auch. Ich will versuchen Ihnen zu vergeben“.

„Und Fräulein Kalliope? Gestern Abend hatte ich Hoffnung“.

„Sie wird sich in unsere Bestimmung fügen, ohne zu fragen, warum wir den gestern ihr Bestimmten heute abweisen“.

„Dann habe ich Sie nur noch zu fragen, was aus ihrem Botum wird“.

„Darüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig, junger Mann, als dem Staat, welchem ich diene“.

Neuntes Kapitel.

Als der verblüffte Werber in die Stadt kam, hatte er nicht mehr lange Zeit, dem Wie und Warum des Mißerfolgs nachzudenken; denn er fand die Börse, die ganze Finanzwelt Galatas in unbeschreiblicher Aufregung. Depeschen auf Depeschen kamen von Athen, London, Paris mit Coursnotirung en baisse für Laurium und türkische Papiere, die beunruhigendsten Gerüchte schwirrten, alle Berechnungen der Hausfiers schienen zu nichte werden zu sollen. In wenigen Tagen wurde das Fallen der Papiere zum Sturz; Antoniades hatte die größte Mühe, eben nur zwischen den Klippen durchzuschiffen und seine Verluste zu decken. Mit dem Bekanntwerden der Entscheidung des Staatsrathes in der armenischen Kirchenfrage, bei welcher auch der Musteschar in antiklerikalem Sinne sein Votum abgegeben, verlor Antoniades die Auwarttschaft auf die Vermögensverwaltung der Congregationen und mußte zudem von Pater Jérôme, dem er seinen Mißerfolg wohl oder übel zu bekennen gezwungen war, sich noch reinen Wein einschenken lassen über das Spiel, das man mit ihm getrieben, und das er nicht durchschaut hatte. Es war zum Verzweifeln!

Der Schlußact der Komödie, welche die Familie Lascaris gespielt, sollte nicht in Konstantinopel aufgeführt werden. Frau Cryphilli und ihre kindliche Tochter bereitete sich zu einer Reise nach Chios vor, wohin Leonidas, der Kalmos Afjocié geworden, und der Musteschar später nachkommen sollten, um dort die Trauung des Liebespaares durch Einfluß und Geld leicht zu bewerkstelligen. Die Reise bot zugleich den willkommenen Vorwand, Angelas Aufenthalt in der Familie ein Ende zu machen. Ihr gegenüber schwieg Frau Lascaris über die Scene in der Laube ganz und führte des jungen Mädchens Entlassung einfach darauf zurück, daß Mutter und Tochter plötzlich auf unbestimmte Zeit zu verreisen gedächten, sie daher ein anderweitiges Unterkommen zu suchen habe; vermuthlich war Frau Cryphilli aber, ihren verschiedenen Bekannten gegenüber, weniger zurückhaltend in der Erwähnung des belauichten Gespräches, das ja doch den Vorwand zu der plötzlichen Aufgabe des nur zu bekannt gewordenen Heirathsplanes mit Antoniades abgeben mußte. Wenigstens fand Angela, als sie sich in verschiedenen Häusern um eine Stellung bemühte, überall kühle und mißtrauische Ablehnung ihrer Anträgen, und mehr als bissige Andeutung ließ sie in unbestimmter Weise fühlen, daß sie in der allgemeinen Achtung verloren habe. Der Musteschar hatte die erste Gelegenheit ergriffen, ihr ihre Papiere zurückzustellen; Kalmos, den sie darüber befragte, ob sie dieselben verkaufen solle, gab ihr keinen bestimmten Rath, da es im Interesse seiner Börsenoperationen lag, sich in seinen Ausprüchen zweideutig zu erhalten, und ihr eigenes Interesse und Verständniß für Speculationen war zu wenig entwickelt, als daß sie auf ihre alleinige Verantwortung hin hätte energisch handeln mögen. Sie behielt ihre Papiere ruhig im Kasten und wartete ab: nach wenigen Tagen aber war die

Waise epidemisch geworden, und Angelas kleines Vermögen schmolz dahin wie Schnee an der Sonne.

So viel die Reisevorbereitungen ihr Zeit dazu ließen, widmete sich Kalliope noch ihrer verlassenen Freundin. Sie hatte das unbehagliche Gefühl, auf Angelas Kosten ihr Glück erkaufte zu haben und wollte diese wenigstens nicht ganz hilflos in die Welt hinausgestoßen wissen. Sie erklärte daher, nicht eher nach Chios abreisen zu wollen, bis Angela eine Stelle gefunden, denn das junge Mädchen war jetzt darauf angewiesen, für ihre Existenz zu arbeiten. Daß dazu der Orient, in dem die Bildung noch kein Allgemeingut geworden und doch gesucht ist, einen geeigneteren Boden bieten würde, als das deutsche Vaterland, wohin sie zudem nichts zog als zwei Gräber, das mußte sie sich selbst sagen. Vielleicht auch wollte sie Constantinopel nicht wieder verlassen, ohne den Mann wiedergesehen zu haben, der ihr ein so warmes Interesse an ihrem Ergehen gezeigt und so lebhaft den Wunsch ausgesprochen, sie nicht ganz aus den Augen zu verlieren; genug, sie suchte eifrig nach einem baldigen Unterkommen, um die Familie des Musteschar nicht durch Kalliopes Eigensinn in ihren Reiseplänen aufgehalten zu sehen.

Ein Versuch, den Angela machte, durch Vermittlung der Nonnen eine Stellung zu erlangen, schlug gänzlich fehl, da sie im Kloster mit eifriger Kälte empfangen wurde und sich sagen mußte, daß Pater Jeromes Einfluß sich dort in feindlicher Weise geltend gemacht. Das arme Mädchen fühlte sich unendlich niedergebrückt und gebeugt durch die Gleichgiltigkeit und Kälte, die man ihr überall zeigte, ohne daß sie sich eines Verschuldens bewußt gewesen wäre; sie mußte um jeden Preis ein Arbeitsfeld finden, auf dem sie keine Vorurtheile zu besiegen haben würde, auf dem sie mit Ausdauer nach Anerkennung ringen könne.

Da fügte es ein Zufall, daß sie bei ihren Gängen in die Stadt Frau Eisbrand begegnete, der Missionärsfrau; durch ein Wort und das andere ergab sich, daß diese gerade für die Mädchenklasse ihrer Missionschule eine Lehrerin suche, und Angela, die sich zwar zu der Frau keineswegs hingezogen fühlte, ihr aber doch nicht mißtraute, bot sich ihr zur Annahme der Stellung an. Bald war Alles abgemacht, und als Angela der Familie des Musteschar endlich mittheilen konnte, sie werde morgen ihre neue Stellung im Judenmissionshause zu Balata antreten, da hellten sich alle Gesichter auf. Als in der Trennungsstunde Kalliope in ihren Armen lag, hörte Angela sie leise schluchzend sagen:

„Vergieb, mein Glück stand auf dem Spiele! Wenn ich Leonidas Frau bin, so komm' zu uns!“

Leonidas Frau! Jetzt erst erfuhr Angela, daß die Verhältnisse sich so ganz geändert hätten, über den Bruch mit Antonia des hatte ihr Niemand ein Wort gesagt, und sie selbst, obgleich ihr sein Ausbleiben aufgefallen war, hatte seinen Namen nicht in den Mund nehmen mögen.

Angela schied von dem Hause, in dem sie längere Zeit gelebt hatte, ohne dort einzuwurzeln, dessen Vorzüge ihr aber fühlbarer wurden, sobald sie in ihrem neuen Domicil angekommen. Die Missionschule mit ihrem kleinen Kapellchen, schmucklos, geschmacklos und nüchtern, lag dennoch wie ein Palast unter den ärmlichen Holzhütten des schmutzigen, elenden Judendorfes. Enge Gäßchen und Stege wanden sich hindurch vom Ufer des Goldenen Horns bis hinauf zur alten Stadtmauer, und Tausende verkommener Menschen fristeten auf dem engen Platze, zusammengepfercht in verpestete Wohnungen, ein jammervolles Dasein. Die bloße Noth zwang sie dazu, ihre Kinder zu dem verhaßten Goyim in die Schule zu senden; wo sie es aber vermochten, da spielten sie dem Missionär böse Streiche, denn einige Rabbinen heßten dazu. Im Missionshause fand Angela für sich ein ödes Zimmer mit vier beinahe nackten Wänden; auch die Räume der Familie, mit welcher sie die dürftigen Mahlzeiten theilte, waren kahl und ungemüthlich. Trübe, schwere Wochen verlebte Angela zwischen dem fanatischen Ehepaar, das sie zu belehren trachtete, und den schmutzigen, böshaften Schülerinnen in ihrer Classe. Wie sie aber erst anfang mit festem Entschluß die dumpfe, lastende Schwermuth abzuschütteln, die zuerst ihren Geist umfassen hatte, da bot sich auch ihrem Beobachtungstrieb bald Anregung genug. Sie sagte sich, es sei doch im Grunde höchst interessant, im fernen Orient im Ghetto zu sitzen und spanische Judenkinder deutsch zu lehren, und sie begann das Leben und Treiben um sich zu studiren. Da sonderten sich denn bald Gestalten heraus, die es schon der Mühe lohnte, sich anzuschauen, wie die schöne Rebecca Diaz, die Tochter des Rabbi, die gewerkteste ihrer Schülerinnen, die sich bald an Angela angeschlossen und gerne in's Missionshaus kam, oder der junge Türkenmissionär, Mr. Billing, ein Amerikaner mit sanftem und stillem Geist, der auf seinen fruchtlosen Gängen zuweilen in Balata einsprach, um sich mit Eisbrand über dessen nicht minder fruchtlose Bemühungen zu besprechen. Da tauchte die alte Lea Diaz wieder auf, und sie lernte den Rabbi kennen, dessen toleranter Einfluß allein das Missionshaus bisher vor dem Fanatismus der Juden geschützt hatte. Bald suchte Angela das Rabbinenhäuschen am Ufer mit seiner zerbrechlichen Wassertreppe, an der ein altes Boot lag, gern auf, denn von dort aus übersah man das bunte Leben auf dem goldenen Horn, und sie war dort immer wohl empfangen. Lea war ja eine Deutsche und hing noch treu am fernen Vaterlande, wo ihr ältester Sohn, der Isai, „zum Doctor studirte“.

Zehntes Kapitel.

Zu Angela's Erstaunen legten Eisbrands ihrem Verkehr mit der Rabbinenfamilie keine Hindernisse in den Weg, ja sie wurde sogar dazu ermutigt, Rebecca recht an sich zu ziehen und oft einzuladen. War dann Mr. Billing im Hause, so servirte Frau Eisbrand wol gar dünnen Thee und Brod und

Käse neben den paar Büschen vor der Kapelle, und man saß plaudernd beisammen, wobei das Gesprächsthema allerdings meist religiösen Inhaltes war und speciell für Rebeccas Ohren berechnet, die den Menschenliebe und kindlichen Glauben athmenden Worten Billings mit warmem Antheil lauschte. Einen ganz neuen Reiz gewann dieser Verkehr mit der Ankunft von Tsai Diaz, der seinen Doctor in Leipzig gemacht und frisch von diesem Centralpunkte menschlicher Bildung in dem Judendorfe anlangte. Der mißgestaltete, häßliche Mensch vereinigte in sich einen scharfen, klugen Geist und ein reiches Gemüth; mit voller Seele schloß er sich an Angela an, entzückt, mit ihr von Allem sprechen zu können, was ihm werth und lieb war. Und welch' ein Genuß für Angela, mit Tsai reden zu können von der wissenschaftlichen Bewegung, der mächtigen Geistesströmung der deutschen Nation, ihn zu fragen um Dinge, die sie nicht verstand, seinen tiefinnigen Worten zu lauschen. Es entspann sich zwischen dem geistreichen Manne und dem neu auflebenden Mädchen ein Verkehr so transcendentaler Art, daß er ihnen die ganze trostlose Umgebung verklärte. Angela vergaß Tsai's reales Dasein und fand sich nur mächtig angezogen von dem bedeutenden Inhalt in der verschobenen Form; Tsai aber bemerkte nicht nur ihre seelischen, nein auch ihre körperlichen Vorzüge, sein Leben concentrirte sich bald in dem Mädchen. Der sonst so scharfe Blick sah nichts außer ihr; sonst hätte es ihm nicht entgehen können, daß seine Schwester sich mehr und mehr dem Elternhause entfremdete; sein feines Gehör, ganz jeden Laut von Angela's Lippen absorbirend, ließ ihn im Stich, daß er Billings und Rebeccas heimliche Worte nicht vernahm. Vor seinen Augen fast begab es sich, daß Rebecca bei einem Abendbesuche, den sie mit ihrem Bruder bei Eisbrands machte, plötzlich verschwand. Sie sollte nach Aflen hinübergebracht werden, um dort in einem Missionshause Unterricht in der christlichen Religion zu nehmen, bevor sie die Taufe empfing. Eisbrand, obgleich er nicht seiner Beredtsamkeit dieses Resultat zuschreiben durfte, war stolz auf dasselbe und bekannte kühn dem in ihn dringenden Tsai, Rebecca sei entflohen, um den väterlichen Glauben abzuschwören. — Da war es, als öffne sich der Boden unter Tsai's Füßen. Er dachte an die Verzweiflung seiner alten Eltern, an die Schmach für seinen Vater, wenn es ruchbar würde, daß des Rabbi Tochter sich zu den Christen gewandt, er fühlte die ganze Wucht der Selbstanklage, daß er über sein eigenes Glück die Schwester so ganz hatte vergessen können.

„Wohin habt Ihr sie gebracht?“ fragte er den Missionär, ihn mit eiserner Faust packend. „Das muß ich wissen.“

„Kein Leid wird ihr geschehen. Sie ist mit meiner Frau.“

„Wohin?“ donnerte Tsai, und seine gebrechliche Gestalt schien zu wachsen.

„Ich sag's nicht“, krächzte der Missionär, denn die Faust berührte seine Gurgel.

Angela kam ihm zu Hilfe. „Um Gottes willen, Herr Diaz, vergreifen Sie sich nicht an dem Manne! Wie ich vermuthe, muß Ihre Schwester nach dem amerikanischen Missionshause in Scutari gebracht worden sein. Eilen Sie ihr nach! Sie kehrt vielleicht mit Ihnen zurück.“

Im Augenblick war Sai aus dem Hause. So rasch ihn seine schwankenden Füße tragen mochten, eilte er nach dem Hause seiner Eltern zur Wassertreppe. Die Alten schliefen wohl schon. Das Boot lösen, sich hinein werfen, und mit aller Kraft seiner sehnigen Arme in die Ruder greifen, war das Werk eines Augenblicks. — — —

„Verrätherin!“ hatte der Missionär Angela angefahren. „Was konnten Sie nicht schweigen?“

„Zu solcher That? Nimmermehr!“

Sinweg aus diesem reinen Hause, Sie, die dem Juden, dem Atheisten anhängt, die ihm die Glaubensbrüder opfert!“

„Morgen mit dem Frühesten verlasse ich Ihr Haus.“

Sie wollte eben aus dem Zimmer gehen, als heftig an die Hausthür gepocht wurde. Mechanisch ging sie, zu öffnen. Es war Lea Diaz, die in unordentlichem Nachtkleide über die Straße gerannt kam.

„Wo sind die Kinder?“ keuchte sie „Es ist spät, und Rebecca's Bett ist leer, die Thür zur Wassertreppe offen, das Boot fort. Was ist geschehen?“

Angela stand verstummt. Der Missionär aber, der ihr gefolgt war, faltete die Hände, verdrehte die Augen und rief:

„Eure Tochter ist auf dem Wege zur Seligkeit, und Euer Sohn, der sie daran zurückhalten will, auf dem zur Hölle.“

„Rebecca ist fort mit den Christen“, schrie die Alte. Und ohne Weiteres zu hören, zerraupte sie ihr Kopftuch, unter dem die geschorenen Haare sich sträubten, und in rasender Eile durch die finsternen Gassen rennend, schrie sie, von Haus zu Haus taumelnd, stürzend, zusammenbrechend, mit gellender, vor Wuth bebender Stimme Worte, die wie die Posaune des Gerichts an die Ohren der Schlafenden schallten:

„Die Christen haben mein Kind gestohlen: Rache an den Christen!“

Da flammte hier und dort ein Lichtschein auf, die Fenster, die Thüren öffneten sich und spieen halbnaakte, scheußliche Gestalten auf die Gassen. Dem Missionshause strömte instinctiv Alles zu, und während Lea noch ihr Rachegeschrei ertönen ließ, hatte sich schon um Eisbrands Wohnung eine lebendige Mauer gebildet. Im Wohnzimmer war Licht, in dem Angela's, oben im ersten Stockwerk auch; denn sie hatte sich dorthin zurückgezogen. Da flog ein Stein gegen die Scheiben, die klirrend sprangen. Angela stoh in den hintersten Winkel ihres Zimmers; dort kniete sie nieder, ihr Haupt in den Händen verhüllend; ihr Licht aber brannte dicht am Fenster, und Stein auf Stein flog nach dem erleuchteten Viereck. Eisbrand hatte unten sein Licht zu löschen vermocht und saß im Dunkeln; doch war ihm nicht behaglich zu Wuth bei dem Wuthgeheul der Juden um sein Haus, die näher und näher rückten. Dicht vor den Fenstern zeigten sich beim ersten Schein des Tages widrige Fragen, drohende Häuste mit Steinen beschwert. Der Missionär war halb todt vor Entsetzen; er bildete sich ein, Teufel um sich zu sehen die nach seiner armen Seele schnappten.

Da nahte unerwartete Hilfe. Der Rabbi, vom Tumult erweckt, hatte zu erfahren versucht, wessen man den Missionär beschuldigte; auf verworrene Aussagen hin begab er sich selbst zu dessen Hause, und seinem Einflusse gelang es, die wüthende Menge zu beruhigen.

„Es gibt ein Gesetz im Lande“, rief er, „das soll richten. Ich bin der Vater und halte meine Hände rein; was wollt Ihr sie beflecken. Fort mit den Steinen!“

Als der alte Jude an die Hausthür pochte, fand Eisbrand nicht den Muth zu öffnen. Angela aber, die das Ende gekommen glaubte, eilte, es zu beschleunigen und machte entschlossen die Thür auf. Der Rabbi trat ihr milde entgegen und fragte:

„Was ist geschehen mit meinen Kindern, meine Tochter?“

In kurzen Worten berichtete Angela, was sie wußte.

Der Alte erbleichte, als sie vom Entweichen seiner Tochter sprach; doch bei Erwähnung des fehlenden Bootes schien er sich zu beruhigen. „Er wird sie wiederbringen“, murmelte er, dann wandte er sich zu Angela:

„Komm mit, und hilf die Alte trösten, sie hat Dich gern“.

Sie ging an seiner Seite durch die zurückweichenden Haufen der Juden. Der Rabbi hatte die Kraft zu lächeln und seine Leute nach Hause zu schicken: es sei kein Grund vorhanden, sich im Morgenschauer zu erkälten. Rebecca und Tsai seien im Boot hinübergefahren nach Cousgoundjouk in Asien, und die Alte habe es nicht gewußt und sich geärgert. Die Juden verließen sich grollend nach und nach, und der Rabbi langte mit Angela ruhig auschreitend vor seinem Hause an. Da, Gott der Gerechte! war es ein Traum. Da trat Rebecca ihnen in der Thür entgegen, todtenblaß, aber zärtlich wie nie und warf sich an seine Brust, um Vergebung flehend. Er aber segnete das reuige Kind und segnete den Sohn, der es zurückerobert am Ufer von Scutari, wo er und die Missionärin mit heißen, scharfen Worten um die arme Seele gerungen hatten, wie zwei Dämonen. Und die Alte, die man zurückgetragen in's Haus, lag auf ihrem Bette, kraftlos bis zur Ohnmacht, ohne Stimme, ohne Athem, aber verklärten, seligen Angesichts. Angela konnte nicht ohne Thränen auf das Familienbild blicken. Sie wurde empfangen im Hause wie ein Scraph; hatten doch ihre Worte dem Tsai den rechten Weg gezeigt.

Eisbrand und seine Frau, als sie ihren Plan gescheitert und den Haß der Juden wider sich erregt sahen, erlangten vom Hauptmissionshause, daß man ihr Haus mit hohen Mauern umgab und trieben hinter demselben ihr Wesen weiter. Angela aber, die jenes Haus nicht wieder betrat, blieb vor der Hand bei ihrer jüdischen Freundin, bis sie einen Wirkungskreis finden würde, der sich für sie eignete. Sie bat Tsai, ihr in der Frankenstadt eine Stellung zu verschaffen; dieser aber war säumig darin; wie hätte er selbst dazu beitragen mögen, das geliebte Mädchen aus seinem Vaterhause zu entfernen!? —

(Schluß folgt.)



Das Träumen.

Don

Carl Gerhards.

— Bonn. —



In allen Zeiten und bei allen Völkern hat man den mystischen Erscheinungen des Seelenlebens eine besondere Bedeutung beigelegt und ihrer Beobachtung ein nicht geringes Interesse gewidmet. Es liegt nun einmal im Wesen des Menschen begründet, daß das Geheimnißvolle eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübt und den größten Reiz für ihn das Verborgene hat. Und wenn dies überhaupt von allen Objecten unsres Denkens gesagt werden kann, um wieviel mehr muß es gelten von solchen Erscheinungen, die in unserm eigenen Innern sich abspielen, deren Ursache wie Schauplatz wir selber sind. Daß eine jedem Menschen so bekannte, so alltägliche Sache, wie das Träumen, doch zugleich für uns etwas so Dunkles, Unerklärbares an sich hat, das ist es, was uns gerade hier die Lücke in unserm Wissen so empfindlich macht. Wohl gibt es ja eine unendliche Fülle andrer Erscheinungen, die uns nicht weniger unerklärbar sind, von allen Seiten sehen wir uns von Rättseln umgeben, aber die meisten derselben gehen uns eben nicht so nahe an, wie solche Vorgänge in unserm eignen Innern. Und wo wirklich Thatsachen, die uns nicht weniger nahe berühren, für uns in gleiches Dunkel gehüllt sind, da erkennen wir wenigstens gewisse Gesetze, von denen sie beherrscht werden. Im Traume scheint von einer solchen Gesetzmäßigkeit auch nicht eine Spur vorhanden zu sein; allmächtig versetzt er uns in eine andere Welt, von denen jede die vorhergehende an Seltsamkeiten überbietet, und für deren Wunderlichkeit wir in den Zuständen der verflorenen Tage oft vergebens nach einem Anknüpfungspunkte suchen. Da denken, reden und thun wir bald ganz vernünftige Dinge, bald wieder die abgeschmacktesten und albernstn; bald gehen die Handlungen im Traume mit so überraschender Wahrheit vor sich, agiren die auftretenden

Personen so künstlerisch treffend, so dramatisch richtig, daß man nicht ohne Grund das Traumvermögen den verborgenen Poeten in uns genannt hat; auf der andern Seite wieder versetzt uns der Traum in so ubernünftige, ja unmögliche Situationen, führt uns so wunderliche Bilder vor, die wir, ohne uns auch nur im Geringsten 'darüber zu wundern, als Wirklichkeit hinnehmen, daß Schopenhauer nicht ganz mit Unrecht das Träumen als einen kurzen Wahnsinn, den Wahnsinn als einen langen Traum bezeichnen konnte. Nehmen wir dazu die plastische Anschaulichkeit, die handgreifliche Wirklichkeit, mit der uns das Geträumte gegenübersteht, Eigenschaften, die ihm vor bloßen Phantasiegebilden einen bedeutenden Vorzug zu sichern scheinen, so haben wir Gründe genug, die uns das allseitige Interesse erklären, welches das Traumleben der Seele von jeher für das Denken gehabt hat.

Die verschiedenen Ansichten über die Traumzustände und ihren Werth, gegenüber dem wachen Bewußtsein, können wir füglich in zwei große Klassen eintheilen: der einen gilt das Traumleben der Seele im Vergleich zu ihrem Tagesbewußtsein als ein höherer, vorzüglicherer Zustand, als eine Potenzirung ihres Seins, während die andere in ihm eine Verminderung, eine Herabsetzung desselben sieht. Es ist bekannt, daß im Alterthum die erstere Anschauung die fast [ausschließlich] herrschende war. Zwar finden wir bei einzelnen Philosophen, vor allen bei Aristoteles, auch seine psychologische Erwägungen über die Traumzustände, aber im Großen und Ganzen wurden dieselben doch auch bei den Griechen fast nur vom mantischen Gesichtspunkte aus betrachtet. Wie schon bei Homer, von Zeus gesendet, der Traumgott herniederschwebt, um den schlafenden Menschen bedeutungsvolle Bilder vorzuzaubern, so sah man die Sache auch in den späteren Jahrhunderten noch an: der Traum war eine Wirkung der Götter oder Dämonen und wurde als Orakel benutzt, aus dem man die zukünftigen Ereignisse deuten zu können glaubte. Ähnliche Bedeutung legten die Israeliten den Träumen bei, wie aus dem alten Testamente genügend bekannt ist, nur daß hier an die Stelle der Götter der eine Gott als Bewirker der Traumbilder trat. Von hier ging die gleiche Betrachtungsweise naturgemäß auch auf das Christenthum über und hat sich durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten. Steht doch noch heute die Traumdeuterei in üppigster Blüthe beim Volke, wo sie sich theils durch mündliche Fortpflanzung erhält, theils künstlich genährt wird durch die zahllosen Traumbücher, welche speculative Köpfe im Vertrauen auf die Leichtgläubigkeit der Menge auf allen Jahrmärkten zu verbreiten wissen. Aber nicht etwa nur im Volke blieben solche Anschauungen lebendig, welche dem Traumleben jenen Vorzug vor dem wachen Bewußtsein einräumen, auch die wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes wandelte dieselben Bahnen, und gerade in unserm Jahrhundert hat diese Betrachtungsweise einen neuen Aufschwung genommen. Besonders die Schelling'sche Schule war es, die für die mystischen Erscheinungen des Seelenlebens eine entschiedene Vorliebe an den Tag legte, eine Vorliebe, die bei Einzelnen zu einem förmlichen

Traumcultus ausgeartet ist. So zieht sich nach G. H. Schubert im Schlaf die Seele, vom Leibe frei geworden, in eine andere Welt der Wirksamkeit zurück. „Wenn auch an unserem Ort das Dunkel die Erde deckt, darum ist doch die Sonne nicht von ihr gewichen, sondern der Tag mit seiner Helle zog nur in ein anderes Land hinüber, da — jenseits des weiten Meeres — Palmen blühen. So scheint auch die Seele, wenn ihren Leib der Schlaf umschattet, einer jenseitigen Region näher, aus welcher sie ihren Ursprung genommen, wie der Leib aus den Elementen der festen Erde. Mit ihr walten und spielen, während der Nacht des Leibes, die Lichter und Kräfte eines oberen, fernen Sternenhimmels“ (Gesch. d. Seele p. 226). Die Seele hat alsdann „einen andren Weg des Wahrnehmens und Erkennens, als den durch die Sinnorgane, einen andren des Wirkens nach außen, als den durch die Nerven und Muskeln“ (p. 382). Namentlich bei der Betrachtung der Zustände des Nachtwandelns und des Sonnambulismus macht sich diese Mystik in vollstem Maße geltend; so begeistert ihn die bei Nachtwandlern bisweilen beobachtete körperliche Geschicklichkeit zu dem Ausrufe: „in der That, es scheint hier selbst auf den Leib die Anziehung einer oberen, unsichtbaren Natur zu wirken, welche der Anziehung der unteren, grobkörperlichen Welt, der gewöhnlichen Schwere so das Gleichgewicht hält, daß diese ihre sonstige Uebermacht über den Körper verliert“; und im magnetischen Hellsehen ver-räth sich nach ihm „ein neues, die Erkenntniß der Außenwelt vermittelndes Organ in der Gegend der Herzgrube, ein Organ, welches die Stelle der Sinnen des Hauptes vertritt“ (p. 384). Wir brauchen hier nicht alle die Stimmen aufzuzählen, die sich in gleichem Sinne vernehmen ließen, es genügt, an einige bekanntere Namen wie Justinus Kerner und Jung Stilling zu erinnern. Aber auch heute noch können wir ähnliche Anschauungen, wenn auch in abgeschwächter Form, bei einzelnen Schriftstellern finden. Um aus der Zahl der lebenden Philosophen ein Beispiel anzuführen, wollen wir nur den ehrwürdigen F. H. Fichte erwähnen. In einem Aufsatz: „Ueber Traum, Ahnung, Vision und die damit zusammenhängenden Seelenerscheinungen“ sagt er von diesen Zuständen: „In ihnen öffnet sich uns, wie von einem rasch vorüberfliegenden Blitze erleuchtet, die eigene Tiefe unseres Wesens, ungeahnte Kräfte verrathend . . . Erst im Wachen und im Traum-Bewußtsein zusammen ist der ganze Mensch erkannt. In jenem ist er es nur zur Hälfte und zwar nach der weit uninteressanteren und dürftigeren Seite hin“. In seiner Anthropologie erklärt er, die in unseren gewöhnlichen Bewußtseins-Zuständen bestehende enge Verbindung des Geistes mit dem Leib sei durchaus nicht eine nothwendige Bedingung seines Bewußtseins, dieser Sinnenleib sei vielmehr eine Schranke von retardirender Wirkung für seine Bewußtseinsfunctionen; in den ekstatischen Zuständen, sowie auch schon in manchen Träumen, sei jene Verbindung aufgehoben, der Geist als leib- und hirnsfrei zu betrachten und gerade dadurch einer erhöhteren Wirksamkeit fähig.

Gegen eine so respectvolle Behandlung der Traumzustände lassen sich aber

doch sehr gewichtige Bedenken geltend machen. Da haben wir vor Allem die mißliche Thatfache, daß neben allem Edlen und Erhabenen, was die Träume bisweilen auszeichnen mag, doch nicht weniger häufig auch recht alberne, ja hässliche und unedle Züge unsere Traumbilder verunstalten. Wie reimt sich das mit jenem höheren, reineren Sein, an dem die Seele im Schlafe participiren soll? Und gar die thörichten, unvernünftigen Handlungen, die Träumende und Schlafwandler bisweilen begehen, wie wenn z. B. einer in der Vertheidigung gegen geträumte Angreifer seinen Stubengenossen erscho , haben diese vielleicht etwas an sich von dem Lichte eines fernen Sternenhimmels, dessen die hirnfreie Seele theilhaftig ist? Ein weiteres Argument gegen jene Annahme einer „Entleibung“ der Seele in den Traumzust nden ergibt sich uns aus der Art und Form der Traumbilder selbst. Diese sind doch ohne Zweifel Gegenstände einer anschaulichen Vorstellung, die, wenn sie auch nicht durch die äußeren Sinne zu Stande kommt, wie die Anschauung des wachen Bewußtseins, doch dieser letzteren vollständig analog ist. Die Gegenstände dieses im Traume wirksamen Anschauungsverm gens sind der Form nach ganz dieselben, wie die der wachen Anschauung, und daraus ist man doch wohl zu schließen berechtigt, daß dasselbe auch von eben denselben materiellen Bedingungen abhängig ist wie diese, mit anderen Worten, daß es nicht ohne Mitwirkung des Gehirnes zu Stande kommt. Ganz zu demselben Resultate f hrt ferner der Umstand, daß man Träume auf künstlichem Wege, nämlich durch narcotische Mittel hervorzurufen im Stande ist, eine Thatfache, die wir unten noch näher besprechen werden. — Nach alledem können wir jene poetische Anschauung eines höheren, leibfreien Seins der Seele im Schlafe nicht für eine glückliche halten, müssen ihr vielmehr jede Fähigkeit absprechen, zur Erklärung der in Frage stehenden Zustände irgend etwas Genügendes beizutragen. Und so haben sich denn auch die neueren Bearbeiter dieses Gegenstandes fast durchweg jenen Anschauungen ab- und einer fruchtbareren Betrachtungsweise zugewandt, indem sie die Ursachen unseres Traumlebens nicht mehr in einer fernen, unserem sonstigen Wissen fremden Welt suchten, sondern dasselbe in Analogie mit unserem wachen Bewußtsein stellten und zu erkennen versuchten, ob nicht vielleicht für beiderlei Zustände auch gleiche Factoren als bedingende anzunehmen seien.

Was nun ist der Traum, und wie kommt er zu Stande? Vor uns liegt die neueste Monographie über unser Problem, eine sehr lesenswerthe und besonders durch die Mittheilung zahlreicher Experimente interessante Schrift von C. Binz (Ueber den Traum. Bonn 1878). Diesem ist der Traum ein „rein körperlicher und pathologischer Vorgang, ein Vorgang von unvollständigem Schlaf und ungeordnetem Erinnern“. Diese Annahme stützt sich vor Allem auf die Thatfache, daß man Träume oder traum hnliche Zustände durch Gifte und Arzneistoffe willkürlich machen, ja sogar die Klangfarbe des Traumes dadurch vorherbestimmen kann. Eine Reihe von mitgetheilten Versuchen beweist, daß z. B. die Träume, welche der Genuß von

Opium und Haschisch hervorbringt, farbenbunt, heiter und behaglich sind, während die Traumbilder atropinvergifteter Menschen unangenehm erregter Art zu sein pflegen. Bekannt ist, daß namentlich auch der Aether bei manchen Menschen Träume hervorbrachte, in denen sie sich in Zuständen höchster Zufriedenheit und Seligkeit befanden. Nichts anderes als eine acute Vergiftung ist auch der Traumzustand, den wir unter dem Namen des Alpdrückens kennen. Wird durch die Bettdecke oder andere Ursachen der Luft die Passage verlegt, so sammeln sich Kohlensäure und andere Producte unsers Stoffwechsels im Blute an und mißhandeln das Nervensystem. Das daraus entstehende Unbehagen, das sehr häufig die Gestalt eines Erstickungsvorganges annimmt, hört auf, sowie, etwa durch das Oeffnen des Mundes, die atmosphärische Luft wieder freien Zugang gewinnt: ihr Sauerstoff ist das Gegengift, das die Traumursachen beseitigt. Alle diese Thatsachen drängen nach Binz dahin, den Traum als einen körperlichen Vorgang zu kennzeichnen, zu dessen Erklärung er auf Grund zahlreicher Experimente die These aufstellt: „Die concreten Einzelbegriffe und Einzelbewegungen unsers Empfindens, Denkens und Wollens sind an räumlich getrennte Elemente des Gehirns gebunden“. Die darauf gegründete Traumtheorie ist in Kürze folgende: Wachsein, Traum und tiefer Schlaf sind drei Prozesse, welche an dem nämlichen Organ und einer aus dem andern ablaufen. Im Wachsein verfügen wir über das ganze Gehirn; wenn wir auch nicht mit allen Zellen arbeiten, so schlafen doch die unbeschäftigten nicht, sondern jeden Augenblick können wir sie ansprechen, gleich den Saiten eines Claviers, wenn keine Hemmung auf ihnen liegt. Der Schlaf nun hemmt vorübergehend die specifische Thätigkeit der kleinen millionenfachen Denkforgane. Normale Ermüdungstoffe, ferner Weingeist, Chloroform, Morphinum, erzeugen gelinde Erstarrung in ihnen und ebenso wenig wie ermüdete Muskeln vermögen sie nun auf Reize rasch und sicher — wenn überhaupt — zu antworten. Ist diese Erstarrung eine allgemeine, bleibt keine Gehirnzelle ausgeschlossen von dem Eindringen der schlafmachenden Ursache, so liegen wir im tiefen, traumlosen Schlafe. Ist aber diese Hemmung nur eine partielle, sind einzelne Zellenhaufen von der Erstarrung wieder befreit oder noch nicht betroffen, so functioniren sie allein, und diese isolirte Arbeit der Einzelgruppen ist eben der Traum. Derselbe findet daher naturgemäß hauptsächlich zu der Zeit statt, die dem Erwachen kurz vorhergeht. In den frühen Morgenstunden geht der Zustand der Lähmung der Gehirnzellen allmählig seinem Ende entgegen; immer geringer werden die in dem Gehirne weiß aufgehäuften Ermüdungstoffe, immer mehr von ihnen wird weiter zerlegt, oder von dem rastlos treibenden Blutstrom fortgespült; hier und dort leuchten schon einzelne Zellenhaufen wach geworden hervor, und beginnen ihre Arbeit; ihre Zahl wird immer größer, bis endlich den Reizeindrücken des Tages gegenüber auch die letzten Erstarrungszustände verschwinden und der Traum sich in Wachsein auflöst. Ganz ebenso geht auch das Einschlafen nur allmählig vor sich. Wie die künstlichen Einschläferungs-

mittel, z. B. das Chloroform, so wirkt auch das von unserm Blut getragene Chloroform nur nach und nach auf das Gehirn ein, und während ein großer Theil der Gehirnoberfläche schon außer Thätigkeit gesetzt ist, arbeiten die noch nicht durchtränkten Punkte und Inseln weiter, bis auch sie der Lähmung verfallen.

Daß das Träumen irgendwie durch Zustände des Gehirns und Nervensystems mitbedingt ist, dürfte heute wohl Niemand mehr bezweifeln, der vorurtheilslos über die Sache nachdenkt; und so ist denn das Hauptresultat der Binz'schen Untersuchung ohne Weiteres zu acceptiren, daß der Traum ein vermittelt eines körperlichen Organs sich vollziehender und von dessen Veränderungen abhängiger Vorgang ist. Daß speciell der den verschiedenen Partien des Gehirns beiwohnende, verschiedene Erm dungsgrad es sei, der die Entstehung der Traumbilder bedinge, ist eine Hypothese, die zur Erklärung mancher Eigenthümlichkeit des Traumes recht wohl geeignet ist, durch die namentlich das Bunte, Regellose unserer Traumbilder, die phantastische Zusammenf hung derselben einigermassen begreiflich wird. Denn wenn eben unsere Erinnerungsbilder, wenn überhaupt unsere geistigen Functionen in bestimmten Gehirnthteilen localisirt zu denken sind, so ist es erklärlich, daß sich die einzelnen Bilder im Traume so regellos zusammenfügen, je nachdem gerade diese oder jene Gehirnzellen arbeiten, da die Controle der der Association vorstehenden Hirnthteile fehlt. Aber man darf bei alledem doch nicht vergessen, daß eine bloße Untersuchung der körperlichen Bedingungen des Traumes das ganze Wesen desselben niemals wird erschöpfen können, weil eben bei seiner Entstehung außer jenen Bedingungen noch ein anderer Factor mit in Betracht kommt, nämlich die geistige Seite des Menschen, und zu deren Erkenntniß bedarf es jedenfalls einer psychologischen Untersuchung. Träume sind ja doch, das wird Niemand bestreiten, Vorstellungen, die wir während des Schlafes haben. Was aber sind Vorstellungen, und wie kommen sie zu Stande? Es ist klar, daß von der Beantwortung dieser Frage auch die nach dem Wesen des Traumes abhängt, und daß deshalb die Anschauungen über den Traum sich verschieden gestalten müssen je nach der psychologischen Grundanschauung, die der darüber Nachdenkende hat. Die Sache wäre sehr einfach und durch die bloß naturwissenschaftliche Untersuchung des Gehirns und seiner Thätigkeit erledigt, wenn die Vorstellungen nichts weiter wären, als Functionen des Gehirns. Eine solche Behauptung ist zwar oft genug aufgestellt, aber niemals bewiesen worden und widerspricht überhaupt jeder Analogie. Soweit die Erfahrung reicht, kann immer nur dem Wesen nach Gleiches von Gleichem hervorgebracht werden; Materie und Bewußtsein aber sind zwei so spezifisch verschiedene Dinge, daß dieses unmöglich als ein bloßes Product jener betrachtet werden kann, sondern zu seiner Erklärung ein besonderes geistiges Princip als Ursache angenommen werden muß. Wer also jene Art von Monismus nicht zu acceptiren im Stande ist, wer zur Erklärung unserer geistigen Thätigkeiten einen selbständigen geistigen Factor im Menschen, eine

Seele neben dem Leibe annimmt, der wird, wie das Bewußtsein überhaupt, so auch das im Traum sich kundgebende, eben von diesem Factor mitbedingt sein lassen. Freilich huldigen wir nicht etwa einer Psychologie nach Art der oben berührten, wonach die Seele mit dem Leibe wie mit einem fremden, ihr eigenstes Wirken eigentlich hemmenden Wesen, nur lose zusammengekoppelt sei und sich in gewissen Zuständen wieder zeitweise von ihm löse, um ihre eigenen Wege zu gehen. Wir müssen vielmehr zwischen Leib und Seele die allerinnigste Verbindung annehmen, und unser ganzes Leben mit allen unseren Bewußtseins- und Willensfunctionen ist eben das Resultat dieser Verbindung. Ohne die Seele wären jene Functionen nicht möglich, aber ohne den Leib, als das Organ der Seele, kämen sie gleichfalls nicht zu Stande. Der Materialismus begeht den Fehler, daß er den einen der beiden mitbedingenden Factoren, die Seele, leugnet oder vielmehr zu einem Producte des andern herabsetzt; ihm also ist das Bewußtsein eine Function des Gehirns, uns ist es eine Thätigkeit der Seele, die freilich nur vermitteltst des Gehirns, als des Organes der Seele, zu Stande kommt. Wie dieses Verhältniß von Leib und Seele, dieser enge Zusammenhang zwischen beiden möglich und wie er zu erklären sei, ist für uns ein Räthsel und wird es wohl auch bleiben; wir finden diese Verbindung als eine gegebene vor und müssen sie, wie so manches Andere, als unbegriffene Thatsache hinnehmen. Ob es andere Wesen und andere Zustände gibt, in denen das Denken, Fühlen und Wollen auf eine von der unsrigen verschiedene Weise zu Stande kommt, das wissen wir nicht: unsere gegenwärtige, menschliche Daseinsform hat jedenfalls das Eigenthümliche, daß jene psychischen Functionen nur vermitteltst des organischen Apparates, des Gehirns und Nervensystems vor sich gehen, also nur durch die engste Verbindung zwischen Leib und Seele zu Stande kommen können. Es ist nicht unmöglich, daß für ein über das menschliche hinausragendes Anschauungsvermögen diese beiden Factoren, Seele und Leib, nur zwei verschiedene Erscheinungsweisen einer und derselben zu Grunde liegenden Einheit darstellen; jedenfalls aber ist diese Einheit dann eine für uns transcendente, von der wir nicht das Geringste wissen. Wir haben den Menschen zu betrachten, wie er sich in der Erscheinung darstellt, und da können wir denn nicht anders, als zwei verschiedene selbstständige Theile in ihm anzunehmen, von denen keiner das Product oder die Function des anderen ist, können also, bei allem Streben nach Einheit, doch den heute so gerühmten Monismus als eine der Erfahrung entsprechende Anschauungsweise nicht anerkennen, sondern müssen uns vorläufig mit einem, wenn auch nicht absoluten, so doch jedenfalls relativen Dualismus zufrieden geben.

Wenn wir nun von dieser psychologischen Grundanschauung aus an unser Problem herantreten, so läßt zunächst die besprochene, enge Gemeinschaft zwischen Leib und Seele, die Abhängigkeit, in welcher jeder der beiden Factoren vom andern steht, es uns vollständig erklärlich erscheinen, daß der Zustand des einen jedesmal auch auf den des andern einwirkt, daß eine Veränderung in

einem von beiden auch eine solche in ihrem gemeinschaftlichen Producte, dem Denken, Fühlen und Wollen zur Folge haben wird. Es liegt also in unserer Anschauung durchaus kein Hinderniß für die Annahme, daß Veränderungen im Gehirn oder überhaupt im Nervensystem auch einen entsprechenden Einfluß auf das Bewußtsein haben. Demgemäß müssen auch wir jene Herabsetzung und zeitweilige Aufhebung des Bewußtseins, wie sie im Schlafe eintritt, ohne weiteres als eine Wirkung des körperlichen Organismus anerkennen; und da der Traum eben in Folge einer partiellen Aufhebung dieses körperlichen Einflusses auf das Bewußtsein zu Stande kommt, so können wir freilich auch ihn in gewissem Sinne einen „körperlichen Vorgang“ nennen. Aber doch nur in gewissem Sinne, sofern nämlich das Zurückweichen des auf der Vorstellung lastenden somatischen Druckes dieser die Möglichkeit gewährt, emporzusteigen, oder sofern überhaupt Zustände des Gehirns Bedingungen ihres Zustandekommens sind; ein rein körperlicher Vorgang aber ist er jedenfalls nicht, so wenig wie die Bewußtseinsacte im Wachen es sind. Denn das Positive, das eigentlich Wirkliche im Traum sind ja die Vorstellungen, und diese sind, wenn sie auch nur vermittelt des Gehirns als Seelenorganes zu Stande kommen, doch nichts Körperliches, noch auch bloße Producte eines Körperlichen; sie sind vielmehr Thätigkeiten der Seele, mögen sie nun im Zustande des Wachens oder des Träumens entstehen.

Wie nun jener körperliche Einfluß auf das Bewußtsein, der Schlaf, zu Stande kommt, welcher Art der physiologische Vorgang dabei ist, bleibt vorläufig noch ein zu lösendes Problem. So lange es der Physiologie noch nicht gelungen ist, eine unumstößliche, allgemein acceptirte Erklärung des Schlafes zu finden, — und vorläufig gehen die Anschauungen der Physiologen darüber noch auseinander — so lange hat sich natürlich auch die Psychologie bei der Unkenntniß dieses Vorganges zu bescheiden. Ihre Aufgabe ist es nur, die Wirkung desselben auf das Bewußtsein zu untersuchen. Sollen wir diese kurz charakterisiren, so können wir uns dazu etwa der Worte H. Siebed's bedienen, der folgende Definition aufstellt: „Der Schlaf ist eine von dem körperlichen Organismus ausgehende Wirkung, in welcher mit der Ermüdung des Muskel- und Nervensystems auch die geistige Thätigkeit einer Hemmung unterliegt, indem die Gedanken und Gefühle, welche das wache Bewußtsein einnahmen, von einem wachsenden physiologischen Drucke, wie von einer langsam andringenden Gewalt mehr und mehr verdunkelt werden, gleichsam hinabgedrückt bis zu der Schwelle des Bewußtseins, unterhalb deren sie in das Reich der Vergessenheit gerathen, scheinbar vernichtet, in der That aber fortbestehend, um nach dem Erwachen wieder empor zu tauchen und auf's Neue bewußt zu werden“. (das Traumleben der Seele. Berlin 1877. Samml. gemeinverst. wissensch. Vorträge, Heft 279 pag. 6). Ist diese durch den physiologischen Druck hervorgerufene Aufhebung des Bewußtseins eine vollständige, so haben wir den tiefen traumlosen Schlaf; ist sie nur eine partielle, ist der Druck noch nicht oder nicht mehr so stark, um die Vorstellung ganz aus dem Bewußtsein

zu verdrängen, so entsteht der Traum. Da nun die Vorstellungen überhaupt, wie oben dargelegt wurde, Aeußerungen der Seele sind, so hat der Physiologe Burdach Recht, wenn er das Träumen folgendermaßen erklärt: „Die im Schlaf fortdauernde Seelenthätigkeit äußert sich als Traum“; freilich, müssen wir hinzusetzen, nicht jede Seelenthätigkeit. Denn eine gewisse Thätigkeit übt die Seele fortwährend, auch im allertiefsten Schlafe, was einfach schon daraus hervorgeht, daß wir auch im tiefen Schlafe leben, während ja absolute Unthätigkeit, vollständige Ruhe der Tod sein würde. Daß aber die Seele auch im tiefsten Schlafe, also fortwährend, träume, ist eine Annahme, zu der wenigstens kein zwingender Grund vorliegt. Vorhanden ist ihre Thätigkeit allezeit auch im Schlafe, aber sie hat, wie dies ja auch im Zustande des Wachens mitunter vorkommt, nicht immer den Grad von Intensität, um in's Bewußtsein zu treten, und nur die während des Schlafes bewußt werdende psychische Thätigkeit nennen wir Traum.

Mit diesem Einblick in das Wesen des Traumes haben wir den für seine Erklärung wichtigsten Punkt gewonnen, seine Continuität mit dem wachen Bewußtsein. Wachen und Träumen, das haben wir vor Allem festzuhalten, sind nicht dem Wesen nach, sondern nur gradweise verschiedene Zustände unsres Bewußtseins. „Der Traum“, sagt Strümpell treffend, „ist nicht Etwas, das ursprünglich und allein für sich ganz neu in der Seele entspringt, kein isolirt Stehendes und aus einem isolirten Ursprunge Herstammendes. Er ist nicht von dem Inhalte des wachen Bewußtseins durch einen Riß getrennt, über den die Seele in ein anderes Gebiet hinüberspringen müßte, oder über welchen eine fremde Macht in sie hereinbräche. Zwischen dem Traum und dem wachen Bewußtsein ist Continuität und Zusammenhang“ (Die Natur und Entstehung der Träume. Leipzig 1874. pag. 95). Beide Zustände sind eben in gleicher Weise Aeußerungen einer und derselben Seele; was sie von einander unterscheidet, ist nur der in Beiden vorhandene, verschiedene Grad des Bewußtseins. Einen Beweis für diese Continuität haben wir schon an den mannigfachen Uebergangsstufen und Zwischenzuständen, die sich zwischen dem wachenden und träumenden Bewußtsein finden. Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung jenes Träumen im Wachen, jene traumartigen Zustände, in die wir uns mitunter bei vollbewußter Geistesthätigkeit plötzlich versetzt finden, in denen die fremdartigsten Vorstellungen aus der Tiefe der Seele in unser Bewußtsein treten und uns vom Gegenstande unsres Nachdenkens ablenken, wo die Gedanken bald hier bald dorthin schweifen und wir einer ungerufenen Ideenassociation willenlos hingegeben sind? Oder jene Träumerei, die sich so gerne vor dem Einschlafen, im Zustande der Schläfrigkeit, bei uns einstellt? Noch nehmen wir vielleicht an der Unterhaltung Theil, aber immer verwirrter und immer bunter werden die Bilder vor unserm geistigen Auge, wir antworten vielleicht noch auf eine an uns gerichtete Frage, aber verkehrt, aus einem ganz anderen Gedankengange heraus, immer schwächer wird unser Bewußtsein, bis endlich auch der letzte Rest desselben uns verläßt und tiefer Schlaf uns umfängt.

Solche Zustände haben mit den Traumercheinungen im Schlafe nicht nur die größte Aehnlichkeit, sondern sind auch auf's Engste mit denselben verwandt, haben dieselbe Natur und Entstehung mit ihnen gemein, so daß man oft kaum noch zu unterscheiden vermag, wo das Wachen aufhört und das Träumen beginnt. Beides sind eben, wie gesagt, nur graduell, nicht essentiell verschiedene Zustände. Und darum unterliegen sie denn auch denselben Gesetzen. Die Entstehung und Fortbildung der Vorstellungsreihen im träumenden Zustande geht ganz auf dieselbe Weise vor sich, lässt sich vollständig auf dieselben Regeln zurückführen, die für die Idembildungen der wachenden Seele gelten, nur daß die letzteren der Controle und Regulative des Selbstbewußtseins unterstellt sind, während dieses in den Zuständen des Traumlebens meist cessirt. Dieser Umstand, der Mangel des Selbstbewußtseins im Traume, ist es nun aber hauptsächlich, der trotz der besprochenen Gleichartigkeit, trotz der nur graduellen Verschiedenheit zwischen Wachen und Träumen, doch einen so gewaltigen Unterschied zwischen beiden begründet. Aus dem Fehlen des Selbstbewußtseins lassen sich überhaupt fast alle die Eigenthümlichkeiten erklären, die uns das Traumleben zu einem so seltsamen und wunderlichen machen, wie dies neuerlich H. Spitta in seinem an feinen Bemerkungen über unsern Gegenstand reichen Buche („Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele“, Tübingen 1878) besonders klar und ausführlich dargelegt hat. Wir müssen nämlich durchaus unterscheiden zwischen Bewußtsein und Selbstbewußtsein. Das Selbstbewußtsein ist, wie Volkmann (Psychol. I. p. 170) sagt, „als das wirkliche Vorstellen des Ich=Selbst nur eine, in der That aber die entwickelteste Form des Bewußtseins“. Im Selbstbewußtsein stellt das denkende Subject sich gewissermaßen sich selbst als Object seines Denkens gegenüber, es betrachtet sich als ein Ich und setzt den gesammten übrigen Inhalt seines Bewußtseins mit diesem Ich in Beziehung. Alle ihre Vorstellungen, Gefühle, Willensregungen, kurz die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Zustände fa t die Seele im Selbstbewußtsein zusammen als ihre Zustände, als ihren Besi , zu dem sie sich eben als einheitlichen, im fortwährenden Wechsel der Zustände sich gleichbleibenden Herrn und Eigenthümer weiß. Nun ist im Traum, wie wir sahen, Bewußtsein allerdings vorhanden, aber doch nur ein sehr herabgesetztes, vermindertes, so daß es zu jener „entwickeltesten Form“ desselben, zum Selbstbewußtsein hier sehr häufig nicht kommt; wir haben alsdann wohl Vorstellungen, aber ohne daß diese Vorstellungen zu unserm Ich in lebendige Beziehung treten, ohne daß wir sie wirklich als unsere Vorstellungen wissen. Es sind gewiß einem Jeden, der darüber nachdenkt, aus eigener Erfahrung zahlreiche solcher Träume bekannt, in denen ihm die Vorstellung seiner eigenen Persönlichkeit gar nicht zum Bewußtsein kam; die Begebenheiten im Traume ziehen alsdann wie fremde an uns vorüber, wir sehen ihnen interesselos zu wie einem Schauspiele, das uns selbst nicht im geringsten berührt. Bisweilen geschieht es auch, daß nur ein Theil des Traum Inhaltes zu unserm Ich in Beziehung tritt, der andere nicht. So ist z. B. der bekannte Traum zu

erklären, den van Goens von sich erzählt. Er befand sich im Traum in der Schule, wo er sich während des Unterrichtes vergebens abquälte, um auf eine vom Lehrer an ihn gerichtete Frage die richtige Antwort zu finden; zu seiner Beschämung und seinem Aerger gab dann sein Nachbar die Antwort, die er nicht gewußt hatte. Ähnliche Träume sind nicht selten, in denen sich der Träumende gewissermaßen in zwei Persönlichkeiten theilt, deren eine von der andern Mittheilungen oder Belehrungen empfängt. In solchen Fällen kommt eben die Vorstellung des Ich nur zum Theil zur Entwicklung, nur eine Partie des Trauminhaltes tritt zur Persönlichkeit des Träumenden in Beziehung, während die andere ihm als ein Fremdes gegenüber steht. Im Wachen hätte natürlich van Goens die richtige Antwort auf die betr. Frage selbst gewußt, denn es ist ja ein und dieselbe träumende Persönlichkeit, der Frage und Antwort als ihre eigenen Vorstellungen angehören.

Aus dem Fehlen des Selbstbewußtseins nun erklären sich, wie schon angedeutet, fast alle die Eigenthümlichkeiten, die dem Traumleben ein so seltsames Colorit verleihen. Hierher gehört vor Allem das Bunte, Phantastische, Zusammenhangslose, das wohl der Mehrzahl unserer Träume eigen ist. Im wachen Zustande steht unsere Ideenverbindung unter der Controle des Selbstbewußtseins, dasselbe hält als ordnendes, logisches Princip gewissermaßen die Zügel unsrer Vorstellungen in seiner Hand, jede neu in's Bewußtsein tretende Vorstellung erhält von ihm den ihr zugehörigen Platz, indem sie entweder von der Vorstellungsgruppe, der sie ihrem Inhalte nach zugehört, appercipirt oder auch von dem im Bewußtsein gerade dominirenden Vorstellungscomplex einseitigen unterdrückt und zum Vergessen gebracht wird. Im Schlafe nun können ganz ebenso wie im Wachen die heterogensten Vorstellungen in's Bewußtsein treten, sei es in Folge äußerer Reize, sei es auf innere Anlässe hin, wobei denn auch der oben besprochene ungleiche Ermüdungsgrad der verschiedenen Partien des Nervensystems gewiß nicht ohne Einfluß ist. Da aber hier das Selbstbewußtsein und die durch dasselbe bewirkte Regulirung des Vorstellungsverlaufs fehlt, so geht letzterer in ganz automatischer Weise vor sich, jede neu auftauchende Vorstellung verbindet sich mit den schon im Bewußtsein vorhandenen, mag sie denselben auch noch so heterogen sein, zu einer Gesamtvorstellung, und so entstehen denn ganz naturgemäß jene phantastischen und widersinnigen Traumbilder, die uns nach dem Erwachen so märchenhaft erscheinen.

Auf dieselbe Weise erklärt sich eine andere, nicht minder merkwürdige Erscheinung des Traumlebens, nämlich die Thatsache, daß wir im Traum über nichts erstaunen. Wir erleben hier die unsinnigsten Dinge, befinden uns in den unmöglichsten Situationen und Verhältnissen, verkehren z. B. mit Männern, die vor Jahrtausenden gelebt haben, wie mit unseren heutigen Bekannten, und das Alles, als ob es sich von selbst verstünde, ohne daß auch nur ein Gedanke an die Unmöglichkeit des Erlebten in uns aufsteige. Ganz natürlich: wir erstaunen über ein Ereigniß, wenn dasselbe von unseren bis-

herigen Erfahrungen bedeutend abweicht, mit keiner derselben in irgend welche Analogie zu bringen ist. Dazu ist aber nöthig, daß wir eine Begebenheit mit unseren bisherigen Erlebnissen vergleichen. Im Wachen nun thut dies der Mensch; er hat im Selbstbewußtsein gewissermaßen die Summe aller bisherigen Erfahrungen zusammengefaßt und sich ein Gesamturtheil über das Mögliche und Unmögliche gebildet, mit dem dann jedes neu eintretende Ereigniß unwillkürlich verglichen und an dem es gemessen wird. Während des Schlafes aber fehlt mit dem Selbstbewußtsein auch jener Maßstab, und so zieht denn die seltsamste Vorstellung gleich eindrucklos vor unserem Bewußtsein vorüber wie die alltäglichste. Es hängt mit dieser Eigenthümlichkeit des Traumes auf's Engste eine andere zusammen, von der sie eigentlich nur als eine einzelne Erscheinung anzusehen ist, nämlich die Thatfache, daß überhaupt die Urtheilskraft während des Träumens sehr häufig gänzlich fehlt. Wir legen hier mitunter Dingen, die wir im Zustande des Wachens kaum beachten würden, den größten Werth bei, während Ereignisse von der höchsten Wichtigkeit uns vollständig kalt und gleichgiltig lassen. Im Wachen besitzen wir eben als Resultat unsres ganzen bisherigen Lebens eine Summe von Kenntnissen, von Gedanken und Gefühlen, mit denen die neu eintretenden Vorstellungen in Beziehung treten, wir haben feststehende Ansichten und Grundsätze, nach denen wir eine Sache beurtheilen. Im Zustande des Schlafes aber fehlt mit dem Selbstbewußtsein auch dieser „geistige Hintergrund“ und somit der Maßstab der Beurtheilung, die Vorstellungen folgen hier aufeinander, ohne daß die träumende Seele sie zu anderen in die richtige Beziehung zu setzen vermöchte. Als einen Mangel an Urtheilskraft können wir auch den Umstand ansehen, der ja allen Träumen eigen, daß nämlich der Träumende wirkliche Ereignisse, äußere Objecte vor sich zu haben wähnt, während doch die Traumbilder nichts weiter als seine inneren Zustände, seine subjectiven Vorstellungen sind. Im Wachen, beim vollen Spiel des Bewußtseins, kann diese Verwechselung nicht leicht vorkommen, weil wir hier beständig die Möglichkeit haben, unsere Vorstellungen mit der greifbaren Wirklichkeit vor uns zu vergleichen und sie so auf ihre objective Realität hin zu prüfen; während des Träumens aber steht ihr kein Hinderniß entgegen, denn hier fehlt, wie wir sahen, der Seele die Möglichkeit des Vergleichens.

Werfen wir nun, nachdem wir so das Wesen und die Eigenthümlichkeiten des Traumes kennen gelernt haben, noch einen Blick auf seine Entstehungsweise, so stellt sich uns diese als eine zweifache dar: entweder entstehen die Traumbilder, wie die Vorstellungen überhaupt, in Folge körperlicher Reize, oder sie tauchen ohne solche aus der Tiefe der Seele selbst auf, sind Producte des psychischen Mechanismus. Wir können daher die Träume mit Spitta (a. a. O. p. 177) eintheilen in Nervenreizträume und rein psychische Associationsträume, die freilich in der Wirklichkeit wohl nie so scharf von einander zu trennen sein dürften. Weit mehr Träume, als man gewöhnlich glaubt, gehören der ersteren Art an, indem sie entweder in äußeren Sinnesindrücken,

oder in inneren, aus dem Organismus selbst entspringenden Reizen ihren Anlaß haben. Auch während des Schlafes sind ja unsere Sinne fortwährend den mannigfaltigsten Einwirkungen ausgesetzt, die dann durch die betreffenden Sinnesnerven weiter geleitet werden und in der Seele Empfindungen auslösen. Das Auge freilich ist geschlossen und dürfte wohl nur für intensivere Lichteindrücke empfänglich bleiben, die übrigen Sinne aber bleiben mehr oder weniger in Wirksamkeit; namentlich ist es das Gehör, und in noch viel höherem Maße der Tastsinn, deren Erregungen zur Entstehung zahlloser Traumbilder die Veranlassung geben. Jedes Geräusch, das an unser Ohr dringt, jeder Reiz, der die Hauthülle unseres Körpers trifft, kann die Ursache eines Traumes werden. Da nun aber im Schlafe, wie wir sahen, das Selbstbewußtsein meist cessirt, so hat die Seele nicht die Fähigkeit, richtig zu schließen, und so bezieht sie denn fast niemals die durch jene Reize in ihr erweckten Empfindungen auf ihre wirklichen Ursachen, sondern sie bringt sie willkürlich mit den vom wachen Bewußtsein her in ihr vorhandenen Vorstellungen zusammen. Dazu kommt dann als weiteres Moment die Phantasie, die ja hier, wo das Selbstbewußtsein ruht, den freiesten Spielraum hat. Diese nimmt die durch die Reize hervorgerufenen Empfindungen auf und deutet sie nach ihrer Weise um, indem sie dieselben meist in's Phantastische, Kolossale übertreibt. So wird uns vielleicht der Stich einer Fliege oder sonst ein geringfügiger Schmerz im Traum zum Dolchstich eines Mörders, eine unbequeme Lage ist Veranlassung zur Vorstellung einer mühevollen Arbeit oder einer Gefahr. Ein leises Klopfen an die Thür oder sonst ein unbedeutendes Geräusch gestaltet sich etwa zum Gedanken eines Schusses und macht uns zu Theilnehmern an einem Duell oder versetzt uns mitten in eine Schlacht; eine geringe Körperbewegung, etwa das Ausstrecken eines Fußes, erweitert sich zur Vorstellung des Fliegens durch die Luft oder eines Falles aus schwindelnder Höhe. Hierher gehört auch die oben schon besprochene, häufig vorkommende Erscheinung des Alpdrückens, wobei eine leise Athemnoth zur Vorstellung einer auf uns liegenden Last oder eines Thieres wird, das uns zu erdrücken droht; ferner die nicht minder häufigen „Verlegenheits-träume, bei denen der Träumer in höchst mangelhafter Toilette auf der Straße oder in einer Gesellschaft erscheint, Träume, als deren unschuldige Ursache sich insgemein eine herabgefallene Bettdecke herausstellt“ (Wunde, Psychologie pag. 658). Es sind uns von glaubwürdigen Männern zahlreiche Beispiele der merkwürdigsten Nervenreizträume aufbehalten worden. So berichtet Meier (Versuch einer Erklärung des Nachtwandelns. Halle 1758 p. 33), ihm habe einmal geträumt, daß er von einigen Personen überfallen worden sei, die ihn auf die Erde legten und ihm zwischen die große und die nächste Zehe einen Pfahl in die Erde schlugen; in der Aufregung darüber erwachte er und fühlte nun, daß ihm ein Strohhalbm zwischen den Zehen steckte. Als eben derselbe einmal das Hemd am Halse etwas zu fest zusammengesteckt hatte, gestaltete sich das daraus entstehende unbehagliche Gefühl zu dem Traum,

daß er gehängt würde. Von einem Andern wird erzählt, er habe sich einst beim Zubettgehen eine Flasche mit heißem Wasser an die Füße gelegt und habe in Folge davon im Traum eine Reise auf die Spitze des Aetna gemacht, wo er die Hitze fast unerträglich gefunden; ein Dritter, der ein Pflaster auf dem Kopfe liegen hatte, sah sich im Traum in den Händen von Indianern, die ihn zu skalpiren im Begriffe waren (Jessen, Psychologie pag. 528). Wir enthalten uns, weitere Beispiele von Nervenreizträumen mitzutheilen, da sie gewiß jedem Leser aus eigener Erfahrung in Menge bekannt sein werden; erwähnen wir nur noch, daß in gleicher Weise wie durch äußere Einwirkungen, so auch aus dem Inneren unseres Organismus heraus, dessen verschiedene Organe ja auch während des Schlafes in fortwährender Thätigkeit sind, die mannigfachsten Reize auf das Nervensystem ausgehen und zu Seelenempfindungen umgestaltet werden können, so vermögen wir uns einen Begriff davon zu machen, wie zahllose Träume allein in der leiblichen Seite des Menschen ihre Veranlassung haben mögen.

Aber auch ohne solche directe Reize von der körperlichen Seite her können Träume entstehen, indem aus dem vorhandenen geistigen Schatz der Seele selbst Vorstellungen in's Bewußtsein treten. Am häufigsten sind es erklärlichermaßen jüngstvergangene Ereignisse, die uns im Traume noch einmal beschäftigen. Begebenheiten, die wir am letzten Tage gehört, Dinge, die wir am Abend gelesen, Personen, an die wir vor Kurzem gedacht oder von denen wir gesprochen haben, drängen sich mit Vorliebe in unsere Träume; Gedanken, die uns in der letzten Zeit lebhaft beschäftigten, lassen uns häufig auch im Traume nicht los, sondern setzen sich fort und spinnen sich mitunter in ganz vernünftiger Weise weiter. Aber nicht immer geschieht es, daß das Bewußtsein des Träumenden so nach dem Nächstliegenden greift: bisweilen sind es auch Bilder einer längstvergangenen Zeit, die uns im Traume in die Erinnerung treten, Personen, an die wir seit Jahren nicht gedacht, Ereignisse, die unser waches Bewußtsein längst vergessen zu haben schien. Einigermaßen ist diese Erscheinung begreiflich. Im Zustande des Wachens sind es eben stets bestimmte, je nach Alter, Beruf u. s. w. verschiedene Gedankenkreise, die im Bewußtsein des Menschen dominiren, die sein ganzes Interesse in Anspruch nehmen, um die all' sein Denken, sein Wünschen und Hoffen sich dreht. Ihnen gegenüber treten ältere Erlebnisse, zumal wenn sie mit den jetzigen Interessen in keiner Beziehung stehen, leicht in den Hintergrund, ihre Erinnerung verblaßt und sie werden allmählig vergessen. Im Schlafe aber, wo mit dem Selbstbewußtsein häufig auch jene Tagesgedanken und Tagesinteressen schlummern, vor denen abseits liegende Erinnerungen nicht aufkommen konnten, da vermögen solche Eindrücke aus früherer Zeit wohl leichter aus der Tiefe der Seele an die Fläche des Bewußtseins emporzutauken, wenn bei dem wilden Schweifen der Traumphantasie vielleicht ein verwandter Gedanke sie wachruft. Freilich ganz erklärt ist damit jene Vertiefung des Erinnerungsvermögens nicht, sie bleibt immerhin eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des Traumlebens,

eine Eigenthümlichkeit, die diesem übrigens nicht ausschließlich eigen ist, sondern die auch in anderen, und zwar krankhaften Zuständen bisweilen wahrgenommen werden kann. Bekannt ist die Erzählung von dem einfachen, ungebildeten Dorfschmied, der während einer Krankheit in der Hitze der Fieberphantasieen zur Verwunderung der Anwesenden plötzlich griechische Worte zu sprechen begann; als man sie später dem Genesenen mittheilte, erinnerte er sich nach langem Besinnen, diese Worte in seiner Jugend einmal vernommen zu haben; er hatte sie aber damals, der Sprache unkundig, in Kurzem wieder vergessen. Es ist diese gesteigerte Erinnerungsfähigkeit nicht die einzige Aehnlichkeit, welche der Traum mit manchen Erscheinungen krankhafter Seelenzustände aufzuweisen hat; die wilde, phantastische Bildersucht, die wir als charakteristische Eigenschaft so zahlreicher Träume kennen lernten, theilen diese mit den Delirien der Fieberhitze, und wie manche Analogie das Traumleben mit einzelnen Erscheinungen des Wahnsinns hat — wir erinnern nur an das bei Irren so oft vorkommende Fehlen der Urtheilskraft —, brauchen wir im Einzelnen nicht weiter darzulegen. Mag man jene Erweiterung des Erinnerungsvermögens im Traum und im Fieber erklären wie man will, das Eine geht jedenfalls klar aus derselben hervor, daß die Seele nichts von dem gänzlich verliert, was sie einmal als ihren Besitz in sich aufgenommen hatte: mag es noch so lange unbewußt in ihr ruhen, es kann wieder zu einem Bewußten werden, wenn der rechte Anlaß es aus seinem Schlummer wieder weckt.

Was wir hier als die Eigenthümlichkeiten des Traumes schilderten, das sind freilich nur seine allgemeineren Züge, wie sie mehr oder weniger dem Traumleben eines jeden Menschen eigen sind, gewissermaßen nur die Umrisse eines Gemäldes, in dem die belebenden Einzelzüge und das gesammte Colorit noch fehlen. Die Welt des Traumes ist eben eine viel reichhaltigere, als daß sie in einige wenige Gesetze gefaßt, mit wenigen Strichen gezeichnet werden könnte; Vieles in ihr, und zwar gerade das Wesentlichste, entzieht sich einer allgemeinen Darstellung, weil es eben ein durchaus Individuelles, Persönliches ist. Es geht dem Traum in dieser Hinsicht wie dem Menschen selbst: das Äußere eines Mannes, seine Gestalt, seine Züge vermag der Maler uns zu zeichnen, aber seine Persönlichkeit, sein Wesen suchen wir vergebens auf dem Bilde. So auch der Traum; was wir von ihm darstellen können, sind gleichsam nur seine äußeren Züge, die Formen, in denen er auftritt, die Gesetze, nach denen die Ideen in ihm sich verknüpfen, es bleibt immer noch ein nicht darzustellender Rest, und das ist gerade das Besondere, Individuelle an ihm, dasjenige, wodurch sich die Traumwelt des Einen von der des Anderen unterscheidet. Denn bei allem Gleichmäßigen, das, wie wir sahen, dem Traumleben der Menschen beivohnt, müssen wir doch sagen: wie Jeder anders fühlt, anders denkt, anders will als die Uebrigen, so träumt er auch anders. „Wenn wir wachen“, sagt ein Weiser des Alterthums, „so haben wir eine gemeinschaftliche Welt, schlafen wir aber, so hat ein Jeder seine eigene“. Wohl sind die Veranlassungen zur Hervorrufung der Traumbilder bei vielen

Menschen dieselben, gleich sind auch die Gesetze, nach denen ihre Vorstellungen im Traum sich verknüpfen und reproduciren, und doch sind ihre Träume verschieden, wie ihr Charakter, ihre Denkweise, ihr ganzes Wesen es ist. Denn das Innere des Menschen, seine Persönlichkeit ist es, was, wie dem bewußten Reden und Handeln, so auch den Traumbildern ihr Gepräge verleiht, der Phantasie die Richtung vorschreibt, nach welcher hin sie die Traumansätze deutet, ja was ihr zum großen Theile auch den Stoff leiht, aus dem sie die Vorstellungen des Träumenden bildet. Es kommt nun hier zwar Alles in Betracht, was den Menschen gerade zu diesem Menschen macht, seine ganze Individualität mit allen seinen angeborenen und erworbenen Eigenschaften, unter denen keine von der Möglichkeit ausgeschlossen ist, irgendwie bestimmend auch auf seine Träume einzuwirken; aber vor allen anderen Seiten unsres Wesens ist es doch das Gemüthsleben, dem eine solche Einwirkung im weitesten Maße zugeschrieben werden muß. Während, wie wir oben sahen, unsere Verstandesfunctionen im Schlafe häufig ruhen oder doch wenigstens sehr gehemmt sind, scheint das Gemüth der Ruhe wenig zu bedürfen, da seine Thätigkeit auch in den Schlaf hinüberreicht, ja denselben bisweilen sogar ganz verhindert. „Es gibt keinen größeren Feind des Schlafes, als das Gemüth“, sagt Lessing, und wer jemals in der Nacht von Kummer gebeugt auf seinem Lager sich schlaflos wälzte, der wird die Wahrheit dieser Worte zu würdigen wissen. Aber nicht bloß Schmerz, auch die entgegengesetzten Affecte haben denselben Erfolg; daß z. B. auch Freude oder die Erwartung eines freudigen Ereignisses die Nachtruhe zu rauben im Stande ist, weiß Jeder, der einmal Kinder in der Nacht vor Weihnacht zu beobachten Gelegenheit hatte. Und diese nie ruhende Gemüthsthätigkeit macht sich denn auch im Traumleben in bedeutendem Maße geltend; eine große Zahl von Traumbildern hat in Gemüthsbewegungen ihren Entstehungsgrund, und selbst wenn die Traumvorstellungen von anders woher erregt worden sind, erhalten sie doch gewöhnlich ihr Gepräge aus der Stimmung, aus dem vorherrschenden Gefühle, unter dem das Bewußtsein des Träumenden am Tage gestanden. Liebe und Haß, Freude und Schmerz, Hoffnung und Besorgniß, Zufriedenheit und Reue, sie alle erzeugen andere Traumbilder, Bilder, deren Colorit in irgend einer Weise jenen Affecten entspricht. Und wie die Traumvorstellungen aus den Gemüthsbewegungen entspringen können, so rufen sie häufig auch wieder solche hervor, eine Wechselwirkung von Gefühlen und Vorstellungen, aus der in der Regel jene zusammenhängenderen Träume entstehen, die auch nach dem Erwachen noch einige Zeit in unsrer Erinnerung haften.

Die eben besprochene Thatsache, daß unsere Traumbilder, mag ihnen noch so viel Fremdartiges beigemischt sein, doch zum großen Theil zugleich auch Producte und Bilder unsres eigenen Innern sind, leitet uns zur Erörterung einer in gewissem Sinne auch praktischen Frage über, nämlich zur Frage nach der Traumdeutung und ihrer Berechtigung. „Träume sind Schäume“, ist

ein altes, oft gehörtes Wort, und es hat Recht gegenüber jener auch heute noch blühenden Sucht, die Träume überhaupt zu Orakeln zu machen, aus denen man die Zukunft erforschen zu können wähnt. Aber doch nicht in jedem Sinne sind Träume ohne Weiteres auch Schäume. Denn wenn wirklich, wie wir eben sahen, die Traumbilder irgendwie durch unser Inneres mitbedingt sind, von unseren Stimmungen, Gemüthsbewegungen u. s. w. ihr Gepräge erhalten, so ist es natürlich auch nicht unberechtigt, auf dieses Innere aus den Träumen einen Rückschluß zu machen. Nur muß man dabei stets bedenken, daß die Traumbilder niemals reine, vollständige Bilder unsres Innern sind, daß zu ihrem Zustandekommen auch noch eine Reihe anderer Factoren mitwirkt, und daß namentlich die Phantasie mit ihren Uebertreibungen uns hier mitunter die tollsten Streiche spielt. Durchaus falsch wäre es daher, wollte man uns jeder im Traum von uns begangenen Handlung auch im wachen Zustande fähig halten und uns so für jeden unsrer Träume moralisch verantwortlich machen. Wenn z. B. jener griechische Kaiser einen Menschen zum Tode verurtheilte, weil derselbe, wie er seinen Freunden erzählte, geträumt hatte, daß er den Kaiser ermordet habe, so war dieses Urtheil ein grausames und die ihm zu Grunde liegende Annahme, es müsse dieser Träumende auch im Wachen Mordgedanken gegen den Kaiser gehabt haben, eine vollständig unberechtigte. Hätte man aus dem Traume nur geschlossen, daß jener Mann gegen die Person des Kaisers vielleicht einige Abneigung hege oder eine Handlung desselben ungünstig beurtheile, so ließe sich gegen diese Schlußfolgerung psychologisch wohl kaum etwas einwenden. Denn Etwas an unseren Traumbildern entspricht allerdings irgend einem Zustande unsres Inneren, mag die übertreibende Phantasie diesem Zustande eine noch so seltsame Deutung verleihen. Es können daher unsere Träume, zumal wenn sie längere Zeit hindurch ein constantes Gepräge tragen, recht wohl für uns bedeutungsvolle Fingerzeige werden, insofern sie oft unwillkürliche Anzeichen von solchen inneren Zuständen sind, die wir im Wachen vielleicht ganz unbemerkt gelassen hatten. So kann z. B. eine aufkeimende Neigung oder Abneigung gegen einen Menschen, die wir uns bisher noch gar nicht recht zum Bewußtsein gebracht hatten, sich gerade im Traum einen drastischen Ausdruck geben und dadurch zu einer klarbewußten für uns werden. Mit Recht sagt daher Volkmann vom Traume, er plaudere uns unsere eigenen Geheimnisse vor und könne dadurch geradezu zu unserm Gewissensrathe werden.

Aber freilich, dazu benutzen ihn die Menschen selten; nicht innere Zustände, sondern äußere Begebenheiten, nicht das schon Seiende, sondern das Zukünftige wollen Sie aus ihm erforschen. Man hat bisweilen viel Aufhebens gemacht von sogenannten prophetischen Träumen, worin den Träumenden irgend eine Offenbarung zu Theil geworden, etwas Kommendes voraus verkündet worden sei. Mit Unrecht; denn was wirklich in dieser Hinsicht beglaubigt ist und nicht dem reichen Gebiete der Selbsttäuschung oder gar des Betruges angehört, das kann auf ganz natürliche Weise erklärt werden, dazu bedarf es keiner

höheren Offenbarung. Es gehören hierher vor Allem die s. g. pathologischen Träume, in denen dem Träumenden durch seine Traumbilder sich eine bevorstehende Krankheit ankündigt, Fälle, die häufiger vorkommen und durchaus nichts Wunderbares an sich haben. Wir sahen ja oben schon, daß körperliche Empfindungen, Reize, die aus dem Innern des Organismus kommen, sehr häufig die Veranlassungen zu Träumen werden. Nun pflegen aber Krankheiten selten ganz plötzlich hervorzutreten, die Erkrankung der betreffenden Organe beginnt vielmehr meist schwach und leise und nimmt allmählig an Intensität zu. Diese ersten Anfänge körperlicher Veränderungen werden im Zustande des Wachens gewöhnlich gar nicht von uns wahrgenommen; sie sind eben zu schwach gegenüber den mannigfachen Eindrücken, die von außen auf uns wirken, gegenüber der Tagesbeschäftigung und den Tagesinteressen, die unser Denken und Thun in Anspruch nehmen, und so bleiben sie entweder ganz unbemerkt, oder machen sich höchstens unbewußt geltend in jenen Stimmungsänderungen, für die wir selbst oft keinen Grund anzugeben im Stande sind. Im Schlafe aber, wo jene zerstreuen Eindrücke ruhen, da machen solche schwache körperliche Empfindungen sich leichter bemerkbar, wie wir, nach Schopenhauer's Bild, bei Nacht die Quelle rieseln hören, die der Lärm des Tages unvernnehmbar machte; sie dringen in's Bewußtsein und erzeugen dort entsprechende Traumbilder, deren Bedeutung später leicht erkannt wird, wenn nach einigen Tagen die Krankheit wirklich zum Ausbruch kommt. Es hat nichts Befremdliches, daß bei Leuten, die häufiger von einer und derselben Krankheit heimgesucht werden, die derselben vorhergehenden Körperempfindungen auch öfter dieselben Traumbilder hervorrufen, die dann allerdings für diese Personen eine prophetische Bedeutung haben. So erzählt Carus von Jemandem, der vor seinen häufig wiederkehrenden Brustkrämpfen wilde Klagen im Traume zu sehen pflegte; einem Anderen bedeutete Menschengewimmel bevorstehende Fieberanfälle, während einer Dame die Erscheinung ihres Arztes im Traum stets eine Erkrankung ankündigte, (Volkman, Psychol. I, p. 415). Aber solche prophetische Beziehungen der Träume sind stets nur individueller Natur; durchaus verkehrt und unzulässig ist es, sie zu verallgemeinern, wie es z. B. in den Traumbüchern geschieht, indem man die Traumbilder überhaupt als feststehende, für alle Menschen in gleicher Weise geltende Vorbedeutungen erklärt.

Wie solchen schwachen Körperempfindungen, so ergeht es bisweilen auch äußeren Eindrücken und Wahrnehmungen: sie bleiben unter den zerstreuen Tagesgeschäften unbemerkt, oder wir achten doch wenigstens nicht genügend auf sie, um uns die Folgen zum Bewußtsein zu bringen, die sich bei aufmerksamer Beobachtung für uns daraus ergeben würden. Solche Wahrnehmungen machen sich dann häufig im Traume wieder geltend und treten hier, wo die ablenkenden Tagesinteressen schweigen, in ihre vollen Rechte ein, die durch sie bewirkten Vorstellungen rufen nach dem Gesetz der Ideenassociation andere verwandte aus dem Schatz der Erinnerung wieder wach, mit denen sie sich

zu Gesamtvorstellungen verschmelzen, ja sie setzen sich, wenn störende Einflüsse fernbleiben, auch logisch richtig fort und führen sich zu Ende, und so geschieht es denn wohl mitunter, daß der Traum uns in seiner symbolisirenden Weise die Schlußfolgerungen aus jenen Eindrücken vorführt, die wir im Wachen so unbeachtet gelassen hatten. Einen besonders instructiven Fall dieser Art theilt aus seiner Erfahrung Siebeck mit (a. a. O. p. 33): „Eine Dame, deren Gemahl schon längere Zeit kränklich war, ohne daß man eine schnelle Katastrophe zu befürchten Veranlassung gehabt hätte (er versah unausgesetzt seine Berufsgeschäfte), träumte eines Nachts, man habe ihr sämtliche Dinge gestohlen, bald darauf seien sie ihr durch die Polizei wieder zugestellt worden, nur der Trauring fehlte. Etwa acht Tage nach diesem Traume starb der Mann ganz plötzlich und unerwartet an einer unvorhergesehenen Entwicklung seines leidenden Zustandes. Daß jene Kränklichkeit so bald und schnell zu einem solchen Ende führen könnte, war seiner Frau im Wachen wohl kaum je in den Sinn gekommen. Der Traum aber summirte die Wirkung der vielen kleinen, Besorgniß erregenden Eindrücke zu einem schweren, beängstigenden Gefühle und gab diesem in dem angeführten Vorgange einen entsprechenden Ausdruck.“

Ein anderer Umstand, der den Träumen bisweilen einen scheinbar prophetischen Charakter verleiht, ist das oben besprochene geschärfte Erinnerungsvermögen, das der träumenden Seele eigen. Dinge, die unser waches Bewußtsein längst vergessen hat, tauchen im Traum aus der Tiefe der Seele wieder empor und können dann uns selbst wie Offenbarungen vorkommen, wenn später wirklich jenen Traumerinnerungen entsprechende Ereignisse uns begegnen. Sollen wir auch hierfür ein Beispiel anführen, so dürfte sich unter den wirklich beglaubigten Fällen wohl nicht leicht ein merkwürdigerer finden lassen, als der von Maury (*Le sommeil et les rêves*, Paris 1865, p. 122) berichtete, den wir daher hier nach Strümpell's Uebersetzung mittheilen wollen: „Ein Herr F. lebte als Kind in Montbrison und war auch in der Umgegend dieser Stadt gewesen. Zwanzig Jahre später beschließt er, den Schauplatz seiner Kindheit einmal wieder zu besuchen. In der Nacht vor der Abreise träumt ihm: er sei in einer ihm ganz unbekanntem Ortschaft und begegne daselbst auf der Straße einem gleichfalls unbekanntem Manne, mit dem er sich unterhält und der ihm auch seinen Namen sagt. Einige Tage nach dem Traum und nach der Abreise kommt Herr F. in der Nähe von Montbrison in eine Ortschaft, die er sogleich als die im Traum gesehene erkennt, und begegnet daselbst einem Manne, der derselbe ist, mit dem er sich im Traume unterhalten hatte, mit dem Unterschiede, daß er etwas älter als der letztere erscheint. Ein mit ihm angeknüpftes Gespräch bestätigt vollständig die Wahrheit des Traumes, gibt aber auch einen ganz natürlichen Aufschluß, indem es sich herausstellt, daß der fremde Mann ein Freund des verstorbenen Vaters des Herrn F. gewesen und von dem letztern als Kind gesehen war“ (Strümpell a. a. O. p. 41). Ganz auf dieselbe Weise sind diejenigen Träume zu erklären, in denen dem

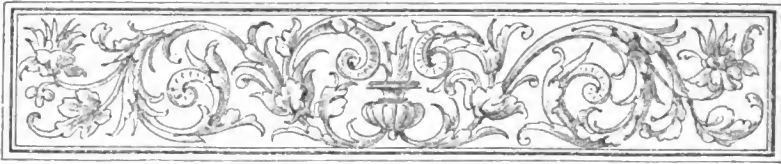
Träumenden sich irgend Etwas darstellt, worüber er im Wachen vergebens lange nachgedenkt hatte. Solche Träume sind um so weniger wunderbar, da hier eben in Folge des vorherigen Nachsinnens, unter dem Einflusse des Willens, die am Tage gebildeten Vorstellungskreihen einfach in den Traum übergehen und sich hier nach dem Gesetze der Ideenassociation fortsetzen können, bis das Gewünschte gefunden ist. Im Wachen begegnet uns ja nicht selten ganz dieselbe Erscheinung: Etwas, worüber wir lange vergebens nachgedacht, fällt uns einige Stunden später, wenn wir längst wieder mit einer anderen Sache beschäftigt sind, ganz plötzlich ein. Auch hier haben die Gedanken, trotz anderweitiger Beschäftigung, nach der einmal eingeschlagenen Richtung hin sich unbewußt fortgesetzt, bis sie zum Ziele gelangten.

So erklärt sich also, wie wir sehen, das Prophetische, das manchen Träumen eigen, auf eine ganz natürliche Weise, ohne daß wir wunderbare Einwirkungen und Offenbarungen von oben zu Hilfe zu rufen nöthig hätten. Freilich ginge es ohne solche wohl nicht ab, wären alle die merkwürdigen Geschichten wirklich wahr, die über die Träume mancher Menschen erzählt und sogar in wissenschaftlich sein sollenden Büchern colportiert worden sind. Aber wenn irgendwo, so ist solchen Berichten gegenüber Vorsicht am Platze. Denn wenn wir auch von absichtlicher Täuschung absehen, so liegt doch die Gefahr der Selbsttäuschung wohl kaum auf irgend einem anderen Gebiete so nahe, als gerade hier. Bedenken wir, wie selten Träume vollständig in unserer Erinnerung haften, wie die meisten schon gleich nach dem Erwachen dem Gedächtnisse wieder entschwunden sind, so können wir begreifen, wie mangelhaft die Reproduction solcher Träume meistens sein wird, wenn wir sie mit später eintretenden Ereignissen in Beziehung setzen wollen. Wir ergänzen dann die geringen Reste, die uns von einem Traume im Gedächtnisse geblieben sind, unwillkürlich nach den Ereignissen selbst, machen aus einer entfernten Aehnlichkeit mit denselben eine vollständige Uebereinstimmung, kurz wir corrigiren den Traum nach seiner geglaubten Erfüllung, und t nlichen so unabsichtlich uns selbst.

Noch viel wunderbarere Dinge als von den einfachen Träumen erzählt man von den krankhaft erregten, von den Leistungen der Nachtwandler und den Phantasien der Somnambulen. Die im Vergleich zum wachen Zustande größere körperliche Gewandtheit, die man bisweilen an Schlafwandlern wahrgenommen hat, ihre Fähigkeit auf Dächern, schmalen Stegen u. s. w. sicher einherzuschreiten, erklärt sich vollständig daraus, daß dieselben von der Gefahr, in der sie schweben, nicht das geringste Bewußtsein haben und deshalb auch von Furcht und Schwindel befreit bleiben. Das „ berschw nglich Wunderbare“ aber, daß der in diesem Punkte merkwürdig leichtgläubige Schopenhauer dem somnambulen Hellsehen beilegt, „welchem das Verdeckte, das Abwesende, das weit Entfernte, ja das noch im Schooße der Zukunft Schlummernde offen liegt“ (*Parerga und Paralipomena* I. p. 280), dürfte sich bei genauerer Prüfung wohl ganz bedeutend reduciren, da die meisten derartigen Erzählungen

der genügenden Beglaubigung ermangeln. Die ehrfurchtsvolle Esen, mit der man diese Zustände ihres mythischen Charakters willen häufig betrachtete, ja der förmliche Cultus, den man bisweilen mit ihnen trieb, hat hier die Beobachtenden Mancherlei sehen lassen, was in Wirklichkeit gar nicht vorhanden war. Es ist deshalb aller Grund vorhanden, den wunderbaren Geschichten, die über diese und ähnliche Zustände berichtet werden, mit Mißtrauen zu begegnen und bei ihrer etwaigen wissenschaftlichen Verwerthung mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen. Und grade in unseren Tagen ist diese Vorsicht um so nothwendiger und eine Mahnung zu ihr vielleicht um so mehr am Platze, da die Leichtgläubigkeit wieder zu wachsen und die wunderbaren Einwirkungen aus dem Reiche des Jenseits wieder in Credit zu kommen scheinen. Wo auf der einen Seite ganze Provinzen sich von Madonnen- und Teufelerscheinungen in Aufregung versetzen lassen, auf der andern der Aberglaube des Spiritismus in so bedenklichem Maße um sich greift, daß selbst Gelehrte sich davon anstecken lassen und mit Geistererscheinungen statt mit Gründen beweisen, da könnten leicht auch die Träume und verwandte Zustände als Offenbarungsmedien wieder allgemeinere Verwerthung finden. Lassen wir uns darum von dem Dunkel, welches die Traumzustände zum Theil noch an sich haben, nicht beirren und nicht davon abhalten, sie als dasjenige anzusehen, was sie sind, nämlich als Zustände, die vor dem wachen Seelenleben nicht nur keinen Vorzug haben, sondern sogar weit hinter ihm zurückstehen. Niemals ist im Traum oder dem sonnambulanten Hellsehen und dergl. Zuständen ein wirklich bedeutender, fruchtbringender Gedanke zu Tage gefördert worden; was die Menschen im Laufe der Jahrtausende Großes und Erhabenes geleistet haben, das haben sie durch waches, selbstbewußtes Denken zu Stande gebracht. Und so wird es auch fernerhin bleiben: nicht mühelos im Traum wird das Bedeutende uns zufallen, es will erstrebt und errungen sein, und nur durch energische Geistesarbeit wird die Menschheit vorwärts schreiten und ihrem erhabenen Ziele sich nähern.





Goethes Lilli.

Don

Friedrich von Weech.

— Karlsruhe —

In December des Jahres 1774 betrat Goethe zum ersten Male, von einem Freunde eingeführt, das gefellige Haus der Wittwe des Banquiers Schönemann. Frau Schönemann, die seit dem frühen Tode ihres Gatten dessen großes Geschäft leitete, versammelte in ihrem schön, wenn auch nicht (wie von vielen Schriftstellern einer dem andern nachschreibt) mit fürstlichem Prunke eingerichteten Hause regelmäßig zahlreiche Gäste, theils Freunde der Familie, theils Fremde, die an das angesehenere Geschäftshaus empfohlen waren.

In einem solchen Kreise durfte der junge Mann nicht fehlen, der damals der Löwe des Tages in der Stadt Frankfurt war; der junge Mann, dessen Name von allen Lippen klang, der Dichter des Götz, der Dichter des Werther, der die Einen durch die Kraft seines Genius, die Andern durch die Gewalt seiner Liebenswürdigkeit, Alle durch die Macht seiner Schönheit bezauberte. Man darf annehmen, daß der Freund, der ihn dem Schönemanners Hause zuführte, von den Damen des Hauses dazu besonders aufgefordert war, von der gastfreien Mutter und von der jugendlichen, gefeierten Tochter.

Elisa Schönemann, in der Familie Lilli genannt, war eben erst 16 Jahre alt geworden. Wohl unterrichtet, in manchen Künsten bewandert, früh daran gewöhnt, ihre reichen Anlagen nach Außen hin geltend zu machen, war sie, wie man sich vorstellen darf, fast unvermerkt aus der Kinderstube in den Salon übergegangen. In ihr war eine Mischung von heiterer, naiver Kindlichkeit und von dem selbstbewußten Wesen der Weltbame, die, wie es scheint, auf Alle, welche sie kannten, einen unwiderstehlichen Reiz ausübte.

Als Goethe den Schönemann'schen Salon betrat, setzte sich das liebliche Kind neben an den Flügel. Während Lilli „mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth“ spielte, stand der neu eingeführte Gast am unteren Ende des Claviers und betrachtete „ihre Gestalt und Wesen“. Auf zierlich gestalteten Schultern schwebte ein anmuthiger Kopf vom schönsten Oval mit feingeregelten Zügen, blondes Haar, große dunkelblaue Augen mit dem Ausdruck reiner Herzensgüte, ein reizend lächelnder Mund und eine durchsichtige Haut voll Jugendfrische — so haben wir uns nach den Schilderungen, welche die Familientradition aufbewahrt hat, Lilli zu denken. Die anmuthige Gestalt verfehlte nicht, auf den jungen Dichter eine Anziehungskraft von der sanftesten Art auszuüben. Und daß auch er gefiel, konnte er daraus entnehmen, daß die Mutter beim Abschiede zu erkennen gab, sie hoffe ihn bald wieder zu sehen und daß die Tochter „mit einiger Freundlichkeit“ einzustimmen schien.

Aus dieser ersten Begegnung wurden bald sehr innige Beziehungen, über die uns Goethe selbst im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ in der anmuthigsten Weise Bericht erstattet hat. Die Goetheforscher haben die feine Federzeichnung dann vielfach in gröberen Zügen nachgebildet, die Andeutungen des Dichters weiter ausgesponnen, Ursachen und Wirkungen, welche in „Wahrheit und Dichtung“ objectiv neben einander gestellt sind, unter dem Einflusse der Beleuchtung, welche sie dem Bilde gaben, in einen durch ihr subjectives Ermessen bestimmten Zusammenhang gebracht und nach und nach aus Lilli ein Herrbild gemacht, eine geist- und herzlose Coquette, der nicht viel mehr als die paar Künste zuerkannt ward, mit denen ein hübsches Mädchen einen feurigen Jüngling eine Zeit lang an sich zu fetten versteht.

Dieser Auffassung gegenüber hat es jüngst der Gemahl einer Enkelin Lillis, der Graf von Dürckheim zu Fröschweiler, unternommen, dem großen Kreise Derer, die sich um Goethes willen für Lilli interessieren, die Gestalt Lilli's, nach Familienerinnerungen und Briefen wahrheitsgetreu gezeichnet, vor Augen zu stellen. Das kleine Buch, das er dem Andenken der Großmutter seiner Gemahlin widmet, hat den Titel: „Lillis Bild geschichtlich entworfen von Graf Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim und ist in Nördlingen im C. F. Beck'schen Verlage erschienen. Es handelt zuerst von Lilli als Goethe's Braut, dann von Lilli als Gattin und Mutter. Damit erscheint Lilli plötzlich in ein ganz anderes Licht gestellt als dasjenige ist, in dem wir sie zu sehen gewohnt sind, und wir dürfen wohl versuchen, aus den Zügen der gereiften und vielgeprüften Frau das Bild des Mädchens herauszulesen, das einst unzweifelhaft nicht nur Phantasie und Sinne, sondern die ganze Seele unseres großen Dichters mit dem Zauber der Liebe gefangen hielt.

Es mag ja vielleicht als ein sehr gewagter Versuch erscheinen, der nach und nach zu allgemeiner Annahme gekommenen Auffassung von Lilli's Charakter entgegenzutreten, da einerseits jene Auffassung unterstützt wird durch eine Anzahl von Bemerkungen und Urtheilen, die Goethe seiner Schilderung einflocht,

andererseits nicht etwa eine Aufzeichnung Lillis selbst über ihr Verhältniß zu dem großen Dichter aus den Familienpapieren zu Tage getreten ist, sondern lediglich Familienüberlieferungen und das Bild, das wir uns nach ihren Briefen von Frau von Türckheim construiren, als Gegengewicht gegen die Aeußerungen Goethes und seiner Commentatoren in die Waagschale geworfen werden können.

Die historische Kritik ist ja freilich in der Lage, die Darstellung in „Wahrheit und Dichtung“ mehrfach zu bemängeln. Sie entstand lange Jahre nach den Ereignissen, von denen sie handelt, und die Kleinmeisterei, die sich auf dem Gebiete der Goetheliteratur über Gebühr breit macht, hat eine ganze Reihe von Einzelheiten festgestellt, über die sich Goethe bezüglich ihrer chronologischen Reihenfolge in entschiedenem Irrthume befand. Es ist dabei wohl viel zu häufig außer Acht gelassen, daß — wie ja Goethe seine Selbstbiographie ursprünglich: „Dichtung und Wahrheit“ nannte und erst später die jetzt übliche Umstellung in dem Titel seiner Aufzeichnungen vornahm — die dichterische Phantasie bei der Schilderung der Erlebnisse seiner Jugendjahre mindestens eben so thätig war, als seine Gedächtnißkraft. Also nicht daß, was geschah und wie es geschah, hat uns Goethe mit peinlicher Treue schildern wollen, sondern wie sich die eigene Vergangenheit dem geistigen Auge des in die Jugend zurückblickenden Greises darstellte, so hat er seine Erinnerungen niedergeschrieben.

Stellen wir neben die hier einschlägigen Capitel aus „Wahrheit und Dichtung“ noch das andre uns überlieferte Quellenmaterial, namentlich die so sehr charakteristischen Briefe an Gräfin Auguste Stolberg, so dürfte sich für den unbefangenen Beobachter ergeben, daß das Verlöbniß Goethes mit Lilli nicht gelöst wurde, weil Goethe aufhörte, seine Braut zu lieben oder weil diese ihm ihre Zuneigung entzog, sondern daß wesentlich Verhältnisse, die zu ändern außerhalb ihres Machtbereiches lag, an dem Bruche die Schuld trugen.

Goethe war in kleinbürgerlichem Kreise aufgewachsen, auch die Gesellschaft, in der er sich zu Straßburg und Weplar bewegt hatte, zeigte ähnliche Typen wie die seines elterlichen Hauses. In dem Schönemann'schen Hause kam er eigentlich zuerst mit einer Gesellschaftsphäre in Berührung, die einen wesentlich anderen Charakter an sich trug, mit einer Familie, die in ihren Salons zahlreiche Gesellschaft sah, deren Umgangsformen durch die freieren Sitten der vornehmen Welt beeinflusst waren.

In diesem Kreise gehörte die Geliebte nicht ausschließlich dem Geliebten, die Braut nicht ausschließlich dem Bräutigam an, auch ihre Beziehungen standen unter der gebieterischen Macht des herrschenden Tones, welcher von der Haustochter Repräsentation, Beachtung der zahlreichen Gäste fordert. Die Eifersucht, welche bei Goethe die herkömmlichen Artigkeiten erregten, die die Freunde des Hauses der schönen Tochter erwiesen, war in diesem Kreise aber übel angebracht, ja wohl lächerlich. Es mag darüber zu Erörterungen zwischen Goethe und Lilli, auch zwischen Goethe und deren Mutter gekommen sein,

welche in der Erinnerung des Dichters einen Stachel zurückließen, der seinen Einfluß noch geltend machte, als er nach so vielen Jahren seine Erinnerungen niederschrieb.

Es kam noch Anderes dazu, die Lösung des Verlöbnißes herbeizuführen, die ja eben so formlos, und wenn man so sagen darf, unofficial vor sich ging, wie früher die Verlobung. Die Eltern Goethes waren eben so wenig als die Mutter Lillis von der beabsichtigten Verbindung entzückt. Wenn sie eine unliebsame Störung ihrer Lebensgewohnheiten durch die in glänzenden Verhältnissen aufgewachsene Schwiegertochter fürchteten, so erschienen wohl die Aussichten des Bräutigams der Mutter Schönmann etwas unsicher; sie hatte vermuthlich einen reichen und vornehmen Mann für ihre Lilli geträumt und betrachtete von ihrem kaufmännischen Standpunkte aus die dichterischen Erfolge des jungen Doctor juris keineswegs als genügende Bürgschaft für eine Lebensstellung wie sie sie für Lillis Gatten wünschte.

Das klingt ja freilich sehr nüchtern und prosaisch, entspricht aber gewiß der Wahrheit mehr, als wenn sich die Biographen Goethes alle Mühe geben, Lilli der Coquetterie und Unbeständigkeit zu bezüchtigen, eine Anklage, für welche sie keine weitere Grundlage haben, als ein paar beiläufige Bemerkungen Goethes in „Wahrheit und Dichtung“, die — man kann es nicht oft genug wiederholen — mehr als ein Menschenalter später, als diese Jugendliebe des Dichters Herz erfüllte, niedergeschrieben sind.

Hören wir nun, wie in Lilli's Familie diese Vorgänge betrachtet und dargestellt werden. Bekanntlich vermählte sich Lilli im Jahre 1778, zwei Jahre, nachdem das Verlöbniß mit Goethe gelöst worden, mit Bernhard Friedrich von Türckheim, dem Haupte eines bedeutenden Straßburger Handelshauses. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne und eine Tochter hervor. Die Tochter des ältesten Sohnes wurde im Todesjahre Goethes die Braut des Grafen Ferdinand von Dürckheim, dessen Familie mit der Familie von Türckheim seit langer Zeit durch die Bande der Freundschaft auf das Engste verbunden war.

Lilli selbst war schon zweiundzwanzig Jahre früher (1817) gestorben, sie hatte die Veröffentlichung jenes Theiles von „Wahrheit und Dichtung“, in welcher Goethe seine Beziehungen zu ihr schildert, nicht mehr erlebt. Aber ihre Kinder und Enkel lasen mit dem lebhaftesten Interesse, was in diesem Buche ihre Großmutter betraf, und der glückliche Bräutigam wurde ermahnt, wenn auch weniger berühmt als der große Dichter, doch um so standhafter als dieser in der Liebe zu werden. Denn in der Familie von Türckheim galt entschieden Goethe als der schuldige Theil bei Auflösung jenes Verlöbnißes, und die kindliche Pietät lehnte sich gegen die Vorwürfe der Coquetterie und des Wankelmuthes auf, die man aus Goethes Schilderung der Großmutter herauslas. Das geschah mit solcher Entschiedenheit, daß der junge Graf, der selbst eine poetische Ader in sich schlagen fühlte — er hat uns jüngst mit einem allerliebsten Bändchen seiner Gedichte: „Poetische Versuche in zwei Sprachen“ (Emanuel Geibel gewidmet), Nördlingen bei Beck 1879, beschenkt —

die Partei des Dichters ergreifen und ihn gegen die Vorwürfe der Nachkommen Lillis in Schutz nehmen mußte.

Bei einer dieser Erörterungen ward Lillis einzige Tochter, die sich noch zu Lebzeiten der Mutter an den Militair-Intendanten G. Brunk, den Neffen des berühmten Latinisten, verheirathet hatte, in ihren Mittheilungen vertraulicher und sprach sich, wie man wohl wird annehmen dürfen, auf Grund von Gesprächen, die sie mit ihrer Mutter über diesen Gegenstand geführt hatte, eingehend über deren Beziehungen zu Goethe aus. Sie pries es zunächst als eine glückliche Fügung, daß ihre Mutter das Erscheinen dieses Abschnittes der Goethe'schen Memoiren nicht mehr erlebt habe, da die Art, wie ihrer in denselben erwähnt wird, ihr eine schmerzliche Ueberraschung bereitet haben würde. Nichts sei falscher, als der Vorwurf, daß sie mit der Leidenschaft des Dichters gespielt habe, um seine Eifersucht zu wecken und daß ihr Wunsch, vor der Welt zu glänzen, den Sieg über ihre Herzensneigung davongetragen habe. Sie habe Goethe mit aller Kraft ihrer schönen Seele und mit jener enthusiastischen Bewunderung geliebt, die sie für alles Edle und Erhabene empfand, aber gerade weil ihre Liebe blind gewesen, habe sie lange Zeit an dem Geliebten nichts gesehen als sein Genie, seine liebenswerthen Eigenschaften und die Anhänglichkeit, mit der er ihr ergeben war.

Seine Eifersucht, seine durch diese verursachte üble Laune in der Gesellschaft, seine Heftigkeit habe sie mit Engelsgeduld ertragen, ja sie habe, indem sie ihre Zärtlichkeit gegen ihn verdoppelte, stets nur danach gestrebt, ihm den unerträglichen Zwang, den er in einer Welt, die nicht die seinige war, empfand, weniger peinlich erscheinen zu lassen. Dennoch habe sie, ihm zu Gefallen, sich nicht völlig aus der Gesellschaft zurückziehen, noch den Anforderungen verjagen können, welche ihre Stellung als einzige Tochter eines Hauses, in dem die Repräsentation als Pflicht gegolten, ihr auferlegte.

Was Goethe als Widerwärtigkeit empfand, wurde aber ebenso in seiner Familie betrachtet, welche von Anfang an diese Verbindung nicht gewünscht hatte; seine ganze Umgebung begann seine Pläne anzuseinden und zu untergraben, und auch die Angehörigen des Schönemann'schen Hauses, müde die Launen des berühmten Mannes zu ertragen, strengten sich an, ein Band zu lösen, welches weder den Interessen noch dem Geschmack der beiderseitigen Familien zu entsprechen und die Bürgschaften dauernden Glückes, die man erhofft, nicht zu gewähren schien.

Alles verschwor sich demnach, zwei Wesen zu trennen, die sich aufrichtig liebten und die für einander geschaffen schienen. Nur diese selbst blieben standhaft und kämpften gegen alle Hindernisse, die sich ihnen auf dem Wege ihres Glückes entgegenstellten. Goethe zuerst wurde in dieser Ausdauer erschüttert, seine eigene Erzählung zeigt die Unruhe, den Verdruß, die Bangigkeit, die ihn überfielen; so süß ihm auch der Gegenstand seiner Liebe schien, so unwiderstehlich er sich von Lilli angezogen fühlte, so begann er doch, Kühler zu werden, in der Furcht, sich für immer zu binden.

In dieser für die beiden Liebenden peinlichen Lage, klammerte sich Lilli mit seltener Festigkeit an ihr Ideal, die Verbindung mit Goethe, und als der Bruch schon bei beiden Familien beschlossene Sache war, als Goethe selbst entmuthigt schien, schöpfte er neue Kraft und neue Hoffnung aus dem gleichzeitig so festen und so sanften Blicke der Heißgeliebten.

Um endlich diese zähe Ausdauer zu erschüttern, bereitete man Lilli nach und nach auf die bevorstehende Trennung vor und machte ihr endlich Mittheilungen über das frühere Verhältniß Goethes zu Friederike von Sesenheim.

Das war der Gnadenstoß, nicht für ihre Liebe — denn diese überdauerte ihren Schmerz, wohl aber für ihre Fähigkeit, sich länger dem Willen ihrer Familie zu widersetzen.

Lilli bewies, indem sie entsagte, dieselbe Festigkeit, die sie bisher in der Vertheidigung ihrer Liebe an den Tag gelegt hatte, aber ihre Entsagung war von einem Schmerzgeföhle begleitet, dessen Tiefe Gott allein kannte.

Soweit die Erzählung von Lillis Tochter, der man um so mehr volle Glaubwürdigkeit zugestehen wird, als sie ja nicht im Entferntesten darauf berechnet war, jemals veröffentlicht zu werden. Man wird vielleicht entgegenhalten, daß Goethes Verhältniß zu Friederike Brion durchaus nicht so geartet war, daß dessen Enthüllung eine aufrichtig liebende Braut bestimmen konnte, ihre Zustimmung zur Lösung ihres Verlöbnißes zu geben. Indes läßt sich vermuthen, daß die Nachrichten über jenes Verhältniß, die in Frankfurt verbreitet waren, die sich der geschäftige Stadtklatz nach Bedarf zurecht machte, so gelautet haben, daß sie, aus dem Munde einer zärtlichen und besorgten Mutter vernommen, wohl geeignet waren, die Tochter zur Unterwerfung unter den Willen der Familie zu bestimmen.

Nach der Lösung ihres Verlöbnißes hat, so viel wir wissen, Lilli nur noch ein Mal Gelegenheit gehabt, Goethe zu sehen. Er besuchte sie, gerade ein Jahr, nachdem sie sich mit Herrn von Dürckheim vermählt hatte, im September 1779 auf der Durchreise in Straßburg.

Ihr Gemahl war verreist, ihre Mutter zum Besuche anwesend. Da hat er bei den Damen gespeist, auf das Freundlichste empfangen, und die angenehmsten Eindrücke von diesem Wiedersehen mit fortnehmend. Er hat darüber an Frau von Stein geschrieben, und wir dürfen aus diesem Briefe entnehmen, daß die heiße Liebe, die er einst für Lilli empfunden, einer sehr prosaischen Freundschaft Platz gemacht. „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind“. So kann nur schreiben, wer auch nicht mehr ein Atom jener „beschränkten“ Leidenschaft im Herzen bewahrt hat.

Galt dasselbe von Lilli? Wir erhalten auf diese Frage keine unmittelbare Antwort durch das Buch des Grafen Dürckheim, der uns über die ersten Jahre der Ehe Lillis nur erzählt, daß sie in den angenehmsten äußeren Verhältnissen lebend, mit großer Sorgfalt den Hausstand leitete und ihre Kinder erzog, und einen gewählten Kreis ausgezeichneten Männer um ihren

gastlichen Herd versammelte. Aber im Anhange dieses Buches finden wir Briefe abgedruckt, die uns geeignet scheinen, jene Frage zu beantworten. Es sind Briefe Lavaters und Reichards aus den Jahren 1783 und 1784. Mit ihnen war Lilli doch wohl durch Goethe bekannt geworden und ihre Briefe lassen uns annehmen, daß Lilli sich, trotz Glanz und Reichthum, der sie umgab, nicht glücklich fühlte.

Am 22. Februar schreibt Lavater: „Liebe Türrckheim, noch selten kamen auf einem Blatt zween so ungleiche Freunde (Dichter und Musiker) zusammen, aber noch seltener so in einem Herzen — bald hätt' ich gesagt wie Deines.

„Reichard und Lavater sind wirklich zwey sehr verschiedene Wesen. aber wenn einer von beyden der Türrckheim nicht so herzogut wäre, so könnten sie sich gewiß nicht so herzogut sein als sie sind.

„Das große Geheimniß der innigen Freundschaft ist wechselseitig sich respektirende Freyheit, — ohne die mindeste Annahmung etwas zu dem Andern hinzu oder davon zu thun. Dies unbefangene Zusammenseyn, dies Freylassen im Eingenuß oder Nichtgenuß, diese Behaglichkeit im Mitgenuß, dieß Nichtnotiznehmen von der freyherrlichen Eigenheit des Andern, auch wenn sie von der Unsrigen himmelweit divergirt, diese rastlose Nonchalance (sic!) in Anschauung der anscheinenden Corrigibilität des Andern, (ich merke mit einmal, daß ich wie ein Barbar schreibe) ist eine so seltene Sache, daß auch bloß das Gefühl ihrer Seltenheit uns auf die neu'ste froh'ste Art berührt.

„Liebe Türrckheim, wenn ich sehn kann, hab' ich viele Freyheit des Geistes, viele Reinheit des Herzens in dir gesehn.

„(Ganz frey ist kein Menschgeist (sic!), ganz rein kein sterblich Herz). Diese Freyheit und Reinheit wird dich, edle Seele, viel leiden und viel genießen machen, wo kein Anderer leiden und genießen kann.

„Leide und genieße -- als Liese Schönemann und als Liese Türrckheim, und bleibe, so lang du bist, Reichards und Lavaters Freundin“.

Auf demselben Blatte steht von Reichards Hand: „Es wurde mir sehr schwer von Ihnen zu gehen, liebe, edle Frau, und noch schwerer von Straßburg zu gehen ohne Ihre lieben Zeilen zu erwiedern. Zu lebendig war mir's aber in der Seele, es sey besser mit unserm edeln Freund gemeinschaftlich zu schreiben; das geschieht nun, und nun ist mir die Seele so voll des innigsten Antheils an Ihrem edlen Wesen, an Ihrer Lage, an Ihrem Gott! mich so ängstigenden Trübsinn, daß ich nichts zu sagen weiß. Hätten Sie doch einen der glücklichen Tage, die ich bis heute hier lebte, unter uns verleben können, o das würde Ihnen unendlich mehr glückliche Stimmung gegeben haben als alles was wir Ihnen sagen können“.

Und wieder schreibt Lavater am 13. Februar 1784: „Die Hand, die diese Zeilen schreibt, trocknete gern, dann und wann, eine Thräne von dem sanften Auge der edeln lieben Türrckheim, drückte gern dann und wann ihre

sinkende Linke mit dem Bruderworte: Es ist Ehre Tragen zu können, zu wollen, zu ertragen; das Unveränderliche anbehaltend (sic!) leiden, das Erträgliche schweigend (sic!) dulden, in jeder Nacht des nie ausbleibenden Morgens harren, in seinem Kreise sanftest, ernst, froh wirken und durch's Wissen zum Genießen sich erheben.

„So, liebste Türrheim, bildet man sich, vor den Augen des niederschauenden Himmels, zu überirdisch Freuen, zu überköniglich Ehren“.

Können wir aus dem mystischen Kauderwelsch Lavaters, aus den geheimnißvollen Andeutungen Richards wohl etwas anderes herauslesen, als daß Lilli den Geliebten der Jugend nicht vergessen hatte, daß sie mit dem Gesichte haderte, durch welches ihre Verbindung mit Goethe vereitelt worden war? Wenn aber diese Annahme richtig ist, sollte dann nicht doch das Bild, das uns Goethe von Lilli entwirft, etwas verzeichnet sein? So lange bewahrt kein weibliches Wesen die edelsten Gefühle, wenn eine hervorragende Charaktereigenschaft desselben „in einer gewissen Gabe anziehend, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, fahren zu lassen, verbunden ist“, besteht.

Nach einigen Jahren sorgte der Lauf der Welt dafür, daß Frau von Türrheim wenig Zeit und Stimmung blieb, vergangener Freuden und Hoffnungen, Schmerzen und Täuschungen zu gedenken.

Herr von Türrheim, der an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt von jeher den regsten Antheil genommen hatte, wurde im Jahre 1792, als die Stürme der Revolution auch das Elsaß zu durchbrausen begannen, zum Maire von Straßburg ernannt. Doch vermochte er es nicht, den Ausbrüchen verbrecherischer Leidenschaft vorzubeugen, welche das Ziel verfolgte, alle Greuel, die in Paris verübt wurden, auch in der Provinz in Scene zu setzen. Der Wohlfahrtsausschuß entsetzte ihn im Januar 1793 seines Amtes und wies ihn aus seiner Vaterstadt aus. Er fand zunächst mit seiner Familie ein Asyl in dem Dorfe Postorf in Lothringen. Aber auch hier war ihm kein bleibender Aufenthalt beschieden. Der Wohlfahrtsausschuß ließ einen Verhaftbefehl gegen ihn ergehen und mit Mühe entfloh er, als Holzhauer verkleidet, aus dem Dorfe, während die Sturmglocke läutete und die Patrioten zusammenrief, den Befehl zu vollstrecken. Nachdem er die Grenze überschritten, ließ er seiner Frau durch einen Boten sagen: der Weg über Saarbrücken sei frei, sie solle kommen. Sofort brach Frau von Türrheim mit ihren fünf Kindern auf, um unter Strapazen und Gefahren aller Art den sicheren Boden Deutschlands zu erreichen.

Der Erzieher ihrer Kinder, Redskob, hat eine ergreifende Schilderung dieser Flucht niedergeschrieben. „Die Mutter“, sagt er, „war der Kinder und meine Rettung; wenn wir ermattet niedersinken wollten, wußte sie unsere Kräfte bald durch einen heiteren Scherz, bald durch Versprechungen, bald wieder durch ernste Mahnungen aufzustacheln. Wie wir die Mühen der Reise überstanden und die Kinder vorwärts gebracht haben, weiß ich heut noch nicht.“

„Als wir nach Saarbrücken kamen und uns gesagt wurde, daß Niemand die Brücke passiren dürfe, als Landleute, die Lebensmittel in die Stadt brächten, mußten wir uns trennen. Frau von Türkheim, als Bäuerin verkleidet, mit einem Korb auf dem Kopfe, ihren kleinen Heinrich in ein Tuch gebunden auf dem Rücken tragend und ihr Töchterchen an der Hand, schlug den Weg nach der Brücke ein, während ich mit den drei älteren Knaben einen Fußpfad wählte, der uns an die Saar führen konnte. Zufällig war es gerade ein Pfad, der auf einen seichten BADEPLATZ am Fluß auslief und so kamen wir, ohne Aufsehen bei den zahlreichen Vorposten zu erregen, glücklich über die Saar.

„Indem Frau von Türkheim auf die Brücke zuging, begegnete ihr ein Trupp zügelloser republikanischer Soldaten, die sich anschickten, die schöne Bäuerin mit Redereien anzuhalten. Durch ihre Entschlossenheit und Geistesgegenwart rettete sie sich aus der wirklich ernstesten Gefahr, erkannt und verhaftet zu werden. Mit den Worten: „Est-il digne de braves soldats d'insulter ainsi une mère de famille!“ schritt sie mitten durch die rohen Menschen und eilte den deutschen Vorposten zu“.

So war die flüchtende Familie in Sicherheit, die zufällige Begegnung mit einem preussischen Offizier, einem Herrn von Schulenburg, der die Verkleidung der schönen Frau rasch als eine die Flucht ermöglichende Maske erkannte, nach ihrem Namen forschte und sich dabei als ein Bekannter der Schönemann'schen Familie entpuppte, ermöglichte die Reise in einem bequemen Wagen.

Ueber Heidelberg und Mannheim, wo sie sich mit ihrem Gemahl wieder vereinigte, reiste Frau von Türkheim zunächst nach Frankfurt, von da nach Erlangen, wo die Flüchtlinge ihren Aufenthalt zu nehmen beschlossen, bis die politischen Verhältnisse ihnen die Rückkehr in die Heimath gestatten würden. Die kleine Universitätsstadt, in welcher man billig lebte, bot gute Gelegenheit, den Unterricht der Kinder in angemessener Weise fortzusetzen, während sie zugleich dem Hauslehrer Redlob ermöglichte, an seiner Weiterbildung zu arbeiten. Selbst Herr von Türkheim benutzte die unfreiwillige Muße, Vorlesungen zu hören, insbesondere Chemie und Mineralogie zu studiren, „nicht um Gold machen zu lernen“, — wie er an seinen Schwager Schönemann schrieb — „worin ich es nicht weit bringen würde, aber wohl um meinen Geist in Thätigkeit zu erhalten“.

Aus der Zeit dieses Erlanger Aufenthaltes theilt uns Graf Türkheim in seinem kleinen Buche eine Anzahl Briefe Lillix mit, die sie uns als eine äußerst verständige, ruhige, klar denkende Frau zeigen, welche keinen anderen Wunsch hat, als für das Wohl der Ihrigen zu sorgen und möglichst wenig aus der Zurückgezogenheit herauszutreten, welche ihr die Verhältnisse auferlegen, die aber zugleich ihrer Sinnesart zu entsprechen scheint. „Zu sehr zuvorkommender Weise“ — schreibt sie am 12. October 1794 an ihren Bruder — „bezeugt man uns Achtung und Freundlichkeit hier, da es aber nicht in meinem Charakter liegt, mich vorzudrängen oder schnell Verbindungen anzu-

kniipfen, so erwiederte ich nur bis daher die uns dargebotenen Höflichkeiten, ohne mir jedoch einen näheren Cirkel zu bilden. Die Frau Markgräfin von Anspach, die wir zu sehen nicht gesonnen waren, weil Aufwand von Zeit und Fuß nicht unsere Sache sein kann, ließ meinem Manne sagen, daß sie sich gar wohl erinnere, in seines Vaters Hause höfliche Aufmerksamkeiten empfangen zu haben und daß sie daher hoffe, ihn bei sich zu sehen. Er folgte der Einladung und wurde äußerst artig empfangen; sie sagte ihm, daß sie auch mich zu sehen hoffe und schickte sofort Musik für Lilli (die Tochter) und Obst für mich, allein ich konnte mich lange nicht entschließen, meine Auswartung zu machen, da dergleichen meinem Lebensplan entgegen zu sein schien. Endlich begegnete ich ihr auf der Promenade, und nun mußte ich sie besuchen. Dies öfters zu wiederholen, hieße jedoch der Höflichkeit ein Opfer bringen, das mich in meiner Lage geniren würde; glücklicherweise aber ist sie abgereist und ich kann still und häuslich für mich fortleben“.

Ich führe diese Stelle an, weil sich auf Lillis Aufenthalt in Erlangen ein 36 Jahre später geschriebener Brief bezieht, welcher der Goetheliteratur angehört und seit seiner Veröffentlichung im 28. Jahrgang der „Grenzboten“ (1869) vielfach zur Beurtheilung des Verhältnisses Goethes zu Lilli herangezogen worden ist. Der Brief ist am 3. December 1830 von der Frau von Beaulieu-Marconnay, geb. von Egloffstein geschrieben, welche im Jahre 1794, in erster Ehe mit einem Grafen Egloffstein vermählt, zu Erlangen lebte. Er ist geschrieben in Folge einer an sie ergangenen Aufforderung, dasjenige, was sich „in Bezug auf eine der edelsten Frauen“ ihrem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hat, schriftlich mitzutheilen. Nun erzählt Frau von Beaulieu, sie habe in jener Zeit erfahren, daß sich unter den Ausgewanderten, welche damals die Fürstenthümer Anspach und Baireuth überfüllten, eine Frau von Türkheim befinde, die großes Verlangen trage, sie kennen zu lernen. Sie habe geglaubt, daß jene vielleicht ihrer Unterstützung bedürfe und trotz ihrer eigenthümlichen Abneigung vor neuen Bekanntschaften, Frau von Türkheim besucht. Diese habe ihr sofort mit rührender Offenheit gestanden, sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung sie mit Weimar stünde und bloß deshalb ihre Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethe's Leben und Schicksal zu erfahren, den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte. Frau von Egloffstein war nicht in der Lage, diesem Wunsche zu entsprechen, da sie damals Goethe noch nicht persönlich kannte, „allein die theure Frau“ — schreibt sie — „ließ es mich nicht entgelten und von jenem Augenblicke an entspann sich das herzlichste Freundschaftsverhältniß zwischen uns Weiden“.

„Im Laufe unserer traulichen Unterhaltungen“ — fährt Frau von Beaulieu-Egloffstein fort — „erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, aus der ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand sie mir: ihre Leidenschaft für den-

selben sei mächtiger als Pflicht- und Tugendgefühl gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und ihrer bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeblickt haben, welche ihr jetzt im Gegentheil nur beseligende Erinnerungen darbiete. Seinem Edelstimm verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als sein Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hängen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wiederzusehen, so bäte sie mich, dem unvergeßlichen Freunde, wenn ich ihn einst von Angesicht zu Angesicht schaute und sich eine schädliche Gelegenheit fände, dasjenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht anvertraut habe.

„Ihre Worte hatte ich treu bewahrt, aber eine solche Gelegenheit fand ich nicht. Ich war damals noch zu jung und dem hochverehrten Meister gegenüber viel zu schüchtern, als daß ich es hätte wagen dürfen, einen so überaus delicatesen Gegenstand zu berühren. Späterhin führte mich mein Geschick aus seiner Nähe und während mancher kurzen Anwesenheit in Weimar hielt mich die Furcht, durch meine Taubheit lästig zu werden, davon ab, das ehemalige Verhältniß mit demselben wieder anzuknüpfen. Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, mich meines heiligen Auftrages entledigen zu können, als ich mich so freundlich dazu berufen sah und dieß für eine besondere Gunst des Himmels halten muß“.

Der Inhalt dieses, wie schon erwähnt, im Jahre 1869 veröffentlichten Briefes berührte die Nachkommen Lilli, die Familie von Dürckheim, äußerst peinlich, er erschien ihr wie ein Attentat auf den guten Ruf der längst von dieser Erde geschiedenen Großmutter, und Graf Dürckheim gibt sich denn auch die Mühe, die Angaben der Gräfin Egloffstein ausführlich zu widerlegen. Er stellt zunächst fest, daß die Bekanntschaft Lilli's mit der Gräfin eine ganz vorübergehende, oberflächliche gewesen und knüpft daran die Bemerkung, daß einer solchen nicht näher Bekannten die besonnene, sich selbst stets beherrschende Lilli gewiß nicht ihr ganzes Herz ausgeschüttet habe, wie überhaupt kein Weib auf Erden einem anderen Weibe ein solches Bekenntniß ablege. Er hätte auch darauf hinweisen können, wie auffallend eine solche Vertraulichkeit sei, da einerseits Lilli in dem oben erwähnten Briefe äußert, daß es nicht in ihrem Charakter liege, schnell Verbindungen anzuknüpfen, andererseits auch die Gräfin Egloffstein von ihrer eigenthümlichen Abneigung vor neuen Bekanntschaften spricht. Er erinnert daran, daß Lilli von Goethe eher der Kälte und Gleichgiltigkeit als der glühenden Leidenschaft beschuldigt werde und zieht die Stelle aus „Lilias Part“ an:

„Doch will er sich ein bißchen unnütz machen,
Hält sie ihn kurz als wie zuvor“.

Mit besonderem Nachdruck aber weist er auf eine Aeußerung Goethes hin, aus welcher hervorgeht, daß die Gräfin Egloffstein lange Jahre, bevor sie diesen Brief geschrieben, mit ihm über Lilli gesprochen habe.

Im Jahre 1801 nämlich empfahl Frau von Türckheim einen jungen Straßburger, der sich um eine Stelle in Weimar bewarb, an Goethe und erhielt eine briefliche Antwort d. d. Weimar den 30. März 1801, in der folgende Sätze vorkommen: „Nach so langer Zeit einen Brief von Ihrer Hand, verehrte Freundin, zu erhalten, war mir eine sehr angenehme Erscheinung. Schon vor einigen Jahren versicherte mich Frau von Egloffstein, daß Sie meiner während Ihres Aufenthaltes in Deutschland manchmal gedacht hätten, ich freute mich herzlich darüber in Erinnerung früherer Verhältnisse.

„Sie haben in den vergangenen Jahren viel ausgestanden und dabei, wie ich weiß, einen entschlossenen Muth bewiesen, der Ihnen Ehre macht.

„Wie sehr verdienen Sie das Glück, daß die Ihrigen gerettet sind und Ihre Kinder alle so gutartig vor Ihnen heranwachsen“.

Also Frau von Egloffstein hat Goethen berichtet, daß Frau von Türckheim seiner gedacht habe, sie hat eingehend von Lilli erzählt, denn nur auf diesem Wege konnte Goethe von den Beschwerden, die sie erlitten, von dem Muth, den sie dabei bewiesen, Kenntniß erhalten haben. Und da sollte sie, im Besitze eines solchen für Goethe wichtigen und schmeichelhaften Auftrages denselben unbestellt gelassen, 36 Jahre lang von 1794 bis 1830 in sich verschlossen haben, obwohl sie selbst vielfach mit dem Dichter verkehrte, zu dessen intimstem Kreise ihre drei Töchter gehörten?

Andererseits ist aber auch eine bewußte Fälschung und Täuschung, deren sich die Briefstellerin schuldig gemacht haben sollte, nicht denkbar. Vielleicht lassen sich diese Gegensätze und Widersprüche einigermaßen ausgleichen.

Die Worte, welche Frau von Egloffstein Lilli in den Mund legt, haben unter keinen Umständen Anspruch darauf, in dem Sinne für authentisch zu gelten, daß sie mit minutiöser Genauigkeit den Wortlaut der Aeußerungen Lillis wiedergeben, die ja Frau von Egloffstein, nach eigenem Bekenntniß, nicht etwa gleichzeitig gemachten Aufzeichnungen, sondern lediglich ihrem Gedächtniß entnimmt. Es ist aber doch nur der Wortlaut in jenem Briefe, durch den sich Lillis Nachkommen in ihrem kindlichen Gefühle verletzt glauben konnten. Wenn man von dem Wortlaute absieht und den Brief etwas weniger tragisch nimmt, so bleibt schließlich nicht viel mehr übrig, als das Geständniß Lillis, daß sie wohl fähig gewesen wäre, eine Unbesonnenheit zu begehen, wenn sie nicht durch Goethe davon zurückgehalten worden wäre. Eine solche Unbesonnenheit wäre ja wohl die Ausföhrung des Gedankens gewesen, mit Goethe nach Amerika zu gehen, von dem uns in „Wahrheit und Dichtung“ berichtet wird, daß ihn Lilli (nicht ihm, sondern andern, „Wohlwollenden“ gegenüber) geäußert habe. Aehnliches, der Gräfin mitgetheilt, konnte sich immerhin in deren Phantasie im Laufe von 36 Jahren zu der Legende gestaltet haben, welche in deren Brief niedergelegt ist.

Ich kann nicht leugnen, daß mich die Antwort Goethes, des 80jährigen, auf diesen Brief immer unangenehm berührt hat: „Ihr theuerstes Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wußte ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine eben so freudige Erquickung werden“.

Die Darstellung des Verhältnisses zu Lilli in „Wahrheit und Dichtung“ ist übrigens durch den Brief der Frau von Beaulieu-Egloffstein, so viel sich erkennen läßt, nicht beeinflusst worden.

Der Aufenthalt der Familie von Türrheim in Erlangen war nicht von langer Dauer. Als in Frankreich wieder geordnete Verhältnisse hergestellt waren, wurde Herr von Türrheim in die Heimath zurückgerufen. Kaum hatte er seine eigenen, durch die Revolution und seine erzwungene Abwesenheit in einige Zerrüttung gerathenen Geschäfte wieder in das richtige Geleise gebracht, als auch schon wieder der Ruf an ihn herantrat, sich den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen. Er war eine Zeitlang badischer Finanzminister, kehrte jedoch, da die politische Lage sein Streben, die Finanzlage des Großherzogthums zu verbessern, vereitelte, bald wieder in seine Vaterstadt zurück, wo er als Mitglied der Handelskammer, als Generalrath des Niederrheinischen Departements und später als Mitglied der Deputirtenkammer in Paris sich die Achtung, Liebe und Dankbarkeit seiner Mitbürger erwarb.

Seinem Hause stand Lilli mit weiser Sparsamkeit vor und trug auch ihrerseits dazu bei, daß der frühere Wohlstand der Familie in wenigen Jahren wieder hergestellt war. Auch jetzt wieder, wie vor der Revolution bildete das Türrheim'sche Haus in der Brandgasse, dessen Terrasse nach dem Broglieplatze schaute, den Mittelpunkt eines großen Kreises befreundeter Personen. Es war natürlich, daß das Frankfurter Kind weniger mit der eingewanderten französischen Colonie, als mit den alten Straßburger Familien Umgang pflog.

Im Jahre 1800 hatte Herr von Türrheim für seine Gemahlin ein kleines Landgut gekauft zu Kraut-Ergersheim zwischen Straßburg und Barr, wo sie von nun an einen großen Theil des Jahres in stiller Zurückgezogenheit verlebte, beschäftigt, Haus und Garten nach ihrem Geschmack zu gestalten. Doch wurde die Ruhe ihres idyllischen Landaufenthaltes durch die großen, weltumgestaltenden Ereignisse, deren Zeitgenossin sie war, vielfach getrübt, da ihr dritter Sohn Wilhelm in die Armee eingetreten war und an den Feldzügen Napoleons Theil nahm, Grund genug, das liebende und besorgte Mutterherz in beständiger Angst und Aufregung zu erhalten.

Und es sollte ihr nicht gegönnt sein, sich des endlich — nach so langen Jahren des den ganzen Erdball erschütternden Kriegszeitalters — wiederhergestellten Friedens, von Kindern und Enkeln umgeben, noch lange zu erfreuen. Im Jahre 1816 erkrankte sie und starb, 59 Jahre alt, am 6. Juni 1817.

„Der ewige Vater“, — mit diesen Worten meldet Herr von Türrheim

einem Schwager Schönemann ihren Tod — „der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen durch sie auf mich fallen ließ, hat die holde Lilli abgerufen. Das Band, das mich seit bald vierzig Jahren so innigst mit ihr vereinte, ist nicht getrennt, und ich wandle jetzt einsam hier mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtsein, daß bis in der letzten Stunde ihre Hand noch segnend mich als Freund ihres Herzens bezeichnete“. —

„Von Lilli sollte kein äußeres Denkmal bleiben“ — so schließt Graf Dürckheim seine biographische Skizze — „ihr Haus hat der Krieg zerstört, ihre stille, ländliche Wohnung, ihr niedlicher Park, nach dem Ableben ihres Sohnes in fremde Hände gerathen, wurden der Erde gleich gemacht; ihre sterbliche Hülle ruhet neben der ihres Gatten in der kleinen Kapelle, die allein noch Familiengut geblieben ist. Ihr Gedächtniß aber wird in allen edlen Herzen fortleben“.

Um ihr Bild in das rechte Licht zu stellen, müssen wir noch einen Blick auf die Briefe werfen, die Graf Dürckheim im Anhang, theilweise auch im Verlaufe seiner biographischen Schilderung mittheilt. Wenn wir sie durchlesen, erhalten wir den Eindruck, daß nichts Lilli richtiger charakterisiren kann als die letzten Verse, die Goethe an sie richtete:

„Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad und treu wie Du!“

Die Treue und Geradheit des Charakters, die Güte und Natürlichkeit der Empfindung, von der ja auch Goethe singt:

„Wo Du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo Du bist, Natur“,

tritt uns aus jeder Zeile entgegen, die sie an ihre Angehörigen schreibt.

Mit ihren Kindern correspondirt Lilli in französischer Sprache, es war ja die Sprache des Landes, dessen öffentlichem Leben ihr Gemahl und ihre Söhne angehörten, den deutschen Verwandten schreibt sie in der Muttersprache. Sie drückt sich in beiden Sprachen vortrefflich aus und ihr Biograph belehrt uns, daß ihre Schriftzüge die einer festen, fast männlichen Hand waren.

In die Ermahnungen, die sie ihren Söhnen in den Strudel des Weltlebens nachsendet, klingen oft genug Erinnerungen an die Erlebnisse ihrer Jugend herein. „Wir schreiben sehr oft dem Unglück, dem Schicksal, wie man sagt, so manches zu, an dem wir leider meistens selbst schuld sind, wir könnten so vieles vermeiden, was böse Folgen nach sich zieht; das Sprichwort: wie Du's treibst, so geht's, obgleich sehr gewöhnlich, ist doch wahr; denkt immer daran und suchst euch stets selbst zu beherrschen. Ich weiß, wie nothwendig es ist, diese Gewalt über sich zu gewinnen; entsagen zu lernen ist großer Gewinn, dadurch allein stehen wir über den Begebenheiten und werden nicht des Zufalls Spiel, dadurch stählen wir die Seele, ohne ihr die zarte Blüthe des Gefühls zu rauben. Laßt uns zusammen diese Zeit als eine Schule

betrachten; für meinen Theil habe ich stets die Prüfungen, die mir nicht erspart worden, mit warmem Danke gegen die Vorsehung angenommen“ . . .

Sie warnt die Söhne vor Enttäuschungen. An ihren ältesten Sohn schreibt sie: „Mein theurer Fritz, sind es denn die Geschäfte allein, die Dich ganz einnehmen? ist nicht in einem Winkelchen des Herzens der kleine schelmische Gott eingekehrt, der den eifrigen profaischen Merkur auf ein Weilchen vertreiben möchte? Wie steht es um Dein Herz? Sage mir das! mache mich zu Deiner Vertrauten . . . Nicht die glücklichen Bande der Ehe fürchte ich für Dich, aber weil ich Dein liebendes, so leicht Zutrauen fassendes Herz kenne, möchte ich es vor jeder Ueberraschung schirmen, die ihm später Schmerz und Enttäuschung bereiten könnte“ . . . Und ein andermal: „Nur eine Bitte gewähre mir: lasse Dich nicht durch Deine Einbildungskraft hinreißen, übereile nichts, ich kann nie die Eindrücke vergessen, die mir solche Erfahrungen hinterlassen“. Schlichtheit des Auftretens rühmt sie an ihrer Tochter und empfiehlt sie ihrem Sohne: „Lilli (die Tochter) ist wie ich sie haben will, natürlich, einfach und sanft und für ihr Alter sehr anspruchslos. — Sei verständig mein Sohn, aber rühme Dich dessen nicht, man verzeiht es einem jungen Manne nicht, wenn er den Tugendhaften spielt (de poser pour la vertu) man muß tugendhaft sein, ohne es scheinen zu wollen“.

Sie warnt ihn, da er sich im Jahre 1797 in Paris aufhält, vor der kritiklosen Hingabe an Personen seines Umganges, deren aufgeklärte Gesinnung, deren reichen Geist er ihr viel gerühmt hatte. „Sind diese Männer nicht wie eine Sammlung schöner Bücher in der Hand eines unerfahrenen Jünglings? Er wird sie ohne Ordnung und Auswahl lesen und nicht den richtigen Gebrauch von denselben für sein Leben, für seine Entwicklung machen; er wird sich für unterrichtet halten, weil er viel gelesen hat und sein Kopf wird nur erfüllt sein von Ideen ohne rechten inneren Zusammenhang, die vielleicht sogar unter einander in Widerspruch stehen; der Vortheil einer solchen Lectüre ist zum mindesten zweifelhaft“.

Diese Proben aus ihrer Correspondenz zeigen Lilli als eine Frau von Geist und Herz, sie beweisen, daß sie jedenfalls eine sehr viel gehaltvollere Persönlichkeit war, als die meisten Goethebiographen zugeben wollen, die sie in der Regel als ein hübsches, liebliches, gewandtes Püppchen schildern, voll glänzender äußerlichen Vorzüge, aber ohne die entsprechenden geistigen und seelischen Eigenschaften.

Nein, aus einer oberflächlichen und herzlosen Puppe wird keine Frau und Mutter, wie sie uns aus Lillis Leben und Briefen entgegentritt.

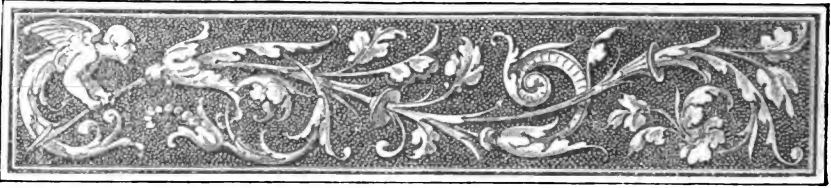
Und dürfen wir, da wir ja doch schon Lavater zu citiren hatten, nicht auch ein wenig die Physiognomik zu Hilfe rufen? Frau von Beaulieu schildert den Eindruck, den ihr die 35jährige Frau von Türkheim bei ihrer ersten Begegnung machte: „Ich glaubte Iphigenie vor mir zu sehen. Die hohe, schlauke Gestalt, der milde schwermüthige Ausdruck ihrer zwar verblühten, aber doch noch immer anmuthigen Gesichtszüge und vor Allem die

erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darstellte, unwillkürlich vor die Seele“.

Aus einer jungen, mit der Liebe eines genialen Mannes tändelnden Coquette wird keine Iphigenie. Auch die Züge, wie sie uns aus der photographischen Nachbildung eines Familienbildes entgegenblicken, die Graf Dürckheim seinem Buche voranstellt, sprechen dafür, daß die Seele, die einst aus diesen sanften Augen unserem großen Dichter entgegen leuchtete, der schönen und anmuthigen Hülle würdig war, in welcher sie in die Erscheinung trat. Wer dies reizende Bild betrachtet, dem wird gewiß, wie wenn er die schönen Lieder liest, in welchen Goethe von seiner Liebe zu Lilli sang, „ein Hauch jener Hülle glücklicher Stunden vorüberwehen“, von denen der greise Meister in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, und er wird die Empfindung erst recht verstehen, die der Dichter in den Vers kleidete:

„Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn:
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn“.





Das Groteske und Komische in der Kunst und im Kunstgewerbe.

Von

Otto von Sjorn.

— Nürnberg. —



edem ästhetisch Gebildeten wird sich bei der Betrachtung eines Kunstwerkes, mag dasselbe der Architektur, der Sculptur oder der Malerei angehören, zunächst die Frage aufdrängen, ob an ihm die allgemeinen Gesetze des Schönen, jene Gesetze, welche auf Maßverhältnissen, auf Einheit, auf Symmetrie, auf Harmonie beruhen, erfüllt sind. Der Grad, in welchem diesen in der uns entgegentretenden Darstellung entsprochen ist, erscheint uns maßgebend für die Vollendung des betreffenden Werkes.

In höchster Vollkommenheit ist diesen Gesetzen entsprochen in den Werken des klassischen Alterthums, in den zur höchsten Blüthezeit der Kunst entstandenen griechischen Tempelbauten, sowie in den damaligen Schöpfungen der Plastik, welche durch Veredelung der menschlichen Körperformen die idealen Göttergestalten in vollendeter Schönheit zu bilden vermochten.

Im Allgemeinen kann es indessen die Aufgabe der Kunst nicht sein, in allen ihren Hervorbringungen diesen höchsten Zielen zu entsprechen. Da sie sich mit der Darstellung, mit der bildlichen Verkörperung von Ideen beschäftigt, so ist durch die Mannigfaltigkeit, in welcher die Ideen auftauchen und hervortreten, zugleich auch die Mannigfaltigkeit ihrer Darstellung durch die verschiedenen Arten der Kunst bedingt. Es entsteht dadurch eine nothwendige Abstufung der verschiedenen Schönheitsgrade bis herab zum Häßlichen, welches ebenfalls seine Berechtigung geltend macht. Auch des Häßlichen kann demnach die Kunst, will sie die Idee nicht einseitig zur Anschauung bringen, nicht vollständig entbehren.

Selbst die Griechen, so sehr sie nach dem Idealen strebten und dasselbe in allen ihren Lebensbeziehungen zum Ausdruck zu bringen suchten, haben nicht nur edle Göttergestalten, sondern auch Cyclopen und Satyrn geschaffen, in deren bildlicher Darstellung sie sich dem Häßlichen nicht entzogen. In bei Weitem größerem Umfange wurde mit dem Auftreten der christlichen Religion das Häßliche in das Reich der Kunst eingeführt, denn in ihr spielt als die Verkörperung des Bösen die Teufelsgestalt eine hervorragende Rolle.

Zwischen dem absolut Schönen aber und dem absolut Häßlichen besteht eine ganze Reihe, eine vollständige Stufenleiter von Begriffen, welche, entweder einzeln oder in Verbindung mit einander, sich als Eigenschaften eines Kunstwerkes in höherem oder geringerem Grade bemerkbar machen können. Es gehört hierher zum Beispiel das Erhabene und dessen Gegensatz, das Niedrige und Kleinliche, das Willkürliche und Komische, das Bizarre, das Groteske u. A., welche Eigenschaften, wenn sie an einem Werke je in vorwiegender Weise hervortreten, demselben einen bestimmt ausgeprägten Charakter verleihen.

Um sowohl im Allgemeinen, als auch an einzelnen Beispielen der verschiedenen Kunstgattungen sowie kunstgewerblicher Erzeugnisse den Nachweis zu liefern, in wie weit die Eigenschaften des Grotesken und des Komischen an ihnen sich geltend machen und in wie weit wir diesen in den verschiedenen Gebieten der Kunst überhaupt eine Berechtigung zugestehen dürfen, müssen wir uns zunächst der mit diesen Eigenschaften verbundenen Begriffe bewusst werden.

Unter „Groteske“ versteht man im Allgemeinen eine aus phantastischen Menschen-, Thier- und Pflanzengestalten zusammengesetzte Verzierung. Schon die Römer brachten in ihren Zimmern derartige Ausschmückungen an, bei welchen die Phantasie des Künstlers in der Darstellung fabelhafter Göttergestalten, Genien, u. s. w. sich freien Lauf ließ. Die Bezeichnung „Grotesken“ erhielten derartige Wandverzierungen erst nach den Ausgrabungen von Herculaneum und Pompeji, wo dieselben in den Zimmern verschütteter römischer Gebäude oder in unterirdischen Räumen (Grotten) aufgefunden wurden. Den Ursprung derartiger phantastischer Compositionen sucht man von den mit allerhand Fabelthieren der orientalischen Märchenwelt verzierten indischen und persischen Teppichen herzuleiten. Auch in andere Künste, wie z. B. die Tanzkunst, ist die Bezeichnung des Grotesken übergegangen, in welcher es eine Art von Zerrbild, das Nürrisch-Seltzame, das Widersinnige einer ungezügelter Phantasie bezeichnet. Da hiernach das Groteske seine Wirkung hauptsächlich in dem Ueberraschen durch zufällig entstandene oder phantasiereich erfundene Gegensätze zu erreichen sucht, so wird es sehr häufig in das Komische übergehen, in welchem sich ihm wieder ein besonderes Gebiet eröffnet.

Die Wirkung des Komischen bemißt sich nach dem höheren oder geringeren Grade, also nach den Abstufungen, in welchen es auftritt. Sein Wesen und seine Wirkung beruhen hauptsächlich darin, daß zufällig oder absichtlich ein Mißverhältniß erzeugt wird, welches an sein ideales Gegentheil erinnert.

So erreicht im Wesentlichen die Caricatur ihre komische Wirkung, indem sie durch Uebertreibung einzelner Theile ein Mißverhältniß hervorruft, durch welches wir an die ursprünglichen Formen des Originals erinnert werden.

Unter den verschiedenen Abstufungen, in denen das Komische auftritt, ist als die niedrigste Art das Burleske, von dem italienischen Worte *burla* = Spott, abgeleitet, zu bezeichnen. Als die höchste aber erscheint der Humor, welcher das Erhabenste mit dem Niedrigsten und mit dem Kleinsten in Berührung zu bringen und dadurch die feinste Wirkung des Komischen hervorzurufen vermag. Ein Beispiel hierfür ist Kaulbachs Arabesken-Fries im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin. In ihm sehen wir die wichtigsten Momente der menschlichen Kulturentwicklung, die höchsten, im Gange der Weltgeschichte gestaltgewinnenden Ideen im leichtesten Spiele der lieblichen Kinderwelt zur Darstellung gebracht. Hier erscheint das Höchste im Kleinsten mit geistreicher Satyre und Ironie in feiner, humoristischer Weise vergegenwärtigt.

Bei dem Auftreten des Grotesken und Komischen nach seinen verschiedenen Graden in den einzelnen Künsten spielt das Material, welches jeder Kunst zur Hervorbringung ihrer Werke zu Gebote steht, eine nicht unbedeutende Rolle.

Es erscheint ganz naturgemäß, daß mit der zunehmenden Freiheit, mit der größeren Leichtigkeit und äußeren Mühelosigkeit, welche das Material für die Bearbeitung darbietet, auch die Möglichkeit für die Darstellung des Grotesken und Komischen, hauptsächlich des letzteren, wachsen muß. Es gestattet deshalb den geringsten Grad der Anwendung in der Architektur, deren Material an sich schon eine geringere Freiheit zuläßt und bei der Herstellung ihrer Werke Berechnung und ruhige Ueberlegung verlangt.

Auch in der Sculptur ist durch das Material, den Marmor oder das Erz, in welchem ihre Schöpfungen entstehen, noch ein gewisser Grad von Beschränkung bedingt, während in der Malerei, in der Zeichnung, hauptsächlich für decorative Zwecke, dem schaffenden Künstler die vollste und ungebundenste Freiheit und Beweglichkeit für den bildlichen Ausdruck seiner Ideen und Empfindungen gegeben ist. Eine gleiche Freiheit aber bietet sich in der Herstellung aller möglichen kunstgewerblichen Gegenstände und Erzeugnisse der Kleinkünste, weshalb wir in diesen ebenfalls das Groteske und Komische von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart in reichem Maße vertreten finden.

In Betreff der Baukunst sehen wir das Gesagte bei einem Rückblicke auf die Entwicklung und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen architektonischen Style bestätigt.

In den Baudenkmalen der alten Aegypter zeigt sich uns ein großartiges Bild der Monotonie, die aus der Regelmäßigkeit und Symmetrie sich nicht zu freien Formen zu erheben vermag. Daher diese weiten Mauerflächen, auf denen oft tausende von Figuren nach einer und derselben Seite hin gerichtet

erscheinen, eine auch in der äußeren Decoration hervortretende Gleichmäßigkeit, in welcher nur die an den Thoreingängen sitzenden Colosse eine Unterbrechung bilden. In der Zeit der höchsten Entwicklung des Reiches, vom 16. bis 13. Jahrhundert vor Christus, in welcher das System der ägyptischen Architektur im Bau der Tempel seine Glanzperiode erreichte, gewähren durchweg die mächtigen, pyramidal ansteigenden Umfassungsmauern, bekrönt von einem kräftigen Hohlkellengesims, einen feierlich ernstern Eindruck und keine Fensteröffnung, keine Säulenstellung unterbricht im Aeußern die einförmige Fläche. In der Säule aber, welche für das Innere des ägyptischen Tempelbaues die Grundlage bildet, sehen wir eine streng geschmäßige Entwicklung der Form sich vollziehen, bei welcher alle Willkür ausgeschlossen erscheint. Die ägyptische Architektur bietet demnach für das Element des Grotesken keine Gelegenheit.

Nicht weniger vermiffen wir diese in den alten, architektonisch bei Weitem höher entwickelten Bauwerken des mittleren und vorderen Asiens, sowie bei denen der Meder und Perser. In den Palastruinen von Ninrud und Nhorjabad giebt sich ebenso die Anwendung strenger stylistischer Gesetze zu erkennen, wie in dem Grabe des Cyrus und den Palästen von Persepolis.

Eine vollkommen entgegengesetzte Erscheinung tritt uns bei den Bauwerken auf ostasiatischem Boden, und zwar in gesteigertem Grade, je weiter wir dajelbst nach dem ferneren Osten vordringen, entgegen.

In Indien beginnt die Kunst mit dem Aufkommen und siegreichen Vordringen des Buddhismus, etwa 250 vor Christus, ihre Entwicklung, die alsbald in großartigen Denkmälern eine ganz bestimmte Form gewinnt. Diese wird sodann vom Brahmaismus aufgenommen und mit üppigerem Reichthum und glänzender Phantastik zu wunderbarer Wirkung gesteigert.

Selbst in seiner späteren politischen Erschlaffung erhielt sich bei dem Hinduvolke mit der Religion auch die heimische Bauweise. Das ausgedehute Ländergebiet Indiens ist in seinen verschiedenen Theilen mit einer Menge architektonischer Monumente bedeckt, deren gemeinsamer Typus bei dem mannichsachsten Wechsel der Form durch die beiden großen Religionsysteme, zugleich aber auch durch die der Anschauungs- und Lebensweise dieser Völker eigenthümliche phantastische Richtung bedingt ist.

In allen diesen Bauwerken gelangte denn auch, soweit sie nicht der niedersten Entwicklungsstufe angehören, das Groteske zu voller Geltung.

Die dem Cultus der Götter gewidmeten Pagoden, in den wunderbarsten Gestaltungen erbaut, steigen, bald thurmartig, bald terrassenförmig oft zu gewaltiger Höhe empor, in allen Theilen mit den seltsamsten Formen überladen.

Da sich mit den religiösen Vorstellungen auch die Kunstweise der Hindu nach Norden und Süden über das Festland und die großen Inselgruppen verbreitete, begegnen wir demselben grotesken Charakter der Bauweise in Kasmir, in Java und in China, der besondern Heimat aller Gattungen von Kunstzerzergnissen im Bereiche des Grotesken und des Komischen.

In entgegengesetzter Weise vollzieht sich die abendländische Kunstentwicklung zunächst auf dem classischen Boden des alten Griechenlands, wo sich in der Architektur alles maßvoll und erhaben gestaltet, und in der Gesamtanlage, wie in den kleinsten Details allen reellen und idealen Bildungsbedingungen der Kunst entsprochen ist. Die strenge, nach bestimmten Gesetzen der Schönheit erfolgte Durchbildung der Säulenordnungen als Grundlage verschiedener Stylarten verstattet kein Ausschweifen in phantastische Formen. Dasselbe gilt, wenn auch nicht in so vollendetem Grade, von der Architektur des römischen Alterthums, die uns als ein Nachklang jener hellenischen Vorbilder entgegentritt.

Auch im späteren Verlaufe der Kunstgeschichte begegnen wir überall, wo sich ein bestimmter Baustyl herausbildet, in Italien im altchristlichen Basilikenbau, auf deutschem Boden in der romanischen und gothischen Architektur, der Erfüllung bestimmter formaler Gesetze, und wenn wir in den beiden Letzteren dennoch dem Element des Grotesken begegnen, so tritt dasselbe nur vereinzelt im Ornament, in den zur Verzierung der architektonischen Formen verwendeten Sculpturarbeiten auf. Es gehören hierher die Figuren romanischer Kapitäle und Träger, die gothischen Wasserspeier in Drachengestalt und ähnliche phantastische Bildungen.

Das eigentliche Feld und die Zeit einer grotesken Bauweise beginnt erst, nachdem während des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien und in Deutschland die Renaissance durch Wiederaufnahme der antiken Architekturformen ihre Blüthen getrieben, durch den Mißbrauch der künstlerischen Freiheit, aus welcher jene erwachsen waren, im 17. Jahrhundert.

Hatte das sechszehnte Jahrhundert in seinen Schöpfungen bei aller reichen Entfaltung der Phantasie den Charakter edler Ruhe und maßvoller Schönheit zu bewahren gewußt, so begann das siebzehnte mit einer Willkür und Uebertreibung der Formen, welche jede strenge Composition vollkommen verschwinden ließ. Solche beschränkte sich aber nicht allein auf die ornamentale Ausstattung, sondern auch auf die architektonischen Formen selbst, bei denen, wo es immer möglich war, die gerade Linie vermieden oder unterbrochen wurde und überhaupt die Willkür als das einzige Gesetz erscheint. In der Architektur jener Periode ist nicht selten die ursprünglich maßgebende Linie von einer verworrenen Masse phantastischer Formen und Gestalten so vollständig überwuchert, daß die constructiven Grundlagen der Composition oft nur schwer zu verfolgen sind. War schon dieser Styl nicht mehr als der der Renaissance zu bezeichnen, so begnügte man sich in seiner völligen Ausartung während der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht mehr damit, die antiken Formen willkürlich zu verwenden und umzugestalten, sondern man ersetzte sie theils durch ganz neue fremdartige Gebilde, theils durch die wunderbarsten aus ihnen erzeugten Compositionen. Es war dies der eigentliche Barockstyl, in welchem das Groteske in entschiedenster Weise zur Geltung kommen mußte.

Zu dem im achtzehnten Jahrhundert auftretenden Rococo bildet das wesentlichste Element die geschwungene Linie, und der üppige Reichthum in der Verzierungsweise der Architektur läßt dem Grotesken einen weiten Spielraum. Da aber jetzt das leichter bewegliche, organischer sich beugende Pflanzenornament sich vorherrschend geltend macht und in den schönsten Verschlingungen seinen Reichthum an Motiven entfaltet, erscheint das Schwerfällige und Massenhafte in das Anmuthige und Graziose aufgelöst, wie denn auch nunmehr in der Innendecoration das so flexible Material des Stuckes vorherrschend zur Verwendung kommt.

Geht aus dem Gesagten hervor, daß das Groteske in verschiedenen Baustylen in vielfach modificirter Weise auftritt, so fragen wir vergebens nach dem Element des Komischen in der Architektur, wir werden diesem in der Entwicklungsgeschichte der letztern nirgends begegnen. Wohl ist zu allen Zeiten auch komisch gebaut worden und das komische Aussehen kann sich sogar bis zum Lächerlichen steigern. Dann aber ist diese Wirkung eine vom Architekten keineswegs beabsichtigte, sondern sie ist vielmehr aus einem bedauerlichen Mangel an Schönheitsinn oder Verständniß der architektonischen Gesetze hervorgegangen, durch welchen ein Mißverhältniß von Formen entstanden ist, welches die Wirkung des Komischen erzeugt. Mit der Absicht komisch zu wirken, ist wohl kaum jemals ein größeres Bauwerk zur Ausführung gelangt, und wenn Goethe in seinen Briefen aus Sizilien den Palast des Prinzen Pallagonia bei Palermo als ein solches schildert, so wird dieses vom Dichter zugleich als ein Erzeugniß der Tollheit jenes Prinzen bezeichnet. In ganz anderer Weise zeigt sich dieses in der Sculptur, denn die Bildnerkunst läßt, wie schon bemerkt wurde, eine bei Weitem leichtere Behandlung im Schaffen und in der Formgebung zu.

Hier tritt neben dem Grotesken auch das Komische häufig in beabsichtigter Weise auf, es kann also in der Sculptur auch das Komische Zweck der Darstellung sein.

Beispiele des Grotesken und Komischen in plastischer Gestaltung hat die Kunstentwicklung der frühesten Völker aufzuweisen. In der Sculptur der Aegypter, deren Bildwerke, gleich wie die ihrer Architektur, den Charakter des Starren und Monotonen durchweg zur Schau tragen, begegnen wir der Figur einer von ihnen verehrten Gottheit, Namens Bes, welche in Gestalt eines kleinen, wohlbeleibten, bärtigen, heiter lächelnden Mannes, theils tanzend, theils musizirend aus Metall und Stein hergestellt wurde und unter den noch heute erhaltenen Sculpturen einen eigenthümlichen Contrast bildet zu dem Ernst der übrigen Werke jener Zeit. Auch bei den ostasiatischen Völkern sind es die phantastisch gestalteten Götterbilder, in denen das Groteske hervortritt. So in Wischnu, jener vielarmigen und vielköpfigen Gottheit der Indier, in den Darstellungen ihrer vielfachen Verwandlungen als Fisch, als Schildkröte, als Eber und Zwerg. Nicht minder grotesk erscheinen ihre übrigen Gottheiten z. B. ihr Amor, Kamadeiwa genannt, welcher auf einem

Papagei reitend mit einer hohen Mütze auf dem Kopfe und mit blumenumwundenem Pfeil und Bogen bewaffnet dargestellt wird. Derartige Gebilde treten theils einzeln und selbständig auf, theils erscheinen sie in kräftig vorspringendem Relief, entweder am Aeußern der Topen und Pagoden oder im Innern über den Pfeilern und in Wandnischen angebracht. Auch die phantastischen Götzenbilder anderer ostasiatischer Völker wie z. B. der Chinesen und Japanesen sind hierher zu rechnen.

Wo wir bei dem in allen seinen Schöpfungen das Ideal der Schönheit erstrebenden Volke der Hellenen in der Sculptur dem Grotesken begegnen, da macht sich das unverkennbare Streben bemerkbar, dasselbe zu veredeln und womöglich in die Formen des Schönen umzubilden. Beispiele hierfür bieten sich u. A. in der Auffassung, welche der bildlichen Verkörperung des Gorgonenhauptes, der Sirenen, der Sphynx und anderer mit dem Begriffe des Grotesken ursprünglich verbundener Gebilde zu Grunde liegt. Nach den darüber angestellten Untersuchungen wurde das Gorgonenhaupt ursprünglich als Thiergezicht gebildet, dann später in eine Maske mit bläsender Zunge und endlich in ein menschliches Gesicht umgestaltet, bei welchem das Medusenhafte durch die Attribute der Schlangenhaare und der Flügel angedeutet erscheint.

Auch in der Darstellung der Sphynx, jenes räthselhaften, halb als Weib halb als Löwe gebildeten Wesens, dem wir in Aegypten in der starren und einförmigen, dabei aber majestätischen Auffassung der dortigen Kunst begegnen, sehen wir bei den Griechen die Schönheit menschlicher Körperbildung mit den kräftigen Formen des Königs der Thiere vereinigt.

In der antiken römischen Sculptur, welche nach ihrer ganzen Tendenz und Auffassungsweise als ein Nachklang der griechischen erscheint, tritt das Groteske in gemildeter Gestalt und nur in einzelnen Erscheinungen, wie z. B. in der Figur des Satyr, des Faun, als Herme oder Statue und in den Reliefcompositionen von Bacchanalen auf. Für die Darstellung des Komischen finden sich weder dort noch da bemerkenswerthe Beispiele, während dieses in der Malerei und in der Herstellung kunstgewerblicher Gegenstände bereits reichlich vertreten war.

Daß nach der Einführung des Christenthums mit der Ausbildung des romanischen Styles und später der gothischen Bauformen in Deutschland und Frankreich sich für das Groteske ein reiches Gebiet eröffnete, wurde bereits angedeutet. Zunächst war es die Personificirung des Bösen in der Gestalt des Teufels, des Satans, dessen formelle Bildung im Wesentlichen von der antiken Satyrmaske mit ihren Hockhörnern ausging. So bildete Nicola Pisano in seinem jüngsten Gericht an der Kanzel zu Pisa (1260) den Teufel als Satyr, daneben aber fanden auch der Löwe, der Drache, der Lindwurm u. A. als Symbole des Satanischen in den Kirchensculpturen vielfache Verwendung. Ueberhaupt waren es während des ganzen Mittelalters hauptsächlich die Kirchen, an welchen Reliefsculpturen grotesk-komischen Inhalts mit Vorliebe angebracht wurden.

In der Vorhalle des Magdeburger Domes sieht man einen Affen, der einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln zur Seite hat und neben ihm ein dickes, auf einem Boock reitendes Weib. Ersterer soll den Jupiter, letztere die Venus darstellen, so daß das Ganze als eine mythologische Caricatur, eine Verhöhnung der antiken Götterserscheinung erscheint. In nicht minder drastischer Weise wurden damals in dem dauerbaren Materiale des Steins die Gebräuche des christlichen Cultus, das zügellose Treiben der Mönche und des Judenthum dem Spott und der öffentlichen Verhöhnung preisgegeben.

Ein sehr bezeichnendes Relief dieser Art befand sich im Straßburger Münster. Ein Schwein und ein Boock tragen einen Fuchs auf der Bahre und vor der Leiche geht ein Bär mit dem Weihwedel; ein Wolf trägt das Kreuz und ein Hase blickt andächtig nach der Kerze in seiner Pfote; ein Firsch liest Messe und hinter ihm hat eine Rabe auf dem Kopfe ein aufgeschlagenes Buch, in welchem ein Esel andächtig liest. Eine in Versen verfaßte Beschreibung dieses Bildwerkes von Johann Fischart aus dem Jahre 1609 deutet es als eine Caricatur auf das Papstthum, während es von einem „Bruder“ Johann Raß aus Ingolstadt in einem „Fliegenden Blatte“ vom Jahre 1583 ebenfalls in Versen als eine solche auf das Luthertum bezeichnet wird.

Die schändlichsten Spottbilder zur Verhöhnung des während des ganzen Mittelalters verhaßten Volkes der Juden befinden sich zum Theil noch im Dome zu Magdeburg, in der Stadtkirche zu Wittenberg, in den Domen zu Regensburg und Freising, im Rathhause zu Salzburg und in zahlreichen andern Bauwerken. Eine der gemeinsten Darstellungen dieser Gattung aus jener Zeit befand sich unter dem Frankfurter Brückenthurm nach Sachsenhausen zu, von wo sie erst sehr spät verschwand, denn im Jahre 1677 erbaten sich die Frankfurter Juden eine bedeutende Summe zu zahlen, wenn dieses Reliefbild entfernt würde, ohne ihren Zweck zu erreichen. Alle diese Bilder sind in Bezug auf ihren künstlerischen Werth meist von sehr untergeordneter Bedeutung und verdienen nur als Ausdruck des culturgeschichtlichen Charakters ihrer Zeit Beachtung.

In den ernsten Sculpturwerken des Mittelalters, welche vor Allen die Ausschmückung der Kirchen mit Madonnen und Heiligen, mit Altarwerken, überhaupt mit allen dem christlichen Glaubenskreise angehörigen Darstellungen umfassen, erscheint einem bestimmt entwickelten Style Ausdruck verliehen, in welchem sich, trotz einer oft geringeren Formvollendung, ein selbständiges, inniges Empfindungsleben ausdrückt.

Mit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts tritt dann in der deutschen Kunst jener realistische Sinn hervor, welcher den Styl des Mittelalters verdrängt und auf dem Studium der Natur beruhend auch in der Plastik die höchsten Triumphe in den Werken des sechszehnten Jahrhunderts feierte.

Mit dem Eintritt und dem Fortschreiten der Renaissance in Italien, welche, wie z. B. das Sebaldusgrab Peter Bishers in Nürnberg deutlich wahrnehmen läßt, auch auf die deutsche Kunstentwicklung bald einen entschiedenen Einfluß ausübte, macht sich auch das mit der freien Entfaltung der Phantasie

verbundene Auftreten grotesker Bildungen bemerkbar. In dieser Zeit der höchsten Kunstblüthe aber treten sie uns als anmuthige und reizende, vom Zauber der Schönheit getragene Phantasiegebilde entgegen, wie solche zuerst von Raphael in den Loggien des Vatican geschaffen wurden und wie wir sie dann im Verlaufe dieser Periode für alle möglichen decorativen Zwecke verwendet finden.

Dieselbe Wandlung aus dem Renaissance- in den Barock-Styl, die wir in den Schöpfungen der Architektur verfolgt haben, vollzieht sich gleichzeitig mit dieser sowohl in Italien als in Deutschland, in der Sculptur.

Eine mißverstandene Nachahmung der Formen-Großartigkeit des Michelangelo führt zunächst zu den unschönen Uebertreibungen in der plastischen Darstellung des menschlichen Körpers, die Ausartung der architektonischen Formen zu einer gleichen Ausartung der ihnen dienbaren und nur von ihnen abhängigen ornamentalen Bildhauerarbeiten.

Als ein bezeichnendes Beispiel italienischer monumentaler Sculptur jener Zeit kann das Grabmal des Dogen Pesaro, gestorben 1669, im linken Seitenschiff des Frari in Venedig erwähnt werden. Es zeigt vier Mähren, welche als Atlanten das Hauptgeßnis tragen. Der Künstler gab ihnen zerrissene Hosen aus weißem Marmor, durch dessen Lücken die schwarzarmornen Kniee hervorschauen. Um ihnen das Tragen zu erleichtern, sind zwischen ihren Nacken und dem Geßnis dicke steinerne Rißen eingeschoben. In seiner extremsten Erscheinung tritt das Groteske in den Schöpfungen eines deutschen Künstlers, des Straßburgers Wendelin Dietterlin, des erfindungsreichsten Meisters aus dem Beginn dieser Periode, in seinen zahlreichen Entwürfen für Brunnen, Kamine und dergleichen zu Tage.

Auf den Stylcharakter der Sculptur des achtzehnten Jahrhunderts, soweit sie in Verbindung mit der Architektur auftritt, wurde bereits hingewiesen. Seine Eigenthümlichkeit an den selbständig erscheinenden Werken kennzeichnet sich am entschiedensten an den meist der griechischen und römischen Mythologie angehörigen Statuen und Brunnengruppen aus Sandstein und Marmor, denen man noch so vielfach in den aus jener Zeit herrührenden Parkanlagen begegnet. Die oft in der wunderbarsten Weise mit Seeperden, Delphinen, kolossalen Fröschen, Schildkröten u. A. zusammengestellten Neptune, Tritonen und Nereiden erscheinen nicht weniger grotesk, als die Gruppen wasserspeiender Löwen, Wölfe und anderer Thiergestalten, wie sie z. B. Keller, ein hervorragender Künstler seiner Zeit, für die Gärten von Versailles ausgeführt hat.

Im Park von Schwepingen sieht man noch heute um das Bassin eines Springbrunnens eine Anzahl kolossaler Sphynge gelagert, in deren Köpfen die Portraits der verschiedenen bevorzugten Geliebten eines früheren fürstlichen Besitzers vereinigt sind. Welcher Umgestaltung in das Grotesk-Romische damals gerade die Gestalt der Sphynx unterworfen wurde, zeigen zwei im Hofe des Germanischen Museums zu Nürnberg befindliche Sandsteingebilde,

deren weibliche Vorderkörper mit dem ganzen Luxus der lächerlichen und übertriebenen Mode jener Zeit ausgestattet sind. In dem Gebiete der Malerei, der zeichnenden und vielfältigen Künste ist es zunächst die Caricatur, welche das Komische nach allen Richtungen hin beherrscht, in alle politischen, religiösen und socialen Verhältnisse sich eindringt und dadurch gewissermaßen selbst eine eigene Geschichte besitzt.

Das Wort Caricatur, von dem italienischen caricato = überladen, abstammend, bedeutet die Ueberladung, die Uebertreibung eines Gegenstandes oder einer Person und zwar nicht nach der Seite des Schönen, sondern nach der des Charakteristischen hin. Es kann demnach vom Künstler in der Darstellung einer in der Wirklichkeit vorhandenen Physiognomie oder einer Figur ein Druck, ein Strich genügen, um in den charakteristischen Theilen den Grad des Ueberladens, des Uebertreibens hervorzubringen, welcher den Unterschied zwischen der reinen Kunst und der Komik begründet. Die Ueberladung kann demnach das einzige Mittel sein, welches die Caricatur in Anwendung bringt, um komisch zu wirken; sie braucht sich aber nicht damit allein zu begnügen, sondern sie kann auch die Figur in Handlung setzen und läßt diese dann entweder sich selbst oder etwas Anderes bedeuten, womit dem Witz und der Satire ein weiter Spielraum eröffnet ist.

In diesen beiden angedeuteten Richtungen ist die Caricatur so alt, als das erste Auftreten der Kunst in der Geschichte der Menschheit und wir begegnen ihr bereits bei den ältesten Völkern der frühesten Culturentwicklung. Schon die Aegypter haben, wie sich aus den Fragmenten, die sich im Louvre befinden, ergibt, hausräucherliche und ländliche Beschäftigungen in Thierfiguren dargestellt und in's Lächerliche gezogen. Auch bei den Aegyptern wurde, wie erwiesen ist, die Verbindung der Thiergestalt mit der menschlichen nicht nur in ihren Gottheiten und als Bilderschrift, sondern auch zu komischen Zwecken im Sinne der Caricatur verwendet.

Daß im alten Griechenland von einzelnen hervorragenden Künstlern das komische Element in der Malerei gepflegt wurde, ersehen wir aus der „Poetik“ des Aristoteles, welche eine Einteilung der Künste enthält, auch bieten nicht minder die noch vorhandenen Vasenbilder hierfür Belege. Als ein Meister der Caricatur wird Apollonius, ein Schüler des Apelles genannt, der mit Vorliebe mythologische Scenen behandelte. Er stellte u. A. die Fabel von der Wiedergeburt des Bacchus aus der Hälste des Zeus in einem Spottbilde dar, in welchem der härtige Vater der Menschen und Götter in der Wochenstube, mit einer Weiberhaube auf dem Kopfe, vorgeführt wird.

Auf italienischem Boden begegnen wir zahlreichen komischen Darstellungen in den Wandmalereien von Herculaneum und Pompeji, unter denen eine der bekanntesten das Innere eines Malerateliers, in welchem die handelnden Personen als Zwerge vorgeführt werden, darstellt. Die berühmteste aus jener Zeit nach vorhandene Caricatur mit Verspottung bestimmter Persönlichkeiten zeigt den Aeneas, wie er mit seinem Vater Anchises auf den Schultern und den kleinen Ascanias an der Hand, das brennende Troja verläßt. Vater und Sohn erscheinen als hundschnüßige Affen, Anchises als ein alter Bär und anstatt der väterlichen Penaten haben sie ein Würfelspiel aus den Flammen

gerettet. Unter den bekannten italienischen Malern wird Raffael, 1262 zu Florenz geboren, als der Vater der Caricatur bezeichnet; im Camposanto zu Pisa hat er in einem Gemälde sämtliche Frauenköpfe als Herrbilder dargestellt. Von Michelangelo ist bekannt, daß er einen Cardinal, der ihn häufig während der Arbeit störte und durch Kritifiren ärgerte, unter den Verbannten der Hölle, versehen mit den Attributen der Dummheit, darstellte und diese Figur selbst auf den Befehl des Papstes hin nicht veränderte. Von Leonardo da Vinci befindet sich in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand eine größere Anzahl von Zeichnungen grotesker Köpfe, und ebenso gehören hierher die 1585 von Gianbatista Porta veröffentlichten Köpfe, in denen er aus Thiergebüchern menschliche Physiognomien herauszubilden versucht hat.

In Deutschland rühren die frühesten, meist gegen die Kirche gerichteten Caricaturenblätter von dem bekannten Meister E. G. und von Barthel Schön (um 1470) her. Hauptsächlich sind jene Spottbilder aus der ersten Zeit der Reformation hervorzuheben, welche auf der einen Seite gegen das Mönchswesen und das Papstthum, auf der andern gegen Luther gerichtet sind. Das älteste dieser Blätter ist der von Meister Wenzel von Ulm aus dem Jahre 1496 herrührende Papstesel, in welchem der Papst als gräuliches Meerwunder dargestellt wird. Nicht allein aber spielte damals die Caricatur auf religiösem Gebiete eine Rolle, sondern sie behandelte auch alle möglichen Gegenstände und Verhältnisse des täglichen Lebens in den zahlreich erschienenen, häufig mit Text versehenen sogenannten „Fliegenden Blättern“. Auch im 17. Jahrhundert fehlt es an derartigen Darstellungen nicht.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges fanden namentlich zahlreiche Caricaturen auf den Winterkönig und andere Personen der damaligen Zeit in sogenannten Einblatt-Drucken vielfache Verbreitung.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts spielte die Caricatur in Deutschland keine hervorragende Rolle. Erst gegen das Ende desselben trat als bedeutend im satirischen Sittenbilde Chodowiecki mit seinen Kupfern zu Lavaters Physiognomik hervor. Auch ist der 1840 verstorbene Kupferstecher Ramberg aus Hannover zu nennen, welcher u. A. die Ilias in streng historischem Style illustrierte und jedem Blatte eine Caricatur desselben beifügte. Auch die zahlreichen auf Napoleon I. erschienenen Caricaturen sind bemerkenswerth.

Während der letztverfloffenen dreißig Jahre unsers Jahrhunderts hat sich die Caricatur in zwei besondere Richtungen geschieden.

Nach der politischen Seite hin ist es der Kladderadatsch, welcher, im J. 1848 entstanden, mit seinen Zeichnungen noch immer die erste Stelle einnimmt, so zahlreiche Nachahmer er auch im Laufe der Jahre gefunden hat, während die Münchener „Fliegenden Blätter“ mit Vorliebe bestimmte Typen der Gesellschaft und Vorkommnisse des täglichen Lebens in harmloser Weise behandeln.

Unser bedeutendster jetzt lebender humoristische Zeichner, Wilhelm Busch, der Zeichner und Dichter des „Heiligen Antonius“, der „Frommen Helene“ und Anderer erfolgreicher Werke, hat erst unlängst in diesen Blättern eine eingehende Würdigung gefunden.

In Betreff des Grotesken ist noch der Druckverzierungen und Initialen zu gedenken, in denen es vielfach auftritt. Schon in den von Mönchen geschriebenen Missalen des Mittelalters sind häufig die Anfangsbuchstaben mit den Profilzeichnungen frauenhafter Gesichter ausgestattet und das Streben, die Initialen, Einfassungen der einzelnen Seiten und die Titel durch Zeichnung zu beleben, gewinnt nach der Erfindung der Buchdruckerkunst eine künstlerische Form, welche im 16. Jahrhundert ihre höchste Ausbildung erreicht. Es sei hier nur an Holbeins derartige zahlreiche Arbeiten und unter ihnen an die an grotesken Darstellungen so reichen Kinder-, Bauern- und Todtentanz-Alphabele erinnert, in welchen er die von ihm mit Vorliebe behandelten Gegenstände für kleine Compositionen verwendet.

Im Bereiche der Malerei ist es vor Allem die Decoration der Wände und Decken, an welcher sich die groteske Verzierungsweise, dem Stylcharakter der Zeit und des Landes, der sie angehört, entsprechend, bemerkbar macht. An die Wandmalereien in Herculaneum und Pompeji, an die Loggien des Raphael im Vatican, für deren Compositionen er die erste Anregung in den Ruinen der Bäder des Titus erhielt, wurde bereits erinnert und zugleich auf die Anmuth und das hohe Schönheitsgefühl hingewiesen, von denen der Künstler bei der Gestaltung seiner phantastischen Gebilde geleitet wurde.

Während der ganzen Zeit der Renaissance begegnet man in reich ausgestatteten Innenräumen dieser geistreich spielenden, künstlerisch vollendeten italienischen Decorationsweise. Im höchsten Grade decorativ wirksam und dabei grotesk erscheinen auf deutschem Boden die Wand- und Deckenmalereien des 17. Jahrhunderts, jener Zeit, in welcher die Götter des Olymp, auf Wolken thronend, in oft wunderbaren Gruppierungen und räthselhaften Umgebungen aus den Plafonds und Kuppeln herabschauten.

In Frankreich erreicht dieser Zweig einen außerordentlichen Höhepunkt im 18. Jahrhundert in den Leistungen eines De la Zone, eines Watteau, Verice und Boucher, welcher letztere z. B. in großen Panneaus die vier Elemente durch chinesische groteskkomische Scenen darstellte.

Was das Auftreten des Grotesken und Komischen in den mannichfaltigen Erzeugnissen kunstgewerblichen Schaffens betrifft, so werden die Letzteren zu allen Zeiten und bei allen Völkern von diesen Elementen nicht nur berührt, sondern während einzelner Perioden vollkommen beherrscht. Unter den Arbeiten aus Metall gehören hierher zunächst aus dem fernen Ostasien die in grotesker Gestaltung gebildeten, mit reichstem Zellenemail geschmückten altchinesischen Räuchergefäße, chinesische Götzenbilder und als komische Figuren gebildete Leuchter, japanische, reich mit Silber tauschirte, mit Drachenhenkeln versehene Bronzefasen und Anderes, Alles Erzeugnisse höchst phantastischer Auffassung, aber mit vollendeter Technik hergestellt.

Aus unserer früheren christlichen Zeit verdienen die als groteske Thiergestalten gebildeten Aquamanile (Ausgußgefäße zum Händewaschen der Priester), sowie die als Köpfe, Arme, u. s. w. hergestellten, mit Edelsteinen auf's reichste besetzten Reliquienbehälter Erwähnung.

Die vollendetsten und herrlichsten Arbeiten der Goldschmiedekunst sowohl in Italien als in Deutschland gehören dem sechszehnten und dem Anfang des siebzehnten Jahrhunderts an, und beinahe Alle sind mit grotesken Ornamenten auf's Reichste geschmückt. Welche Fülle der Verzierung zu jener Zeit in gleicher Weise auf Rüstungen und Waffen verwendet wurde, bedarf kaum der Erwähnung. Welcher Aufwand aber des kostbarsten Materials an Edelsteinen, Perlen und edlen Metallen in späterer Zeit bei der Anfertigung grotesker Luxusgegenstände und Spielereien Verwendung fand, zeigen u. A. Dinglingers Arbeiten im Dresdener grünen Gewölbe und zahlreiche andere dort aufbewahrte Kostbarkeiten.

Nicht minder vielseitig zeigt sich die groteske Auffassung in den Arbeiten aus Thon, zunächst wieder an den aus Porzellan verfertigten Vasen, Platten und Figuren Chinas und Japans. Aber auch aus der Zeit des hellenischen Alterthums sind uns Thongefäße in Gestalt von Köpfen, deren übermäßig große Ohren zu Henkeln gebildet sind, und komische Darstellungen auf den in den edelsten Verhältnissen gebildeten griechischen Vasen erhalten. Erwähnt seien ferner die mit reizenden phantastischen Malereien geschmückten italienischen Majoliken der Renaissance, denen in Frankreich Palissy's Arbeiten und die kostbaren, nur noch in geringer Zahl vorhandenen Henri-deux-Gefäße folgten.

Welches Uebermaß des Grotesken an den im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Deutschland erzeugten Fayencegeschirren, Dösen und Steinzeugkrügen, sowie an den im achtzehnten Jahrhundert in höchster Vollkommenheit hergestellten Porzellanarbeiten sich bietet, bedarf nur einer Andeutung. Noch könnte endlich der venetianischen und deutschen Glasarbeiten mit Berücksichtigung der phantastisch geformten Flügel- und Bergirgläser, der mit reichem Schliß ausgestatteten Krystallgefäße, der Schnitzarbeiten in Elfenbein und Holz und der verschiedenartigen Meisterwerke der Kleinkunst aus früherer Zeit gedacht werden, um an Allem die gleiche Tendenz zu beweisen.

Aber auch in unserer gegenwärtigen Zeit bedarf es nur eines Blickes in die verschiedenen Gebiete kunstgewerblicher Arbeiten, um dem Grotesken bald in edler, künstlerischer Gestaltung, bald in geschmackloser Verwendung zu begegnen.

Das Resultat und die Nutzenanwendung des bisher Gesagten läßt sich in wenige Worte zusammenfassen. Wir haben gesehen, daß in den Erzeugnissen der Kunst und des Kunstgewerbes aller Völker und Zeiten die Erscheinung des Grotesken in selbständiger Form oder in der Verwendung als Verzierung dem jedesmaligen Stylcharakter der Zeit, in welcher das Werk entstanden ist, entspricht und sich demselben nach seiner Erfindungs- und Gestaltungsweise unterordnet.

Sind demnach die jetzigen vielfachen Bemühungen, durch Lehre und Vorbild den Sinn für edle Formen, vor Allem das Stylgefühl in Denjenigen, welche für das Kunstgewerbe thätig sind, wieder zu wecken und auszubilden von Erfolg, dann wird man auch bald in den Erzeugnissen unserer Kunstindustrie, wie weit auch die Phantasie dabei in das Groteske hinüberschweifen mag, immer seltener Dem begegnen, was unser Schönheitsgefühl verletzt und unser Auge beleidigt.



Die Thierwelt der Alpenseen und ihre Bedeutung für die Frage nach der Entstehung der Arten.

Von

Hermann von Ihering.

— Leipzig. —

Wie im Leben des Einzelnen sowohl, als in jenem der Völker Perioden ruhiger, gleichmäßiger Entwicklung und lebhafter bewegte Zeiten mit einander abwechseln, und wie solche unversehens eingreifende Ereignisse dann meist zu erhöhter Thätigkeit anspornen, so fördern auch die Wissenschaft neue, unerwartete, wichtige Entdeckungen nicht nur durch den Zuwachs an Kenntnissen und Erfahrungen, sondern oft noch mehr durch die weit über ihr eigentliches Gebiet hinausgreifende Anregung zu neuen Forschungen, durch den mächtigen Impuls, welchen sie dem gesammten wissenschaftlichen Leben verleihen. Als ein solches segensreiches Ereigniß ist in den Annalen der Zoologie die Erforschung der physikalischen und biologischen Verhältnisse der Tiefsee zu verzeichnen, wie sie im Laufe des letzten Decennium in verschiedenen Meeren durch zahlreiche, zum Theil sehr großartig angelegte Expeditionen ausgeführt wurde.

Die wissenschaftliche Ausbeute dieser Forschungen ergab sich nach den verschiedensten Richtungen hin als werthvoll. Ueberaus groß ist die Menge neuer Formen, welche mit dem Schleppnetze vom Boden des Meeres heraufgeholt wurden. Fische sowohl, wie all die zahlreichen Gruppen von wirbellosen Scethieren liefern ein reiches Contingent neuer Arten, Gattungen und selbst Ordnungen. Freilich wird man diesen Umstand an und für sich nicht zu hoch anschlagen können, da jedes Jahr uns ohnehin zahlreiche neue Arten zubringt und selbst die vielbesuchten Gestade des Mittelmeeres dem daran weilenden Naturforscher immer neue, unbeschriebene Formen spenden. So würden denn auch die neuen, vom Meeresboden emporgezogenen Thiere das Interesse der Zoologen weit weniger gefesselt haben, wenn sie nicht einerseits manche mit den Be-

sonderheiten ihrer Lebensweise in Einklang stehende Eigenthümlichkeiten dargeboten, und andererseits durch ihre Beziehungen zu anderen länger bekannten Geschöpfen das Interesse in besonderem Grade in Anspruch genommen hätten. Viele derselben fesseln uns vor allem dadurch, daß sie Vertreter von Formen sind, die bisher nur fossil bekannt waren und für längst ausgestorben erachtet wurden. Die Tiefseeforschungen bestätigen und erweitern damit nur die schon seit mehreren Decennien gewonnenen Erfahrungen, nach welchen eine scharfe Trennung der Thierwelt in den verschiedenen geologischen Epochen nicht existirt und nur im Großen und Ganzen die Veränderungen in der Thierwelt mit dem Wechsel der geologischen Zeitepochen zusammenfallen.

Es haben deshalb auch nach dieser Richtung hin die Tiefseeforschungen nur dazu gedient, die schon früher erlangten Kenntnisse zu befestigen und zu vervollständigen und es würden dieselben daher kaum jene Bedeutung gewonnen haben, wie sie jetzt ihnen nicht mehr zu bestreiten ist, wenn nicht der Schwerpunkt derselben in einer andern Richtung zu suchen wäre, nämlich in der Umwandlung unserer Vorstellungen von der Ausdehnung des organischen Lebens bis in sehr beträchtliche Tiefen und von den physikalischen Verhältnissen, unter denen daselbst das thierische Leben sich abspielt. Und auf diese Erscheinungen etwas näher einzugehen, sind wir an dieser Stelle schon deshalb gezwungen, weil die Untersuchung der Tiefe des Meeres nicht nur die Anregung geboten hat zur Ausführung entsprechender Forschungen in den größeren Binnenseen, sondern auch wegen der Uebereinstimmung, welche hinsichtlich der physikalischen Beschaffenheit der tieferen Wasserschichten besteht, und welche größtentheils eine so weitgehende ist, daß die von den Meeren her gewonnenen Erfahrungen direct auf die größeren Alpenseen sich übertragen lassen. Die Unterschiede betreffen eigentlich nur die chemische Zusammensetzung, die im Meere ja durch den meist 3—4 Procent betragenden Salzgehalt eine wesentlich andere ist. Der Salzgehalt ist übrigens in manchen Meeren ein bedeutend geringerer und er nimmt z. B. in der Ostsee von Westen nach Osten hin immer mehr ab, in dem Maße, daß bei Petersburg das Wasser kaum noch Spuren von Salz enthält. An diese Veränderung im Salzgehalte knüpft sich auch eine Umwandlung der Thierwelt, die z. B. bei Kiel noch aus echten Seethieren besteht, während man in der Nähe von Petersburg am Strande Paludinen und Limnacen sammeln kann, Thiere, die nur das süße Wasser bewohnen und in unseren stehenden Gewässern gemein sind. Manche Thiere können einen bedeutenden Wechsel in dem Procentgehalte des Seewassers an Salz wohl vertragen. Man pflegt sie mit Moebius als euryhalin zu bezeichnen, im Gegensatz zu den in dieser Beziehung sehr empfindlichen stenohalinen. Prägnante Beispiele für die Bedeutung, welche der Salzgehalt des Seewassers für das Gedeihen der Thierwelt hat, bieten solche Fälle, in denen an ein und derselben Stelle in der Tiefe der Salzgehalt ein anderer ist, als höher oben. So wurden von der Pommerania im Kattegatt und im großen Belt am Boden des Meeres Thiere gefangen, welche, in das

Wasser der Oberfläche versezt, rasch abstarben, und zwar nur in Folge des geringeren Salzgehaltes der oberflächlich gelegenen Wasserschichten. An beiden Vertikalitäten erstreckt sich in der Tiefe das stärker salzhaltige Wasser der Nordsee in die Ostsee weit hinein und dem entsprechend werden in der Tiefe noch die Thiere der Nordsee Fauna angetroffen an Stellen, an welchen die Strandfauna schon die Zugehörigkeit zur Ostsee erkennen läßt. Ähnliches zeigt sich auch an anderen Stellen, z. B. an der vom Polarmeere gegen die Nordsee sich erstreckenden Eismeertiefe oder an Flußmündungen, wie z. B. an der Elbe, in welcher das Seewasser und mit ihm seine Bewohner, sich weit in den Fluß hinein erstreckt; aber nur in der Tiefe, wogegen oberflächlich die auch sonst in Flüssen, zumal in der Elbe, lebende Thierwelt angetroffen wird.

Von dieser Beschaffenheit des Seewassers in chemischer Beziehung abgesehen, sind die mit zunehmender Tiefe auftretenden Veränderungen rein physikalischer Natur und leicht aus den bekannten Thatsachen abzuleiten. So ist es z. B. selbstverständlich, daß mit der zunehmenden Tiefe der Druck, den die Wassermassen ausüben, wachsen muß. Derselbe ist in großen Tiefen so enorm, daß beispielsweise in einer Tiefe von 4000 M. derselbe für eine Fläche von 1 Quadratcentimeter nicht weniger als 410 Kilogr. oder über 8 Centner beträgt. Es war dies mit eines der bestimmenden Momente für die bisher gültige Annahme, nach welcher tiefer als 500 M. das thierische Leben in die See nicht hinabrage. Begründet war diese Vorstellung namentlich auf die von Forbes im ägäischen Meere gewonnenen Erfahrungen, über welche ältere entgegenstehende Beobachtungen in Vergessenheit gerathen waren. Jetzt dagegen weiß man, daß das Thierleben zwar nicht bis in die größten, bisher zu 8500 M. gemessenen Tiefen, wohl aber in solche von 5000 M. hinabreichet. Wenn man nun früher glaubte, daß in so bedeutender Tiefe Thiere schon des enormen Druckes wegen nicht leben könnten, so bedachte man nicht, daß das Wasser, welches die gesammten Gewebe des Körpers durchtränkt, die gleiche Dichtigkeit besitzt, wie das umgebende Wasser und daher dem von oben her wirkenden Drucke das Gleichgewicht hält.

Eine weitere charakteristische Eigenthümlichkeit der Tiefsee ist der Mangel an Licht. In allen Tiefen, die einige hundert Meter übersteigen, herrscht ewige absolute Finsterniß. Das gilt denn natürlich ebenso gut für das Meer als auch für die größeren Binnenseen. Die Versuche, welche Forel im Bodensee anstellte, zeigten, daß in einer Tiefe von 50 M. keine Einwirkung von Lichtstrahlen auf salpetersaures Silber mehr nachweisbar ist. Dem entsprechend kann es denn auch nichts Befremdendes haben, daß diejenigen Organe, welchen die Wahrnehmung der Lichtstrahlen zufällt, die Einwirkung dieser besonderen Verhältnisse erkennen lassen. Die Augen der Tiefseethiere erscheinen in einigen Fällen, wie bei den Krebsen der Gattung *Cystosoma* enorm vergrößert, offenbar in Anpassung an die überaus schwachen Lichtmengen ihres Wohnortes, in anderen Fällen aber sind sie ganz verkümmert, wie es

namentlich von zahlreichen Krebsen bekannt ist. Es ist interessant, daß bei solchen Formen die Stiele, welche zum Tragen der Augen dienen, noch erhalten sind, und sie liefern uns den sicheren Beweis dafür, daß die betreffenden Tiefseethiere von solchen abstammen, bei welchen Augen vorhanden und benutzt waren. Es zeigt sich somit dieselbe Erscheinung, welche wir auch an den Binnenseen kennen lernen werden, daß nämlich die Tiefseeformen aus den Thieren der Strandfauna sich entwickelt haben, indem sie, aus seichterem Wasser in größere Tiefe eingewandert oder verschlagen, sich den daselbst bestehenden Verhältnissen angepaßt haben. Dieser Anpassungsproceß wird um so weiter gediehen sein, je mehr Zeit schon seit seinem Beginn verstrichen ist und das läßt sich in einem durch den Krebs *Ethusa granulata* repräsentirten Falle auch direct nachweisen. Diese Art hat an der irischen Südwestküste in einer Tiefe von 200—600 M. noch bewegliche aber blinde Augenstiele, dagegen nördlich davon in einer Tiefe von 800—1300 M. unbewegliche, einander genäherte Augenstiele. Man wird hier wohl kaum irre gehen, wenn man die tiefer lebende von den Stammformen mehr entfernte Form auch als die ältere, d. h. als die am längsten unter diesen Verhältnissen lebende betrachtet.

Ein weiterer wesentlicher Punkt endlich, in Betreff dessen mit zunehmender Tiefe die physikalischen Verhältnisse des Wassers sich abändern, ist die Temperatur. Während die Oberflächentemperatur von $+ 32^{\circ}$ C. in den tropischen Meeren bis zu $- 3^{\circ}$ C. im Polarmwasser schwankt, vermindern sich die Grenzen, innerhalb deren die Temperatur wechselt, in dem Maße, als die Tiefe eine bedeutendere wird. Bis vor kurzem glaubte man, gestützt auf die von Capitain Roß angestellten Beobachtungen, daß in den größeren Tiefen eine gleichmäßige Temperatur von $+ 4^{\circ}$ C. sich finde, also jene Temperatur, bei welcher das süße Wasser seine größte Dichtigkeit besitzt. Eine Uebertragung der physikalischen Verhältnisse des Süßwassers auf jene des Seewassers ist aber überhaupt unzulässig. Wissen wir doch, daß das Seewasser nicht bei 0° seinen Gefrierpunkt hat, sondern bei niedrigerer Temperatur, nämlich im bewegten Wasser bei $- 2,5^{\circ}$ C., in der Ruhe bei $- 3,7^{\circ}$ C. Im Allgemeinen nimmt die Temperatur von der Oberfläche gegen die Tiefe hin zuerst rasch, dann langsamer ab. In 700—1100 M. Tiefe trifft man dann eine Temperatur von $+ 4^{\circ}$ C. an und diese sinkt in bedeutenderer Tiefe noch der Art, daß sie zwischen 2° über 0° bis 2° unter dem Nullpunkte schwankt. Während im Polarmeere die Temperatur der Tiefe bis auf $2,5^{\circ}$ unter 0 sinkt, wird sie in den tropischen Oceanen zu 0° bis $+ 2^{\circ}$ C. gemessen. Die zum Theil sehr wesentlichen Ausnahmen, welche diese Regel erleidet, finden ihre Erklärung zumal in den zwischen den verschiedenen Meeren existirenden Strömungen. Der Einfluß der Sonnenstrahlen auf die Meeres-Temperatur ist nur ein geringer und bleibt auf die oberflächlichen Schichten beschränkt. Das Wasser besitzt eben für die von der Sonne ausstrahlende Wärme nur ein geringes Durchlassungsvermögen, so daß selbst unter den

Tropen auf weiter hinab als bis 180 M. eine directe Einwirkung der Sonnenwärme nicht bemerkbar ist. Das Wasser, als schlechter Wärmeleiter, bringt weder in verticaler noch in horizontaler Richtung einen Ausgleich der obwaltenden Temperaturdifferenzen auf dem Wege der Leitung zu Stande. Soweit derselbe sich dennoch vollzieht, erfolgt er mehr durch Strömungen und durch das Sinken und Emporsteigen der durch Temperaturveränderung und Vermehrung oder Verminderung des Salzgehaltes schwerer oder leichter gewordenen Wassermassen. Gegenüber dieser auf- und absteigenden Bewegung der Wassermassen und der gleich zu berührenden allgemeinen oceanischen Circulation, kommen die in der Oberflächentemperatur bestehenden Differenzen und die Einwirkung größerer Strömungen, wie namentlich diejenige des Golfstromes, nur wenig in Betracht. Denn der Golfstrom ist nur ein scharfbegrenzter Fluß von stark erwärmtem Wasser im Ocean und seine Tiefe übersteigt nirgends 183 M., sodaß er den nicht von ihm beeinflussten 3—4000 M. mächtigen unterliegenden Schichten gegenüber nicht zu sehr in Betracht fällt. Die wichtigste für den Ausgleich der Temperaturen am Grunde der Oceane maßgebende Erscheinung ist die schon erwähnte allgemeine, oceanische Circulation, welche verursacht wird durch eine langsame aber mächtige Bewegung der gesamten unteren Meeresjichten von den Polen gegen den Aequator. Die Mächtigkeit der hierbei in Betracht kommenden Wassermassen beträgt vom Meeresgrunde an aufwärts gegen 3600 M. und es bringt dadurch das kalte Bodenwasser in den niedrigen Breiten und am Aequator bis nahe an die Oberfläche empor.

Die Richtigkeit dieser Erklärung wird namentlich auch bewiesen durch das Verhalten großer tiefer, mehr oder minder isolirter Seebecken. Das überzeugendste Beispiel bildet das Mittelmeer. Dasselbe steht zwar durch die Straße von Gibraltar mit dem atlantischen Ocean in offener Communication, allein diese hat für die Vermischung der Wassermassen deshalb nur geringen Werth, weil nahe der genannten Meerenge in der Tiefe eine Bodenerhebung existirt, welche nur 200—360 M. unter der Oberfläche des Meeres gelegen, für alle in größerer Tiefe folgenden Wasserschichten als Sperre dient und den unter einer Tiefe von 400 M. noch befindlichen Wassermassen den Eintritt in's Mittelmeer wehrt. In der erwähnten Tiefe bei jener unterseeischen Wasserscheide hat das Wasser des atlantischen Ocean eine Temperatur von etwas über 12° C. Die Temperatur sinkt im atlantischen Ocean mit zunehmender Tiefe bis gegen 0° C. oder wenig darüber, Das Mittelmeer dagegen bewahrt bis in seine größten Tiefen von 2—3000 M. und darüber die Temperatur von 12°—13° C., was der mittleren niedrigsten Wintertemperatur des Oberflächenwassers gleichkommt. Es ergiebt sich daraus für die Temperaturvertheilung in solchen Binnenmeeren, welche wie das Mittelmeer durch unterseeische Bodenerhebungen von der Communication mit dem Ocean abgeschnitten sind, die Regel, daß die Abnahme der Temperatur von der Oberfläche an bis zur Tiefe der Wasserscheide fortschreitet, von da an

aber bis zum Boden sich gleichförmig erhält. In einer Tiefe von 2—3000 M. leben an der Westküste von Spanien die Seethiere in einer Temperatur von 1 bis 2° C., wogegen an der östlichen Küste Spaniens in gleicher Tiefe die Temperatur um 11° höher ist. Daß solche Temperaturdifferenzen für die betreffende Thierwelt nicht bedeutungslos sein werden, ist nicht zu bezweifeln, aber in welcher Weise dieselben sich geltend machen, ist bis jetzt nicht bekannt. Nur eine auffallende Erscheinung dürfte wohl hierdurch ihre Erklärung finden, die nämlich, daß gerade im Mittelmeer in den größeren Tiefen keine Thiere mehr leben. Es mag das vorzugsweise zusammenhängen mit dem geringen Sauerstoffgehalt, welchen in jenen Tiefen das Mittelmeerwasser aufweist und dieser würde wohl auch abgesehen von jenen Besonderheiten der Circulation ein höherer sein, wenn die Temperatur niedriger wäre.

Die überraschenden Ergebnisse der Tiefseeforschungen haben den Anlaß dazu gegeben, auch unsere größeren Binnenseen, zumal die in und vor den Alpen gelegenen schweizerischen und bayerischen Seen einer eingehenden vergleichenden Prüfung zu unterziehen. An jedem solcher Seen sind naturgemäß drei verschiedene Regionen zu unterscheiden: Die Uferregion, die den Grund des Sees einnehmende Tiefenregion und endlich die große von den genannten beiden Regionen eingeschlossene Wassermasse des Sees, oder die pelagische Region.

An diese Verschiedenheiten der einzelnen an jedem Seebecken zu unterscheidenden Regionen hat sich nun die Thierwelt mehr oder minder vollständig angepaßt, und daß, und in welcher Weise dies der Fall ist, wird aus den folgenden Angaben wohl zur Genüge hervorgehen. Am Besten untersucht rücksichtlich der Uferregion und am günstigsten für die richtige Würdigung der einzelnen hierbei in Betracht kommenden Factoren sind, Dank den wichtigen Forschungen Clessins, bis jetzt ohne Zweifel die bayerischen Seen, zumal die größeren vor den Alpen gelegenen, wie der Starnbergersee, der Ammersee, Chiemsee und viele andere, denen sich auch noch der Bodensee anreihet. Bei ihnen allen sind im Gegensatz zu den höher gelegenen Gebirgsseen steil in den See abfallende Uferwände selten, es finden sich vielmehr auf weite Strecken hin flache Ufer mit oft weit in den See hineinreichendem seichten Wasser, und es sind mithin hier Bedingungen gegeben, welche diese Orte für die am Ufer lebenden Thiere, zumal die Weichthiere als besonders geeignete Wohnplätze erscheinen lassen. Aber es sind auch hier wieder verschiedenerlei Verhältnisse bezüglich der Beschaffenheit des Ufers zu unterscheiden, welche auch der jeweiligen Fauna eine ganz andere Physiognomie verleihen. Orte, an denen sich lockeres Gestein und Kies in größerer Menge findet, eignen sich für Schalthiere nicht als Wohnorte, weil die Brandung die Gehäuse derselben an den Ufersteinen zertrümmert. Vollkommen geschützt sind die Wasserschnecken nur an jenen Stellen, wo Schilf weit in den See hineinwächst oder überhaupt durch Wasserpflanzen die brandende Bewegung des Wassers gemildert und den Thieren die Möglichkeit geboten wird, sich festzusetzen. Ganz anderen

Verhältnissen sind aber jene Thiere ausgesetzt, welche flache, nicht mit Kolkies belegte Uferstrecken bewohnen, an welchen nur wenige Pflanzen wachsen und die Thiere mithin nur wenig Schutz gegen die Wogen finden. Die freie Lage dieser Seebecken überantwortet die große leicht bewegliche Wasserfläche dem Spiel der Winde, welche den Seespiegel fast beständig in Unruhe erhalten und am Ufer eine Brandung erzeugen, welche allen freischwimmenden oder fest sitzenden Thieren gefährlich wird, sei es nun, daß die Gehäuse derselben an Steinen zertrümmert werden, was in der Regel den Tod des Thieres zur Folge hat, sei es, daß das ganze Thier an's Ufer geschleudert wird und da vertrocknet. Wie sehr diese Momente für das Gedeihen der Thierwelt von Einfluß sind, beweist schon die örtliche Verbreitung derselben in den einzelnen Seen. In allen vor den Alpen gelegenen oberbairischen Seen leben die Mollusken vorzugsweise an der Westseite derselben, während die Ostseite nur spärlich oder gar nicht von ihnen bewohnt ist. Es hängt dies zusammen mit der in Oberbayern vorherrschenden westlichen Windrichtung, wodurch dann die Wellen weit heftiger wider das Ostufer geworfen werden als gegen das gegenüberliegende. Am westlichen Ufer findet sich zwar auch eine fortwährende brandende Wellenbewegung, allein dieselbe erreicht nie die große Heftigkeit wie am Ostufer, wo Kies und Steine von beträchtlicher Größe an das Land geschleudert werden. Gleichwohl aber ist auch am westlichen Ufer die Bewegung des Wassers lebhaft genug, um den Thieren gefährlich zu werden und können daher z. B. an den flachen Ufern des Chiemssecs jederzeit lebende Muscheln der Gattungen *Unio* und *Anodonta* gesammelt werden.

Aus dem Vorangehenden leuchtet ein, daß in der That an den verschiedenen Particen des Ufers eines solchen größeren Sees Unterschiede in der Beschaffenheit des Wohnortes unserer Thiere sich ergeben, welche es leicht begreiflich machen, daß ihnen auch ähnliche Differenzen in der Zusammensetzung der Thierwelt entsprechen, daß die Anpassung an so verschiedenartige Lebensbedingungen zur Bildung von Varietäten und Arten hat führen können, wie es wirklich der Fall ist. Allerdings ergiebt sich diese Folgerung nur unter der Voraussetzung, daß wirklich durch den Wechsel der äußeren Lebensverhältnisse auch die Verrichtungen und Gewohnheiten der betreffenden Geschöpfe wesentlich beeinflusst werden, indessen fällt es nicht schwer, von der Zulässigkeit und Berechtigung dieser Voraussetzung sich zu überzeugen. Zum Theil ergiebt dieselbe sich schon ohne Weiteres aus dem oben besprochenen Umstände, daß locker sitzende oder schwimmende Thiere leicht von der Brandung erfaßt und an's Land geschleudert werden. Nun ist aber eine jener Gattungen, welche nach Arten- wie nach Individuen-Anzahl einen besonders hervorragenden Antheil an der Zusammensetzung der Uferfauna nimmt, die Gattung *Limnaea* nämlich, zu welcher unsere gemeinen Schlamm-schnecken gehören, unter normalen Verhältnissen in der Lage, häufig den Weg vom Boden an die Oberfläche des Wassers zurücklegen zu müssen, um

dort Athem zu schöpfen, denn diese Schnecken sind, obwohl ausschließlich Wasserbewohner, doch mit einer Lunge ausgestattete Luftathmer. An den von Schilf und anderen Wasserpflanzen besetzten Uferstrecken liegen genau die gleichen Bedingungen vor, wie in jedem beliebigen kleinen Teiche und steht nichts dem öfteren Emporstiegen durch das Wasser bis an die Oberfläche im Wege. Anders an jenen freieren Stellen, wo sie auf diesem Wege leicht von der Brandung erfaßt werden können und daher gezwungen sind, nur selten oder gar nicht an die Oberfläche des Wassers emporzusteigen. Für sie liegen dann hinsichtlich der Athmung ähnliche Verhältnisse vor, wie wir sie späterhin bei den dauernd in der Tiefe lebenden Lungenschnecken werden kennen lernen, bei welchen der durch die gesammte Körperoberfläche vermittelte Gasaustausch die Lungenathmung ersetzen muß. Indessen ist bei solchen Linnäen der Uferfauna, welche sich nicht des Athmens wegen an die Oberfläche begeben, auch der Fall beobachtet, daß sie die vereinzelt größeren auf dem Grunde an Wasserpflanzen und Steinen anhaftenden Luftblasen mechanisch in ihre Lunge aufnehmen durch schluckende Bewegungen des Athemloches.

Die gleichen Schwierigkeiten wie für die Linnäen erheben sich hinsichtlich der Athmung auch für die großen Muscheln, die Vertreter der Gattungen *Unio* und *Anodonta*. Diese kopflosen mit zwei Schalenklappen umgebenen Weichthiere stecken meist nicht weit vom Ufer entfernt mit ihrem Vorderende im Boden drin, in welchen sich der Fuß eingräbt. Das Hinterende des Thieres ragt frei in's Wasser, dem es durch eine der beiden großen daselbst befindlichen Mantelöffnungen die zur Athmung und Ernährung erforderliche Wassermenge entnimmt, indeß der anderen Oeffnung die Ausfuhr der verbrauchten Stoffe obliegt. Gräbt sich nun das Thier nicht weit genug in den Boden ein, so befindet es sich in beständiger Gefahr, von der Brandung erfaßt und an's Land geschwemmt zu werden, eine Gefahr, der, wie wir schon sahen, viele Thiere zum Opfer fallen. Wühlt hingegen die Muschel sich zu tief in den Boden, so daß die Mantelöffnungen nicht mehr frei in's Wasser hineinragen, so gelangt in dieselben Sand und Schlamm hinein. Da wo das Thier als Untergrund kiefigen oder sonst wie festen Boden hat, ist es noch am leichtesten beiden Gefahren sich zu entziehen. In schlammigem Boden dagegen ist das Thier gezwungen, um doch einen festen Stützpunkt zu finden, den Fuß außerordentlich zu strecken und das Hinterende möglichst auszubehnen. Diese besonderen Verhältnisse der Lebensweise prägen dem Thiere eine Form auf, welche es sofort ermöglicht, auch abgesehen von dem durch den Schlamm bewirkten Aussehen der Schale, den einstigen Wohnplatz der betreffenden Muschel zu erkennen. Es ist namentlich das Vorderende der Schale, welches durch Abwärtskrümmung des Oberrandes und hakenförmige Krümmung des Schnabels eine charakteristische Umbildung erleidet. Man findet auf diese Weise in demselben See beide Formen nebeneinander, die auf festem Boden lebende normale und die dem Aufenthalt in einer Schlamm schichte angepasste Varietät. Beide Formen unterscheiden sich um so deutlicher,

je älter die Thiere sind, wogegen sie in der Jugend sich nicht auseinander halten lassen, ein Umstand, welcher den sicheren Beweis dafür enthält, daß beide nicht von Haus aus verschiedenen Arten angehören, sondern nur Modificationen einer einzigen Art darstellen, deren Entstehung durch die Anpassung an ungleiche äußere Existenzbedingungen erklärt wird. Schon Noßmäßler machte am Wörthersee bei Klagenfurt die Erfahrung, daß dem *Unio longirostris* in den Schlammsschichten der *Unio platyrhynchus*, dem *Unio batavus* der *Unio decurvatus* entspricht und im Chiemesee traf Clessin zwischen *Unio decollatus* und *Unio arca* das gleiche Verhältniß an, wobei er übrigens bemerkte, daß er beide nur als Varietäten von *Unio pictorum* ansehen könne. Ein ähnliches Verhältniß kennen wir durch Held vom Schliersee, in welchem die *Anodonta lacustris* gemein ist, wogegen im Abflusse des Sees, der Schlierach eine andere Art, die *Anodonta rostrata* lebt. In diesem Abflusse nun stellen sich durch den Mangel der im See selbst lebhaften Wellenbewegung, sowie durch das Vorhandensein einer tieferen Schlammsschicht als sie im See vorkommt, die Verhältnisse wesentlich anders und es hatte daher auch schon Held die Ansicht ausgesprochen, daß die Art der Schlierach ursprünglich aus jener des Sees entsprungen sein würde. Zu dieser Vermuthung wird man um so mehr gedrängt, als von den jungen im See geborenen Muscheln offenbar durch die starke gegen den Abfluß gerichtete Strömung viele in jenen entführt werden, in welchem sich gleichwohl nur die eine Art, diese aber in äußerst beträchtlicher Menge, vorfindet.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die im Vorausgehenden gewonnenen Resultate, so ergibt sich uns folgendes: einmal, daß je nach der Bodenbeschaffenheit innerhalb der größeren Seebecken an den verschiedenen Uferstrecken ganz ungleiche Bedingungen für die Existenz der Weichthiere obwalten und sodann, daß diesen verschiedenartigen äußeren Verhältnissen die Thierwelt sich angepaßt hat. Es hat daher auch die nunmehr näher in's Auge zu fassende Thatsache nichts überraschendes, daß in den größeren Seen von einander getrennt verschiedene Faunen angetroffen werden, die, wenn auch genetisch unter einander in Verbindung stehend, doch scharf auseinander gehalten werden können und müssen. Da, wo an den größeren Seen kleinere stille Buchten oder wo kleinere reich mit Pflanzen durchwachsene Seen direct die gleichen Verhältnisse darbieten wie die Teiche und kleinen Seen der Ebene, da findet sich auch hinsichtlich der Thierwelt volle Uebereinstimmung. Dies gilt z. B. von den Anodonten des über 3000 Fuß hoch gelegenen völlig ruhigen Spizingssee. Im Gegensatz dazu zeichnen sich diejenigen Mollusken, welche an der Brandung stark ausgesetzten Uferstrecken leben, durch Merkmale aus, welche sie als sog. Seesformen charakterisiren, und welche in Verringerung der Größe, in massiger Entwicklung des festen Gehäuses in einer auffallend hellen gelblichen Farbe und bei den Limnaeen in Verkürzung und Zusammenschiebung des Gewindeg bestehen. Solche charakteristischen dickschaligen Seesformen sind z. B. die *Anodonta latirostrata* des Ammersee und die *Anodonta*

callosa des Chiemsee. Von den Limnaeen ist als eine charakteristische Seeform die *Limnaea rosea* des Ammersee zu nennen, welche als eine ganz typische wohlcharakterisirte Art erscheint. Andere ihr nahestehende und wohl gleichfalls auf die *Limnaea mucronata* der Alpenwässer zurückzuführende Arten, wie die *Limnaea rubella* des Chiemsee, erscheinen nicht so typisch ausgebildet, lassen vielmehr eine weit größere Variabilität, ein Schwanken in den Formverhältnissen des Gehäuses erkennen, was darauf hinweist, daß in diesen Arten jener zur Anpassung an die besonderen Lebensbedingungen des Sees führende Umwandlungsproceß noch nicht zum Abschlusse gelangt ist, wie das doch bei der *Limnaea rosea* der Fall ist.

In jedem der größeren Seen hat also die mehr oder minder weitgehende Anpassung an die besonderen Verhältnisse desselben zur Entstehung einer eigenen mehr oder minder scharf gekennzeichneten Thierwelt geführt und die Vergleichung lehrt, daß das endliche Ergebniß in den verschiedenen Seen kein übereinstimmendes ist. Clessin bemerkt hierüber am Schlusse seiner ausgedehnten, sorgfältigen Untersuchungen: „Jedes Wasserbecken hat seine Individualität ausgeprägt und selbst die Faunen ganz nahe gelegener Seen, wie jene des Ammer- und Starnbergersee, deren einstiger directer Zusammenhang sehr wahrscheinlich ist, sind verschieden und beweisen uns, daß jedes Becken ein für sich abgeschlossenes Centrum bildet, an das sich die Geschichte seiner Formen anreicht. Wir finden überall eine Umwandlung der Formen und eine Anbequemung derselben an bestimmte Verhältnisse, die nirgends besser und schlagender illustriert wird als durch die vorgeführten Seemollusken“. In einigen Fällen läßt sich die Umwandlung der Thierwelt eines oder des anderen dieser Seen direct erweisen. So namentlich am Alpsee. An diesem hat die ziemlich nahe dem nördlichen Ufer entlang laufende Eisenbahn an einer Stelle ein Stück am See abgeschnitten, welches einigermassen verjumpt und sehr reich von Mollusken bewohnt ist. In diesem mit Wasserpflanzen dicht besetzten Abschnitt finden sich keine Mollusken von Seecharakter und die in beiden Theilen gemeine Gattung *Valvata piscinalis* erscheint hier in ihrer normalen Form, während sie im See selbst in der Varietät der *Valvata contorta* auftritt, einer auch in anderen Seen angetroffenen charakteristischen Seeform. Da nun hier die Bildung des Abschnittes durch den Eisenbahndamm erst in die jüngste Zeit fällt, so ist die im Abschnitt lebende *Valvata* offenbar aus der Seeform entstanden und es lehrt daher dieser Fall recht klar, wie die Seeformen nicht schlechthin als gute, fixirte Arten und Varietäten angesehen werden können, sondern nur als an die Verhältnisse des Sees angepasste Formen, welche sofort wieder in die ursprüngliche Gestalt zurückschlagen, sobald die Bedingungen, denen sie ihre Entstehung verdanken, hinweggefallen sind.

Wichtiger noch sind die für den Ammersee nachweisbaren Umwandlungen seiner Fauna. Bei diesem See nämlich findet sich an seiner Süd- und Westseite ein mächtiges Tufflager, welches von dem in früheren Zeiten

beträchtlich größeren See abgelagert wurde, dessen Spiegel damals um 90 Fuß höher gelegen und mit jenem des Starnberger Sees in Verbindung war. Die in diesem Tuff eingeschlossenen Mollusken entrollen uns das Bild der Fauna des Sees in seiner früheren Zeit und es zeigt sich, daß die damals vorhandenen Weichthiere nicht durchweg mit den jetzt darin lebenden übereinstimmen. So steht die charakteristische *Limnaea rosea* aus dem Tuff der Stammform noch weit näher als die lebende. Von *Balvata* findet sich im Tuff die *Valvata alpestris*, welche jetzt im See nicht mehr lebt, dagegen noch in den innerhalb der Alpen gelegenen Seen angetroffen wird. Gegenwärtig findet sich im Ammersee die obengenannte *Valvata* durch eine andere ersetzt: durch die *Valvata contorta*, welche also seit jener Zeit sich aus der alpinen Form entwickelt hat. Es sind das mithin Verhältnisse, welche unwillkürlich an die bekannte Entwicklungsweise des *Planorbis multiformis* erinnern, wie sie in den geschichteten Ablagerungen des kleinen tertiären Süßwasserbeden zu Steinheim niedergelegt ist. In allen diesen Fällen handelt es sich um eine an ein und derselben Stelle sich vollziehende Umwandlung von Arten und es ist daher nicht zu verstehen, wie M. Wagner gerade den Steinheimer Befund im Sinne seiner Migrationstheorie verwerthen zu können glaubt. Mögen immerhin Thermalquellen da gewesen sein und auch sonst an den verschiedenen Uferstrecken einigermaßen abweichende äußere Lebensbedingungen bestanden haben, so ließe sich damit doch nur eine etwaige in Wirklichkeit nicht einmal vorhandene örtliche Verschiedenheit in der Zusammensetzung der Fauna erklären, nicht aber alle die zahlreichen an ein und derselben Stelle nach einander auftretenden Umbildungen. Wenn dieser einfachen von Weismann in seiner Widerlegung der Migrationstheorie geltend gemachten Logik gegenüber Wagner seine Meinung noch aufrecht zu halten versucht, so bleibt der Wissenschaft nur übrig, darüber zur Tagesordnung überzugehen.

Diese zumal an den bayrischen Alpenseen angetroffenen Verhältnisse, lehren uns die Abhängigkeit der Thierwelt von ihrer Umgebung und den umgestaltenden Einfluß, welchen die äußeren Verhältnisse auf die Arten auszuüben vermögen, kennen. Auffälliger noch und völlig gesichert gegen Irrungen irgend welcher Art tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen bei der Durchmusterung der in der Tiefe der größeren Seen hausenden Thierwelt. Freilich sind die Untersuchungen, welche uns über dieses Gebiet Aufschluß gegeben haben, neuesten Datums und erst auf wenige Seen beschränkt, indessen haben schon die hierbei gewonnenen Resultate viel Wichtiges ergeben und erlaubt, einige weittragende allgemeine Gesichtspunkte daraus abzuleiten. Am gründlichsten untersucht ist bis jetzt, Dank dem Eifer von Prof. Forel in Morges bei Lausanne, der Genfer See; und mit diesem werden wir uns daher auch eingehender beschäftigen. Forel unterscheidet mit Bezug auf das organische Leben des Sees die schon erwähnten drei Regionen; diejenige des Ufers, sodann die pelagische, die Hauptmasse bildende und endlich jene der Tiefe.

Von diesen drei Regionen, von denen eine jede ihre bestimmten charakteristischen physikalischen Verhältnisse aufweist, haben wir bereits eine näher kennen gelernt, die Uferregion nämlich. Sie reicht bis zu 10 oder 15 M. Tiefe. Das Wasser ist der Einwirkung von Licht und Wärme in vollem Umfange ausgesetzt, schwankt in seiner Temperatur zwischen 5° und 25° C., übt einen geringen Druck aus, ist aber durch Wellen und Strömungen häufig in heftige Bewegung versetzt. Reiche Wiesen von Wasserpflanzen überziehen den Boden und feste Körper aller Art bieten den Bewohnern Anheftungspunkte. Die Thierwelt dieser Region besteht aus kräftigen, lebhaft gefärbten Thieren, die oft mit Haftorganen ausgerüstet sind.

Die Hauptmasse des Sees wird gebildet von der pelagischen Region, die bis gegen den Grund hin reicht. Feste Körper, an welchen die Thiere sich anheften oder an denen sie zerschellen könnten, fehlen natürlich. Die Flora ist auf zwei Arten fast mikroskopisch kleiner Algen beschränkt. Je mehr man sich von der Oberfläche entfernt, um so mehr nimmt der Druck zu, der mit je 10 M. eine Steigerung um eine Atmosphäre erleidet, wogegen umgekehrt die Temperatur und die Lichtstärke abnimmt. Die Thierwelt, die fast nur aus kleinen Krebsen besteht, zeigt ebensolche Verhältnisse, wie wir sie auch im Meere die schwimmende, nicht sesshafte oder pelagische Thierwelt darbieten sehen. Die zum Schwimmen gut eingerichteten Thiere entbehren besonderer Haftorgane und sind vor Allem ausgezeichnet durch ihre geringe Färbung und ihre vollkommene Durchsichtigkeit. Dieser letztere Umstand, der in gleicher Weise auch bei den unter übereinstimmenden Bedingungen lebenden Meeresbewohnern wiederkehrt, sichert den Thieren Schutz vor ihren Verfolgern zu, namentlich also vor den Fischen. Einige dieser kleinen Krustler sind so vollkommen durchsichtig, daß sie niemals im Magen der ausschließlich von Krebsen lebenden Fische gefunden werden. So namentlich die schöne große *Leptodora hyalina*. Mit dieser Gefahr beständiger Verfolgung durch Fische, mag, zum Theil wenigstens, auch die Gewohnheit dieser Krebse zusammenhängen, nur bei Nacht in den oberflächlichen Wasserschichten zu leben, bei Tage dagegen in Tiefen von 10—25 M. sich aufzuhalten. In einer Tiefe von 25 M. ist aber die Lichtintensität schon eine sehr geringe. Forel fand, daß im Sommer in einer Tiefe von 40 M. so wenig Licht vorhanden ist, daß ein mit salpetersaurem Silber getränktes Stück Papier 3 Tage lang unter Wasser bleiben mußte, bis eine leichte Trübung auftrat, wogegen in einer Tiefe von 50 M. eine chemische Wirkung des Lichtes überhaupt nicht mehr nachweisbar war. Die Krebse der pelagischen Region vermeiden also ebensowohl die absolute Finsterniß, als das helle Licht und sie haben durch das beständige Auf- und Niedersteigen bei Tag und Nacht den Vortheil, eine viel mächtigere, dickere Wasserschicht auf ihre Nahrung durchsuchen zu können. Auf diese Wanderungen der pelagischen Thierwelt, die ebenso wie im Süßwasser auch im Meere beobachtet wurden, ist man erst in den letzten Jahren aufmerksam geworden. Es waren namentlich die von

Weissmann im Bodensee ausgeführten Untersuchungen, welche zur Erkenntniß dieser Thatsache führten. Nachdem Weissmann bei Tage vergeblich gefischt, versuchte er es in einer ruhigen Nacht. Hören wir über das Resultat seine eigenen Worte. „Statt einiger Thierchen, die ich erwartet hatte, fand ich das Wasser mit Tausenden von Thierchen gefüllt; es sah milchig trüb aus nur von der Masse kleiner Organismen, die es enthielt. Das hüpfte, stieß und flog durcheinander, daß man schwindlig wurde beim Hineinsehen in die wirbelnden Schaaren“.

In schroffem Contraste zu diesem munteren, rastlosen Treiben steht die ewige Ruhe der Tiefe, in der die kümmerlichen Vertreter der Thierwelt im feinen Schlamm leben, unberührt vom Wechsel der Jahre und der Tageszeiten. Für sie herrscht ewige Nacht und die Ruhe des Grabes und Leichen allein bilden ihre Nahrung. Die reichen, üppigen Waldungen und Rasen von Wasserpflanzen sind auf die Uferregion beschränkt, nur ihre vermoderten Reste gelangen sammt den zerfallenen Leibern abgestorbener Thiere langsam im Wasser sich senkend in die Tiefe, um dort den Todtengräbern zur Nahrung dienend, einen Schritt weiter zu thun im Kreislaufe des Stoffes und des Lebens. Die physikalischen Bedingungen, unter denen die Thiere der Tiefenregion leben, gleichen denen, welche wir für die Meere schon kennen lernten. Starker Druck des Wassers, Mangel des Lichtes und gleichmäßige Temperatur, die hier 5° bis 6° C. beträgt, sind die hauptsächlichsten hierbei in Betracht kommenden Züge, zusammen mit dem weichen, jeden Pflanzenwuchses baaren Schlamm Boden, auf und in welchem die Thiere leben. Diese selbst sind klein und schwach, schwimmen langsam und sind an den Boden gebunden, in welchem manche ganz begraben sind. Sie sind wegen Mangels von festen Körpern nicht befestigt und brauchen es auch der vollkommenen Ruhe des Wassers wegen nicht zu sein.

An der Zusammensetzung dieser Tiefseegesellschaft theilnehmen sich im Wesentlichen alle größeren in der Uferfauna vertretenen Gruppen des Thierreiches. So finden wir Infusorien, einen Süßwasserpolyphen, Rädertierchen, eine Protozoen und viele Würmer, von denen namentlich einer der vorläufig unter dem Namen Vortex Lemani beschrieben wurde, durch seine Mittelstellung zwischen Dendrocoelen und Rhabdocoelen Interesse erregte. Endlich kommen noch eine größere Anzahl von Krebsen, einige Insectenlarven und einige Schnecken und kleine Muscheln hinzu. Die großen Teichmuscheln fehlen, ebenso die Mehrzahl der am Ufer lebenden Schneckengattungen, da nur Limnaeen und Valvaten aus der Tiefe gebracht wurden. Auch kehrt das schon früher für die Thiere des Meeresgrundes hervorgehobene Verhältniß und zwar in verstärktem Grade wieder, daß nämlich diese Tiefseethiere uns nicht sowohl ihrer Stellung im zoologischen Systeme wegen von Interesse sind, als vielmehr wegen ihrer besonderen in Anpassung an ihre eigenartigen Existenzbedingungen erworbenen Züge und hier vor allem wegen ihrer Beziehungen zur Uferfauna. Die in der Tiefe lebenden Arten stimmen

nämlich mit jenen, die am Ufer angetroffen werden, nur im Allgemeinen überein, aber nie vollkommen. Am besten untersucht sind bis jetzt die Mollusken. Diese zeichnen sich in den Tiefseeformen durchweg aus durch geringe Größe, auffallende Gestalt und außergewöhnliche Dünne ihrer Schalen. Keine einzige Tiefseeart wurde mit einer Art der Uferfauna übereinstimmend gefunden, dagegen ließ sich für jede Tiefseeform in der Uferfauna eine ihr nahestehende nachweisen, aus welcher sie sich entwickelt haben muß. So entspricht die *Limnaea profunda* der *L. stagnalis* der Uferfauna, die *Limnaea abyssicola* der *L. palustris*, und in dieser Weise ließ sich für die drei Arten von *Limnaea*, eine Art von *Valvata* und die zahlreichen Vertreter der kleinen Muschelgattung *Pisidium* in jedem Fall mehr oder minder evident der Ursprung von einer am Ufer lebenden Art nachweisen. Dieses Verhältniß in Verbindung mit anderen weiterhin zu besprechenden Argumenten liefert uns den Beweis dafür, daß die in der Tiefe der Seen lebenden Arten sich aus den am Ufer wohnenden entwickelt haben, indem sie sich den besondern in der Tiefe bestehenden Verhältnissen anpaßten.

Beispiele solcher Anpassungen, Belege für die Abhängigkeit der Thierwelt von der Beschaffenheit des Wohnorts und der umgebenden äußeren Verhältnisse überhaupt haben wir schon bei der Betrachtung der Uferfauna kennen gelernt und wir treffen sie auch hier wieder an. Wie in der Tiefe des Meeres, so sind auch von den am Grunde des Genfersees lebenden Geschöpfen mehrere blind, wie namentlich eine *Affel* und ein *Gammarus*, die beide in der Uferfauna nahe verwandte Vertreter besitzen, welche mit hoch entwickelten Augen ausgerüstet sind. Eine Anpassung anderer Art zeigen die *Limnaea*. Diese sind obwohl Wasserthiere, doch Luftathmer und mit Lungen ausgestattet. Im seichten Wasser sieht man sie häufig an die Oberfläche des Wassers steigen und Athem schöpfen. Natürlich ist dies von der Tiefe aus unmöglich und daher besteht bei ihnen ein anderer Athmungsvorgang. Ihre Lunge ist mit Wasser erfüllt, dem nun hier ebenso wie an den übrigen Körperstellen durch die Haut der nöthige Sauerstoff entnommen wird. Nach den durch die vergleichende Anatomie wie durch die Paläontologie uns dargebotenen Anhaltspunkten unterliegt es keinem Zweifel, daß die *Limnaea* von kiementragenden Schnecken, den *Tectibranchien*, abstammen, wobei unter Verlust der Kieme die Athemhöhle in eine Lunge sich umbildete. Die Tiefseeformen sind nun wieder zur Athmungsweise ihrer Vorfahren zurückgekehrt, allein die Kieme ist dauernd verloren, ein Wink für uns, daß wir den thierischen Organismus nicht schlechtthin als die unter den gegebenen Verhältnissen einzig zweckmäßige und einzig mögliche Form anzusehen haben, sondern daß für die Vollziehung bestimmter Leistungen der Natur eine Fülle von verschiedenen Mitteln und Wegen zu Gebote steht.

Der besondere Werth, welchen für uns die Beziehungen der Tiefseefauna zur Uferfauna unserer großen Binnenseen besitzen, beruht namentlich

in der Sicherheit, in der wir uns bezüglich des Ursprunges der Tiefseethiere befinden. Denn alle die zahlreichen über die Verbreitung der Thiere uns zu Gebote stehenden Erfahrungen zeigen uns, daß die Thierwelt der Tiefenregion nur von der Uferregion aus durch successive Einwanderung sich gebildet haben kann. Denn wenn auch für zahllose Fälle die Einwanderung oder Verschleppung bestimmter Thiere von einem Orte zum anderen und aus einem See in einen mehr oder minder entfernten nachgewiesen ist, so sind doch der Natur der Sache nach für die Tiefsee solche Eventualitäten ausgeschlossen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Erdbaustiche, wie sie etwa beim Bau von Eisenbahnen oder sonst wie hergestellt werden, in dem in ihnen sich sammelnden Regenwasser früher oder später ein reich entwickeltes Pflanzen- und Thierleben aufweisen. Zur Entstehung desselben tragen theils durch die Winde fortgetragene Samen und Keime bei, in noch höherem Maße aber directe Uebertragungen durch Vögel und Fische. Sobald nämlich des Wasserbeckens durch irgend einen Abfluß mit anderen Gewässern in Verbindung steht, ist ja sowohl den Fischen als auch den wirbellosen Thieren selbst die Möglichkeit einer Einwanderung dargeboten. In vielen Fällen freilich schließt die Beschaffenheit dieser Wasserstraße die Einwanderung kleiner Schnecken, Krebsse u. s. w. aus, namentlich dann, wenn es sich um reißende Ströme wie z. B. den Rhein handelt. Von den Fischen aber ist es bekannt, daß sie lange Zeit hindurch den Larven der großen Süßwassermuscheln zum Aufenthalte dienen, wodurch dann Ortswechsel in großem Maßstabe ermöglicht werden.

In noch größerem Umfange findet diese zufällige Verschleppung kleinerer Wasserthiere statt durch Wasservögel. So findet man in den meisten größeren Seen nicht nur Deutschlands, sondern auch des ganzen übrigen nördlichen Europa die pelagische Thiergesellschaft in ziemlich übereinstimmender Weise aus einer nicht sehr großen Anzahl von Arten kleiner Krebsse zusammengesetzt, die sich in Norwegen genau in der gleichen Form wieder finden wie in den Alpenseen oder im südlichen Rußland. Es ist nun durchaus unmöglich, daß diese weite Verbreitung in einer activen Wanderung der betreffenden zarten Thierchen ihre Erklärung finden könne, da sie weder zu den Flußbewohnern gehören, noch auch im Stande sind, gegen die Strömung mächtiger Flüsse zu schwimmen. Es ist daher beispielsweise undenkbar, daß diese kleinen Krebsse dem Bodensee durch den Rhein zugewandert seien, selbst wenn wir dabei absehen von dem Falle bei Schaffhausen, da dessen Bildung ja erst in sehr späte Zeit fällt. Und doch müssen die fraglichen Thierchen von außen dem See zugeführt sein, weil dieser am Ende der Tertiärperiode, als der Rheingletscher weit über seine jetzigen Grenzen hinreichte, überhaupt nicht als See existierte. Die Einfuhr haben unzweifelhaft Wasservögel besorgt, die zwischen ihren Federn beim Schwimmen allerhand an der Oberfläche des Wassers befindliche Thiere aufbewahrt und von einem See zum andern verschleppt haben. Gerade bei jenen kleinen Krebsen ist dies um so leichter

möglich, als ihre sog. Winter Eier sehr hartschalige Gebilde sind, welche monate- und jahrelang außerhalb des Wassers verweilen können, ohne ihre Entwicklungsfähigkeit einzubüßen. Auf diese Weise erklärt sich die weite Verbreitung mancher Arten der pelagischen kleinen Krebse. Auch für Schnecken und deren Eier ist der Transport durch Vögel nachgewiesen, allein für diese spielt er keine so wichtige Rolle wie für die anderen genannten Thiere. Es sind mithin nicht ausschließlich die im Inneren des Seebeckens lebenden, sondern, wiewohl in geringerem Umfange, auch die das Ufer bewohnenden Thiere, für welche unfreiwillige Einwanderung durch Verschleppung von Vögeln oder Fischen in Betracht kommt.

Für die Beurtheilung der Frage nach der geographischen Verbreitung und der Herkunft der am Ufer lebenden Thiere ist daher die Möglichkeit activer wie passiver Wanderungen stets im Auge zu behalten und ein Umstand, welcher zu Irrungen leicht Anlaß geben kann. Bei den Thieren der Tiefenregion fällt der Verdacht derartiger Täuschungen hinweg, denn Vögel kommen ja nicht bis in die Tiefe, und daß auch Fische hier nicht zu Verschleppungen Anlaß geben, beweist schon der Umstand, daß gerade die großen Süßwassermuscheln, für welche allein der Transport durch Fische feststeht, unter der Thierwelt der Tiefe keine Vertreter aufzuweisen haben. Die Thiere der Tiefe sind mithin auf ihren Wohnort festgebannt, sie könnten in die Tiefe irgend eines anderen Sees nur durch unterirdische Communicationen gelangen, von denen aber geologische und physikalische Verhältnisse nichts zu melden wissen. Wir dürfen daher es als feststehend betrachten, daß die in der Tiefenregion eines Sees lebenden Thiere nicht aus der Tiefe eines anderen Sees stammen können, vielmehr nothwendigerweise in jedem einzelnen See sich aus in die Tiefe eingewanderten Strandbewohnern müßten entwickelt haben. Wenn wir nun zwischen den Tiefseearten und bestimmten anderen am Ufer lebenden Arten gewisse übereinstimmende Züge beobachten, so werden wir auch in den Stand gesetzt zu sagen: aus welcher Uferform sich jede einzelne Tiefseeform entwickelt hat.

In jedem einzelnen See ist also die in der Tiefe lebende Thierwelt von jener des Ufers so verschieden, daß keine einzige Art beiden gemeinsam zukommt, und andererseits hat wieder in jedem See selbständig der Proceß der Umwandlung von Uferformen in Tiefseeformen sich vollzogen. Die allgemeinen physikalischen Verhältnisse und die Bodenbeschaffenheit sind aber in jedem einzelnen See ungefähr die gleichen und so wird man denn erwarten dürfen, daß auch die Umbildung der Arten in wesentlich gleicher Weise sich überall vollzogen hat, daß mithin der allgemeine Charakter der Tiefseethierwelt sich in den verschiedenen Seen gleich bleiben werde. Da indessen in jedem See der Umwandlungsproceß sich selbständig vollzogen hat, so wird auch die Thierwelt ihre kleinen Eigenarten und specifischen Merkmale aufweisen. Und das ist es nun, was thatsächlich die Beobachtung lehrt. Außer dem Genfersee sind, wenn auch noch minder sorgfältig, bis jetzt auf ihre

Tiefseefauna noch untersucht der Bodensee, Züricher-, Neuchâtel-, Wallensee, Starnbergersee und einige andere. In allen fand sich im Wesentlichen die gleiche Bodenbeschaffenheit und der gleiche allgemeine Charakter der Thierwelt vor, dabei aber zeigte die Thierwelt eines jeden Sees ihr besonderes charakteristisches Gepräge, welches dazu nöthigte, die betreffenden Tiefseeformen als neue Arten und Varietäten zu beschreiben. Nur eine einzige Art, *Pisidium Foreli*, wurde in ganz charakteristischer Form in zwei Seen, im Bodensee und im Genfersee, angetroffen, und das Gleiche gilt auch von dem schon erwähnten Vortex Lemani, der außer im Genfer- auch im Starnberger-See gefunden wurde. Im übrigen sind alle aus verschiedenen Seen stammenden Formen Vertreter neuer Arten, was namentlich von den *Pisidien* gilt, von denen jetzt schon acht Tiefseearten bekannt sind.

Wir haben somit in den Alpenseen die Bildungsstätten zahlreicher neuer Arten vor uns, was ihnen aber in dieser Richtung noch ein besonderes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß hier auch die Zeitbestimmung sehr wohl gelingt. Es kann nämlich für diese Seen leicht nachgewiesen werden, daß ihre Bildung und Bevölkerung in sehr späte Zeit fällt; in eine Zeit, zu welcher längst der Mensch das mittlere Europa bewohnte. Allerdings steht gerade für den Bodensee fest, daß an seiner Stelle auch in der Mitte der Tertiärepoche ein großer Süßwassersee existirte, dessen Bewohner uns aus den bei Denningen befindlichen Ablagerungen der Süßwassermolasse bekannt sind. Allein dieser See mit seiner ganzen Thier- und Pflanzenwelt verschwand, als gegen das Ende der Tertiärperiode das im Beginne derselben tropische Klima dermaßen sich abkühlte, daß jene großartige Vergletscherung der Alpen und der niedrigeren Gebirge eintrat, welche unter dem Namen der Eiszeit bekannt ist. Zu jener Zeit überzogen die Gletscher nicht nur die höheren, mächtigeren Erhebungen, sondern sie erstreckten sich so weit auch in's flache Land hinein, daß tausende von Fuß hohe Eismassen die ebene Schweiz bedeckten. Erst, als mit zunehmender Temperatur die Gletscher zurückgingen, bildete sich der Bodensee, in welchem die, seine Vergangenheit bezeugenden Moränen alsbald durch nieder sinkende, erdige Massen mit jener Schlamm-schicht überzogen wurden, welche jetzt die Wohnstätte für die Thiere der Tiefe bildet. Die Thierwelt des Bodensees ist mithin nicht die Nachkommenschaft der zur Tertiärzeit dort lebenden, sondern sie ist erst später eingewandert, theils activ, durch die mit dem See zusammenhängenden fließenden Wasser theils auf dem Wege der Verschleppung durch Vögel und Fische. Erst aus der neu angesiedelten Fauna hat sich dann durch Einwanderung in die Tiefe die Thierwelt der Tiefenregion bilden können.

Von Gegnern der Descendenzlehre hört man nicht selten den Einwurf, warum denn Umwandlungen von Arten nur in älteren geologischen Epochen, nicht auch in der Gegenwart und seit Erscheinen des Menschen auf der Erde, zu beobachten seien. Fälle, wie die eben von den Alpenseen vorgelegten, entkräften derartige Entgegnungen besser, als die meisten anderen Beispiele

von Umwandlungen der Arten. Denn in fast allen jenen zahlreichen Fällen, in denen wir durch Uebergangsformen den Zusammenhang zwischen getrennten Arten nachweisen können, vermögen wir nicht den Beweis für den Zusammenhang der Generationen zu erbringen, und nicht den Einfluß zu beurtheilen, welchen Kreuzungen gehabt haben können. In unseren Süßwasserseen liegen dagegen so klare, einfache Verhältnisse vor, wie sie das Experiment nicht reiner verlangen kann. Am Ufer nur die eine, in der Tiefe nur die modificirte Form, das sind die Factoren, welche uns beweisen, daß Kreuzungen hier nicht im Spiele sein können und, daß die Nachkommen der Tiefseethiere wieder zu eben solchen werden.

Aber noch nach einer anderen Seite hin sind diese wichtigen Forschungen im Stande, Einfluß auf die herrschenden allgemeinen Anschauungen auszuüben. Unter jenen, welche durch die zahlreichen vorgelegten Thatfachen von dem Vorhandensein der Descendenz überzeugt sind, gehen die Ansichten weit auseinander über die Art und Weise des Ursprunges der Formen. Haeckel, dessen Ansichten hierin maßgebend geworden sind, läugnet jeden directen Zusammenhang zwischen den Protozoen oder Urthierchen und den höheren Thieren, deren ursprünglichste älteste Vertreter nach ihm Colonien von Urthierchen waren. Von diesen ältesten, zur *Gastraea* hinführenden Formen, leitet er dann die sämmtlichen höheren Thiere ab, wobei er wieder für jede einzelne größere Gruppe des Systems eine einzige Art als Ausgangspunkt voraussetzt. Und wie hier für die Typen, Classen u. s. w. je ein einheitlicher Ursprung angenommen wird, so lassen auch Darwin, Weismann u. A. jede einzelne Art nur ein einziges Mal und an einem einzigen Orte entstanden sein. Diese Auffassung nun, soweit sie wenigstens sich auf den Ursprung der Arten bezieht, ist durch die oben besprochenen Forschungen beseitigt. *Pisidium Foreli* z. B., welches sowohl im Bodensee als im Genfer-See in der Tiefenregion lebt, hat sich in jedem See selbständig von *Pisidium nitidum* abgezweigt. Ja, noch mehr! Es liegt nicht der mindeste Grund vor, anzunehmen, daß in jedem einzelnen See die Bildung der gesammten Tiefseethierwelt sich mit einem Male und gleichzeitig vollzogen habe; es wird sich vielmehr jedes Mal, sobald ein befruchtetes oder trächtiges *Pisidium* in die Tiefe verschlagen wird, mit ihm derselbe Umbildungsproceß wiederholen können und gewiß auch oft wirklich wiederholen. Haben wir doch in dem früher schon erwähnten Beispiele von *Ethusa* einen Fall kennen gelernt, in welchem die schon weiter in bedeutendere Tiefe eingewanderten Individuen auch in dem Anpassungsproceße weiter vorgerückt waren. Wie in jenem Falle, so werden gewiß auch in den Binnenseen zuweilen neue Nachschübe vom Ufer aus, zur Tiefe erfolgen.

Allerdings wird hierbei die Frage leicht sich aufdrängen, ob denn die Tiefseeformen wirklich als Arten gelten können und müssen. Wohl mag in den ersten Generationen der Tiefseeformen die Umbildung noch nicht so weit gediehen sein und die Berechtigung zur Art-Unterscheidung fraglich erscheinen

bei den länger schon ihrem neuen Wohnorte angepaßten Individuen jedoch werden solche Zweifel nicht aufkommen können. Sind doch manche der Tiefseeformen so sehr den veränderten äußeren Lebensverhältnissen angepaßt, daß eine Rückkehr in die Uferregion oder überhaupt in die oberflächlichen Wasserschichten ihren sofortigen Tod zur Folge hat. So bei dem in der Tiefe des Bodensees lebenden Kildch und so auch bei anderen im Meere lebenden Fischen. Bei ihnen ist der Inhalt der Schwimmblase dem in der Tiefe herrschenden enormen Drucke des Wassers in der Weise angemessen, daß ein zu beträchtliches Emporsteigen dem Fische den Tod bringt, indem die in der Schwimmblase eingeschlossene Gase durch ihre allzu starke Ausdehnung zu tödtlichen Quetschungen der Eingeweide und selbst zum Platzen der Schwimmblase führen. Aus diesen Gründen sind die Tiefseethiere so durchaus als ihrem Wohnorte angepaßte Geschöpfe anzusehen, daß man sie als gute Arten auch da anerkennen muß, wo ihre Abstammung von Uferbewohnern noch mit Sicherheit erkenntlich ist.

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Rückblick auf die allgemeineren Ergebnisse, zu welchen die Tiefseeforschungen zumal in den Binnenseen uns geführt haben, so finden wir, daß unser Interesse auf sie namentlich dadurch gelenkt wird, daß sie uns einen Einblick gewähren in den Mechanismus der Artenbildung. Es stellen die Alpenseen uns die Bildungsstätten zahlreicher neuer Arten dar und es bieten uns dieselben zugleich die Möglichkeit, den ganzen Umbildungsproceß zu verfolgen und in der Würdigung der treibenden Factoren ihn als nothwendig zu begreifen. Noch interessanter gestaltet sich der ganze Vorgang, wenn durch vergleichende Betrachtung die Wiederholung desselben Processes in verschiedenen Seen constatirt wird. Wir gelangen damit dann zu der Erkenntniß, daß die Anpassung an übereinstimmende äußere Lebensbedingungen auch zur Entstehung ähnlicher ja selbst gleicher Formen führen kann, so daß eine und dieselbe Art mehrmals und an verschiedenen Orten entstehen kann. Wenn aber erst einmal für die Arten diese Bildungsweise anerkannt ist, dann wird man auch den größeren Gruppen des Systems consequenter Weise die Möglichkeit mehrstämmigen Ursprunges nicht absprechen können und man wird z. B. den aus der vergleichenden Anatomie für den polyphyletischen Ursprung der Mollusken sich ergebenden Anhaltspunkten keine principiellen Bedenken entgegenhalten können. Und angesichts solcher allgemeiner Resultate wird es denn wohl auch nicht zu viel gesagt gewesen sein, wenn ich im Beginn unserer Betrachtungen die Tiefseeforschungen jenen wissenschaftlichen Ereignissen zurechnete, welche weit über die Grenzen ihres ursprünglichen Rahmens hinaus fördernd und befruchtend auf den Entwicklungsgang der Wissenschaft einwirkten.



Gustav Freytag.

Von

A. D o b e r.

— Breslau. —



Gustav Freytag, dessen Bildniß dies Heft den Lesern von „Nord und Süd“ vor Augen führt, ist am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Oberschlesien geboren. Kreuzburg, eine kleine deutsche Stadt, rings von ober-schlesischen Slaven umgeben, wenige Stunden von der Grenze des Königreichs Polen entfernt, erst neuerdings durch die Nechte-Oderufer-Eisenbahn mit der stammverwandten Welt in stete Verbindung gebracht, lag damals recht einsam draußen, abgestreut in die Fremde, vorgeschoben gegen den Feind. Ward dem deutschen Ansiedler dort schon im Verkehr mit dem andersredenden Staatsgenossen das Gefühl der eigenen Nationalität nothwendig verdichtet, so verband ihn mit jenem ein altüberlieferter Haß gegen den echten Polen drüben jenseits der Proßna, ein lebhafter Abscheu vor dessen übelbeleumdeter Wirthschaft. Daher darf man wohl die merkwürdigen Schilderungen des polnischen Wesens in Soll und Haben, in Marcus König und im Freikorporal, ja selbst den Geist der Kampflust und der Colonisationsfreude, der uns aus ihnen anweht, gerade auf die frühesten Eindrücke zurückleiten, die der kindlichen Seele des Dichters zutheil geworden. Allein auch über dies bestimmte Verhältniß hinaus ist so in Freytag offenbar der Trieb zu nationaler Unterscheidung überhaupt verstärkt, der Blick für die Besonderheiten des eigenen Volksthums sowohl wie die der anderen Rassen geschärft worden. Auch römischen und romanischen Charakter hat er deshalb oft glücklicher als andere Historiker und Poeten im Gegensatz zu germanischem und deutschem zu fassen verstanden; und selbst die meisterhafte Kunst, mit der er das Sentimentum der Juden in seiner Beharrlichkeit und doch zugleich seinen zahlreichen Nuancen vom Ost- zum Westeuropäischen in Soll und Haben zu malen weiß, deutet auf die nämliche früh entwickelte Gabe, wie-

wohl es ihm natürlich für dies specielle Thema auch späterhin, vornehmlich während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der schlesischen Hauptstadt, an Gelegenheit zu mannichfacher Uebung nicht fehlen konnte. Ein Mann von unserer Ostgrenze also, wo der Deutsche seit fast tausend Jahren, ehedem mit Schwert und Kreuz, nunmehr mit Pflugsterz und Schulbuch in der Hand auf dem Sprunge steht, ein stolzer und eifriger Wächter seiner Volkshyrie und Stammeshabe, ein Markomanne im technischen Sinne des Worts, um einmahl mit Held Ingo alterthümlich zu reden, — das wäre das erste Element, das wir zur Bestimmung von Freytags Eigenart aus seinem Schicksal auszuscheiden vermögen. Kein Wunder, daß ihm die Bilder und Begriffe des Grenzlebens auch in seine wissenschaftlichen Forschungen gefolgt sind; in einer glänzend geschriebenen Abhandlung hat er noch vor acht Jahren ganz Schlesien mit einem mächtigen Grenzwald urgermanischer Anlage umzogen, dem ähnlich, den wir im Eingange der Ahnen sehen betreten; doch darf nicht verschwiegen werden, daß die Lokalhistoriker der Provinz der Realität dieser defensiven Vandalenschöpfung den Glauben versagt haben. Jedenfalls aber unanfechtbar versetzt in solchen, sei es historischen, sei es poetischen Grenzwald, Freytag als deutsche Ansiedler gegen Polen seine eigenen leibhaftigen Ahnen, ein altes Bauerngeschlecht, dessen Stammbaum bis in's 16. Jahrhundert rückwärts verfolgbar durchaus deutsche Frauen aufweist; so daß der leise slavisch anmuthende Zug im Knochenbau der Wangen an dem sonst echt germanischen Kopf eben nur die Gebrechlichkeit unserer physikalischen Ethnologic darthut, während das scharfe „r“ wie manche sonstige Verhärtung des gewöhnlichen schlesischen Dialects sich bei Freytag natürlich genug aus der sprachinsularen Lage seines Geburtsortes erklärt.

Weit mehr, als der Heimath verdankt unser Dichter dem Elternhause. Der Vater hatte in den neunziger Jahren zu Halle Medicin studirt und von dort aus häufig das von Goethe dirigitte Lauchstädter Theater besucht; die Erinnerung daran, namentlich an die Aufführung Ziffand'scher Stücke, begleitete ihn als schimmerndes Andenken in die stille Kleinstadt, wo er sich als Arzt niederließ; und noch in späteren Jahren war es ihm hoher Genuß, dem froh aufhorchenden Knaben wieder und wieder von der geschauten Herrlichkeit zu erzählen. Als endlich 1824 eine wandernde Schauspielergesellschaft Bonnot bis nach Kreuzburg vordrang, war denn auch der achtjährige Gustav neben dem Vater der fleißigste Gast ihrer Vorstellungen; und von da an aus eigener Bewegung hat er an der Bühne für alle Zeit warmen Antheil genommen. Indessen gab ihm der Vater mehr und besseres mit auf den Weg, als den in Lauchstädt angeknüpften Faden. Er war, nachdem er zwölf Jahre lang in Kreuzburg practicirt, eben dort bei Einführung der neuen Städteordnung 1809 zum Bürgermeister gewählt worden, durchlebte als solcher vielbeschäftigt die Jahre der Freiheitskriege und blieb im Amt bis in sein Greisenalter als ein Mann von altpreußischer Zucht und Haltung, redlich und pflichtgetreu, im Fühlen und Handeln dem Beruf und dem Hause

angehörig. Mit einem Worte: die ehrliche Bürgertugend, die der gereifte Sohn oft einbringlich in seinen Schriften gepredigt und die ihm soviel herzlichen Beifall erworben, weil ihre lebendige Erscheinung auch unter den Vätern des lieben deutschen Publicums in und außer Preußen Gott sei Dank keine Seltenheit war. Auch die Mutter, Pastorstochter vom Lande, war, wie sie sein sollte, eine tüchtige Hausfrau, unter deren glücklicher Hand Kinder, Mägde und Blumen gleich wohl gebiehen; aber wie sie den winzigen Hofraum mit prächtigen Hortensien von wunderbarer Fülle auszuschnücken wußte, so war sie auch geistig mit Phantasie und freilich ungeschulter Erfindungskraft gesegnet; sie besaß eine poetische Ader, wie sie in Schlesien so häufig rinnt und versiegt, hier aber hinüberraunt in das Herz eines Sohnes, der sie sorgsam zu speisen und künstlich zu fassen und auszubilden verstand. Neben Gustav wuchs noch ein um viertelhalb Jahr jüngerer Bruder auf, der früh als Staatsanwalt starb, worauf an seinen Waisen der Dheim geraume Zeit hindurch mit Hingebung Vaterstelle vertreten hat.

Der mäßige Wohlstand des Elternhauses erlaubte den Söhnen die höhere bürgerliche Laufbahn, das gelehrte Studium. Gustav bezog 1829 das Gymnasium zu Dels, wo ein unverheiratheter Bruder des Vaters dem Stadtgericht vorstand. Im Hause des originellen Herrn, der eine große Bibliothek und ungewöhnlich vielseitige Sprachkenntniß besaß, gewöhnte sich der Nefte bei stillem Leben an ernste Lectüre, die von selbst eine philologische Richtung annahm. In dieser bekräftigte ihn noch der Einfluß des Gymnasialdirectors Körner, der ihn 1835 als Primus omnium hoffnungsvoll auf die Universität Breslau entließ. Hier gewann Freytag der überwiegend grammatischen Interpretation Schneider's wenig Geschmack ab; mehr zogen ihn die römisch-antiquarischen Vorlesungen von Ambrosch an; am meisten jedoch sah er sich gefördert durch ein Privatissimum über deutsche Handschriftenkunde bei Hoffmann von Fallersleben wie durch den persönlichen Umgang mit dem populär poetischen, humoristisch lebhaften Germanisten. Allein sehr ernst nahm er als Mitglied des Corps der Vorussen vorderhand das Studium überhaupt nicht; und so trieb ihn eigentlich zu seinem Heile nach drei Semestern eine große Jagd auf die akademischen Verbindungen nach Berlin, wo er als Zuhörer Vachmanns an der festen Handhabe kritischer Methode tiefer in die damals frisch abgeteufelten Schächte der deutschen Philologie einfahren lernte. Zugleich fand er hier anregenden Verkehr in einem Kreise von Studienfreunden, von denen einige ihm durch's ganze Leben geistig nah blieben; so Albalbert Kuhn, der Indogermane, und die Söhne der Familie Koppe, auf deren stattlichem Gute Wollup er regelmäßig die Ferien zubrachte und von der Landwirthschaft im großen Stil Anschauungen und Kenntnisse davontrug, die hernachmals zwar den Freiherrn von Nothsattel nicht vorm verdienten ökonomischen Ruin bewahren konnten, wohl aber auf die innere und äußere Mitgift der Frau Ilse Werner gleich erfreulich eingewirkt haben. In Berlin erst ging übrigens unter den begeistertsten Genossen unserm Freunde das

rechte Verständniß für Shakespeare auf; er sah dort mit Nutzen Lemm, die Crelinger, Weiß und andere namhafte Mimen und schrieb bereits selbst einige Tischkastendramen, als: die Sühne der Falkensteiner, der Hussit, von denen man indeß nur vernimmt, daß sie noch formlos waren und sich, wie bei der Beschäftigung mit Shakespeare natürlich, in häufigem Scenewechsel umhertrieben. Wie sehr schon damals die dramatische Poesie ihm die Gedanken erfüllte, lehrt die Wahrnehmung, daß er ihre Geschichte auch zum Gegenstand seiner ersten gelehrten Arbeiten erkor. 1838 erwarb er den Berliner Doctorhut durch die Dissertation de initiis scenicae poësis apud Germanos, in der er die Ansichten Hoffmanns und Jacob Grimms über den Ursprung unserer mittelalterlichen, neuerdings durch die Oberammergauer Spiele so berühmt gewordenen Oftermysterien einsichtig verschmolz, und ein Jahr später habilitirte er sich mit einer Abhandlung de Hrosuitha poetria als Docent für deutsche Sprache und Literatur an der Breslauer Hochschule.

Die nun folgende Breslauer Periode von 1839—47, die ersten Jahre selbständigen Treibens und Wirkens in Freytags Leben gewähren uns wegen der inneren Zwiespältigkeit ihres Charakters keinen recht erquicklichen Anblick. Von Pegasus im Joche freilich, wie bei so manchem anderen Poeten mit vollem Recht, dürfte man hier keineswegs reden; denn während unser Freund die vor ihm aufgethane akademische Zukunft vorerst mit entschiedenem Ernst ins Auge faßte, ward er der productiven dichterischen Kraft, die in ihm lag, selber nur allmählich, ja gegen die Mehrzahl unserer Talente gehalten, ziemlich spät gewiß. Aber eben dieser langsame Proceß der Diffusion sozusagen seiner geistigen Qualitäten, aus dem endlich die richtige eigenthümliche Mischung seiner Natur hervorging, macht es schwierig, den Werth jener Jahre für ihn und uns rein abzuschätzen und kurz zu verzeichnen. Er begann sein Docentengeschäft wie die meisten Seinesgleichen mit noch wenig selbsterworbenem Wissen. Dazu störte seine Leistung der bisher aufgeschobene einjährige Militärdienst; eine Unterbrechung, die allerdings ihr Ende selbst herbeiführte, da dem rasch aufgeschossenen, damals nicht eben kräftigen Jüngling der Dienst eine längere Krankheit zuzog, in Folge deren er noch vor Ablauf des Jahres dem Civilstande zurückgegeben ward. Wie er sich aber körperlich bald erholte, sodaß er hernach bis in höhere Jahre hinauf zu den gesündesten und stärksten Männergestalten zählen konnte, so gelang's ihm auch nach und nach mit seiner Berufs-thätigkeit ganz wohl. Eine beträchtliche Lehrgabe bewährt er noch heut in jeder längeren mündlichen Auseinandersetzung; weitere eigene Studien machten ihn schnell mit seinem Fache gründlicher vertraut, wie er denn damals für Grimms Wörterbuch zwei ältere Dramatiker, Myrer und Nebhuhn durchsuchte. Was ihn trotzdem im Stillen vom akademischen Lebenswege mehr und mehr ablenkte, waren innere Gründe. Daß er nicht zum eigentlichen Sprachforscher geboren sei, der an der Naturform des Wortes um ihrer selbst willen seine Lust hat, konnte ihm nicht verborgen bleiben; aber auch die bloße Literaturgeschichte befriedigte ihn nicht auf die Dauer,

unzweifelhaft gerade weil er selbst zu poetischer Production angelegt war. Den echten Dichter kann an jener, wie den Maler an der Kunstgeschichte, kaum etwas anderes reizen, als die Entwicklung der Technik im weitesten Verstande. Historisch darzustellen aber wird er diese doch erst nach eigener Reise vermögen: der junge Freytag war noch weit entfernt davon. Dagegen trieben ihn Imagination und Realismus zugleich, die beide neben einander in ihm rege waren, zur Conception einer anderen Art von Geschichte. Wenn er sie Culturgeschichte nannte, so konnte dabei ein Mann wie er selbstverständlich nicht an ein Lager von historischen Galanteriewaaren denken, wie es uns gewöhnlich unter solchem Namen vorgeführt wird; ebenso wenig aber hatte er eine streng philosophische Idee im Sinne, dergleichen ihm wohl immer fremd geblieben ist. Nein, es war ein poetischer Entwurf, wenn er von einer Geschichte der deutschen Volksseele träumte, ein poetischer Entwurf und doch unleugbar von wissenschaftlicher Berechtigung: die Ausführung, die er später in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit erhalten, thut das schlagend dar. Allein in jenen Breslauer Jahren war Freytag selber wohl der Weg zu seiner möglichen Realisirung noch nicht deutlich; da begreift sich, daß Stenzel, der ausgezeichnete Repräsentant der herkömmlichen politischen Historie an der Universität, von einer Verschiebung der Fächer überhaupt nichts wissen wollte; zugleich wohl etwas akademischer Hierarch, vermochte er 1846 die Facultät, Freytag die Erlaubniß zu Vorlesungen über deutsche Culturgeschichte zu versagen. Der junge Dichter hat darauf gekränkt die Hochschule ohne Abschied verlassen.

Der junge Dichter, sagen wir; denn mittlerweile hatte er angefangen dafür zu gelten, ja anderen vielleicht entschiedener als sich selbst. Was ihn zumeist zur Poesie herausforderte, war die Breslauer Gesellschaft. Mit den Collegen hatte Freytag, von Ambrosch und einigen jüngeren abgesehen, keine Verbindung; auch die Beziehung zu Hoffmann, der nach und nach prononcirtter Politiker und dann seines Amtes enthoben ward, war gelockert. Desto fröhlicher erging er sich in den lebenslustigen Kreisen der Stadt. Damals ward er der Gastfreund des Hauses Molinari, das unter der Romanfirma T. D. Schröter seither jedem Deutschen so wohlbekannt geworden. Dort ward ihm nun auch Handel und Wandel von der ernstern wie der heiteren Seite merkwürdig und zwar, da er jetzt überhaupt klarer sah, noch durchsichtiger, als einst die Landwirthschaft. Aber es galt nicht bloß für die Zukunft zu sammeln, man gab sich harmlos und empfänglich dem Genuße der Gegenwart hin. In Breslau, das in jenen Tagen noch mehr als heute die selbständige Bedeutung der socialen Hauptstadt einer großen Provinz besaß, war und ist man geübt, nach sanguinischer Schlesierrweise dem Augenblick sein vergnügtestes Lächeln abzugewinnen. Da fließen Trunk und Trinkpruch um die Wette; und wenn nach alter guter Handwerks-Tradition von so und so viel Dichterschulen jedermann schlechte Verse machen und ertragen kann, so ist man doch auch aufgelegt, gute zu hören und im

Stande, wirklich poetische Einfälle zu würdigen. Da war nun Dr. Freytag an der rechten Stelle; ein hochgewachsener junger Mann mit langem blonden Haar, fest beim Glase Wein wie im Tanze, ritterlich artig und sinnvoll scherzhaft, unternehmend und sogar, was der rührenden Schlichtheit seines späteren äußeren Bezeigens gegenüber betont werden muß, elegant; wenigstens behauptet die geschwähzige Breslauer Fama, daß er selbst auf's Katheder, das er im Anfang mitunter in der Dienstjacke des Einjährigen betreten mußte, nachher gern in Glacéhandschuhen von herausfordernder Helligkeit und Farbe gestiegen sei. Vor allem aber: er stand seinen Mann im Gelegenheitsgedicht bei Polterabenden, Geburtstagen von höherer Bedeutung, Maskenbällen, lebenden Bildern, Zweckessen u. dgl. m. Proben davon sind neben „Bildern aus dem Volke“ und einer Anzahl von Trinkpoemen in einer Gedichtsammlung zu lesen, die Theodor Molinari gewidmet, 1845 unter dem Titel „In Breslau“ erschienen ist. Das ganze Büchlein zeigt recht deutlich, daß Freytag kein Lyriker ist. Sein Empfinden rein subjectiv auszusprechen war ihm niemals Bedürfnis; solch' lyrisches Bestreben, so hoch er es, nicht etwa bloß bei Goethe oder Heine, sondern selbst bei Geibel zu schätzen wußte, stellte sich ihm, wo er es an Geringeren beobachtete, leicht in einem fast komischen Lichte dar, wovon sein Wellmaus ergötzlich Zeugniß ablegt. Daher erscheint, was in seinen eigenen Gedichten an Lyrik anstreift, ziemlich nüchtern und matt. Auch den halblyrischen Apparat der älteren Romantiker von der zarten Linie, unter denen er für Lief lange individuelle Vorliebe hatte, die beseelte und personificirte Natur, das Eisenwesen und Blumenpiel, braucht er nur äußerlich als Requisite der Mode; in seine Romane hat er später diese phantastische Halbwelt ebenfalls nur komisch hereinspülen lassen. Näher ist er mit Herz und Mund in jenen „Bildern aus dem Volke“ von 1838—41 dem Tone der jungdeutschen Romantiker gekommen; besonders an Freiligrath, auch wohl an Grün erinnern einige dieser aufgeregten Romanzen und Balladen, in denen mancher Zug charakteristisch gelungen, mancher aber auch häßlich ausgefallen ist. Als Metrum verwendet er mit Vorliebe einen freier beweglichen, augenscheinlich schon durch Uhland geschmeidigten Nibelungenvers. Kurz und gut, es sind das doch nur poetische Schularbeiten im höchsten Sinne, Beweise, daß er mit der Entwicklung der deutschen Dichtung seit Goethe, worüber er auch einmal eine Reihe öffentlicher Vorträge hielt, nicht unbekannt geblieben; interessant daran aber ist vornehmlich das auch hier vielfach durchblickende wahre Talent, das stets zu dramatischer Gestaltung, Gegensatz der Charaktere, dialogischer Führung hindrängt. Solcher Begabung aber war doch selbst der enge Bezirk der Ballade eher hinderlich; wie gut daher, daß Freytag sie inzwischen auch auf ihrem eigentlichen Felde öffentlich zu üben begonnen.

Schon 1841 trat er mit dem ersten Stück an's Licht, einem fünfactigen Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen“, das, in Berlin preisgekrönt, auf einigern Theatern gegeben ward; in Breslau half der Dichter

selbst beim Einstudiren. Dauernden Erfolg konnte das Stück erklärlicherweise nirgend erringen; denn trotz seiner doppelten Handlung — Max von Habsburg und sein Hofnarr erwerben sich beide die Braut — ist es doch nur eine hübsch dramatisirte Geschichte, hierdurch wie im gefunden nationalen Sinn und knappen Ausdruck etwas an Götz von Berlichingen anklingend, während Kunzens mehr lustiger als witziger Humor natürlich bisweilen an seine Berufsgenossen bei Shakespeare gemahnt. Die Hauptsache war, daß Freytag durch das Schicksal seines Stückes zum Nachsinnen darüber bewogen ward, was ihm zum Dramatiker noch fehlen möchte. Nun hatten fast zur selben Zeit — es war bis 1848 die hoffnungsvollste des neueren deutschen Theaters — Gupfrow und Laube ihr Talent der Bühne zugewandt, beide durch Scribe und Genossen geleitet. In richtiger Erkenntniß, weldi ein Vortheil von dieser Seite zu erwarten sei, begann darauf auch unser Freund ernsthaft französische Werke zu studiren, aus ihnen Scenenbau, Arrangement und dramatische Sprache zu lernen. Verkehr mit Schauspielern that das übrige; vorzüglich August Wohlbrück, Komiker und Charakterdarsteller, wußte praktisch klar zu machen, was in den Kreis des mimisch Wirklichen falle oder nicht. Auch Holteis Anwesenheit, den Freytag als guten Gesellschafter und liebenswürdigen Gentleman schätzen lernte, bot Gewinn an theatralischer Erfahrung. Dennoch kam zunächst nur ein Fragment zu stande, „der Gelehrte“, als Trauerspiel in einem Act 1844 in Jamben geschrieben. Es wird jedermann unbefriedigt lassen, der nicht weiß, daß diesem ersten Acte noch zwei andere folgen sollten, und daß der vorläufig theils aus Grundsatz theils aus Mißmuth „in's Volk gegangene“ Gelehrte zu guterlezt als Steinmetzmeister mit der Baronin, die ihn vor der Hand zu gunsten eines adligen Vettters stehen läßt, nachdem auch sie nun ihrerseits durch den Vetter depoffedirt worden, sich glücklich wieder vereinigen sollte. Was vorliegt, ist somit nur eine Studie, formell von Interesse wegen der darin zuerst erprobten scenischen Oekonomie, materiell insofern, als man aus dem Inhalt ersieht, wie doch auch die socialen Probleme, mit denen sich die jungdeutsche, auch in der Weltanschauung bekanntlich recht französische Schule herumschlug, nicht ohne Einfluß auf Freytags Denken blieben. Zwei Jahre später, 1846, erblickte die Valentine das Licht der Welt und zwar sofort auch das der Bretter; denn sie war nun wirklich nach damaligem Theaterbrauche völlig bühnengerecht, so wie sie aus der Feder kam. Und so wandelt sie denn auch noch heute nicht selten durch unsere Häuser dank ihren technischen Anlagen, gern gespielt und nicht ungern gesehen; denn bei unserem noch immer vorwiegend an französisch zubereitete Bühnenkost gewöhnten Publikum kann auch die pointirte Art, in der hier eine pikante Frage der höheren Socialmoral behandelt wird, schwerlich Anstoß erregen.

Der Erfolg des Stückes erleichterte Freytag von positiver Seite her den Entschluß, der Universität den Rücken zu kehren; er gedachte nun ganz dem Dienste des Theaters zu leben. Um sich in der Kenntniß der Scenirung zu

befestigen, brachte er schon im Winter 1846 ein paar Monate heiteren und anregenden Künstlerlebens in Leipzig zu, wo gerade unter Schmidt und Marr ein gutes Ensemble geschaffen war; der letztere nebst seinen Kunstgenossen Bertha Unzelmann und Wagner sowie Laube bildeten seinen täglichen Umgang. Dann brach er sein Zelt in der schlesischen Heimath für immer ab und siedelte 1847 nach Dresden über, wo er im Spätherbst eine liebe Landsmännin freite, die in erster Ehe mit einem Grafen Dyhrn vermählt gewesen. Recht im Zusammenhang mit dieser Consolidirung seines eigenen häuslichen Daseins steht der Geist des eben damals geschriebenen Schauspiels Graf Waldemar, das in seiner Fabel den Uebergang aus dem genialen und dissoluten Wesen im jungdeutschen Geschmacke zur einfach sittlichen Grundlage wahrhaft deutsch-bürgerlichen Lebens darstellt. Obwohl der Schluß, wie der Dichter selbst urtheilt, nicht völlig zufriedenstellt, wenigstens der Novelle besser anstünde als dem Drama, behauptete sich das wiederum durchaus spielgerechte Stück, das bei den Aufführungen kaum einen Strich erforderte, siegreich auf der Bühne, und der Autor gewann die frohe Ueberzeugung, daß er auf dem Theater festen Fuß gefaßt habe. Im frischesten Alter, angehender Dreißiger, in bescheidener aber unabhängiger Lage, an einem schönen Wohnsitze, der dem Auge soviel ästhetische Nahrung zuführt und damals auch den Geist nicht leer ausgehen ließ, in Berührung mit Tieck, im Gedankenaustausch mit Eduard Devrient, Ruge, Fröbel, schien sich Freytag in die gerade Bahn seiner Bestimmung eingetreten. Jahr für Jahr traute er sich jezt zu ein gleich gutes, ja besseres Stück zu schreiben; und niemand, der erwägt, wie gewissenhaft er seine Kunst erlernt, eine wie sichere Hand er zuletzt bewiesen hatte, darf diese Zuversicht eitel oder leichtsinnig schelten. Denkt man sich unser Theater so fortblühen, wie es damals wirklich anhub, unseren Dichter ungestört in seinem stillen und edlen Beruf, so hätten wir also in der That vielleicht schon heut in unseren Handbüchern einen echten und rechten modernen Dramatiker von Fach zu verzeichnen, einen deutschen Scribe, wahrscheinlich aber von erheblich höherem geistigen Gehalt, denn irgend wie und wann wären die Anschauungen und Ideen, die er früher in Leben und Wissenschaft geerntet, wohl auch dann auf den Markt gekommen. Man mag bedauern, daß es so nicht hat werden sollen, und doch müssen wir zugeben, daß es am Ende weit besser hinausgeführt worden. Statt eines tüchtigen Dramatikers hat Deutschland einen großen Schriftsteller, für eine stattliche Figur in der Geschichte seiner Dichtung eine denkwürdige Gestalt in seiner allgemeinen Literarhistorie eingetauscht.

Früher sprach man alle Augenblicke von vor- oder nachmärzlich; uns, die wir neue Epochen haben hereinkommen sehen, fällt es schwer, uns den ungeheuren Umsturz klar vorzustellen, den das Jahr 1848 weit minder in den deutschen Dingen selbst, als vielmehr in Gemüth und Gedanken der damaligen Generation vollbrachte. Freytag ist erst dadurch Freytag geworden. Um Politik hatte er sich schon zuvor gekümmert, einiges wenige darüber in

Zeitungen geschrieben; liberal dachte er selbstverständlich als deutscher Jüngling nach 1830, junger Mann nach 1840, zumal durchaus im Bürgerthum wurzelnd, daß nun plötzlich froh zu Worte, ja allzupötzlich, durch sich selber überrascht, zur That kam. Hierin, in Doctrin und Sympathie brauchte er nichts hinzu zu lernen, und doch ging ihm, mit einem Schlage fast, im Innern eine neue Welt auf. Mit den Realitäten des arbeitsamen Privatlebens in Stadt und Land war er liebevoll vertraut geworden; die größte Realität, die wir besitzen, die des öffentlichen Daseins, den Staat, hatte er bisher nur so hingenommen, nicht eigentlich gekannt, nicht durchempfunden. Als Kind Schlesiens, wo man allein Friedrich den Großen wirklich liebt, in der Wiege noch angestrahlt vom Abendroth der Freiheitskriege, war er natürlich naiv Preuße gewesen; jetzt aber ward er es sentimental: die Sorge, ja die Angst um seinen Heimathstaat ließ ihn sofort in diesem den unentbehrlichen Halt des künftigen Deutschlands erkennen; über Nacht gleichsam war er zum bewußten Nationalpolitiker geworden. Zur berufsmäßigen politischen Action freilich fühlte er keinen Trieb; das erwiderte er Laube, der ihn im Gasthof zu Leipzig aufforderte, sich für Frankfurt wählen zu lassen; aber er fügte sogleich hinzu, daß nicht am Main, sondern in Berlin die Entscheidung liege. Kurz darauf saß er mit Julian Schmidt zusammen, den er durch Ruge kennen gelernt, in traurigem Gespräch über das Schicksal des armen alten Preußens. Sie standen auf mit dem Beschlusse, den Antheil Kurandas an den Grenzboten zu kaufen, und diese in eine Wochenschrift umzuschaffen für Preußens Recht und Politik und zugleich für ein neues Wesen in Poesie und Kunst, für Abkehr von der Romantik, die auch als jungdeutsche trotz allem Spiel mit socialen und politischen Ideen nur im Leeren und Gegenstandslosen sich ergangen und so in Wahrheit nur von sich und für sich gesungen hatte.

Seit dem 1. Juli 1848 zeichneten die neuen Redakteure. Ihr Unternehmen war mißlich, weil die vielgelesene Wochenschrift fast ganz auf den österreichischen Abonnenten ruhte, welche bei der veränderten Tendenz schwerlich zu behaupten waren. Freytags erster Aufsatz beschäftigte sich deshalb noch speciell mit Oesterreichs Zukunft; er ertheilte diesem den freundlichen Rath Italien fahren zu lassen, das unentbehrliche Bosnien in Besitz zu nehmen und sich eine Verfassung zu geben, die es ermögliche, die ungeschlachten Völker des unteren Donauthals schließlich in einen großen Bundesstaat zu sammeln. Man sieht, mit welchem Tact er sich im Nu auf einem ihm bisher ganz fremden Terrain zu orientiren mußte. Der zweite Artikel richtete seine Spitze gegen die polnische Wirthschaft in Posen; hier schrieb er aus alter und befestigter Erfahrung. Im Herbst des stürmischen Jahres schlug er dann seinen Wohnsitz in Leipzig auf und ist dort im ganzen etwa ein Vierteljahrhundert lang journalistisch thätig gewesen. Zuerst gab es schwierige, arbeitsvolle Zeit; die alten Abonnenten verloren sich, wie vorausgesehen war, langsam kamen die neuen. Aber das Blatt erwarb sich alsbald Achtung, weil es nach beiden Seiten, der politischen wie der literarischen,

Charakter zeigte, dem es in trüben und hellen Tagen des Vaterlandes und des Schriftthums treu blieb. Und worin bestand seine Individualität? Nicht im politischen Bekenntniß an sich, das ja so vieler Männer Gemeingut war, noch in der ästhetischen Theorie, auf die wenigstens unklar allenthalben der Zeitgeschmack zukehrte; sondern hier wie da in sittlicher Disciplin, im unermüdblichen Hinweis auf's Ehrbare, Echte, Solide, das nur der verschrobene Kopf oder das verwahrloste Herz in Widerspruch wähnt mit Freiheit, Kühnheit, Genialität im Staatsleben und geistigem Schaffen. Als Journalist ist so Freytag insbesondere seinen lieben Deutschen ein wackerer Prediger der bürgerlichen politischen Moral geworden, wie nach ihm Heinrich von Treitschke ebenso der ritterlichen, jener demgemäß auch im äußeren Auftreten schlichter, bescheidener, unpersönlicher, und doch vollkommen so tapfer, wo es galt; die berühmte Bitte von 1871 an unser Heer wider das „Retten und Rollen“ hätte kein anderer so auszusprechen gewagt; von keinem anderen aber hätte sie auch unser Volk in Waffen so ruhig aufgenommen und beherzigt, als von seinem altgewohnten journalistischen Seelsorger.

Tritt in solchem Inhalt seiner Zeitschriftstellerei der reine und tiefe sittliche Gehalt von Freytags eigenem männlichen Wesen zu Tage, angestammt vom deutschen Bauern-, Bürger- und Beamtenblut der Ahnen und des Vaters, in ihm selber früher verdeckt, hervorgerufen jetzt und gezüchtet vom Ernst der Zeit, bald erfolgreich wirksam, weil typisch national, so kamen unserem Freunde für Form und Methode, für den ganzen Betrieb seines Geschäfts noch andere Momente seines Wesens und seiner Entwicklung trefflich zustatten: munteres schlesiſches Temperament, gesellige Gewandtheit und Anmuth des Betragens, rühriges Denken und gebildetes Wissen, endlich List und Kunst des Dramatikers im Einleiten und Durchführen, im Uebertragen von Rollen und Einrichten von Scenen. Daß er selbst in dieser Hinsicht, soweit das im einförmigen Mühlgeräusch der wirklichen Tage, Wochen und Jahre möglich ist, ein Konrad Volz gewesen als Redakteur und Mensch, an Gemüth und guter Laune, das hat niemand besser erfahren als die neben oder unter ihm arbeitenden Genossen, vor allen Julian Schmidt, der seit 1851, wo Freytag seinen Landsitz erstand, das Redaktionsjahr mit ihm noch Sommer und Winter theilte; darauf, besonders nachdem Schmidt nach Berlin berufen worden, der kürzlich als geheimer Indiscretär des Reichskanzlers vielberufene Moriz Busch; seit 1866 als Mit eigenthümer der Grenzboten Max Jordan, heut Director der Berliner Nationalgalerie; der livländische Publicist und Hamburger Redakteur Julius Eckardt und der Schreiber dieser Zeilen. Von anderen Helfern stand Freytag persönlich am nächsten der wunderbarlich liebenswürdige Jakob Kaufmann, der indeß von 1850—66 an Max Schlegelers Seite in London wirkte, und dann brustkrank zurückgekehrt als Gast und Pflegling unseres Dichters 1871 ein stilles Ende fand. Mittlerweise hatte dieser sich von den grünen Blättern scheiden müssen. Der Verleger, durch einen kirchlich freisinnigen Artikel aus seiner sonstigen Gleichgiltigkeit aufgeschreckt, erstand Ende 1870 vertragsmäßig den

Eigenthumsantheil Freytags und Jordans meistbietend für sich und übertrug die Redaction der Grenzboten an Hans Blum. Doch ward unserem Freunde ein gewisser Erfatz geboten, indem ihn Salomon Hirzel bei seiner eben gegründeten Wochenschrift „im neuen Reich“ zum Pathen lud, für deren Gedeihen er eine Weile mit Rath und That lebendig bemüht war. Wenn er sich indessen von 1872 an allmählich von journalistischer Thätigkeit gänzlich zurückzog, so sind dafür verschiedene Gründe bestimmend gewesen: häusliche Sorge, zunehmende Jahre, die große Arbeit an den Ahen, im tiefsten Kern wohl aber auch die Empfindung, daß in unserem öffentlichen Leben jetzt Kräfte den Ausschlag geben, die durch eine unabhängige Presse von altfränkischer politischer Moral vielleicht gekreuzt und gereizt, jedoch nicht gefördert oder gar gelenkt werden können.

So hoch man indeß auch den Werth von Freytags journalistischer Thätigkeit anschlagen mag, ihre beste und angenehmste Frucht bleibt immer das Lustspiel von 1853, dem sie Dasein und Namen verliehen hat. Warum die Journalisten sogar schlechtthin die vollkommenste Leistung seiner Feder sind, ist nicht schwer zu erkennen. Noch war er dabei, nach kurzer Pause, der sauer erworbenen Lieblingskunst durchaus Meister; allein wenn so in der Form das neue den älteren Dramen nicht im geringsten nachsteht, wiegt es an Inhalt Dutzende von Waldemars und Valentinen reichlich auf. Denn es ruht in allem Speciellen und Aeußeren auf selbsterlebter und daher nicht bloß angeschauter, sondern durchschauter Wirklichkeit; es stellt endlich in seiner allgemeinen Bedeutung ein Mittelstück nationalen Lebens der Gegenwart und Zukunft dar: deutsches politisches Parteiwesen in seinen reinmenschlichen, ethischen und poetischen Grundzügen, ernsthaft und komisch genommen. So trifft hier eben eine Summe von Bedingungen günstig zusammen; technische Fertigkeit, individuelle Erfahrung, Scharfblick für das zeitgemäß Interessante und Fähigkeit, dies in eine gemeingiltige Sphäre zu erheben, die ihm Dauer verheißt, haben sich verbunden, um dies Lustspiel an die Spitze der Werke seines Autors und damit wohl auch in die vorderste Reihe aller literarischen Schöpfungen unserer nachklassischen Periode zu stellen. Wir sind weit entfernt, zu Vergleichen aufzufordern; wir begnügen uns vielmehr, auf die Thatsache hinzuweisen, daß die Journalisten, die an ihrer Person wie an ihrem Kostüm scharf ausgeprägt den Stempel von 1853 tragen, weder dem Leser noch dem Hörer, noch dem Schauspieler von 1879 irgendwelchen Eindruck der Unzulänglichkeit zu hinterlassen pflegen. Das bürgt leider noch keineswegs für Unsterblichkeit, aber es zeugt von einem recht ungewöhnlichen Maß von Gediegenheit und Vollendung.

Leipzig herabzusetzen könnte man sich nur versucht fühlen, weil es selber als ein Centrum unserer Unterhaltungspresse, namentlich der illustrierten, seine hohen Vorzüge noch über Gebühr oder wenigstens unverhältnißmäßig oft in Wort und Bild dem auswärtigen Deutschen zu Gemüthe führt. In Wahrheit vereinigt die wackere Stadt Kopf, Herz und Hand in seltener Weise; Handel und Gewerbe stehen mit Forschung und Gelahrtheit durch

die breite Brücke wissenschaftlich gesinnter Verleger und erwerbzbeflissener Literaten in bequemster, beiden Theilen erspriesslicher Verbindung; tüchtiger städtischer Gemeingeist umfaßt, lebhaftes Nationalgefühl überwölbt das Ganze. Von den Künsten hat sich freilich einzig die Musik festes Bürgerrecht erworben, die anderen erscheinen nur ab und zu, gleichsam als Meßfremde an der Pleiße. Da Gustav Freytag zur Tonkunst kein inneres Verhältniß hat, vom Theater, dessen Haltung und Bedeutung vielerlei localen Schwankungen unterworfen war, als fleißiger politischer Journalist mehr und mehr sich entfernte, dagegen des Umgangs gleichdenkender Männer von geistiger Bedeutung dringend bedurfte, so gerieth er in Leipzig von selbst in wissenschaftliche Kreise, in denen sich jener glücklichen Sitte des Ortes entsprechend zugleich die engeren politischen Freunde vom Geschäft und der Verwaltung ebenbürtig bewegten. Voran standen die drei großen, leider bald verbannten Philologen, Haupt, Zahn und Mommsen, von denen der erste durch die Wucht seiner männlich edlen Persönlichkeit wie durch die Fülle und Schärfe seines Wissens, vorzüglich auf dem germanistischen Gebiet, unserem Dichter am werthesten ward. Von ihm ging die erste Ermunterung zu Söll und Haben aus, von ihm eine, freilich nur zufällige Anregung zur Fabel von der verlorenen Handschrift, deren Held, wie Freytag selbst einräumt, wenigstens entfernte Ähnlichkeit mit den Charakterzügen des Freundes verräth; Haupts stiller Kennerbeifall galt dem Autor der Ahnen bei den ersten Bänden stets für die liebste Kritik. An die Philologen reihen sich nicht unwürdig die Buchhändler: Freytags eigener Verleger, Salomon Hirzel, dessen großartiger literarhistorischer Bildung jeder Nahestehende Förderung verdankte, wenn er auch in seinem Goethedurst dem modernen Dichter bisweilen über's Maß zu gehen schien; neben ihm der kunstfünige Dr. Härtel. Bürgermeister Stephani, Bankdirector Wachsmuth, die Fabrikanten Schunk und Eichorius, Generalconsul Crowe, der Historiker der Malerei, eine Zeitlang der noch jugendliche Treitschke und seit 1865 der von Wien eintretende Physiolog Karl Ludwig vollendeten den Ring der nicht journalistischen Vertrauten. In ihm ist Freytag so innig wohl ums Herz geworden, wie dem Poeten selten vergönnt wird unter Mitmenschen, die ohne Rücksicht auf ihn die Erde ideell und materiell getheilt haben. Aber dieser Dichter war auch kein olympischer Fremdling in solcher Umgebung; im Gegentheil, wie er Geist und Lebenslust ausgab, so nahm er auch Entgelt in gleicher Münze. In dieser Leipziger Luft gewann er erneute Fühlung, engere als einst in Breslau, mit den beiden Seiten bürgerlicher Arbeit, der gütererzeugenden und der anderen, der es verliessen ward, unvergängliche Werthe zu schaffen. Und wenn so die Gegenstände seiner modernen Romane seiner Seele greifbar nahe gebracht wurden, so ward auch der subjective Drang zu eigener wissenschaftlicher Forschung mächtig in ihm aufgeweckt. Auch der Historiker Freytag, der Autor der Bilder aus der deutschen Vergangenheit und damit indirect wieder der Dichter der Ahnen ist erst in der gastlichen Kurzsachsenstadt auf

seine Höhe gekommen. Doch war es für die stille Sammlung der also erregten Geister, für das entscheidende Gespräch mit den umworbenen Mäcen gut, daß er sie alljährlich ungestört auf freiem Landstuhle empfangen und hegen durfte.

Schon 1851 hatte Freytag Landhaus und Garten zu Siebleben dicht bei Gotha gekauft. Auch die Dörfer haben in Deutschland bisweilen literaturhistorische Erinnerungen. Auf dem Kirchhof zu Siebleben ruht Friedrich Melchior Grimm, der deutschgeborene Freund der Pariser Encyclopädisten, der seine Lebensaufgabe darin sah, als französischer Journalist über französische Literatur zu berichten; die Revolution warf ihn in's Vaterland zurück, wo er verkümmert starb, ein entfremdeter Schiffbrüchiger auf heimischer Düne; der wirklich deutsche Journalist hat ihm den verwitterten Grabstein wieder hergestellt. Das Häuschen selbst aber, in dem jetzt Freytag überkommt, gehörte in jenen Tagen dem Minister von Frankenberg und hieß bei dessen Weimarer Freunden, die gern dort einsprachen, bei Goethe, Voigt und Karl August, „die gute Schmiede“. Da sind nun durchglüht, zurechtgezwickelt und hart gehämmert die Journalisten und die Fabier, Söll und Haben, die verlorene Handschrift und die lange Kette der Ahnen, zu der das Schlußglied noch im Feuer steckt. Das Haus ist einfach, aber ländlich behaglich, gegen die Dorfstraße zu — den alten Frachtweg nach Erfurt — von geborstenen Linden flankirt; auf der Rückseite steigen Rasen und Blumen an, von stattlichen Bäumen umrahmt, die, wo sie droben zusammentreten, doch noch einen Einblick freilassen beim Seeberg vorüber auf die dunkle Höhe des fernen Inselberges. Dazwischen mag man den Dichter an hellen Tagen umherwandeln sehen, scheinbar mit Gärtner Sorgen beschwert, in der That aber langsam über dem poetischen Plane brütend, der dann schnell zur Ausführung kommt. Was zuerst in der Erfindung fertig ist, diese oder jene Partie, nicht nach der inneren Reihenfolge, wird diktirt; ehedem der Gemahlin, hernach einem Schriftgelehrten des Dorfes, dem freilich Montags häufig die zitternde Hand den Dienst versagt. Freies Diktat, das jedoch natürlich stets sorgsam überarbeitet wird, sind ursprünglich selbst von den Jamben der Fabier ganze Seiten. Die Ahnen haben Freytag öfters bis in den Winter in Siebleben festgehalten; doch griff ihn dann das rauhe Klima an und er mußte mehrmals in Wiesbaden Erholung suchen, einmal selbst in Italien, wo ihn nach seiner Weise das Volksleben gemüthlicher ansprach als die Kunst.

Auch Gotha bot übrigens neben den Naturfreuden menschlichen Gewinn. Die Journalisten gaben Anlaß zur persönlichen Bekanntschaft mit Herzog Ernst, woraus ein festes Verhältniß erwuchs, in welchem Herzog und Herzogin sich unwandelbar gütig und freundlich bezeugten. Der freisinnige Fürst fand sogar rasch Gelegenheit, dem neuen Sommergäste seines Landes heilsamen Schutz zu gewähren. 1854 war Freytag eine die würdelose Rußenfreundschaft der Berliner Politik enthüllende Notiz zugefandt worden, die er dem Redakteur der liberalen autographirten Correspondenz in Leipzig überließ. Die Notiz erschien und regte dermaßen auf, daß in Berlin eine Untersuchung eingeleitet, und während diese noch lahm und mit bösem Gewissen sich fortzuschleppte, gegen Freytag ein geheimer Verhaftsbefehl in sonderbar ungeschickter Gestalt

erlassen ward. Unser Freund, davor gewarnt, sah auch in Gotha, so lange er noch preussischer Unterthan war, unvermeidlicher Auslieferung entgegen. Eben da aber half der Herzog bereitwilligst aus und bewahrte den Dichter, den er in seinen Dienst nahm, vor der Hausvogtei um den Preis eines niemals drückend gewordenen Vorleseramtes und des unumgänglichen Hofrathstitels. Durch Herzog Ernst ist Freytag seiner Zeit in Koburg dem preussischen Kronprinzenpaare vorgestellt worden. In Gotha selbst jedoch gewann er noch Samwer und die Familie von Holzendorff zu Freunden; vor allen aber Karl Mathy, dessen vielgeprüfte starke Seele ihm den wärmsten Antheil der Bewunderung und Liebe abzwang. Wir danken dieser späten, aber festen Männerverbindung eine der schönsten in deutscher Sprache verfaßten Biographien, die er 1870 „der Freund dem Freunde, ein Journalist dem andern, der Preusse dankbar dem Badenser“ übers Grab widmete. Das Buch hat, insofern es die Entwicklung eines groß angelegten Süddeutschen in der Periode unseres nationalpolitischen Werdens schildert, typischen Werth und ist, wenn uns die Wahl auferlegt würde, rein stilistisch betrachtet, unseres Dürfhaltens die am meisten ausgezeichnete der Prosaschriften unseres Dichters, ohne Frage wohl die, in der sich Natur und Kunst, Simplicität und Bedeutung am innigsten durchdringen.

Soll man die glücklichsten Jahre nennen, die Freytag beschieden worden, so waren es ohne Zweifel die von 1851—67, wo er das Doppelleben in Stadt und Land, in Außen- und Binnenwelt in vollen Zügen aufnehmend und schaffend genoß und noch kein herbes Weh sein Herz in Haus und Freundschaft heimgesucht hatte. Da sind denn auch in stattlicher Reihe seine centralen Werke hervorgegangen, Soll und Haben und die verlorene Handschrift 1855 und 64, die Fabier und die Technik des Dramas 1859 und 63, endlich die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, nach und nach 1859 bis 66 entstanden. Zur Romanschriftstellerei gab, wie gesagt, ein Wunsch Haupt's dem Dichter den äußeren Anstoß, innerlich jedoch ist sie, wie sie nun ward, nicht denkbar ohne den mächtigen Einfluß von Charles Dickens, insbesondere seines Copperfield. Daß Soll und Haben an diesen in mancher Linie des Grundrisses erinnert, ist dabei nicht die Hauptsache; ganz generell vielmehr läßt sich sagen, daß der moderne deutsche realistisch-humoristische Roman, selbst in seinem größten, dem Engländer congenialen Vertreter Fritz Reuter auf jenen zurückdeutet und durch ihn genealogisch mit den britischen Humoristen des 18. Jahrhunderts zusammenhängt. Daß Freytag eine starke humoristische Ader besaß, hat er zuvor in den Journalisten auch literarisch bewiesen, ein prächtiges Erzählertalent sodann gewiß schon längst vorher im täglichen Leben absichtslos geübt; nicht minder trug er von Jugend auf Hochachtung vor dem realen Leben sogar in seiner Durchschnittsercheinung, lebhaftes Verlangen es in seiner Mannichfaltigkeit zu begreifen, in sich. Zur Combination dieser Kräfte jedoch, zur bewußten Leitung und Durchführung ihres Spiels vermochte nun nichts dringender aufzufordern, als der Anblick eines so hinreißenden praktischen Vorgangs, zumal der urverwandte echt germanische Zug in Dickens' Weltanschauung gerade den Deutschen mit geheimniß-

voller Gewalt ergreifen mußte. Es gelang Freytag, in Soll und Haben mit wunderbarem Tact ein Lieblingsbuch der Zeitgenossen zu schreiben, die breite Grundlage seiner andauernden Popularität, das meist gelesene seiner Werke, das noch jezt Jahr für Jahr in gleicher, wir wollen hier nicht prahlen, wie hoher Anzahl von Exemplaren regelmäßig nach Deutsch-Amerika wandert und wohl auch andershin über Meer, wo irgend der deutsche Kaufmann selber mit der heimischen Sprache noch heimisches Gefühl für sittliches Soll und Haben bewahrt hat. Daß es an psychologischer Macht an Boz und Reuter nicht hinanreicht, daß namentlich an tragischen Tönen unser Dichter ärmer ist als jene beiden nordischeren Gestalten, thut der mittleren Sicherheit, wenn man so statistisch reden darf, seiner Wirkung keinen Eintrag; während dieselbe umgekehrt durch die Abglättung aller Ecken und Zaden englischer Empfindung und Schilderung, durch die schöne Harmonie in Composition und Vortrag — und hierin hat gewiß der geschulte Dramatiker dem Epiker hilfreichen Beistand geleistet — bei Freytag noch um ein beträchtliches erhöht wird. In letzterer Hinsicht steht die verlorene Handschrift ihrem Vorgänger entschieden nach, sie ist überhaupt etwas ungleich ausgefallen in der Vollendung ihrer Elemente: idyllische Partien von reinster Schönheit wechseln mit anderen — wir denken an den cäsarenwahnsinnigen Duodezfürsten, den Tiberius in der Westentasche — deren Ueberzeugungskraft nur auf höchst complicirten Voraussetzungen ruht; der feinste Humor läuft zuweilen in künstliche Spizen aus, während sich nach dem dicken Ende zu das Trollige dann und wann zum Lächerlichen vergrößert. Trotz alledem bleibt es ein herrliches Buch, interessant auch, weil es — erklärlich aus der Natur des Hauptthemas — die subjective Originalität des Dichters deutlicher bloßlegt, und wird, so lange die deutsche Nation zugleich die der deutschen Professoren bleibt, welche sich mit der Poesie ihres Berufs über die Prosa ihrer Person trösten müssen, als vielbeliebte Lectüre sich aufrecht erhalten.

Steht das tragische Moment, wie erwähnt, in diesen älteren Romanen unseres Freundes zurück, so war er auch bei seinen theatralischen Bemühungen lange dem Trauerspiel selbst aus dem Wege gegangen. Nichts destoweniger trug ihm dann der erste Wurf nach diesem Ziele den akademischen Schillerpreis ein. Die Fabier verdienten diesen Lohn durch klassische Strenge in Anlage und Ausführung, wie durch vornehmen Geist von geschichtlicher und poetischer Würde. Vielleicht aus diesen Gründen gerade haben sie jedoch ungeachtet ihres Reichthums an Handlung und trotz entschiedener Bühnenfähigkeit sich keinen festen Halt auf den Brettern zu erringen vermocht. Der Verfall unserer stilvollen Schauspielkunst Hand in Hand mit der theils operntheils possenhaften Wendung im Geschmack unseres Publikums haben ja der deutschen Tragödie überhaupt seit drei Jahrzehnten das Leben schwer gemacht; die Fabier mögen deshalb mit manchen wackeren Genossen, vornehmlich des gleichen römischen Zeichens, in der Zurückgezogenheit stiller Lectüre der Wiederkehr besserer Tage für unsere tragische Bühne harren. Vorläufig erfreuen wir uns desto mehr des Nebenproductes, das die Arbeit an

ihnen dem Autor wie der Lesewelt abgeworfen, wir meinen die Technik des Dramas, das kleine, dem greisen Freunde Wolf Grafen v. Baudissin gewidmete Lehrbuch, in welchem Freytag eine Theorie der tragischen Dichtung entwickelt, die er nicht etwa speculativ aus ästhetischen Grundsätzen herausgesponnen, sondern rein inductiv von scharfsinnigen literaturhistorischen Beobachtungen abgezogen hat. Es ist ein hochverdienstliches Werk, nicht sowohl als eine Art Baedeker für die dramatischen Gipfel des Parnasses, die dem geborenen Ersteiger wohl auch ohne Handbuch zugänglich sind, während der dilettantische Kletterer sie auch mit ihm selten erklimmen wird, wie Freytag überdies als liebenswürdiger Rathgeber in langjähriger Correspondenz mit strebsamen Dichtern beiderlei Geschlechts bedauernd erfahren hat. Nein, es bietet diese Schrift zugleich einen echt wissenschaftlichen Beitrag zu jener künftigen Geschichte der Poesie, die sich ebenso gewiß auch mit der technischen Seite dieser Kunst befassen wird, wie die Historien der Musik und der Malerei — man denke nur an Freytag's Freunde Jahn und Crowe — in unseren Tagen zu größtem Gewinn den gleichen Weg eingeschlagen haben. Im tiefsten Grunde wird freilich die Technik aller Dichtung, als der mit dem Gedanken schaffenden Kunst, lediglich eine Species der Logik sein; doch eben deren Gesetze möchten wir denkend Genießenden gar zu gern anschaulich vor uns haben.

Reicht dies Büchlein des Mannes gewissermaßen den literarhistorischen Studien des Jünglings rückwärts die Hand, so war inzwischen auch die Stunde für die Verwirklichung der frühen culturgeschichtlichen Entwürfe glücklich gekommen. Seit Ende der fünfziger Jahre erschienen in den Grenzboten einzelne Artikel, in denen Freytag kritisch erwogene und geschmackvoll zugeordnete Mittheilungen aus älteren biographischen Aufzeichnungen, Proben der naiven Memoirenliteratur unseres Volkes, zum besten gab. Bald schloß ihm der Gedanke auf, sie unter jenem höheren Gesichtspunkt einer Geschichte der deutschen Volksseele, die Lücken ausfüllend, an einander zu reihen; aus mehreren gedruckten Sammlungen erwuchsen so allmählich die fünf Bände Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Der bescheidene Titel, die anspruchlose Popularität der Behandlung dürfen nicht dazu verführen, das Werk mit den zahlreichen Nachahmungen auf eine Stufe zu stellen, die uns seitdem, bald ebenfalls in größeren Bildercyklen, noch häufiger jedoch in Gestalt einzelner Journalaufsätze bis zum Ueberdruß begegnet sind. Zuvörderst: Freytag versäumt niemals, seine Culturbilder für sich und den Leser geistig durchzuarbeiten, das persönlich Eigenthümliche an seinen Figuren von dem Gemeingiltigen des Zeitgeistes säuberlich zu trennen. Er vermag das, weil er ein wirklich begabter Historiker ist, dem Kritik, Präcision und eindringender Blick gleichermaßen zu Gebote stehen. Ferner aber: er weiß das im Detail so umsichtig behandelte Material alsbald im Dienste jener höheren Idee zum Aufbau einer zusammenhängenden Geschichte nationaler Individual-Entwicklung zu verwenden. Das Ergebniß, das hier zunächst rein empirisch gewonnen wird, ist ein zwiefaches: das Steigen und Sinken der Volkskraft in erhebenden und niederdrückenden Perioden der Gesamthistorie läßt sich

an den Seelen der Individuen in behutsamer Prüfung direct ermessen, und doch findet im Ganzen ein unaufhaltsamer Fortgang von gemeinschaftlicher Gebundenheit allerart zur Befreiung der Besonderheit des Einzelnen im Fühlen, Denken und Wollen statt. Es liegt auf der Hand, wie über ihre geschichtliche Bedeutung hinaus an jeden dieser Sätze und noch mehr an ihre Verbindung sich ein theils philosophisches, theils poetisches Interesse knüpft; doch war Freytag in jenen Jahren noch nicht entschlossen, praktisch solche Consequenzen zu ziehen.

Die nächste Zeit brachte manche Verdüsterung über seine Tage. Das entscheidende Jahr 1866 hat er natürlich als Erfüllung seiner Wünsche für Preußen und Deutschland dankbar begrüßt. Er ließ sich von den Erfurter Liberalen bewegen, ein Mandat für den constituirenden Reichstag anzunehmen, obwohl er sich und ihnen nicht verbar, daß parlamentarische Volksvertretung sein Beruf nicht sei. Er ward ein treues Mitglied der neugebildeten nationalen Partei, gab jedoch bald, noch 1867, seinen Auftrag heim; hauptsächlich weil eben damals seine Gattin erkrankte, zu achtjährigem schweren Leiden, das unserem Freund in immer stillerem Hause die gern getragene, hinterdrein fast schmerzlich entbehrte Pflicht einer täglich zunehmenden opferreichen Pflege auferlegte. Wenige Monate darauf starb auch Mathy, und Freytag zog sich ernst in Betrachtung und Erinnerung zurück, bis ihn der Krieg von 1870 in Zeit und Welt hinausrief. Der deutsche Kronprinz lud ihn ein, im Hauptquartier der dritten Armee den Feldzug zu begleiten. Er blieb beim Heere bis nach dem Einzug in Rheims, in begünstigter Stellung; erbat und erhielt jedoch dann Urlaub, weil seinem Wesen die rastlose Unthätigkeit des Schlachttummelers widerstrebte. Und schon trug er mit sich in die Heimath den Keim zu neuer schöpferischer Arbeit. Der Gedanke, die Bilder als Vorstudien zu einem historischen Roman zu benutzen, schon vor Jahren wiederum zuerst von Haupt hingeworfen, seit 1867 dann und wann am trüben Horizont kummervoller Tage aufgeblüht, ward auf dem weltgeschichtlichen Zug über die Wahlstätten von Wörth und Sedan zum Entschluß. Die Ahen sind Freytags Kriegserlebnisse; das Heldengeschlecht Ingo's trägt sein streitbares Antlitz nicht von ungefähr.

Ueber die Ahen treffend zu reden ist schwierig, weil ihr Abschluß noch aussteht. Was vorhanden, ist eine Reihe historischer Novellen von fast gleich hohem Werth, die, insgesammt beurtheilt, durch die stetige Sicherheit klarer Composition in knappem Format, den soliden Reichthum an eigenthümlicher und doch ansprechender Erfindung, den Adel der Gefinnung und die Stärke des Gefühls bewundernden Beifall erwecken. In allen Hauptpunkten also seines Gewerbes hat der Dichter auch mit diesem umfangreichen Meisterstück Ehre eingelegt. Daß der eine Leser diese, der andere jene einzelne Geschichte vorzieht, wird nicht befremden; auch wir sehen von Ingo und Ingraban durch die Zaunkönige zu den Brüdern eine Abnahme, dafür aber auch von da durch Marcus König zu den Geschwistern ein Wiederanwachsen der Kraft. Hat man sich nun mit der inneren Poetenarbeit fast allenthalben höchlich zufrieden erklärt, so sind wider die Weise der äußeren, den Stil, allerhand Bedenken laut geworden. Je jünger der Band, desto weniger; denn in den

modernsten Theilen stößt man wirklich nur auf schwache Spuren etlicher Manieren der Einbildungs- oder Ausdrucksweise, die man jedem in sich fertigen Schriftsteller nachsehen sollte. Anders steht es mit den ersten Erzählungen, die in unsere germanischen, alt- und mitteldeutschen Jahrhunderte hinein führen. Da hat der Germanist dem Stilisten die Hand geführt und, wir können es nicht läugnen, deren Schriftzüge bisweilen ins Steife und Sonderbare verzerrt. Daß auch der Dichter vielfach mit dem Historiker gerungen und zwar desto härter, je fester dieser auf den Beinen steht, hat Freytag selbst wiederholt offen eingestanden; allein uns dünkt, jener habe doch beinahe allemal obgesiegt. Nirgend stolpern wir über das Gerümpel antiquarischer Schildereien; und wenn der Kreis der Empfindungen und Leidenschaften der Helden und ihrer Umgebung durch Zeitalter und Kulturgrad nothwendig eingeschränkt worden, so hat doch die hier sogar oft tragisch großartige Intensität der Affecte darunter nicht gelitten; im Streben und Handeln bricht sie ungehemmt hervor. Nicht aber allerdings in der Rede; ihr hat Freytag vielmehr absichtlich den Zügel der Alterthumskunde angelegt; Er läßt seine AInnen häufig, wie es ja auch die unseren wirklich thaten, statt der Sprache Sprüche sprechen; und der Dramatiker, der in diesen gedrunghenen Dichtungen ohnehin bequemer haust als der Erzähler, thut mit dem Federballspiel von Satz und Gegensatz das Seine dazu, um die Lectüre manchem Leser zur Anstrengung zu machen. Da sie jedoch solcher Anstrengung im höchsten Maße würdig ist, so hegen wir die Zuversicht, daß die Helden Ingo, Ingraban, Inmo und Inoo mit der Zeit auch ihre heftigsten stilistischen Widersacher niederkämpfen werden. Und wollte jemand daran gemahnen, daß Schefffel's Ekkehard keines solchen Kampfes bedurft habe, so müßte ihm bedeutet werden, daß Ekkehard ein Mann der Feder gewesen statt des Schwertes und weder namhafte Vorfahren hatte noch irgend welche Nachkommen, weshalb er dringend auf eigene Liebenswürdigkeit angewiesen war.

Soviel und natürlich weit mehr und besseres ließe sich über die Summe der bisher erschienenen Theile der AInnen sagen; von der Summe ist jedoch das Ganze als solches noch durchaus verschieden, nur daß wir leider über dies erst richtig urtheilen können, wenn es vollendet vor uns liegt. Von der Art der Verbindung nämlich der Einzelgeschichten zu einem Ganzen, die der Verfasser im Anfange gern verschweigen wollte, ist doch auch im bisherigen Fortlauf der Erzählung nur wenig zum Vorschein gekommen; und es liegt uns ferne, dies wenige hier vorwiegend zu vielleicht täppischen Vermuthungen über die schließliche Lösung zu benutzen. Nur warnen möchten wir im Interesse des Dichters selbst vor zu hoch gespannten Erwartungen, die nothwendig zu Enttäuschungen führen würden. Freytag ist ein Poet, kein Philosoph, wir wiederholen es. Wie er sich dagegen verwahrt hat, in den AInnen Kulturgeschichte neben der Poesie bieten zu wollen, so lag ihm auch ein geschichtsphilosophischer Grundgedanke dieses Romanes niemals im Sinn. Jene beiden Hauptlehren seiner Bilder, von der jeweiligen nationalen Bedingtheit der Individualität einerseits und daneben ihrer stets freieren Entfaltung, haben

allerdings geschichtsphilosophischen Charakter und konnten ganz wohl zur poetisch darzulegenden Idee eines nach Epochen, und warum nicht auch genealogisch, fortschreitenden nationalen Epos oder Romans bestimmt werden. Daß aber Freytag das vermieden hat, liegt auf der Hand. Er wollte gar nicht die für einen solchen Zweck schicklichsten Hauptepochen auslesen, wollte gar nicht eine geradlinig stetige Entwicklung im Charakter seiner Helden zeichnen. Eher beinahe das Gegentheil. Zeit, Ort und Gelegenheit erlor er als vorsichtiger Poet jedesmal nur aus dem Gesichtspunkte, daß ihm die Historie bei seiner Fabel im allgemeinen möglichst viel nützen und im besonderen möglichst wenig schaden könne; von Band zu Band erst hat er sich darüber schlüssig gemacht. Die inneren Züge aber jeder einzelnen Novelle war er lediglich stets poetisch wirksam anzulegen beflissen, wozu denn natürlich Contrast mit den Nachbargeschichten, kurz und gut Abwechslung auch gehörte. Deshalb ist selbst in der Reihe der Helden der Schwerpunkt einmal — im Marcus König — vom Sohn in den Vater verschoben, ein andermal — in den Geschwistern — in zwei Punkte zerlegt worden; man möchte sagen: die thematische Melodie ward dort vom Tenor in den Bass versetzt, hier als Duett durchgeführt. Wie nun der Musiker um der nothwendigen Mannichfaltigkeit seiner Kunst willen so handeln würde, so bezeichnet das gleiche Verfahren bei Freytag unwiderleglich, daß ihm seine Kunst am Herzen liegt und nichts anderes. Er will einfach nach dem uralten Grundsatz gute Geschichten gut erzählen. Sie sitzen bisher wie Perlen aufgereiht auf einer offenen, nur spärlich sichtbaren Schnur; das Schloß, das nun daran soll, wird die Perlen sammt der Schnur zusammenbiegen und vielleicht eigene Zier tragen, mehr kann es unmöglich leisten. Mit anderen Worten: der in die Gegenwart reichende Schlußband der Ahnen mag einen leicht zu motivirenden Rückblick auf die Gesamtheit der früheren eröffnen; er mag zeigen, daß jene geschichtsphilosophischen Wahrheiten sich auch aus poetischen Bildern aus der deutschen Vergangenheit ungezwungen ergeben, so gut wie aus historischen; er kann dagegen die fertigen poetischen Bilder nicht nachträglich speculativ untermalen, seiner ganzen noblen Ahnengalerie das Licht einer höheren Idee, die der Wunsch manches minder realistischen Fremdes bisher umsonst darin gesucht hat, nun am Ende höchstens noch von außen zuführen.

Doch genug! Was es auch sei, das Freytag uns fürder zugebacht, wir sehen ihm hoffend entgegen; nicht der Krönung allein dieses letzten, imposantesten seiner Werke, sondern jeder Gabe, die ihm zum Weiterpenden noch irgend eine seiner emsigen Mäusen darreicht. Wenn er jüngst erst in sein vereinsamtes Haus mit zweiter Ehe neue Pflichten, ja ungewohnte Sorgen eingeführt hat, so wird ihm auch als Dreiundsechziger und darüber hinaus der Muth oder, wie er beschaulich sagt, der Uebermuth nicht ansgen, von den alten Büschen noch manches Frühjahr frische Kränze zu holen.



Bibliographie.

- H. Almers**, Römische Schlenbertage. 4. durchgesehene und vermehrte Auflage, mit einem Titelbild von Otto Knille. 8. 2 Bl. u. 468 S. Eldenburg 1879. Schulze.
- Gerh. v. Amynstor**, eine räthselhafte Katastrophe. Novelle. gr. 8. IX, 275 S. Gotha, F. A. Perthes. M. 4.—
- Maxim. Bern**, auf schwankem Grunde. Novelle. 2. Aufl. 16. (211 S.) Stuttgart, Göschen. geb. mit Goldschnitt M. 4.—
- Carl Friedr. Deber**, Streiflichter auf Deutschlands Gegenwart und Zukunft, vornämlich in wirtschaftlicher Beziehung. gr. 8. (IV, 67 S.) Nördlingen, Beck. M. 1.—
- C. Frdr. Deber**. Aus den Vereinigten Staaten, Streiflichter auf Deutschlands Gegenwart und Zukunft vornehmlich in wirtschaftlicher Beziehung. 8. IV u. 67 S. Nördlingen, 1879, Beck.
- Dr. Alf. Vilharz**, der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Grundlegungen zu e. wirl. Naturphilosophie. Mit 13 Holzschn. gr. 8. (XVI, 326 S.) Stuttgart, Cotta. M. 6.—
- Pedro Calderon de la Barca**, Cesalo und Pocris, Burleske, übersetzt von C. A. Dohrn. gr. 8. (IV, 465 S.) Stettin, Herrcke & Lebeling. M. 3.—
- Cancionero**. Spanische Gedichte. Uebersetzt v. Edm. Dorer. 8. (VIII, 192 S.) Leipzig, F. D. Weigel. M. 1.50 geb. mit Goldschn. M. 2.50
- Otto v. Korvin u. L. F. Tietzenbach**, illustrierte Weltgeschichte für das deutsche Volk. Unter besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte auf Grund des größeren Werkes neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt. Illustriert durch 2000 Abbildungen (in eingedr.
- Holzschn.), 40—50 Tafeln. (Porträts-Gruppen, kulturgeschichtliche Tableaux), lith. und chromolith. Karten u. s. w. 14.—16. Bfg. (1. Bd. S. 521—640.) Leipzig, Spamer. à M.—50
- J. ten Doornkaat Koolman**, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Etymologisch bearb. 8. Heft gr. 8. (1. Bd. XX und S. 673—710.) Norden, Braams. M. 2.—
- Ernst Gastein**, Schach der Königin! Humoristisches Epos. 3., völlig umgearb. Aufl. gr. 16. VIII, 274 S. Stuttgart, Kröner. M. 3.—
- Dr. Leonh. Guncen**, Stadt-Archivar, Geschichte der Stadt Köln, meist aus den Quellen des Stadt-Archivs. 5. Bd. 5. u. 6. Bfg. gr. 8. (S. 257—384.) Düsseldorf, Schwann. M. 1.— (I—V, 6: 45.—)
- Joh. v. Falke**, Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte d. klassischen Alterthums. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. 5—7 Hft. Fol. (S. 49—76 m. eingedr. Holzschn. u. Holzschnittafl.) Stuttgart, Spemann. M. 1.50
- D. Bernh. Friedmann**, zehn Jahre österreichischer Politik 1859 bis 1869. Tagebuch zur Zeitgeschichte. 1. Bd. gr. 8. (XVI, 406 S.) Wien, Kosner. M. 7.20
- Sarah Grant Franz**, Wild Flowers. Poems. With a preface by Th. B. Macaulay. 8. XII u. 108 S. Berlin 1870, Stuhr. Gebunden.
- Rud. Genée**, gesammelte Komödien. 1. Bdchn. 8. Berlin, Guttentag. M. 2.50
- Allgemeine Geschichte** in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brüdner, Felix Dahn u. herausg. von Wilh. Luden. 4. Abth. gr. 8. Berlin, Grote M. 3.—

- Inhalt: Geschichte von Hellas u. Rom. Von Professor Dr. G. F. Herberg. (1. Bd. S. 161—320 mit eingedr. Holzschnitten u. 4 Holzschnitttaf.)
- Dr. Ernst Snod**, populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2. Sammlung. (Goethe's Briefe an Lottz, und Werther's Leiden. — Ueber Franz Grillparzer. — Ueber Giacomo Leopardi.) gr. 8. (VII, 146 S.) Triest, Schimpff. *M. 2.*—
- Lazar V. Sellenbach**, die Vorurtheile der Menschheit. 1. Bd. gr. 8. (VII, 364 S.) Wien, Rosner. *M. 6.*—
- Gust. Frdr. Herzberg**, Geschichte Griechenlands. 3. u. 4. Bd. 8. XII u. 473 S. u. XVIII u. 726 S. (N. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. 39. Lieferung, 2. Abtheilung und 40. Lieferung, 2. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. *M. 14.*—
- J. J. Soucger**, Katechismus der Culturgeschichte. 8. (VIII, 218 S.) Leipzig, Weber. *M. 2.*—
- Wilh. Jordan**, die Erfüllung d. Christenthums. gr. 8. (VI, 331 S.) Frankfurt a/M., Jordans Selbstverlag. *M. 5.*—
- Ed. Just**, „der gute Kaiser Max!“ Historische Erzählung. gr. 16. (253 S.) Landau, Jost. *M. 2.*— geb. *M. 2.80*
- Gfr. Keller**, der grüne Heinrich. Roman. Neue Ausg. in 4 Bdn. 2. Bd. 8. (IV, 287 S.) Stuttgart, Göschen. *M. 5.*—
- Adw. Laifner**, Goliath. Studentenlieder des Mittelalters. Aus dem Lat. 8. (XXIII, 117 S.) Stuttgart, Spemann. *M. 3.*—
- Otto v. Feigner**, illustrierte Literaturgeschichte in volkstümlicher Darstellung. Mit 300 Illust., zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtsgruppentafeln, 3—7. Lfg. Lex.-8. (1. Bd. S. 81—256.) Leipzig, Spamer. à *M. 50*
- Memoiren** d. Particularisten Bliemchen aus Dresden. Mit (eingedr.) Federzeichnungen von D. Cavelli. 8. (IV, 84 S.) Leipzig, Glaser & Garte. *M. 1.*—
- Johann Meyer**, Plattdeutscher Hebel. Eine freie Uebersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte. 2. Aufl. kl. 8. XII u. 290 S. Hamburg, 1879, J. F. Richter. Geb. *M. 5.*—
Von dieser plattdeutschen Nachdichtung der alemannischen Gedichte Johann Peter Hebel's liegt eine zweite, gut ausgestattete Auflage vor. Der auf dem Gebiete niederdeutscher Sprache und Literatur bewährte Name des Uebersetzers, das verhältnißmäßig schnell erfolgte Erscheinen einer zweiten Auflage sprechen zu Gunsten des Buches. Zu wie weit es Meyer gelungen ist, aus seiner Uebersetzung den Zauber der köstlichen Originale ertönen zu lassen, soll hier nicht erörtert werden. Gediegene Kenner des Plattdeutschen sind der Meinung, daß die Nachdichtung von seinem Verständniß beider Volkssprachen getragen sei.
- Prof. **Wilhelm Müller**, politische Geschichte der Gegenwart. XII. Das Jahr 1878. Nebst einer Chronik der Ereignisse d. J. 1878 und einem alphabet. Verzeichnisse der hervorrag. Personen. gr. 8. (XIII, 319 S.) Berlin, Springer. *M. 4.20*; geb. *M. 5.20*
- G. V. Oppenheim**, die Gewerbefreiheit und der Arbeitsvertrag. 12. 135 S. Breslau 1879, Köbner. *M. 50.*
- Ernst Rehwisch**, Geisterkranz. Gedichte an berühmte Deutsche der Zeit. gr. 16. (VII, 48 S.) Bremen, Hüthmann & Co. *M. 1.*—
— Jugendlieder. gr. 16. (VIII, 208 S.) Ebd. *M. 4.*—
- Carl Neulenz**, Dichtungen. 3. Bd. N. u. d. T.: Raketen und Weichen. Gedichte. 1. Theil. Mit Illustration: Der Nixenwald v. B. Wegmann, Santa Julia nach Gabr. Max v. S. Anöchl, Porträts v. F. Triebner 16. (XX, 211 S.) Stuttgart, Metzler's Verlag. *M. 2.*— geb. *M. 3.*—
- Sigm. Niezler**, Geschichte Baierns. 8. XXXII u. 880 S. (N. u. d. T.: Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. von Giesebrecht. 40. Lieferung, 1. Abtheilung.) Gotha 1879, F. A. Perthes. *M. 15.*

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

**Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung**
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife
in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die
Carlsbader Mineralwasser-Versendung
Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{2}$ Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. Dr. von Nussbaum, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützliches Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Virchow, Berlin: Sein angenehmer

Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath Dr. G. Varrentrapp, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes:

Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvernichtet oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. Dr. M. J. Oertel, München: Von der vortrefflichen

Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränk rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.



Geh. Med.-Rath. Prof. Dr. F. W. Benecke, Marburg: Eins der

erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 10. — Heft 30.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1879.

Breslau.
S. Schottlaender.

Mascheray & Co.

September 1879.

Inhalt.

	Seite
O. Ernst in Konstantinopel.	
Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient (Schluß)	281
Fr. Hemmann in Herrliberg.	
Charles Sealsfield	312
Hermann Welcker in Halle.	
Die persische Vierzeile und der deutsche Volksreim	339
Karl Bartsch in Heidelberg.	
Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes	352
Ludwig Anzengruber in Wien.	
Sein Spielzeug	366
J. Baron in Berlin.	
Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. Oktober 1879	385
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Reinhold Vagas	397
Bibliographie	419
Hierzu das Portrait Reinhold Vagas' Radirung von D. Raab in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage
in (Radirung) 12.8.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte:

von **J. J. F. Popp** in **Heide** (Chronischer Wagen- und Farnefararch).



Breslau, im September 1879.

P. P.



Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, sind zu den Bänden von „Nord und Süd“ geschmackvolle

Original-Einbanddecken,

im Stil des jetzigen Umschlags der einzelnen Hefte, mit schwarzer und vergoldeter Pressung aus englischer Leinwand hergestellt worden.

Die Einbanddecken zu Band X. (Juli—September 1879), wie auch die zu den früheren Bänden I.—IX. können jederzeit bezogen werden.

Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zur Bestellung wolle man sich des untenstehenden Zettels bedienen.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

Bei der Buchhandlung von

in

bestellt hierdurch

Einbanddecke zu Band X. (Juli—September 1879)

von „Nord und Süd“.

Einbanddecke zu Band

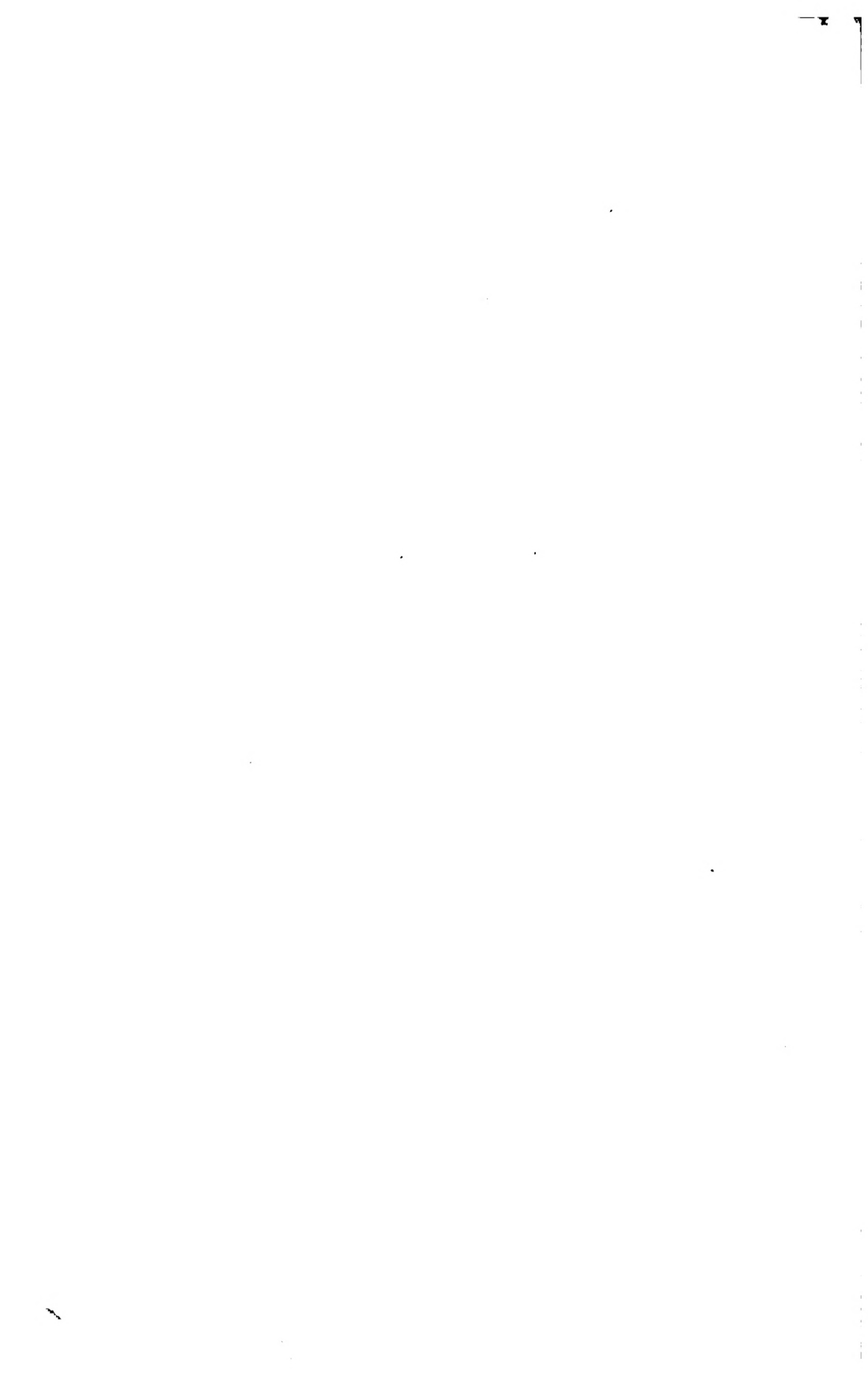
= Preis 1 Mark 50 Pf. pro Decke. =

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau.)

Wohnung:

Name:

Um gef. recht deutliche Namens-Unterschrift wird höflichst gebeten.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

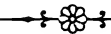
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

X. Band. — September 1879. — 30. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Reinhold Begas.)



Breglau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Die Renegatin.

Eine Erzählung aus dem Orient.

Don

D. Ernst.

Elftes Kapitel.

Der Monat von Mehmet Bey befand sich in freudiger Erregung. Ziplag Hanum hatte von ihrem Sohne aus Creta einen wohlstylisirten, Phrase auf Phrase häufenden Brief erhalten, der, nach echt türkischer Art, unter einem Wortschwall eine sehr einfache Mittheilung barg: Mehmet Bey wollte in wenig Tagen nach Konstantinopel zurückkehren, da er vom Kriegsminister zum Präfecten der Türkenstadt ernannt worden war. Nun galt es, Alles für die Ankunft des Monate lang Entbehrten vorzubereiten. Das ganze Haus wurde um und um gekehrt, mit neuen Matten gedeckt, mit Koransprüchen geziert; im Harem badete, salbte und schmückte man sich, machte Einkäufe und Bestellungen. Ziplag Hanum öffnete ihren Geldkasten und zahlte freigebig große Summen für Geschenke an Minireh, aber auch an die geringste Sclavin. Zuletzt wählte sie unter den fertigen Kleidern ein nach alttürkischer Art gearbeitetes, weites blaues Seidenkleid, mit farbigen Spitzenblättern garnirt, und legte den Anzug bei Seite. Minireh warf einen schnellen Blick darauf.

„Für wen ist das?“ fragte sie.

„Für Leila“, erwiderte die alte Türkin.

Die schönen Züge des Mädchens verzerrten sich.

„Sie wird ihr Zimmer hüten müssen, wenn Mehmet kommt. Was willst Du sie schmücken?“

„Er hat sie gewürdigt, ihm anzugehören. Ob sie auch noch eine Sclavin ist; in wenigen Tagen wird ihr Kind ihr die Freiheit bringen.“

„Du solltest sie mit Füßen treten, daß sie sich krümmte wie ein Wurm; statt dessen machst Du sie stolzer und stolzer.“

„Inschallah, Minireh, sie kriecht vor uns“.

„Sie wartet nur auf Mehmet's Rückkehr, um die Hanum Effendi zu spielen. Was konntest Du sie nicht bei Seite schaffen, ehe er kam?“

„Ich habe meinem Sohne bei Allah geschworen, ihr kein Leid zu thun“.

„Aber ich habe nichts geschworen“.

„Was kann Dir die Sclavin schaden, Cusum; wenn Mehmet Dich sieht in den funkelnden Gewändern, wird er Leila vergessen“.

Sie gab einen Befehl.

„Du läßt Leila rufen?“

„Ich will ihr selbst das Gewand geben“.

„Und sie soll es anlegen vor uns, daß ich sie verhöhnen kann in dem Puzze“.

Leila trat demüthig in's Zimmer und nahte langsam der Hanum Effendi, ihr die Hand zu küssen.

„Dies sei Dein“, sagte Ziplag ruhig, „Mehmet's Ankunft zu ehren“.

Erneuter Handfuß. Leila raffte das Gewand auf und wollte sich entfernen. Da hielt Minireh sie zurück.

„Aeide Dich an vor uns!“ rief sie rauh.

„Wie darf ich das wagen?“

„Du sollst! Die Mutter befiehlt es Dir“.

Leila gehorchte. Sie warf ihr weites, baumwollenes Oberkleid ab und zeigte die weißen Schultern und Arme.

Minireh verschlang sie mit den Augen, um ihre Reize zu tagiren. Blöthlich rief sie:

„Was trägst Du um den Hals?“

Leila erröthete und bedeckte mit der Hand eine durchlöcherete, große Goldmünze, die ihr auf der Brust hing.

„Was ist's? Zeig' her!“

„Herrin“, sprach Leila zu Ziplag, „mein Gebieter hat mir den Talisman gegeben und mir gesagt, ihn zu tragen“.

„Du lügst! Du hast ihn Mehmet gestohlen! Er trug ihn selbst als Kind“, rief Ziplag Hanum.

„Allah weiß, daß ich die Wahrheit rede. Mein Herr hat mir den Talisman gegeben, daß er sein Kind schütze, daß Leila ihm einen Sohn schenke. Dieser wird ihn dann tragen“.

Ziplag Hanum erschrak. Ein solches Geschenk konnte nur eine Bedeutung haben, die, daß Leila nach der Geburt eines Sohnes Mehmet's Frau würde. Daß aber durfte nicht sein, denn er war Minireh bestimmt.

Das heftige Mädchen sprang auf Leila zu: „Den Talisman her, den Du gestohlen! Schnell, bedenke Dich nicht!“

Leila richtete angstvoll den Blick auf Ziplag Hanum und streckte die Arme abwehrend gegen die zornige Minireh aus.

„Hanum“, sagte sie, „der Talisman ist mein, bei Allah und dem Propheten! Ich kann ihn Dir nicht geben“.

„Du mußt!“ Und Minireh stürzte sich auf Leila.

Sie rangen mit einander. Aber Leila vertheidigte ihr Kleinod gut; es gelang Minireh nicht, es ihr zu entreißen. Ziplag Hanum gebot Einhalt und schickte Leila hinaus. Minireh stand finster, in sich gekehrt, da.

„Tröste Dich, Djanum“, sagte die Alte, vielleicht ist es eine Tochter“.

„Spottest Du mein, Mutter, mir so schlechten Trost zu geben? Leila muß sterben“.

„Minireh! Allah erbarme sich Deiner“.

„Sie oder ich! Laß mich handeln, mich bindet kein Schwur. Schließe die Augen und Ohren zu Allem, was ich thue. Willst Du, Mutter? Wo nicht, so eiß ich die Giftbeeren im Garten und sterbe selbst“.

Die Alte schien unschlüssig. Aber was konnte sie Minireh abschlagen? Das rachsüchtige Geschöpf triumphirte.

Bald hatte sie gefunden, was ihr geeignet schien, die Rivalin zu verderben. Sie ließ Dsman rufen.

„Leila hat sich schwer gegen mich vergangen, Dsman“, sagte sie zu dem Schwarzen, „Du wirst sie peitschen!“

Dsman horchte hoch auf. Er blickte nach Ziplag Hanum, die gelassen ihre Cigarette rauchte.

„Herrin, wie darf ich das wagen?“ entgegnete er. „Wenn der Effeni zurückkehrt, wird er die Striemen auf Leilas Rücken sehen“.

„Nicht, wenn Du gut zuschlägst. Hier, Eufum, sieh die schöne Brillantnadel! Stecke sie in Dein Halstuch! Wie gut sie Dich kleidet! Sie ist Dein, wenn Du schweigend gehorchst.“

Das schwarze Scheusal blickte verlangend nach dem Kleinod.

„Wird mich die Hanum Effeni schützen, wenn ihr Sohn zürnt?“ Ziplag rührte sich nicht.

„Ich werde Dich schützen“, rief Minireh. „Sei ruhig, Baba (Vater), Niemand wird erfahren, woran Leila gestorben“.

Der Schwarze verließ das Zimmer. Lauschend saßen Ziplag und Minireh beisammen, fast das Rauchen vergessend. Unter dem Zimmer, in welchem sie sich aufhielten, lag, in's Fundament des Hauses eingemauert, der Kerker, für widerspänstige Slavinnen bestimmt. Drangen Klagelaute hinauf zu den entmenschten Weibern, die ein armes, demüthiges Geschöpf, das Nichts verbrochen, zu Tode martern ließen? Wol schwerlich! Lag doch auch Dsman daran, daß seine That sich unter erstickten Lauten vollzog!

Die Nacht hatte sich finster hinabgesenkt. Im feuchten kellerartigen Gemach, auf einem Strohlager, lag todesmatt Leila und in ihrem Schoße, der Knabe, dem sie das Leben gegeben. Er athmete, er lebte. Sie hatte noch die Kraft, den Talisman von ihrem Halse zu lösen, den sie krampfhaft festgehalten, als sich ihr Rücken unter den Peitschenhieben Dsmans wand,

bis er vor Ermüdung einhielt, und die Schnur, an der er hing, dem Sohne Mehmeds um den Hals zu schlingen.

„Nun wird Allah ihn schützen, ob ich auch sterbe“, hauchte sie und eine Ohnmacht umfieng ihre Sinne.

Da öffnete sich die Thür des Kerkers. Ein altes, häßliches Weib mit pergamentartig vertrockneten Zügen steckte seinen Kopf herein, Osman folgte mit Licht. Sie kam zu spät, um ihre Kunst zu üben, aber sie untersuchte den Zustand der Ohnmächtigen.

„Vielleicht bleibt sie leben, sie ist jung und stark“.

„Méné (Mutter), dann war Alles umsonst! Sieh nach, ob das Kind lebt?“

Die Alte tastete danach. „Soll es leben?“

„Nein“.

„So geh' hinaus“.

Er entfernte sich einen Augenblick. Bald folgte ihm die Alte.

„Da ist die Leiche, was willst Du damit thun?“

„In's Wasser werfen“, sprach schauernd Osman. „Der Fluß ist ja hinter der Mauer. Deffne die Pforte mit diesem Schlüssel und wirf es in die Strömung, die am Ufer am stärksten“.

„Thue es selbst“, sprach die vorsichtige Hexe und begab sich zu Zeila zurück, die indessen zu sich gekommen und jammernd ihr Kind suchte.

Minireh's Werk war vollbracht. Am Nachmittage des folgenden Tages schleppten vier Todtengräber so schnell als möglich den Bretterverschlag aus dem Hause, in dem Zeilas verstümmelte Leiche lag, in ein Tuch gehüllt, schmucklos nach Türkenart. Osman und die Alte verkündeten im Harem, Zeila sei gestorben, noch ehe sie einem Kinde das Leben gegeben, und Niemand fragte nach den näheren Umständen des Todesfalles; es war eben Zeilas Wismet gewesen, zu sterben.

Zwölftes Kapitel.

Es war am Abend nach der Ankunft des Erwarteten. Er saß einsam auf dem Divan seines Schlafzimmers und dachte an den Tod Zeilas, den man ihm mitgetheilt hatte, aber noch mehr an den Verlust des Kindes, dem sie das Leben hatte geben sollen. Sie selbst war ihm ja nichts gewesen, als ein Liebes-Surrogat, das er genoß, weil er die köstliche Frucht, der es ähnelte, nicht pflücken konnte. Mit raffinirter Rohheit hatte er in Zeila nur jene Andere geliebt, mit der sie einige Züge gemein hatte, aber die Klugentäuschung war nicht genügend, die gesuchte Illusion dauernd aufrecht zu erhalten; Angela, das fühlte Mehmed doch, besaß mehr als weiße Haut und braune Locken, sie war kein slavisches Thierweib — sie war eine Intelligenz.

Seine Mutter trat in das dämmerige Gemach.

„Mehmet“, sagte sie, „Djanum, Stolz meines Herzens! Sei fröhlichen Gemüths! Es war Heiligs Kismet, daß sie sterben mußte, ehe Du kamst. Du hattest einen hohen Preis für sie gezahlt und sie nur kurze Zeit besessen; doch, Inshallah, es gibt der Sclavinnen noch mehr und schönere als sie. Heute soll mein Harem Deine Ankunft feiern. Die Blumen schmücken sich, die Sonne zu begrüßen. Tanz und Musik sind zur Feier bestellt. Kommi, folge mir in den großen Saal!“

Widerwillig folgte Mehmet der schmeichelnden Mutter in den Harem, wo für ihn und sie ein niedriger Tisch gedeckt war. Als das Mahl beendet, fragte Ziplag Hanum ihren Sohn, ob er bereits sein neues Amt angetreten habe.

„Morgen werde ich auf dem Polizeiministerium die Verlesung des Firmans veranstalten, der mich zum Präfecten ernennt. Es wird harte Arbeit geben; denn Ostern naht heran und wieder erhebt sich zwischen Giams und Juden der alte Streit um verschwundene Griechenkinder, welche die Juden schlachten, wie es heißt. Die Gesandtschaften haben von der Pforte verlangt, man solle Acht geben auf die Widersacher, und Zaphies sind überall vertheilt worden.“ —

„Allah il Allah! Die unreinen Thiere fressen sich unter einander!“

Die Tafel war aufgehoben worden, und Ziplag Hanum begab sich mit ihrem Sohne in das große Gemach, welches auf den Garten gieng; die Gartenthür stand offen und zeigte bunte Lampens in den Büschen und den aus Flämmchen gebildeten Namenszug Mehrets auf einem Holzgerüst. Raum nahmen Mehmet und seine Mutter Platz auf einem Divan, so eilten bunt und phantastisch gekleidete, blumengeschmückte Sclavinnen aus dem Garten in's Zimmer und setzten sich auf Stühle in weitem Halbkreise den Gebietern gegenüber, jede ein Instrument zur Hand nehmend, Mandoline, Ut (eine Art Guitarre), Violine, Trommel, Tamtam, Triangel, Flöte, verschmolzen ihre Töne zu einem geschickt gespielten, wilden Marsch mit eigenthümlichem Rhythmus. Raum hatte das Spiel einige Minuten gedauert, so traten reich in violette, goldgestickte Sammetkostüms gekleidete Tänzerinnen in den Saal und umkreisten einander in graziösen Schlangentwindungen. Die aufgelösten Haare, die Bänder darin flatterten in raschem Tanze, die Körper aber bewahrten im taumelnden Reigen eine ruhige Anmuth, die etwas unendlich Reizendes hatte. Mehmet schaute träumerisch zu; unter all' den Mädchen, die begehrliche Blicke nach dem schönen, jungen Gebieter richteten, war keines, das ihn zur Leidenschaft hätte entflammen können.

Nun schwieg die Musik einen Augenblick und ging dann in eine langsame Weise über. Die Tänzerinnen stellten sich zu beiden Seiten der Gartenthür auf, als erwarteten sie eine neue Erscheinung.

Da nahte durch das nächtliche Dunkel eine weiße Gestalt, strahlend in weißem Atlas und Goldstickerei; das üppige schwarze Haar unter einem durchsichtigen Schleier halb verborgen, die Augen niederge schlagen

die Hand mit einer rothen Rose an die Brust gedrückt. Langsam betrat sie in rhythmischem Schritt den Saal und wandelte auf und ab, sich in den Hüften hin und her wiegend, die Füße in goldglänzenden Stiefeln bald auf die Spitze, bald auf die Ferse stützend. Da plötzlich sprang ihr nach durch die noch offene Thür ein Jüngling, so schien es wenigstens, denn männliche, fleidsame Tracht und ein weißer, anmuthig gewundener Turban kennzeichneten die Rolle. Das lang herabhängende Haar aber und die zierlichen Glieder zeigten ein verkleidetes Mädchen. Zwischen Beiden begann nun die Pantomime, ein liebliches Spiel von Bitten und Versagen, Schmeicheln, Drohen, Begehren und Schwanken, bei welchem es sich um den Besiß der Rose handelte.

Die weiße Mädchengestalt, ihr Kleinod dem stürmischen Jüngling weigernd, entfloß vor seinem Drängen, entriß sich seinen Armen, sank nieder, um sich wieder aufzuschwellen; der Schleier löste sich; das liebliche erröthende Gesicht nahm im raschesten Wechsel den Ausdruck der Angst, des Flehens, des Hornes, der Sehnsucht an; die dunklen Augen sprühten Gluthströme, wenn sie sich nicht hinter den Lidern verbargen; der schlank zierliche Körper wand sich, schmiegte sich wie ein Blumenstengel, in Wellenlinien hin und her. Alles wogte, pulsrte und athmete Leben in der bezaubernden Erscheinung Minireh's, die alle ihre Kunst, ihre Schönheit daran setzte, Mehmet zu blenden, zu bestriken.*

Und sie fühlte, daß es ihr gelang. Seine apathische Stimmung war einer scharf aufmerksamen gewichen; jeder ihrer Bewegungen folgte sein, von Augenblick zu Augenblick feuriger auflodernder Blick; er athmete schwer und auf seinem Gesicht spiegelten sich alle Phasen der Pantomime. Je lässiger Minireh ihre Rose vertheidigte, je mehr sie schmachtend sich dem Werber neigte, desto finsterner wurde der Blick Mehmet's, und wie sie endlich, mit unnachahmlicher Anmuth die Blüthe an ihre Lippen drückend, diese selbst dem vor ihr Knieenden an die Brust steckte, ihre Arme um seinen Hals schlang und widerstandslos, ohnmächtig sich hinwegtragen ließ von dem sie heiß umfangenden Liebhaber, da sprang Mehmet auf wie ein Tiger und warf sich mit einem Satz auf die Gruppe, die dem Ausgange des Saales zustrebte. Er entriß Minireh den Armen des sie forttragenden verkleideten Mädchens und trug sie in wilden, taumelnden Sprüngen zum Divan, auf dem seine Mutter saß, neben der er sie niedersetzte. Minireh hatte die Augen geschlossen, als wisse sie nicht, was mit ihr vorginge; wie sie aber neben Ziplag Hanum ruhte und Mehmet's brennende Blicke auf sich gerichtet fühlte, empfand sie den vollen Triumph, ihn bezwungen zu haben. Am Ziele ihrer Wünsche angelangt, gefiel es dem seltsamen Mädchen, die Sprüche zu spielen. Sie wandte sich zu Ziplag und sagte matt:

„Dir zu Gefallen, Mutter, hab' ich mit Fatmah gespielt. Nun bin ich müde und will zu Bette“.

„Und sagst mir kein Wort der Begrüßung?“ rief Mehmet.

„Ich mag Deinen Gram um die Sclavin nicht stören“, entgegnete sie bitter.

In einem Augenblick war Mehmet verwaundet.

Das Wort hatte ihn getroffen, ihm Minireh in ihrer wahren Gestalt gezeigt. Er wandte sich ab von der verführerischen Erscheinung und seufzte.

Ziplag Hanum benutzte die unbehagliche Pause, um Minireh fortzuleiten. Ihr Sohn zog sich ebenfalls in's Selamlit zurück und bald war der ganze Harem in Schweigen gehüllt.

Mehmet hatte in seinem Arbeitszimmer Achmet getroffen, dessen Anblick gab seinen Gedanken eine andere Wendung.

„Was bringst Du für Neuigkeiten?“ fragte er ihn.

„Schlechte, Effendi. Das Haus des Musteschar auf der rothen Insel ist leer, und die Leute sagen, er sei mit seinem Harem fort. Ob die Franghi mit ihm gegangen, konnte ich nicht erfahren!“

„Du mußt es erfahren, Achmet! Hier nimm Geld, frage, kaufe die Antwort! Ich will wissen, wo die Schöne, die Gute ist.“

Dreizehntes Kapitel.

Ganz Balata war in der heftigsten Aufregung. Mehrere dort wohnende Juden, welche als Hausirer durch die Dörfer am Bosporus zogen, waren halb todt geängstigt und zum Theil die Spuren von Mißhandlungen tragend, in ihren Ghetto zurückgekehrt. Die griechische Bevölkerung zeigte sich ihnen überall feindlich, denn deren abergläubische und fanatische Priester hatten seit wenigen Tagen Gerüchte über Mordgelüste und Mordversuche der Juden an Christenkindern verbreitet, und kein Israelit konnte sich in einem, von Griechen bewohnten Quartier zeigen, ohne von Schimpfreden, Drohungen, selbst thätlichen Angriffen verfolgt zu werden. Vor dem Hause des Rabbi Diaz stand eine belfernde, kreischende und gestikulirende Menge; von ihrem geistlichen Hirten verlangte sie Rath und Schutz.

Sein Sohn, der eben von seiner Praxis in Pera nach dem Elternhause zurückkehrte, bahnte sich durch die Menge, inmitten welcher der Rabbi ernstlich redend und mahnend stand, nach der Thür des Hauses seinen Weg.

Raum hatte er den Flur betreten, als ihm Angela entgegen kam. Sie hatte auf der Wassertreppe gesessen und bemerkt, daß in der Nähe des Rabbihauses mehrere Raiks auf- und abgefahren waren, von denen aus man mit langen Stangen das Wasser sondirt hatte, welches bis unter die, theilweise auf Pfählen am Ufer gebauten Häuser des Judendorfes drang. Lebhaftige Rufe in griechischer Sprache waren dabei gewechselt worden. Im letzten Augenblick hatte man einen Gegenstand aus dem Wasser gezogen, der zwischen den Pfählen des Rabbihauses von der Strömung herum-

geschwemmt wurde, und Angela, die denselben von ihrem Platze aus für eine der zahllosen Thierleichen gehalten hatte, welche im Goldenen Horn verwesen, hatte mit Erstaunen gehört, wie die Insassen der Boote den Schrei: „Ein Kind, ein Kind!“ mehrmals wiederholten.

Sie trat in's Haus und theilte Tsai den Vorfall mit. Er eilte sofort zur Hinterthür hinaus und fand das Meer nahe am Ufer von zahlreichen Raiks besetzt, deren Inhaber sich in den heftigsten Reden ergingen und drohend die Fäuste gegen ihn schüttelten, sowie er sich zeigte. Nun tönten auch von dem Platze vor dem Rabbihause Schreie: „Die Griechen kommen!“ Im Augenblick stäubten die versammelten Juden auseinander. Da kamen mehrere Herren, gefolgt von Leuten aus dem Volke, über den Platz und verlangten Einlaß in das Rabbihaus.

„Was wollen Sie?“ fragte Tsai.

„Man hat unter den Wasserpfählen dieses Hauses soeben die Leiche eines Kindes herausgefischt. Zwei von uns sind Aerzte; sie werden untersuchen, welchen Tod das Kind gestorben ist.“

„Dann erlauben Sie mir“, rief Tsai, „mich an der Autopsie zu betheiligen, ich bin auch Arzt.“

Inzwischen hatten schon einige Raikdjis die Kindesleiche auf einen Tisch im Hausflur gelegt, und zwar mit tausend Worten des Jammers und der Klage; denn diesen Leuten stand es schon fest, daß die kleine Leiche ein Schlachtopfer der Juden sei.

Die griechischen Aerzte verständigten sich während der Untersuchung der Leiche mit einander und kamen darin überein, daß das Kind in der Herzgrube fünf Wundmale in Form eines Kreuzes habe und durch den Blutverlust daraus zu Tode geschwächt sei, ehe man es in's Wasser geworfen.

„Sie halten Verblutung für die Todesursache?“ erwiderte Tsai. „Ich bin der Meinung, daß das Kind gleich nach der Geburt durch einen Druck auf den Hinterkopf getödtet worden. Was die Herren Wundmale nennen, halte ich für Abschürfungen der Haut, im Wasser erfolgt.“

Ein lebhafter Streit erhob sich. Inzwischen hatte sich immer mehr Volk vor dem Hause angesammelt, und Geschrei und Gebrüll tönten bis zu den untersuchenden Aerzten. Lea war mit Angela und Rebecca auf die Wassertreppe geflohen, doch an der Hinterseite des Hauses, in Raiks und Barken, auf Treppen und Flößen standen aufgeregte Neugierige. Die griechischen Doctoren wollten eben ihre Meinung zu Protokoll geben und verlangten Schreibzeug, als Tsai sich an sie wandte.

„Sie glauben, ein gemartertes Christenkind als Leiche vor sich zu sehen. Aber Sie irren sich. Das Kind gehörte nicht christlichen Eltern.“

„Wie wollen Sie das beweisen?“

„Betrachten Sie den Hals des Kindes! Sehen Sie nicht, in's gedunjene Fleisch gedrückt, eine Schnur? Und in die Achselhöhe eingeklemmt, zeigt

sich eine durchlöchernte Münze. Sehen Sie sie genauer an! Was steht darauf?"

„Türkische Schriftzüge, wie mir scheint!“ sagte der eine Arzt. „In der That, ein Koranspruch“.

„Das Kind trug nichts um den Hals, als wir es besichtigten!“ rief der andere auch. „Man mag ihm jetzt aber eine Medaille umgebunden haben“.

Diaz wurde bleich, doch bewahrte er seine Ruhe.

„Dieser Vermuthung widerspricht der Zustand der Schnur, die völlig durchweicht ist und sich in das Fleisch eingedrückt hat“.

Ungebuldig drangen jetzt die Draußenstehenden in's Haus, Drohungen gegen die Mordesmörder ausstoßend, und wenig fehlte, daß die aufgeregte Menge augenblicklichen Impulsen gefolgt wäre und sich an den Bewohnern der Mörderhöhle vergrißen hätte. Die wüthende Menge, den Rabbi und Tsai vor sich drängend, quoll jetzt durch die Hintertür auf das Brettergerüst, das krachend sich bog und schwankte. Vor den entmenschten Gesichtern, den blutgierigen Augen und dem wilden Geheul ihrer Verfolger flüchteten die unglücklichen Juden und Angela bis zum äußersten Rande der Treppe, wo die Wassertiefe vor ihnen gähnte und ein Ball von menschengefüllten Booten im Halbkreise das Haus umgaben. Der Rabbi und sein Weib umschlangen die lebende Rebecca und riefen die Hilfe der Engel an, Tsai hatte Angelas Hand gefaßt und drückte das halb ohnmächtige Mädchen an sich.

„Mit Dir sterben, wenn nicht leben“ flüsterte er. „Hinab in die Tiefe, uns gemeinsam aufzulösen in's All!“

Und er zog sie näher und näher an den Rand. Alles schob, stieß und drängte dem Wasser zu, in einem Augenblick mußten die Fluthen über den Opfern zusammenschlagen.

Da plötzlich tönte aus einiger Entfernung ein schriller Pfiff. Die Reihe der in einander verfahrenen Boote wurde krachend durchbrochen und an's Ufer schoß ein großer Raif, von 12 Ruderern in fliegendem Tactschlage bewegt. Uniformen und Waffen starren darin, Commandoworte ertönten. Unwillkürlich fuhr die Menge auf dem halb einbrechenden Holzgerüst zurück. Die Verfolgten standen frei, weithin sichtbar, am Rande des Holzbaues. Ein Schrei ertönte. Mit gewaltigem Sprunge schwang sich der Führer der Bewaffneten hinauf auf die Treppe, daß Alle vor ihm auseinanderstoben. Vor Angela, die Tsai noch hielt, blieb er stehen. Ein Ausruf des Jubels, des Entsetzens wollte sich seiner Brust entringen; aber er bezwang sich, schlug die Augen nieder und sagte nur leise: „Melek!“

„Retten Sie uns, Mehemet!“ rief Angela, halb wahnsinnig, und ohne zu wissen, was sie that, klammerte sie sich an seinen Arm. Da hob er sie leicht empor und nahte sich dem Raif, den die Soldaten Mann für Mann verließen, um, ohne Widerstand zu finden, durch die Hintertür, in's Haus

zu treten. „Achmet!“ rief er. Der Diener, einen Mantel auf dem Arm, trat von seinem Platze am Steuer weiter vor in's Boot. Mehmet sagte ihm leise ein paar türkische Worte und legte die bewußtlose Angela sanft in seine Arme. Bewegungslos blieb er stehen, bis Achmet Angela in den Mantel gehüllt und auf den Boden des Kuits gelegt, bis die Ruderer mit scharfen Schlägen einsetzten und der Kait vom Ufer fortstog; dann wandte er sich zu den Juden zurück. Auf Hsai flog ein rascher Blick des Zornes, des Argwohns; dann richtete Mehmet sich zu seiner vollen Höhe auf und ertheilte als Präfect von Stambul einige rasche Befehle. Die Familie des Rabbi wurde zu ihrer großen Genugthuung verhaftet und dadurch ihren Bedrängern entzogen; das Haus besetzten Soldaten, die Kindesleiche sollte nach der nächsten Wache transportirt werden. Die Aerzte näherten sich Mehmet unterwürfig und machten ihn darauf aufmerksam, daß ihre Nation Genugthuung für den Mord eines Christenkindes beanspruchen dürfe. Gleichmüthig näherte sich der Präfect der grauenvoll anzuschauenden Leiche, auf deren blauschwarzer Brust sich glänzend die türkische Münze abhob. Einen Blick warf er darauf, und diesmal genügte alle seine Selbstbeherrschung nicht, den Schrei zurückzuhalten, der sich seiner Brust entrang. Erstaunt blickten ihn die Umstehenden an. Da sagte er mühsam: „Das ist kein Christenkind. Ich kenne die Münze. Ein Mord liegt vor, doch keiner durch Juden. — Hinaus aus dem Hause!“ — herrschte er dann die verblüfften Griechen an, „und wehe dem, welcher einem Juden ein Haar krümmt. Meine Japthies haben Befehl, jedem Ruhestörer vor dem Verhör im Wachtlocal die Bastonnade zu geben“.

Die Furcht vor der Härte und Strenge des neuen Präfecten war es, welche in den nächsten Tagen die erregten Griechen in den Schranken des Wortgefechtes hielt. Valata blieb eine Zeit lang von Truppen besetzt, welche die Familie des Rabbi nach einigen Tagen wieder in ihr Haus installirten. Hsai vermochte, zu seinem tiefen Kummer, leider nicht zu erfahren, wo Angela geblieben, obwohl er nicht angestanden hatte, selbst den Präfecten darum zu befragen, als er ihn im Polizeiministerium aufsuchte. Mehmet hatte keine andere Antwort für ihn, als die Frage: „War die Franghi Ihre Frau?“ Und auf Hsais Verneinung sagte er halbblaut: „Inschallah“. Hsai hielt sich damit noch nicht geschlagen, sondern versuchte, durch Angelas heimatliches Consulat etwas über ihr Verbleiben zu erforschen, die Nachforschungen desselben aber verliefen sich im Labyrinth der türkischen Polizei.

Dierzehntes Kapitel.

Wochen waren seit dem Aufruhr in Valata vergangen; Angela hatte sie in Fieberphantasien verbracht. Schauernd und zitternd lag sie besinnungslos Tage und Nächte auf ihrem Lager; unzusammenhängende Worte entsprudelten ihren Lippen, heftige Bewegungen mußten gebändigt werden durch

die Hand der Wärterinnen. Endlich beruhigte sich die entfesselte Natur, und der alte armenische Arzt, welcher dem Verlaufe der Krankheit mehr beobachtend gefolgt war, als daß er in ihn eingegriffen hätte, durfte die Gewißheit aussprechen, daß die Kranke aus langem Schlafe neubelebt erwachen werde. Als Angela die Augen aufschlug, waren ihre Gedanken noch zu verworren, als daß sie sich hätte fragen können, wie sie in eine Umgebung gekommen sei, die ihr so fremd und doch so reizend erschien. Sie lag auf einem breiten, niedrigen, mit weichen Polstern und Kissen, seidnen Decken und Leinentüchern bedeckten Lager in einem einfach eingerichteten, aber großen, freundlichen Zimmer, dessen weiße, durchsichtige Vorhänge ein leiser Zugwind zuweilen von den Fenstern zurückwehte, durch die Kletterrosen, Glycinien und Passionsblumen in üppiger Pracht in's Zimmer hineinnickten. Als die Kranke sich aufzurichten versuchte, erhob sich von einem Polster zu Füßen ihres Lagers eine Negerin, grinste sie freundlich an und verließ mit Geberden der Aufregung und Freude das Zimmer. Bald darauf betrat sie es wieder, gefolgt von einer alten, mageren, in türkische Tracht gekleideten Dame, welche mit leisem Schritt sich Angelas Lager näherte.

„Ich grüße Dich in meinem Hause“, sagte sie feierlich. „Gebiete darüber! Du bist mein Gast, Allah möge Dir Genesung geben!“

Bald ging die Alte wieder; mit der Schwarzen konnte Angela sich nicht verständigen, da sie nur arabisch sprach. Die Ruhe, die Langeweile, zu der sie verurtheilt war, trugen zu Angelas Genesung bei. Vielleicht auch noch etwas Anderes. Die alte Türkin hatte der Genesenden bei einem späteren Besuche auf ihr Befragen mitgetheilt, daß sie sich in Mehmet Beys Konak, bei ihr Ziplag Hanum, im Harem befände. Und diese Nachricht hatte auf Angela nicht den niederschlagenden Eindruck gemacht, den sie vor einem Jahre vielleicht noch davor empfunden haben würde; sondern im Gegentheil einen unendlich beseligenden. Sie war in den letzten, unruhigen Monaten so umhergetrieben worden aus einem Hause in's andere, immer abwärts auf der gesellschaftlichen Stufenleiter, daß ihr der Harem mit seiner vornehmen Stille und Abgeschlossenheit jetzt wie ein begehrenswerthes Asyl erschien. Und daß es gerade Mehmet's Gastfreundschaft war, die sie genoß, erhöhte noch ihr freudiges Gefühl. Er lebte in ihrer Erinnerung als ihr Freund, ihr Retter. Angela war noch zu schwach an Geist und Körper während der ersten Tage ihrer Genesung, um an die Consequenzen ihres Aufenthaltes bei Mehmet denken zu können; sie fühlte sich ruhig unter seiner Obhut, obwol sie ihn niemals sah, so lange sie ihr Krankenlager hütete. Ziplag Hanum brachte ihr täglich Grüße von ihrem Sohne; die alte Dame schien gebeugt durch einen schweren Kummer und zeigte Angela nie ein freundliches Gesicht. Eines Tages, als ihr Gast sich so weit erholt, um aufstehen und herumgehen zu können, fragte Ziplag, ob Angela Nachmittags Mehmet im Harengarten empfangen wolle. Sie bejahte erröthend und erwartete ungeduldig die Stunde des Wiedersehens. Gegen Abend trugen

Eclavinnen Matten und Polster in den kleinen, in herrlicher Blüthenpracht schimmernden Garten; bei der Fontaine wurde Angela ein weicher Sitz errichtet, und sie dann dorthin geführt. Kaum hatte sie sich in die Kissen gelehnt, so erschien Mehmet in der Eingangsthür, ein Wink von ihm entfernte die Eclavinnen, und im nächsten Augenblick saß er zu Angelas Füßen, hafteten seine Blicke auf ihrem, vom Leiden noch mehr durchgeistigten, zarten Gesicht. Er selbst erschien ihr schöner, männlicher als je, und ein Zug tiefen Kummers um den sonst so ruhig lächelnden Mund gab seiner Physiognomie einen schweremüthigen Reiz.

„Melek“, sagte Mehmet, „Allah hat mir den Wunsch erfüllt, Ihnen die Gastfreundschaft meines Hauses gewähren zu dürfen; möchte nun Ihr Kismet Sie daran verhindern, es je wieder zu verlassen, um neuen Kämpfen mit der Welt entgegen zu gehen. Was haben Sie Arme gelitten! Und ich war nicht da, Sie zu schützen!“

„Es ist Alles vergessen“, sagte Angela. „Ich fühle in diesem Augenblick nur eine vollkommene Harmonie des Daseins, wie ich sie nie gekannt.“

„Und Sie sind nicht beengt durch diese Mauern, nicht gelangeweicht durch die Stille Ihres Lebens?“

„Nein, nein! Ich bin glücklicher, als je zuvor!“

„Und ich! O Melek, seit ich Sie mit dem ersten Blick erschaute, fühlte ich, daß Sie mein werden müßten. Und Sie sehen, daß das Geschick es so will. Ohne Ihr, ohne mein Zuthun sind Sie in meine Arme geführt worden. Jetzt sind Sie mein.“

„O sprechen Sie nicht so“, bat Angela. „Wie froh wir auch sein mögen, uns gefunden zu haben; es liegt ja doch ein Abgrund zwischen uns.“

„Sie meinen, weil Sie keine Moslem sind.“

„Ich meine, weil Sie kein Christ sind.“

„Und können Sie nicht meine Frau werden trotzdem? Wir bedürfen nicht des Glaubens, nur der Liebe.“

„Ihre Liebe ist keine solche, die mich beglücken könnte. Sie sehen in mir nur die Blume, die Sie pflücken wollen zu flüchtiger Lust.“

„So dachte ich ehemals; aber ich habe bittere Erfahrungen gemacht unter den Haremblüthen. Ein armes Geschöpf, das mich liebte, ist zertreten worden von einer Teufelin. Minireh, eine Zauberin an Schönheit und Liebreiz, ist mir enthüllt worden als eine Verbrecherin. Ich habe sie verstoßen müssen aus meinem Hause; sie lebt einsam auf einem meiner Güter. Mehr noch! Auch meine Mutter muß ich beargwöhnen, mir den herbsten Kummer angethan zu haben. — So bleibt auch mir nichts in der Welt als Sie, die ich liebe, nicht sowol um Ihrer Schönheit, als um Ihrer Güte willen. Sie werden mir nie weh thun, Sie sind ohne Falsh.“

„Ich würde mein Herzblut hingeben“, sagte Angela, „um Ihr Glück zu gründen. Aber ich vermag nicht, mich um Ihre Willen zu entehren, und ich würde es, willigte ich ein, eine der Frauen eines Polygamen zu werden,

für die Hingebung meines ganzen, vollen Selbst nichts zu erlangen, als einen Bruchtheil Ihrer Liebe“.

„Ich begreife diesen Einwurf“, entgegnete Mehmet. „Sie denken wie eine Sultana, die ihren Gatten auch mit keiner andern Frau theilen will. Seien Sie ruhig über diesen Punkt! Ihr Besitz wird mir genügen. Ich schwöre Ihnen bei Allah, daß, so lange Sie mein Weib sind, keine Andere es neben Ihnen sein soll. Sind Sie nun zufrieden?“

Angela schwieg.

„Was verlangen Sie noch? Was wird Ihnen fehlen? Sie sollen auf Rosen gebettet sein. Mein Reichthum ermöglicht Ihnen Erfüllung Ihrer leisesten Wünsche. Ich will Ihnen geben, was Sie begehren. Keine Sorge soll Sie beschleichen, Ihre Tage und Nächte werden ein blendender Traum sein. Bin ich nicht jung, nicht schön, nicht kraftvoll, nicht hochgestellt? Welche Frau kann mehr verlangen, als ich Ihnen biete?“

„Sie sprechen von allen Gütern der Welt, von dem Höchsten, der Harmonie der Geister und Herzen im Leben und Sterben sagen Sie nichts“. — — —

„Wenn Sie darunter verstehen, daß Ihnen ein anderer Antheil an meinem Leben zukommen soll, als ein vor aller Welt verborgener, so liegt hier der Zwiespalt. Ich will Sie nie überreden, eine Moslem zu werden, aber die Freiheit einer christlichen Frau im Verkehr mit der Welt dürfen Sie nicht beanspruchen. Es macht mich rasend, anderer Männer Blicke auf Sie gerichtet zu sehen, ihre vertraulichen Worte an Sie zu hören. Ausschließlich müssen Sie mir gehören. Kein anderer Mann darf je Ihre Hand berühren, selbst nicht der Krüppel Isai, der Sie in seinen Armen hielt, als die Gefahr drohte. Wie konnten Sie es dulden, sich so preiszugeben?“ Er war während der letzten Worte aufgesprungen und stand drohend vor Angela.

„Mehmet“, sagte sie leise, „vergessen Sie, daß ich in jenem Augenblicke halb besinnungslos war? Wie konnte ich den Schutz eines Freundes wie Isai zurückweisen?“

„Was bewog Sie, Ihre Freundschaft dem Niedrigen zu schenken?“

„Ein hoher Geist. Mir war der Verkehr mit ihm eine Erhebung“.

„Und Sie würden darauf bestehen, ihn fortzusetzen; ich würde Ihnen nicht genügen, der Unwissende, der Barbar?“

„Ich würde auf nichts bestehen“, sagte Angela sanft. „Ich würde Alles entbehren können, was mir sonst lieb war, wenn Sie es verlangten. Die Welt mit ihrem Verkehr reizt mich nicht; der eine Mann, dessen Worte, Blicke und Gedanken ich ersehne, sind Sie“.

Mehmet sah Angela mit strahlenden Augen an.

„Und wann die Hochzeit, Melek?“ fragte er mit leise vibrierender Stimme.

„Wann Sie wollen“.

Er unterdrückte einen Jubelruf, dann hob er Angela vom Boden auf und trug sie in ihr Zimmer, das er zum ersten Male betrat. Ihre Angegriffenheit machte jedes längere Gespräch unmöglich, er brach daher auf. Stehenden Fußes begab er sich zu Ziplag Hanum, der er in kurzen Worten mittheilte, er sei gesonnen, am nächsten Donnerstag die Franghi zu heirathen und dulde keinen Widerspruch. Die Alte, eingeschüchtert durch die Auftritte, welche sie mit ihrem Sohne nach der Entdeckung von Minireh's Verbrechen gehabt, wagte nichts zu entgegnen und versprach, sich allem Beschlossenen zu fügen. Die selige Stimmung ihres Sohnes schien ihr aber günstig für eine Mittheilung, die sie ihm zu machen wünschte.

„Großmuth verlangt der Prophet von seinen Jüngern“, sagte sie salbungsvoll. „Der Redliche vergibt auch dem Feinde, so steht es im Koran. Mein Sohn hat Minireh genug gestraft. Er wird nicht wollen, daß die Schönheit seiner jungen Schwester ungenossen werke. Meshibé Hanum, die Schwester Deines Freundes, des großen Ulema Hairullah Effendi, hat mich besucht, um für ihren Bruder um Minireh zu werben.“

„Sie ist kein nicht werth“, erwiderte Mehmet nachdenklich.

„Was sprichst Du da, Benim Mehmet! Ist sie nicht jung und schön?“

„Sie ist eine Mörderin“.

„So sagst Du, weil sie Leila, die sie beleidigt, strafen ließ. Daß Dsman grausamer war als nöthig, daß die weise Frau das Kind nicht gut verpflegte, war das Minireh's Schuld?“

„Ich kann“, entgegnete der Sohn, „der Sache nicht auf den Grund kommen. Du, die Einzige, die mich aufklären könnte, seit Dsman geflohen, verwirrt mich. Doch an meinem Hochzeitstage darf Dein Gesicht nicht traurig sein. Laß Deinen Liebling zurückkehren und gib Meshibé günstige Antwort! Hairullah soll bei meiner Hochzeit der Vertreter der Braut sein. Und nun Mutter, richte in der kurzen Zeit Alles her, wie es für Melek paßt! Sie erhält die ganze Reihe Zimmer im ersten Stockwerk, die mit meinen Zimmern im Selamlif in Verbindung stehen; der Weg zu mir führt fortan nur durch ihre Gemächer“.

Fünfzehntes Kapitel.

Mehemet begab sich daran, die Wohnung seiner künftigen Frau mit dem üppigsten Luxus einzurichten; das Geld strömte aus seinen Händen, und, ungesehen von Angela, verwandelten sich sechs große Gemächer im Harem in eine fürstliche Wohnung. Mehemet hatte sogar die Aufmerksamkeit, einen theuern, wenn auch schlechten Flügel zu kaufen und Stöße reich gebundener Noten und Bücher auf eleganten Etageren aufhäufen zu lassen, wobei freilich die Form vor dem Inhalt den Ausschlag gab, denn der Bräutigam war kein Musik- und Literaturkenner. Dies war Angela nicht

verborgen geblieben; sie hoffte aber mit der ganzen Traumseligkeit ihrer Liebe darauf, daß ihr Einfluß Mehmet in ideale Regionen einführen werde.

Die hochzeitlichen Ceremonien unterlagen mannigfacher Berathung. Mehmet wünschte, daß Angela sich soviel als möglich dem herrschenden Rituell der Osmanen fügen möchte, damit ihre Ehe vor dem türkischen Recht nicht angefochten werden könne. Hairullah Effendi, dessen Werbung um Minireh inzwischen angenommen worden, räumte durch seinen Einfluß alle Hindernisse schnell aus dem Wege. Wenige Tage nach Mehmet's Gartengespräch mit Angela fand schon die Verlobung durch den Imam statt, der dreimal an die Haremthür pochte und von der Braut erfragte, ob sie geneigt sei, Mehmet, Ajjaf's Sohn, zum Manne zu nehmen. Nach Angela's halb erstickter, bejahender Antwort fanden im Selamlık die weiteren Ceremonien statt, in welchen der Vertreter des Bräutigams und der der Braut sich in lebhaftem Wortwechsel über die Morgengabe einigten, die auf eine große Summe festgesetzt wurde und dann, niederknieend und nach langem Gebet, den Segen des Imams empfangen. Dieser schickte nun der Braut symbolische Süßigkeiten in den Harem, und das Fest endigte mit einem Mahl im Selamlık und einem im Harem, an dem die noch leidende Braut sich nicht betheiligte.

Am nächsten Morgen nahm Angela das vorschriftsmäßige türkische Bad und verhielt sich im Uebrigen ruhig in ihrem Zimmer, wohin Ziplag Hanum, welche die eben eingetroffene Minireh begrüßt, ihrer Schwiegertochter den bräutlichen Schmuck der Türkinnen schickte, einen hohen Sammtkamm, von dem goldene Fäden herabhingen, Edelsteine und Perlen, dazu einen fränkischen Brautanzug mit Orangenblüthen verziert. Der Donnerstag, der gefestliche Tag türkischer Hochzeiten, setzte Angela mancherlei Beschwernissen und Unannehmlichkeiten aus. Sie wurde vom frühen Morgen an von Selabinnen gepußt und geschmückt; wenig fehlte, so hätte man ihr mit Diamanten auf Stirn und Wangen das übliche Maschallah türkischer Bräute geklebt; doch dem widersetzte sie sich energisch. Am Morgen schon stellten sich die zahlreichen Besucherinnen ein, welche das Fest im Harem mitzufeiern gedachten.

Es war etwa 10 Uhr, als Angela von einer ganzen Schaar phantastisch gekleideter Türkinnen in das Gemach geleitet wurde, in welchem ihre sogenannte erste Begegnung mit Mehmet stattfinden sollte. Es war dies eines der für sie eingerichteten Zimmer, in dessen Mitte eine Art von Thronhimmel errichtet worden, dessen Profatwogen zwei kostbare Lehnstühle umflossen, während Blumen- und Fitterguirlanden bunt und grell über die Stoffe herabhingen. Auf einem dieser Stühle nahm Angela Platz; man gab ihr einen weiten Schleier um und stellte sich dann in Reihen bis an die Thür von Mehmet's Zimmer im Harem auf, durch welche er eintreten sollte. Angela war bleich und matt; Minireh, im rothen, goldgestickten Sammtgewande, überstrahlte sie weit. Die Frauen hatten nur kleine weiße Tücher um den Kopf geknüpft, die sie

vor dem Gesicht zusammensfalteten, als Mehmet durch die Thür trat. Von Hairullah geführt, der den Vater der Braut vorstellte, ging er langsam auf den Thronhimmel zu und setzte sich neben Angela. Nach üblicher Sitte reichte er ihr dann stumm einen Schmuckgegenstand, um sich damit das Recht zu erkaufen, den Schleier zu lüften. Nachdem er es gethan und seinen Blick tief in die bleichen Züge Angelas gebohrt, fragte er sie dreimal um ihren Namen, worauf ihr einstudirt war, nicht zu antworten. Nun trat er den Rückweg an, vorbei an Minireh, vorbei an seiner Mutter, zur Thür hinaus. Jetzt stoben die Frauen aus dem Zimmer und machten sich über die reichbesetzten Tafeln her, welche in den Sälen und dem Garten aufgestellt waren. Zu Angela aber drängten sich alle Nachbarinnen, die das Recht hatten, sich die Braut anzusehen und sie laut zu kritisiren. Da ging es denn nicht schonend her.

„Der schöne Mehmet“, hieß es, „hat nicht gut gewählt. Wie bleich sie ist! — Wie hell ihr Haar, ihre Augen! — Sie ist nicht mehr jung! — Sie ist eine Giaur! — Bei Allah, sie wird ihn unglücklich machen! — Warum verschmähte er die Rose Minireh? Sein Geist ist unnachtet.“ —

Angela saß auf Kohlen. Sie verstand genug Türkisch, um die Bemerkungen der Weiber wie Nadelstiche empfinden zu können. Nach stundenlanger Pein erst erlöste man sie und führte sie in ein Nebengemach, in welchem sie, der Sitte gemäß einsam ihr Hochzeitsmahl einnahm.

Mehmet machte währenddeß den Wirth im Selamlit; er sah seine junge Frau erst am späten Abend unter dem nämlichen Thronhimmel wieder, unter welchem er Vormittags ihren Schleier gelüftet; der Sitte gemäß hätte er zuerst auf einen Gebetssteppich, vor einem mit Kerzen besetzten Tische, niederknien und seinen Taman (Gebet) verrichten sollen, ehe er sie nochmals, in Gegenwart der Ehehelferin, um ihren Namen befragte, den sie ihm abermals hätte weigern sollen; doch schenkte er sich und Angela alle diese Ceremonien und rief den türkischen Namen seiner Frau selbst im Tone innigster Liebe aus.

Kein flüchtiger Nebel trübte in der ersten Zeit nach Angelas Verheirathung den Morgenglanz ihres jungen Glückes. Ihr feiner Sinn wußte Mehmet's Leidenschaftlichkeit Grenzen zu setzen; ihr Streben war, halb unbewußt, immer darauf gerichtet, das geistige Element in ihrer Ehe zur Geltung zu bringen. Sie studirte die Sprache ihres Gemahls während der Stunden, die ihn in Stambul fernhielten, und kehrte er Abends zu ihr zurück, so suchte sie stets einen intellectuellen Rapport mit ihm zu finden, sei's daß sie ihm auf dem Pianino ihre Lieblingsweisen vorspielte, immer hoffend, er werde an Beethoven und Wagner Geschmack gewinnen; sei's, daß sie ihm Mirza Schaffy, den westöstlichen Divan, Rückert zu übersezen versuchte; sei's, daß sie ihn plaudernd in die reiche Welt ihrer Gedanken über das Höchste und Tiefste hineinzog. Es war dann allerdings ein Mißklang in der Harmonie dieser Stunden, wenn Mehmet nach der „Mondscheinsonate“ oder dem „Goldten

Abendstern“ sie um einen türkischen Marsch ersuchte, oder wenn er über Zuleika lachte, oder Rückert nicht verstand, oder gar seine Lebensphilosophie der Angelas entgegenstellte, wobei das Ziel, das ihm vorschwebte, sich in dem einen Wort „Genuß“ verkörperte; aber der Dissonanzen folgte immer wieder die liebevollste Auflösung, denn Mehmet und sein Weib waren einig in der ausschließlichen und zärtlichsten Hingebung an einander. Fast immer waren Beide allein in den reichen Gemächern, welche die Hand der jungen Frau mit zierlichen Anordnungen noch verschönert hatte; selbst die Mahlzeit nach Sonnenuntergang nahm Mehmet gewöhnlich im Speisesalon seiner Frau, ganz in europäischer Weise, ein. Ziplag Hanum hielt sich voll Groll und Eifersucht von ihrer Schwiegertochter fern und war, seit Minirehs Heirath mit Hairullah Effendi, oft bei ihrem Liebling in deren Hause, in welchem Minireh schon die Zügel führte.

Sechzehntes Kapitel.

Eine kleine Schwierigkeit boten Angelas Ausgänge dar. Sie wollte nicht den Taschmak tragen und im dunkeln Wagen, von einem Schwarzen begleitet, dahinrollen ohne Luft, ohne Licht. Mehmet duldet nicht, daß sie sich im offenen Wagen oder zu Fuße unter Menschen zeigte. So mußte denn der Ausweg ergriffen werden, daß Frau Mehmet Bey in europäischer Kleidung, aber dicht verschleiert, wie sie zuweilen eine menschenleere Kapelle besuchte, in einem Coupé mit herabgelassenen Vorhängen auf einsamen Wege spazieren fuhr, wobei ein fünfzehnjähriger Groom ihre Pferde lenkte, und der treue Ahmet, neben ihm auf dem Boß sitzend, die Straße nach etwaigen gefährlichen Begegnenden überblickte. Angela fühlte sich lächelnd in alle diese Vorsichtsmaßregeln und fand es sehr schmeichelhaft, daß Mehmet ihren Anblick Niemand gönnte: das Glück hatte sie etwas übermüthig gemacht und zuweilen scherzte sie mit ihrem Othello über seine Eifersucht. Eines Tages schmeichelte sie ihm das Versprechen ab, ihr hinter Eyoub, auf dem menschenleeren Wege Abends zu Pferde begegnen zu wollen und ihr in den Wagen hinein einige Worte zu sagen. Mehmet fand den Plan gewagt, da kein türkischer Ehemann seine Frau auf der Straße kennen darf. Indessen in jener einsamen Gegend war wol keine Gefahr des Erkanntwerdens, und so versprach er seiner Gattin, gegen Sonnenuntergang pünktlich zum Rendezvous bei Eyoub zu erscheinen. Froh trat Angela ihre einsame Fahrt an, im Stillen leise lachend über das ganze Unternehmen, das im Abendlande so abgeschmact erschienen wäre, hier aber den Reiz des Verbotenen trug. Mehmet ließ lange auf sich warten, endlich meldete ihn Ahmet in den Wagen hinein, beifügend, des Herrn Pferd scheine zu hinken. Ohne weiter zu überlegen, befahl Angela, voranzufahren; doch Mehmet winkte von Weitem ab, stieg vom Pferde und führte es langsam der einsamen Stelle zu, wo, unter einigen Cypressen, der Wagen seiner Gattin stand.

„Ich komme spät“, sagte er, „doch mein Pferd stolperte am Thor und hat sich den Fuß verletzt. Ich muß es nun nach Hause führen“.

„Laß Achmet dies thun“, rief Angela, „Du fährst mit mir zurück“.

„Unmöglich“, entgegnete Mehmet ernst, „das darf ich nicht. Wenn uns Jemand sähe!“

„Niemand wird uns sehen. Wir lassen die Rouleaux herab und Du drückst Dich in die Ecke. Wir fahren langsam, langsam nach Hause, wo wir im Dunkeln ankommen. O mache mir das Vergnügen, Dich in meinem Wagen entführen zu lassen! Ich würde mich so ängstigen, wüßte ich Dich mit dem lahmen Pferde Nachts allein auf dem schlechten, abgelegenen Wege!“

„Sei's denn, auf Deine Verantwortung!“

„Gewiß! Die schwarze That falle auf mein Gewissen. Hier, ich öffne Dir die Thür!“

Achmet entfernte sich langsam mit dem hinkenden Pferde; der Wagen der jungen Leute aber rollte gemächlich an der Stadtmauer hin. Der Groom erging sich in schläfrigen Gedanken, während Angela und Mehmet in heiterem Gespräch des Weges und der Zeit nicht achteten. Da plötzlich, als sie um die Ecke bogen, kam in rasender Eile ein langer Zug eleganter Wagen, von zahlreichen Berittenen umsprengt, ihnen entgegen. Der Groom, aufgestört, erschrocken, nicht wissend, wohin er lenken sollte, blieb in der Mitte der Straße. Nun ritten die Vorreiter mit verhängten Zügeln an's Coupé, fluchend und schreiend: Der Padiſchah! Drohende Hände rissen die Rouleaux von den Wagenfenstern und brachten die Pferde zum Stehen. Inzwischen fuhr, gehemmt im raschen Fluge, die sechsspännige Galakutsche Abdul Aziz' dicht vor dem Coupé vorbei und der dicke, grünlliche Herrscher glogzte mit blöden Augen hinein, um die Miſſethäter zu entdecken, die seinem Wagen nicht ausgewichen. Ein Blick auf Mehmet und auf Angela — und des Sultans Züge verfinsterten sich; dahin slog die Kutsche wieder in größter Schnelle; höhnische Gesichter der Berittenen grinſten Mehmet an; er hatte manchen Feind bei Hofe; er sah, daß sie triumphirten.

So peinlich ihm die Begegnung gewesen, so schnell fand er sich mit türkischem Gleichmuth in dieselbe und tröstete und beruhigte sogar die erschrockene Angela, die sich nun Vorwürfe darüber zu machen anfing, ihren Gemahl zu dem so unangenehm beendeten Abenteuer berebet zu haben.

Am folgenden Nachmittage hörte man das Rollen eines Karrens vor Mehmet's Konak und darauf im Selamlit Bewegung. Angela eilte in ihres Vaters Arbeitscabinet, in welches sie von ihren Räumen aus gelangen konnte und klingelte dort nach Achmet. Er erschien sofort.

„Was geht im Hause vor?“ fragte die junge Frau.

„Ich habe die Möbel des Effendi aus seinem Bureau im Polizeiministerium hergebracht und in eine leere Kammer gestellt“.

„Warum das? braucht er sie dort nicht mehr?“

„Der Effendi hat aufgehört, Präfect zu sein. Der erste Secretär des Padischah hat ihm heute Morgen seine Absetzung bekannt gemacht“.

Angela hielt sich kaum auf ihren Füßen; sie fürchtete, Mehmet nach dessen Fall wiederzusehen. Als Mehmet aber zurückkehrte, hätte man aus seinem heiteren, gleichmüthigen Wesen nimmermehr schließen können, daß er eine gefallene Größe sei. Er grüßte freundlich seine verweinte und erregte Frau und erklärte ihr lächelnd, es sei ihm ganz lieb, jetzt ihr ausschließlich leben zu können und nichts mehr von Geschäften zu hören.

Siebzehntes Kapitel.

Es folgten nun für Angela lange Monate einer Existenz, in welcher sie förmlich von Wohlleben und Genuß überfättigt wurde. Die täglichen Trennungen von ihrem Gemahl hatten aufgehört; Mehmet hatte nichts zu thun und verbrachte den größten Theil seiner Zeit bei seiner Frau. Die Gesprächsstoffe zwischen Beiden verloren an Frische und Wechsel; manchmal ertappte sich Angela über einem leisen Gähnen, wenn sie mit ihrem Gemahl, der jetzt zur Corpulenz neigte und im behaglichen Rauchen und Kaffeeschlürjen viel leistete, auf seinen Wunsch Trictrac oder Domino spielte. Zum Schach fehlte ihr der calculirende Verstand; dazu mußte Mehmet sich einen Freund einladen, gewöhnlich Hairullah, der manchmal Abends mit ihm im Selamlit speiste, während Angela allein in ihren Räumen blieb. Solche stille Abende verbrachte sie dann mit Musik und Lectüre; aber sie konnte es sich kaum mehr verhehlen, daß ihre geistige Kraft nach und nach gelähmt wurde, daß kein recht lebendiger Drang zum Weiterstreben in ihr mehr lebte, daß sie den Verkehr mit begabten, ringenden Naturen oft schmerzlich vermißte. Sie liebte gewiß ihren Gatten noch immer, aber sie sehnte sich vergebens bei ihm nach Verständniß und Führung. Peinlich fand sich Angela durch die Art berührt, mit der Mehmet sie fortwährend von seinem dringenden Wunsche, Kinder zu haben, unterhielt; sie glaubte oft herauszufühlen, daß ihre Kinderlosigkeit ihr sein Herz entfremde, und bitter empfand sie Mehmet's neidvolle Berichte über Hairullah's Glück, als Minireh diesem einen Sohn geschenkt. Die Mutterwürde der jungen Türkin schien bei Mehmet das Andenken an ihre Schuld ganz in den Hintergrund gedrängt zu haben; er sprach mit Zärtlichkeit von „seiner Schwester“ und ging oft in die Zimmer seiner Mutter, wenn Minireh bei dieser war. Es fiel Angela auf, daß ihr Gatte sie dann niemals zum Mitgehen aufforderte, obwohl er sich durch ihre Zimmer in den Harem begeben mußte; ja, daß er ihr Anerbieten, ihn zu Ziplag Hanum zu begleiten, einmal ablehnte. Wie erstaunte sie aber, als Achmet, eines Tages von ihr über ein auffallendes Geräusch im Hause befragt, ihr sagte, man brähe eine Thür durch aus dem Speisezimmer des Effendi im Selamlit nach den Zimmern Ziplag Hanums im Erdgeschoß des Harems. Hairullah besuchte als Adoptivschwiegervater Ziplags den Harem derselben

auch ungehindert, und gar oft speisten die vier in der Alten Gemächern, während Angela allein und verlassen an ihrem Tische saß. Mehmeds Zärtlichkeit gegen sie blieb sich zwar immer gleich, doch nach und nach überschlich sie das Gefühl, daß er ihr nicht Alles offen sage, was seine Gedanken beschäftigte. Er fing jetzt an, oft des Abends auszugehen und kehrte erst spät in der Nacht von Besuchen bei Freunden zurück, dann gewöhnlich nachdenklich und wenig mittheilbar.

Der ganze Winter verging Angela in unbehaglicher Stimmung. Sie hatte kaum ihre Zimmer verlassen in den langen, trüben Monaten, denn seit jener verhängnißvollen Spazierfahrt war sie häuslicher als je geworden. Das Gefängniß des Harems fing an, auf ihr zu lasten, und die Monotonie ihres Lebens erstickte jede heitere Gemüthsstimmung. Dazu erschien ihr Mehmeds Benehmen immer räthselhafter. Er beobachtete ihr gegenüber in Bezug auf die zahlreichen Besuche, welche er erhielt, wie auf seine oftmaligen Ausgänge ein fast beleidigendes Schweigen, und Angela grämte sich nicht wenig über den unverdienten Verlust seines Vertrauens. Minireh zeigte ihr jetzt offen ihren Haß, ihre Geringschätzung und legte sich in ihrem Benehmen zu Mehmed, mit dem sie oft allein in den Zimmern der Mutter blieb, zu denen er sich den directen Zutritt eröffnet, keinen Zwang auf.

Der Frühling war gekommen und eine trübe Atmosphäre hing über dem politischen Horizont Constantinopels, wie über dem häuslichen Angelas. Das Jahr 1876, das die Aufstände in der Herzegowina zu bedrohlicher Ausdehnung hatte erwachsen sehen, brachte Ministerwechsel über Ministerwechsel. Abdul Aziz war unberechenbar in seinen Capricen geworden, und so war es denn kaum verwunderlich, daß der gestürzte Mehmed sich eines Tages wieder in Gunst fand und als deren eclatanten Beweis die Ernennung zum Befehlshaber eines der großen Panzerschiffe erhielt, welche vor dem kaiserlichen Palais im Bosphorus lagen. Zu Angelas Erstaunen war Mehmed, der nicht die geringsten nautischen Kenntnisse besaß, gar nicht verwundert über seine Beförderung zu einem Marineposten, sondern bereitete sich mit vielem Phlegma vor, von seinem Konak aus das Commando des gepanzerten Ungeheuers zu führen.

Uchtzehntes Kapitel.

Es war an einem schwülen Juniabend. Angela hatte lange am offenen Fenster gesessen und hinausgeschaut in die Dämmerung, die mit ihrem Gefühl harmonirte. Sie war mit sich darüber einig geworden, daß ihr Verhältniß zu Mehmed nicht so gespannt, so bedrückt bleiben dürfe, daß es zu einer offenen Aussprache zwischen ihnen kommen müsse. Der heutige Abend, den Mehmed ihr versprochen, war von ihr dazu bestimmt worden, ihn um Aufklärung über sein sonderbares Wesen zu bitten. Sie wartete auf ihn, aber sie hörte seinen wohlbekanntem Schritt nicht. Drunten im Haremgarten saßen Ziplag Hanum und Minireh auf Matten und verzehrten ihre Abendmahlzeit

beim Scheine bunter Lampen. Plötzlich hörte Angela Mehmet's Stimme unten im Garten; sie beugte sich durch's Fenster hinab und vernahm, wie er sagte:

„Kommt' in's Zimmer, Minireh, ich muß Dich sprechen“.

Angela fühlte ein zweischneidiges Schwert durch ihr Herz gehen und weinte bitterlich. Stunden vergingen ihr in trostlosem Jammer. Endlich hörte sie Mehmet's wuchtigen Schritt in seinem Arbeitscabinet; sie lauschte, ob er wol kommen werde, doch seine Schritte näherten sich nicht der Thür, und jetzt hörte sie ihn mit Achmet sprechen. Der Herr gab ihm den Befehl, den Wagen zu bestellen, das hörte sie deutlich. Da war es um den Rest ihrer Fassung geschehen. Mehmet wollte fort, in später Nacht, ohne sie nur einmal gesehen, ohne sich entschuldigt zu haben, daß er nicht gekommen. Das war zu viel! Sie flog auf die Thür des Selamlis zu, öffnete sie und stand plötzlich hochathmend, in schmerzlicher Erregung vor ihrem Gemahl, der eben ein paar Pistolen in seine Brusttasche steckte und seinen Degen umgeknallt hatte.

„Du hier, Melek?“ fragte Mehmet etwas verlegen, „ich glaubte Dich längst in tiefem Schlafe“.

„Meinst Du, daß ich schlafen kann, wenn ich Dich vergebens erwartet habe, wenn ich erleben muß, daß Du die Stunden, die Du mir versprochen, mit Minireh verbringst, daß Du in später Nacht heimlich davonschleichen willst aus Deinen Zimmern! Was habe ich Dir gethan, daß Du mich so behandelst?“

„Melek?“ sagte Mehmet ruhig, „Du nimmst als eine persönliche Beleidigung auf, was ganz andere Gründe hat. Fern sei es von mir, Dich kränken zu wollen“.

„Du hast Geheimnisse vor mir, entehrt mich durch Deine Heimlichkeiten mit jener Frau!“

„Meine Seele“, sagte Mehmet, „warte in Geduld! Die Zeit wird Lösung Deiner Zweifel bringen. Jetzt darf ich Dir mein Geheimniß nicht sagen“.

„Also Du hast eines? Und Du vertraust es mir nicht. Warum nicht?“ schrie sie leidenschaftlich und ergriff seine Hände, „Bin ich eine Vertrauensunwürdige, eine Verrätherin?“

„Du bist eine Christin“, entgegnete Mehmet. „Ein Schwur macht es mir unmöglich, Dich in mein Vertrauen zu ziehen. Laß mich jetzt, ich muß fort“.

„Wohin willst Du?“

„Ich darf es nicht sagen. Leb' wohl, armes, süßes Weib! Wenn Du mich wiedersehen solltest“ — —

„Wenn? — — Gerechter Gott, was geht vor? Ich soll nichts wissen? — — Nur deshalb, weil ich eine Christin bin?“

„Nur deshalb“, sagte Mehmet dumpf und schritt der Ausgangsthür

zu. Angela warf sich zwischen ihn und dieselbe. Ihre Augen blitzten in unheimlichem Feuer, ihre Glieder bebten. Mit zitternden Lippen rief sie:

„Und wenn ich aufhörte, Christin zu sein?“

„Dann dürste ich sprechen“.

„Nun denn“, rief sie mit halb erstickter Stimme, „so sei es! Allah la Allah, Mahomet“ — —

Er ließ sie nicht vollenden. Mit einem Jubelruf riß er sie an sein Herz. „Nun erst bist Du ganz mein“, rief er, „und kein Geheimniß gibt es mehr zwischen den beiden Moslem. Wisse denn: Ich muß auf mein Schiff und dazu helfen, noch diese Nacht den wahnsinnigen Padiſchah zu entthronen und Prinz Murad an seine Stelle zu setzen. Die Verschwörung ist schon lange im Werke. Ihr galt mein geheimnißvolles Treiben. Fairullah weihte mich ein“.

„Und Minireh?“

„Ist Murads Tochter, von einer Geliebten seiner Knabenjahre, die meiner Mutter Freundin war. Nach ihrem Tode adoptirte Ziplag das Kind. Minireh hält durch ihre Besuche im Harem des Prinzen viele Fäden unseres Planes in Händen; ihr Gatte wird in seiner neuen Würde als Scheik-ul-Islam unsere Entscheidung heiligen. Doch nun muß ich fort, Geliebte! Sterbe ich, so bete zu Allah für meine Seele und bleibe im Harem“.

„Du darfst nicht sterben, Einziger!“

„Kismet“, sagte Mehmet gleichmüthig. „Ich werde den Tod nicht suchen; doch sucht er mich, so gibt es kein Entrinnen. Leb' wohl, Melek!“

Ein Abschiedskuß, indem die getrennten Herzen sich wieder fanden vor neuer Trennung — und Angela war allein. Sie schleppte sich in ihr Schlafgemach zurück und lebte dort von Neuem die letzte Scene durch. Ein Schauer überlief sie bei dem Gedanken an ihren Abfall von der Religion ihrer Kindheit. Wie theuer hatte sie das Geheimniß des Verschwörers bezahlt! Nur wenige Stunden Geduld, und es wäre ihr durch die That-sachen gelöst worden! Aber nein, sie hatte ihn doch beglückt in dem verhängnißvollen Augenblicke. Ihrer Liebe gewiß, begab er sich in die Todesgefahr! Wenn er nicht zurückkehrte? Gewiß, sie wollte seinen letzten Wunsch erfüllen, sich im Harem begraben!

Doch konnte sie es, war ihr Bekenntniß zum Islam nicht eine Lüge? Ja, ja! Sie war sich nie so klar darüber gewesen, wie tief ihr Herz von dem ethischen Gehalte des Christenthums durchdrungen war, als in dieser furchtbaren Stunde. So ehrwürdig ihr viele Lehren des Korans bei näherer Kenntniß derselben erschienen, so widerlich hatte sie doch immer die dort ausgesprochene Herabwürdigung der Frauen zu bloßen Quellen des Sinnesgenußes für den Mann berührt. Wie so viel herrlicher war der Christin Wirken durch Schrift und Tradition vorgezeichnet! Angela hatte bisher immer danach gestrebt, sich dem Ideal liebreicher, durchgeistigter Weiblichkeit nahe zu bringen; sollte sie nun darauf verzichten, sich hinein-

zwängen in die enge, rohe Form, nach welcher der Islam seine Frauen bildet? Es schien ihr unmöglich. — Wenn Mehmet kam, vielleicht gab er ihr großmüthig das Wort zurück, das sie im Wahnsinn gesprochen. Ja, wenn er zurückkam! Er hatte keine Zeit gehabt, ihr zu sagen, wie sich das geheimnißvolle Drama der Nacht abspielen sollte, sie konnte es nur ahnen. Jetzt wogte vielleicht schon um das kaiserliche Palais der wilde Kampf — und in Angelas stille, abgelegene Wohnung drang keine Spur von dem Sturme draußen. Der frühe Tag fand sie nach langen, martervoll durchwachten Stunden so gänzlich erschöpft und kraftlos, daß sie auf dem Teppich ihres Zimmers in tiefen, ohnmachtgleichen Schlaf sank.

Neunzehntes Kapitel.

Es mochte um die zehnte Morgenstunde sein, als an Angelas Thür gepocht wurde. Da sie nicht antwortete, wurde dieselbe geöffnet und Ziplag Hanum und Minireh traten in's Zimmer. Sie weckten die Schläferin, und die alte Hanum rief ihr zu:

„Minireh bringt gute Botschaft. Sultan Murad, den Allah segnen möge, hat den Thron bestiegen. Seine Freunde haben ohne Blutvergießen gesiegt“.

„Und Mehmet lebt, ist unverletzt?“

„Woher wußtest Du, daß er Gefahr lief?“

Angela schwieg. Sie wollte nicht sagen, um welchen Preis sie Mehmet's Vertrauen erkaufte. Die Alte aber verlangte Antwort.

„Unmöglich kann er Dir verrathen haben, wohin er ging. Hatte doch auch er geschworen, das Geheimniß keinem Giaur zu verrathen“.

„Mutter“, sagte jetzt Minireh, die bisher geschwiegen und Angela nur scharf beobachtet hatte. „Ich weiß von meinem Gatten, der am frühen Morgen vom Seraskierat in seinen Konak zurückgekehrt, nachdem er meines Vaters Verherrlichung vor allem Volke beigewohnt, daß Mehmet keinen Verrath begangen. Dein Sohn hat Hairullah erzählt, daß die Franghi keine Giaur mehr ist. Sie bekannte sich in dieser Nacht zum Propheten, und Mehmet durfte ihr Alles sagen“.

„Spricht Minireh die Wahrheit?“ fragte die Alte.

„Ja!“ hauchte Angela.

„So sei gesegnet! Heil ist Dir widerfahren, daß Du eine der Unfern geworden. Ich will gut mit Dir sein, nun da ich Dir zu gebieten habe. Du sollst diesen Nachmittag mit mir durch die Straßen Stambul's fahren, die Freude des Volks zu sehen. Sorge nicht um Taschmack und Feridjeh; meine Schränke enthalten die schönsten in reichem Vorrath. Für einen schwarzen Wächter zu Deinem Dienst soll gesorgt werden. Auch will ich nach dem Imam senden, daß er Dir das Leben des Propheten lese“.

Angela entschuldigte sich mit Unwohlsein und erlangte so das Recht, allein in ihren Zimmern zu bleiben. Ihr schwindelte; denn sie sah, Mehmet

hatte ihre Worte im strengsten Ernst genommen und werde sie schwerlich in Vergessenheit begraben wollen. Zugleich wurden ihr jetzt erst alle äußeren Consequenzen ihres Uebertritts klar, Ziplag hatte sie ihr ja deutlich genug vorgehalten.

Als Mehmet gegen Abend einige Augenblicke in seiner Wohnung vorschritt, empfing ihn sein Weib nicht mit ungetrübtem Jubel über seine Rettung; die Gefahr war ja gering gewesen und Angela dachte noch an Anderes, als an sie.

Ihränen zitterten in ihrer Stimme, als sie ihn leise frug, ob er ihren Uebertritt als unwiderrüflich betrachte.

„Ohne Zweifel,“ entgegnete Mehmet fest und fast rauh. „Keine Macht der Erde kann Dein Bekenntniß zu Allah und dem Propheten ungesprochen machen. Wolltest Du es widerrufen, so würde ich selbst gegen Dich zeugen vor dem Rathe der Ulema, und möchte ich Dich eher, als Abtrünnige vom Islam, der Todesstrafe verfallen sehen, als Dir gestatten, zu den Giaurs zurückzukehren.“

Er hatte mit schonungsloser Härte seine Ansicht ausgesprochen; Angela war wie vernichtet, denn sie begriff, daß sein Fanatismus größer sei, als seine Liebe zu ihr. Sie hatte sich in einer Falle gefangen, und er hielt sie darin fest, ließ sie nicht mehr entschlüpfen, das konnte sie ihm nicht vergeben, wie er ihr die Reue über ihre That nicht vergab.

Mehmet deutete Angela in kurzen Worten an, daß er von ihr vollständige Fügsamkeit in die Gebräuche des Islam verlange und bestätigte Alles, was Ziplag Hanum ihr von Präventivmaßregeln in Aussicht gestellt. Er erlaubte ihr indessen, in ihren eigenen Zimmern zu speisen und den früheren Beschäftigungen nachzugehen; sonst war er froh, sie von seiner Mutter bewacht zu wissen, da er selbst wenig zu Hause sein konnte, denn er stand bei Murad in hoher Gunst und war persönlicher Adjutant des Großherrn und Pascha geworden.

Ja, Ziplag Hanum berichtete Angela sogar, der Sultan habe Mehmet's Heirath mit seiner Schwester wieder in Vorschlag gebracht, da Abdileh inzwischen Wittve geworden und bedaure, daß sein Freund sich gebunden habe. Die Sultana könne aber unmöglich eine Frau neben sich dulden.

„Und ich dulde auch keine neben mir“, rief Angela stolz, „wäre sie selbst eine Sultana. Mehmet gehört durch einen Schwur mir allein.“

Ziplag erschraf. Sie hatte gehofft, ihren Sohn nach und nach von Angela zu lösen, deren Ursprung und Wesen ihr immer noch ein Greuel waren. Sie berieth mit Minireh.

„Réné“, rief diese, „wo sind Deine Gedanken? Wenn Mehmet sich von der Franghi scheidet, ist er frei. Sein Eid verbietet ihm doch nicht, die Koranscheidungsformel zu sprechen?“

„Du hast, wie immer, Recht, Cujum“, entgegnete die entzückte Alte. „Laß uns Mittel finden, Mehmet gegen das Weib aufzubringen, daß er im Zorn sich von ihr scheidet.“

Wäre Mehmet's Neigung zu Angela nicht fest gegründet gewesen, die Verleumdungen und Heterereien, verbunden mit dem Groll, den er gegen sie wegen ihrer Trauer und schmerzlichen Resignation empfand, hätten vielleicht ihr Ziel nicht verfehlt. Doch selbst als Angela sich beharrlich weigerte, auf Verlangen seiner Mutter sich gleich andern türkischen Weibern nach Serai Bournou in den Kiosk zu begeben, wo der Mantel des Propheten einige Tage zur Anbetung ausgestellt war und dort das Aufhören ihrer Kinderlosigkeit zu erbeten, bezwang Mehmet seine innere Wuth über diesen Widerstand, der, wie er sich einbildete, seinen höchsten Wunsch vereitelte, wenigstens so weit, daß er nicht versuchte, Angela's Nachgiebigkeit zu erzwingen. Aber er trug ihr die Weigerung nach, und seine einstige Zärtlichkeit gegen sie verwandelte sich mehr und mehr in die launenhafte Rücksichtslosigkeit eines Despoten.

Wenige Wochen nur dauerte die Herrlichkeit Murad's, die einflußreiche Stellung Minireh's und Mehmet's am Hofe. Als Hairullah, von zwingenden politischen Rücksichten bewogen, die Absetzung des Sultans decretirte, den er selbst auf dem Throne besetzt, da riß sich sein stolzes Weib von ihm los und floh mit ihrem Kinde zum Bruder, der, gleich ihr, sich feindlich von Hairullah abwandte. In Mehmet's Hause suchte Minireh Angela zu demüthigen, ihr das Leben zu verleiden, sie aus des Paschas Herzen ganz zu verdrängen. Angela setzte ihr kaum Widerstand entgegen. Eine dumpfe Gleichgiltigkeit war über sie gekommen, ein Verzweifeln am Leben und an sich selbst. Wie Mehmet sich von ihr wandte, so wandte sie sich von ihm, oft erschreckend über die Gleichgiltigkeit, die sie jetzt für den Mann empfand, der ihr einst Alles gewesen.

Selbst als Mehmet zu seiner Freude den ihn immer enger umziehenden Fäden häuslicher Intriguen durch eine militärische Sendung nach Serbien entrißen wurde, machte dies auf Angela wenig Eindruck. Wol brachte seine Entfernung sie in traurigere Abhängigkeit von Ziplag Hanum und Minireh, doch deren Quälereien prallten an ihrer kühlen Berachtung ab; der herrische Druck Mehmet's, sein roher Anspruch an ihre Liebe, sein Argwohn aber hatten schwer auf ihr gelastet.

Zwanzigstes Kapitel.

Die kurze, schwüle Pause, welche zwischen der Beendigung des serbischen und dem Anfange des russischen Krieges lag, mußte Mehmet, sehr gegen seinen Wunsch und Willen, dazu anwenden, seine finanziellen Verhältnisse zu regeln. Der Bankerott der Türkei hatte auf sein Vermögen, wie auf das unzähliger seiner Landsleute, verhängnißvoll eingewirkt; bei der fortdauernden Krise wurden Veränderungen im Budget seines Hauses nothwendig, und die üppige Verschwendung, welche noch vor wenigen Jahren seinen Haushalt gekennzeichnet hatte, machte nach und nach fühlbarer Einschränkung Platz. Für Mehmet selbst war dieser Glückswechsel am wenigsten empfindlich; denn

gleich beim Beginn des Kampfes um das Dasein der Türkei wurde er dem Generalstabe Suleiman Paschas attachirt und lebte im Felde so einfach und bedürfnislos, wie der geringste Soldat. Sein Harem aber litt schwer unter der Geldklemme, und Ziplag und Minireh glaubten fast verzweifeln zu müssen, als ihr gewohnter Luxus von ihnen abfiel wie Spreu und sie mit der Sorge des Lebens den Kampf aufnehmen mußten.

Angela dagegen empfand das Schwinden der sie umgebenden Leppigkeit als Entlastung von einem Druck. Was lag ihr an dem Plunder, der ihr Schränke und Kasten füllte? Ein kostbarer Schmuckgegenstand nach dem andern wanderte in den Juwelenbazar in Stambul, und sein Erlös half den Haushalt weiterzuführen. Längst waren Wagen und Pferde abgeschafft, der schwarze Haremwächter verkauft, die Zahl der Sclavinnen vermindert. Mehmet war nicht da, Angelas Fuß an Ketten zu legen, seine Mutter und Schwester kümmerten sich scheinbar nicht mehr um sie. Da war es ihr denn leicht, wenn sie den gemeinsamen, dürftigen Mahlzeiten im Harem mit Selbstüberwindung beigewohnt, sich in ihren dunkeln Feridjeh zu hüllen und, das Gesicht in den Falten des dichten Taschmaak verborgen, den Konak zu Fuße zu verlassen, um sich in das Gedränge auf den Straßen Stambuls zu mischen, die Vorgänge des in dieser Zeit so unendlich reichen öffentlichen Lebens zu beobachten und helfend mit einzugreifen, wo es Noth that.

Ein neuer Geist war über Angela gekommen; die ungeheuere Noth des Volkes, die Schrecken der mangelhaften Hospitalpflege der Verwundeten machten auf ihr mitleidiges Gemüth den tiefsten Eindruck. So weit es ihre Stellung, ihre Mittel erlaubten, half sie, das allgemeine Elend zu lindern; im türkischen Frauencomité war sie die eifrigste Sammlerin und Arbeiterin, in den Hütten der Armen und Kranken ein Engel des Trostes. Es kam der furchtbare Winter 1877—78, in welchem Hunderttausende halbnackter, verhungerner Flüchtlinge aus den Provinzen nach Constantinopel zogen, in dem der Jammerschrei aus der Türkenhauptstadt gellend durch die ganze Welt schallte, überall an erbarmende Herzen pochend.

Da gab Angela ein Haus in Stambul, das letzte, was ihr von ihrer reichen Morgengabe geblieben, zum Hospital her für die elenden, erstarrten Weiber und Kinder, die man in strenger Winterkälte aus den Eisenbahnwagen auslud und, meist nur zum Sterben, in dies Asyl schleppte. Dort fand sie, bei ihren täglichen Besuchen, die Nonnen aus dem Galata-Kloster wieder, bei denen sie vor Jahren gelebt, und so groß war die Macht von Angelas barmherzigem Wirken selbst auf diese fanatischen Gemüther, daß keine der Renegatin ein Wort des Vorwurfs zu sagen wagte. Ja, Eulalie, die als Vorsteherin des Hospitals sich in rastloser Thätigkeit erschöpfte, schloß sich innig an Angela an.

Nur selten empfing Angela Briefe von Mehmet, der, immer von seinem treuen Diener Ahmet begleitet, mit Suleiman Pascha alle Kriegsabenteuer theilte, obwohl er sich fast immer in Opposition mit seinem Feldherrn

befand. Jetzt gerade war die Nachricht von der Zerspaltung der Armee Suleimans bei Philippopol gekommen und Angela mußte sich Mehmet vorstellen auf der Flucht über das Rhodopegebirge, durch Schnee und Eis. Da mochten auch ihm, den sonst seine Stellung im Generalstabe dem Getümmel der Schlacht nicht direct aussetzte, Gefahren drohen. Zum ersten Male empfand sie um Mehmet Sorge und Leid, aber beides war in ihrer Seele wie gedämpft durch den Gedanken an das Kismet, an das Mehmet so fest glaubte, daß der Begriff sich mit seinem Wesen fast identificirte.

Eines Tages hatte Angela ihren Besuch im Frauenhospital beendet, wo sie durch die Nachricht von schwerer Erkrankung Eulalia's betrübt worden war. Sie hatte die Freundin in ihrem Krankenzüßchen besucht und mit Schrecken alle Symptome des Typhus an ihr wahrgenommen. Jetzt trat sie aus dem Hospital, als eben eine elegante Equipage vor demselben hielt, aus der eine junge Dame herausah. Angela hob unwillkürlich den Kopf und mit Eins tönten von den Lippen beider die Namen: Kalliope! Angela!

„Wie kommst Du her? Wir hatten Deine Spur verloren. Steig' in meinen Wagen, ich bitte Dich! Der Diener soll nur dies Paket im Hospital abgeben; ich gehe selbst nicht hinein, der Ansteckung wegen. Der Himmel erbarme sich! So bist Du doch Türkin geworden!“ Sie zog Angela an ihre Seite und setzte ihr mit Fragen zu, daß diese sich kaum zu retten mußte.

„Und bist Du glücklich?“ fragte Kalliope. „Du antwortest nicht. Du bist es nicht. Ach, Arme, mit Deinen idealen Ansprüchen, wie mußte Dich das Leben enttäuschen! Sieh mich an, die Pessimistin! Mir geht es nicht übel. Leonidas versagt mir keinen Wunsch und braucht es auch nicht, denn er macht glänzende Geschäfte. Bisher lieferte er den Türken Lebensmittel, jetzt will er mit den Russen in Verbindung treten. Morgen, mit dem Frühesten geht nach langer Unterbrechung der erste Bahnzug wieder nach Adrianopel; nur Bahnbeamte, einige Geschäftsleute und Aerzte des Croissant Rouge benutzen ihn. Leonidas reist mit. Ich sorge recht um ihn, denn dort soll es noch schrecklich aussehen. Während seiner Abwesenheit gehe ich mit den Kindern zu meinen Eltern, denen es gut geht. Und weißt Du, Antoniadès hat meines Mannes Schwester geheirathet.“

So plauderte Kalliope heiter, während ihr Wagen Niva Serai zurollte, denn sie wollte Angela nach Hause bringen. Am Thore des Konaks schieden sie.

Angela trat in ihre Zimmer, die kahl und dämmerig ihr entgegenstarrten. Verblühte Herrlichkeit umgab sie; spärliche Beleuchtung und Erwärmung machten es ungemüthlich in ihrem Zu Hause. Sie mußte neidvoll an Kalliopes glückliches Loos denken. Spät noch wachte sie; die fleißigen Finger zupften Charpie und rollten Binden, die Gedanken durchmaßten die lange Kette alter Erinnerung.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Angela an der Thür ihres

Schlafzimmers, die zum Selamlık führte, ein leises Klopfen hörte. Aufgeschreckt aus ihrem Sinnen erhob sie sich und näherte sich bange der Thür. Da vernahm sie gedämpfte Worte:

„Herrin, öffne! Ich bin es, Achmet!“

Ein Zittern überfiel sie, daß sie kaum vermochte, den Riegel zurückzuschieben. Da stand Achmet vor ihr, beinahe unkenntlich. Seine zerrissenen, schmutzigen Kleider umhingen in Fetzen die abgemagerte Gestalt; der struppige Bart entstellte sein Gesicht.

„Der Effendi sendet mich zu Dir“, sprach er leise, „er liegt verwundet in Philippopel. Acht Tage bin ich unterwegs gewesen, Dir die Nachricht zu bringen. Jetzt ist meine Kraft dahin“.

Er sank zu Boden und schien nicht mehr sprechen zu können, kam aber nach einiger Zeit wieder zu sich.

„Was wirst Du thun, Herrin?“

„Ich gehe zum Effendi“.

„So nimm mich mit, ich bin wieder stark!“

„Angela stand nachdenklich. „Geh zur Ruhe, Achmet“, sagte sie dann, „ich bedarf Deiner jetzt nicht. Wenn Deine Kräfte wiederhergestellt sind, jo kehre zu Mehmet zurück“.

„Du darfst aber nicht allein fort, Hanum! Wie könntest Du den Weg finden durch das wüste, verheerte Land, wo die Moskows hausen?“

„Sorge nicht um mich, Achmet, ich bin geborgen“.

Als sich der Diener entfernt, nachdem er Angela noch Mehmet's Aufenthalt so genau als möglich beschrieben, begann für diese eine stille, geräuschlose Thätigkeit. Sie suchte die letzten Kostbarkeiten zusammen, die sie besaß, steckte etwas Geld zu sich und wählte unter Mehmet's Waffen einen geladenen Revolver, den sie vorsichtig in ihren breiten Gürtel senkte. Kaum graute der trübe Wintermorgen, so schlüpfte sie durch's Selamlık, an dem verschlafenen Thorhüter vorbei, in's Freie und eilte nach dem Hospital, dessen Thüren Tag und Nacht geöffnet waren, dort ungesehen zur Kammer der schwerkranken Freundin. Eulalie hatte ihre Besinnung wieder gefunden; doch fühlte sie, daß es mit ihr vorbei sei. „Ich erwarte Pater Jérôme“, sagte sie selig lächelnd, „der mir die Sterbesacramente reichen wird. O welches Glück, von ihm hinübergeleitet zu werden auf den Weg in's Paradies! Und dort ihm wieder zu begegnen, und allen Theuren! Nur Dir nicht, Angela, Unselige, Verlorene!“

„Hör' auf!“ rief diese. „Ich kam, Dich um eine letzte Liebe zu bitten. Du kannst, Du mußt sie mir erweisen!“

Sie beugte sich über die Sterbende und flüsterte ihr angstvolle Worte in's Ohr.

„Es sei“, entgegnete ihr matt die Nonne. „Ist's eine Sünde, so wird Er sie mir noch vergeben, wenn ich ihm beichte. Er läßt mich ja nicht von hinnen gehen ohne Absolution“.

Angela schloß die Thür und begann ihre Kleider mit denen der Nonne zu vertauschen, die in einer Ecke lagen. Als sie geendet, drückte sie einen Kuß auf die erkaltenden Lippen der Freundin. „Befehle Dich“, flüsterten diese leise.

Die Eilige hörte nichts mehr. Sie flog mehr als sie ging durch die Corridore, vorbei am Vater Jérôme, der in vollem Ornat, von kerzenträgenden Chorknaben begleitet, durch die Hausthüre trat und der enteilenden Nonne einen halb erkennenden Blick nachsandte, hinüber über den weiten, wüsten Platz, der zwischen dem Hospital und dem Bahnhofe lag, wo schon der Zug bereit stand, der nach Adrianopel abgehen sollte. Vor der Eingangshalle mäsigte Angela ihren Schritt und suchte sich Haltung zu geben; mußte sie ja ihre Rolle als barmherzige Schwester untadelhaft spielen, um sich die Fahrt nach Adrianopel in dem Separatzuge, dem vielleicht für lange Zeit kein zweiter folgte, zu sichern. Auf dem Perron wanderten verschiedene Herren, in Pelze gehüllt, auf und ab; Leonidas und Antonia des Arm in Arm. Nun trat aus dem Wartesaal ein kleiner Mann von unförmlicher Gestalt, den Arm von der Binde des Croissant Rouge umschlungen. Ihm näherte sich Angela, um ihn wegen der Mitfahrt anzusprechen.

Aber kaum hatte sie das erste Wort gesagt, als er froh und doch erschrocken ausrief: „Sie sind es, Angela? Als barmherzige Schwester sehe ich Sie wieder?“

Sie erkannte J'ai Diaz, der, als Arzt beim Croissant Rouge angestellt die Reise nach Adrianopel mitmachte.

Schnell ermutigt rief Angela: „Nehmen Sie mich unter Ihren Schuß! Ich muß nach Adrianopel.“

„Das ist mir schon im Interesse der Krankenpflege nicht unerwünscht. Sendet Sie das Kloster?“

„Ich bin keine Nonne, Freund, ich bin Mehmet Paschas Weib und will zu ihm, dem Schwerverwundeten, nach Philippopol. Die Verkleidung soll mir dies ermöglichen.“

Der Arzt war zusammengezuckt, als Angela ihres Gatten erwähnte. „Also doch!“ flüsterte er traurig. Dann aber raffte er sich auf und rief:

„Folgen Sie mir! Ich werde Sie dem Eisenbahndirector als eine Krankenpflegerin vorstellen, die mich in die Hospitäler begleitet.“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verhältnißmäßig sicher und unangefochten, wenn auch unter mancherlei Entbehrungen und Drangsalen, hatte Angela, unter dem Schutze ihres Freundes Diaz, die Reise nach Adrianopel und weiter nach Philippopol zurückgelegt und Mehmet gefunden. In einer elenden bulgarischen Hütte lag er auf faulendem Stroh; russische Aerzte hatten bisher sein Leben erhalten, ohne doch den Tod verschrecken zu können. Sein Rang sicherte ihm höhere Rücksichten, hatte ihn aber nicht vor der grausamen Behandlung

zu schützen vermocht, die ihm marodirende Bulgaren auf dem Schlachtfelde angethan, dem schwer in der Brust Verwundeten hatten sie die linke Hand abgehauen und waren im Begriff gewesen, ihm auch die rechte zu rauben, als russische Krankenträger den Unglücklichen von seinen Peinigern befreiten und in eine Ambulanz trugen, in der ihn später Achmet aufspürte. Sein diesem gegebener Auftrag mochte das letzte Wort gewesen sein, welches er mit Bewußtsein gesprochen hatte, seitdem lag er im Delirium oder in dumpfer Betäubung, und als Angela an sein Bett trat, kannte er sie nicht. Diaz erreichte durch Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Hilfsquellen, daß Mehmet's äußere Lage verbessert wurde; Angela wich nicht von dem Schmerzenslager ihres Gatten.

Trotz aller ärztlichen Sorge und Pflege verschlechterte sich Mehmet's Zustand mehr und mehr; seit vierundzwanzig Stunden hatte er besinnungslos dagelegen, mechanisch die ihm eingeflößte Nahrung geschluckt, bewegungslos die Verbände erneuern lassen.

Da trat, zu Angelas Erstaunen, Achmet ins Zimmer. Er hatte den weiten Weg von Stambul nach Philippopol unter mancherlei Fährlichkeiten gemacht, um wieder bei seinem Herrn zu sein; war sogar schon am Morgen von Angelas Abreise fortgewandert, ohne Ziplag und Minireh, die er haßte, nur zu sehen. Jetzt übergab er Angela einen Brief an ihren Gatten, den eben vor der Thür ein türkischer Briefträger ihm eingehändigt.

„Dies ihn“, sagte der treue Mensch, „da der Effendi es nicht kann“.

Angela öffnete das Blatt. Es war ein Schreiben Ziplags an ihren Sohn, worin sie ihm sagte, daß seine Frau, nachdem sie in der letzten Zeit schon Tag für Tag das Haus verlassen, um in der Stadt herumzustrreifen; endlich in einer Nacht entwichen sei auf Nimmerwiederkehr.

„Jetzt bist Du frei“, fügte sie bei, „man sagt, Du seist verwundet; doch wenn Allah Dich beschützt, wirst Du bald Minireh, die von ihrem Gatten geschieden ist, heimführen können. Zushallah!“

Bald darauf war Diaz gekommen, hatte den Kopf geschüttelt und zu Angela gesagt:

„Wir wollen sein Haupt höher betten. Halten Sie es gegen Ihre Brust gedrückt, während Achmet und ich den Körper anders legen“.

„Gleich“, antwortete Angela. „Ich will nur erst die Schußwaffe, die ich bei mir trage, fortlegen, damit sein Kopf nicht daran stößt“. Und sie zog den kleinen Revolver aus den Falten ihres Nonnengewandes und legte ihn auf den Tisch am Kopfsende des Bettes, unter Flaschen und Verbandstücke. Dann half sie Tsai.

Als der Verwundete neu verbunden und in bequemer Lage ausgestreckt worden war, sagte Tsai zu Angela, die sich auf einen Schemel zu Füßen des Bettes gesetzt hatte:

„Wie gern möchte ich Ihrer aufopfernden Liebe, oder Ihrer Pflicht-treue — — — was es nun auch sei — die schönste Belohnung gewährt

sehen, seine Genesung! Aber ich fürchte, Sie dürfen sich über des Paschas Zustand nicht allzuvielen Hoffnungen machen“.

„Ich mache mir keine“, erwiderte Angela mit bebender Stimme. „Aber ehe das Ende kommt, wollte ich, er könnte mich erkennen, sehen, daß ich gekommen bin“.

„Er wird vielleicht noch für einige Minuten zum Bewußtsein erwachen ehe es mit ihm vorbei ist. Haben Sie schon bedacht, was aus Ihnen werden soll, nachher?“

„Ich will versuchen, aus dem Schein Wahrheit zu machen“, sagte Angela, auf ihre dunkle Tracht schauend, „und dazu beitragen, die Leiden der Menschheit zu lindern. Vielleicht gelingt es mir in solchem Wirken, mich ganz von mir selbst zu lösen, eignes Leid zu vernichten durch Mitleid für Andere“.

„Gewiß“, sagte Isai, „ist solch eine indirecte Steuer an's Geschick, das nun einmal Schmerzenstribut verlangt, weniger schwer zu zahlen, als eine directe. Aber Sie haben wol genug gelitten. Kann denn Ihr Loos nicht noch ein glückliches werden? Haben Sie Niemand auf der Welt, der Sie in's Leben zurückführen könnte mit sanfter Hand, der Ihren Geist, wenn nicht Ihr Herz, zu neuem Aufschwung zu entflammen vermöchte? Denken Sie an die erhabene Gedankenwelt, die wir einst gemeinsam durchschritten. Das höchste Glück liegt im reinen Denken. — Sie werden es wieder genießen!“

„Das ist vorbei. Mein Geist ist gelähmt. Ich bin müde, mein Freund, wie ein Kind, das zur Ruhe möchte. Nach dem Gräßlichen, was ich durchlebt, bleibt mir keine Fähigkeit zum Glück. Ich suche Gott und kann ihn nicht mehr sehen vor Schlachtengraus, nicht mehr hören vor dem Jammergeheul der elenden Menschheit. Wo ist er?“

„In unserer Brust“, sagte Isai. „Das ewige Mitleid unseres Herzens ist göttliche Offenbarung. Sie mehr als Andere sind damit begnadet. Im Leben ist Gott, glauben Sie es mir“.

Er beugte sich leise über ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Da tönte vom Lager des Sterbenden ein jäher, gurgelnder Aufschrei. Entsetzt wendeten Angela und Isai die Blicke auf Mehmet, der sich auf seinem Lager aufgerichtet und mit starren, blutunterlaufenen Augen auf sein Weib schaute, während die ganze Schwere seines Körpers auf dem verbundenen Armstumpf ruhte. Die Rechte irrte krampfhaft auf dem Tisch vor seinem Bette umher, jetzt ergriff sie die Waffe, jetzt richtete sie deren Mündung auf Angela, und ehe der erschreckte Isai seine Freundin von ihrem Platze aufgerissen, entlud sich der Schuß in ihre Brust.

„Treuloße“, röchelte Mehmet, als er zurückauf auf sein Bett — eine Leiche. —

Angela lag, von Blut überströmt, in Isais Armen. Er suchte ihren brechenden Blick. Sie flüsterte leise:

„Es ist gut so. O, ich fühle es: Gott ist auch im Tode“.



Charles Sealsfield*).

Von

Fr. Hemmann.

— Herrliberg. —

Cunzweifelhaft mündet eine Flasche Rheinwein dem Kenner selbst dann, wenn sie ihm mit unrichtiger Etikette vorgelegt worden ist. Da aber noch lange nicht alle Leute, welche einen Korkzieher besitzen, schon aus diesem Grunde Weinkenner sind, so ist es keineswegs ausgemacht, daß der Name Nichts zur Sache thut. „Ich kenne Personen“, sagte Sealsfield eines Tages zu mir, indem er höhnisch seinen Mund verzog, „Personen, welche den gemeinsten Wein nicht kosten könnten, ohne entzückt die Augen zu verdrehen, sobald die Flasche als Johannisberger etikettirt ist, Andere, welche beim Anhören einer Symphonie vor Langeweile den Kiefer ausrenken möchten, erfinden ganz neue Interjectionen der Bewunderung und des Hingerissenseins bloß deshalb, weil sie auf dem Concertzettel gelesen haben, daß das Tonstück von Beethoven componirt ist“. Ob der scharfzantige Mann mit solchen Bemerkungen nur die untrügliche Ueberlegenheit seiner Weinzunge geltend machen wollte, welche in der That von jeder Namengebung unabhängig war, oder ob es ihm Vergnügen machte, seine grenzenlose Verachtung aller Musik, für die ihm der Sinn absolut fehlte, auch in dieser Form auszusprechen, kann man auf sich beruhen lassen. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß wenigstens bei ihm der Name, den er selber trug, von wesentlichem Einfluß auf sein Leben war und so ganz gleichgiltig, wie er über Titel und Aufschriften urtheilte, ist die Bezeichnung

*) Die folgenden Mittheilungen über Sealsfield aus der Feder des Vertrauten seiner letzten Lebensjahre, des Herrn Pfarrers Hemmann in Herrliberg am Zürichsee, waren längst in unserem Besitz, als die materialreiche Schrift: „Sealsfield-Postil. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie. Herausgegeben von Victor Hamburger. Wien, 1879. L. Kosner“ erschien.

seines Reisepasses „Charles Sealsfield, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ in seinen Augen und in denjenigen seiner nähern Bekannten niemals gewesen.

Nach dem übereinstimmenden Urtheil Aller, die Etwas von der Sache verstehen, ist es, abgesehen vom Theater, wo solche Dinge häufig vorkommen, äußerst schwierig, die Rolle eines Doppelgängers so zu spielen, daß eine einzige Person als zwei erscheint und von Jedermann anerkannt werden muß. Ist aber dieser seltene Fall einmal eingetreten, so möchte es fast noch schwieriger sein, ohne allerlei Verdrießlichkeiten aus der Zweifelt wieder in die Einheit zurückzuschlüpfen. Das erste Kunststück ist vollkommen dem Manne gelungen, der in Oesterreich bloß ein unglücklicher Klostermusikant und Stiftsherr von untrüglicher Weinzunge war, in Amerika aber ein weltumfassender Republikaner von durchgreifendstem Charakter, der die Musik gründlich verachtete. An der zweiten Aufgabe, die beiden entgegengesetzten Bilder seines Lebens zur versöhnenden Einheit zusammenzubringen, hat er sich mit dem ganzen Aufwand seiner Geisteskraft innerlich abgearbeitet, ohne jedoch zum Ziel zu gelangen, und die Nichtbefriedigung der erfolglosen Mühe, in deren innerster Noth er freilich auch seinen besten Freunden keinen Einblick gestatten wollte, ist als der eigentliche Grund seiner Schärfe und Bitterkeit im Umgange anzusehen. Hat er die Lösung dieser Aufgabe selbst nicht zu Stande gebracht, so bleibt sie denen überlassen, die ihn beobachtet und gefannt haben,

Es war ein eigenthümlicher Leichenzug, welcher sich am 29. Mai des Jahres 1864, Nachmittags 2 Uhr, vom Hause „unter den Tannen“ in Solothurn nach dem idyllisch gelegenen Friedhof der Kirche von St. Niklaus bewegte. In den meisten kleinern Schweizerstädten besteht bei Leichenbegängnissen die hergebrachte Sitte, daß sich die Verwandten des Verstorbenen als die „Leidtragenden“ vor dem Trauerhause aufstellen, während die Träger oder, wo ein Todtenwagen in Gebrauch ist, die bestellten Leute den Sarg auf die Straße hinaustragen. Dann zieht die Menge, welche die Leiche begleiten will, an der Reihe der Leidtragenden vorbei, einem Jeden als Zeichen der Theilnahme die Hand bietend. Erst wenn diese etwas umständliche „Leidabnahme“ stattgefunden hat, setzt sich der Zug in Bewegung. Als Sealsfield, der am Donnerstag den 26. Mai, Morgens 7 1/2 Uhr, gestorben war, am darauffolgenden Sonntag begraben wurde, fand sich Niemand, der zur Entgegennahme der herkömmlichen Theilnahmebezeugungen in das Leid stehen wollte, bis endlich der Verfasser dieser Zeilen nebst einigen Freunden in die Lücke traten. Seit Chamisso seinen Peter Schlemihl gedichtet hat, ist ein Mensch, der keinen Schatten mehr hat, immer etwas Unheimliches gewesen, und der unerschöpfliche Geldbeutel, über den er verfügt, vermehrt nur noch das Grauen, welches seine Person Jedem einflößt, der mit ihm an die Sonne tritt. Am unerträglichsten wird dem Schweizer, der sich nicht einmal sein eigenes Schweizerbürgerrecht ohne Ursprungsschein eines bestimmten Ortes denken kann, eine Person ohne Heimath und Verwandte

sein, ein Mann, der freilich den Allgemeinbegriff eines Vaterlandes für sich in Anspruch nimmt, ja mit einer gewissen Ostentation vor sich herträgt, dagegen aber nicht nur keinen bestimmten Punkt darbietet, wo das persönliche Interesse auf seine hundert Fragen Auskunft erhält, sondern noch mit leicht zu erkennender Absichtlichkeit die feinsten Spürnasen auf falsche Fährten zu locken versteht. An einem solchen Mann ist Alles bedenklich, die Geldmittel, die ihm in Kanälen zufließen, über welche sogar der Briefträger keine vollständige Auskunft zu geben weiß, der halb verklungene Schriftstellerruhm, mit welchem überhaupt die große Mehrheit der wackersten Staatsbürger so wenig vertraut ist, daß die bedeutendsten einheimischen Autoren erst auf dem Umweg über Berlin und Leipzig zu Hause einigermaßen bekannt werden, und nicht ganz ungebildete Leute, unter deren Dache Sealsfield in der Zeit seiner größten Berühmtheit Jahre lang gewohnt, an deren Tisch er gespeist hat, sich heute noch darüber ärgern, daß sie damals von seiner schriftstellerischen Bedeutung nichts gewußt haben, der große Blick des Unbekannten, der seinerseits, jeder Neugierde abhold, von der Würdigung kleinlicher Verhältnisse vollständig absieht und zuweilen, wie mit Siebenmeilensstiefeln, über Krähwinkel und Dingsda nach der andern Halbkugel der Erde ausgreift. Im Grunde ist dieses warme Interesse für das Persönliche und Heimatlliche ein sehr ehrenwerther Zug, mit dessen Erhaltung die Möglichkeit zusammenhängt, aus tausend lebenskräftigen Wurzeln Saft und Trieb zu saugen. In unserm Fall aber war er die Hauptursache, daß die wohlmeinendsten Personen, die sich dem räthselhaften Fremdlinge näherten, sich nach kurzem Verkehre wieder von ihm zurückzogen und ihn nur noch von ferne mit unheimlicher Empfindung beobachteten. In dieser Schweite entstand eine Menge von Gerüchten, die der eine dem andern zutrug. Einer seiner besten Freunde, den Sealsfield noch in den letzten Jahren seines Lebens durch mich ersuchen ließ, ihm in Brugg ein Haus zu kaufen, um den ihm nicht mehr zusagenden Aufenthalt in Solothurn mit einem angenehmern vertauschen zu können, versicherte mir vor Kurzem, Sealsfield sei an einem Freitag nie ausgegangen. Da er die Gewohnheit hatte, mitten in der Nacht aufzustehen und Stunden lang in raschem Schritte auf und abzugehen, so zerbrachen sich die übrigen Hausbewohner den Kopf über den Grund dieser nächtlichen Spaziergänge und gelangten bald zu den erfreulichsten Andeutungen. Wer nicht schlafen kann, muß von irgend einem Dämon geübelt worden sein. Vielleicht waren es die klirrenden Ketten oder die Seufzer auf einander geschichteter Neger, welche er als Sklavenhändler durch die englischen Wachtschiffe geschmuggelt hatte, vielleicht die Verwünschungen einer geknebelten Schiffsmannschaft, welche er als Pirat überfallen.

Auf der andern Seite weckt eine solche Erscheinung in den schärfer Blickenden ein inniges Gefühl des Mitleidens, welches jene scheue, an leeren Vermuthungen fruchtbare Neugierde entschieden überwiegt, weil es von der Wahrnehmung hervorgebracht wird, wie tief die Seelenleiden sind, die der

Unbegriffene dem Blick der geschwägigen Welt zu entziehen sucht. Der Verfasser dieser Darstellung darf wohl sagen, daß dieses Mitgefühl, womit er als Knabe das unglückliche Schicksal des guten Schlemihl verfolgte, ihn schon im Umgang mit dem lebenden Sealsfield stärker bewegt hat, als der Reiz des Geheimnisses; daß es ihn trieb, in den letzten Tagen des Erkranken, wo es galt, abwechselnd mit einem Gefährten ganze Nächte einzig an der Seite des Sterbenden zuzubringen, dem dringenden Rufe um Beistand Folge zu leisten, obwohl ihn ängstliche Verwandte mit Hindeutung auf die geladene Doppelflinte, die stets am Kopfende von Sealsfields Lager an der Wand lehnte, und nach der er mitunter griff, wie um sich zu überzeugen, ob sie noch da sei, davon abzuhalten suchten. Am stärksten aber regte sich das Mitleid in ihm, als er an seinem Sarge stand und die Hand bieten mußte für einen Todten, den im Leben Niemand in der weiten Welt sein eigen nennen wollte.

Das Leichengeleite bewegte sich vom Wohnhause, ohne die eigentliche Stadt zu durchschreiten, nach dem nicht fernem Kirchlein von St. Miklaus, unterwegs begrüßt von den Glockentönen mehrerer Klöster, welche auf dieser Seite der Stadt in kleinen Zwischenräumen auf einander folgen. Ihr schwächliches Gebimmel, vor Kurzem noch die Ursache manches Mißbehagens des in sein Haus gebannten Dichters, sollte nun dem Todten als einem vermeintlichen Reformirten ein freundliches Zeichen und Ehrenbezeugung sein. Wer den engen Gesichtskreis der Leute kennt, welche den Glockenstrang in der Hand haben, muß ihnen in der That diesen Beweis von Anstand hoch anrechnen, und Mancher, der über Sealsfield selbst Nichts zu sagen mußte, hob doch unterwegs diese weitgehende Toleranz hervor. Auch hatte Niemand Etwas dagegen einzumenden, als der Verfasser dieser Mittheilungen, obwohl reformirter Pfarrer, sofort nach der Bestattung das Innere der katholischen Kirche betrat und auf die Kanzel stieg, um vor dem nachfolgenden Leichengeleite die übliche Gedächtnis- und Dankrede zu halten. Da sich sonst Niemand dazu gemeldet hatte, alle Welt vielmehr annahm, der Verstorbene sei schon wegen der Abendmahlsfeier, die er von mir verlangt und in seinem Zimmer mit mir begangen hatte, ein Glied der reformirten Kirche, so mußte ich auch diese Verrichtung übernehmen, obwohl schon damals fest überzeugt, daß Sealsfield im gewöhnlichen Sinne des Wortes dieser Kirche niemals angehört hat. Ich betrachtete diesen letzten Dienst als eine selbstverständliche Freundschaft, welche ich ohne jedes Weiwerk in Tracht und Function übernahm, wie ja auch des Lebenden Umgang mit mir und sein hartnäckiges Drängen zur Privatcommunion viel eher auf persönlichen als auf amtlichen Beweggründen beruhen mochte. Sealsfield hat mich darüber nicht im Zweifel gelassen, als ich ihm bei Gelegenheit seiner Gabe für den Bau der reformirten Kirche, die er bei der Abfassung seines Testaments verdoppelte, ohne Umfchweife den alten Stephy in die Erinnerung rief, der in dem Roman „die große Tour“ den collectirenden Apotheker-Bischof so grausam antrennen läßt. „Sie wissen nicht einmal“, sagte er zu mir, etwas betroffen von meiner Kühnheit, über

die ich selbst erschraf, „wie ein solcher oxfordfarbiger Rock aussieht, von den silbernen Schnallen nicht einmal zu reden. Wäre Ihr Kragen“, hier faßte er mich mit Daumen und Zeigefinger an meinem nicht ganz kanonischen Rücklein, „nur halb so steif wie der von Mister Wainscott, so hätten wir uns gar nie gesehen“.

Bei dieser Gelegenheit sei mir die Bemerkung erlaubt, daß die Bestattung auf dem genannten Kirchhofe nicht direct von Sealsfield gewünscht worden war, sich dagegen aus seinen Anordnungen, welche den Grabstein betrafen, mittelbar ergab. Einen solchen hatte er allerdings mit genauer Angabe der Form, des Preises und des Steinhauermeisters, der ihn verfertigen sollte, mir gegenüber verlangt. Nun aber bestand seit einer Zeit, in welcher aus irgend einer politischen Fortschrittsbewegung demokratische Blasen aufgestiegen waren, ein Verbot, in den Friedhöfen der Stadt die Gräber mit Denksteinen zu schmücken, weil, wie man damals noch immer dieses demokratische Recept mit bemerkenswerthem Eifer erörterte, eine solche Sitte gegen die Gleichheit aller Menschen im Tode verstoße. Wollte man den Willen des Verstorbenen ehren, so mußte ein Friedhof in der Nähe der Stadt gewählt werden, wo kein solches Verbot bestand. Dies war der einzige Grund der Bestattung in St. Niklaus.

Ich kann hier einige unrichtige Angaben nicht übergehen, welche sich in dem von Alfred Meißner veröffentlichten, der nachgelassenen Erzählung „Die Grabesschuld“ vorangeschickten Lebensbilde Sealsfields finden. Dort wird behauptet, Sealsfield habe verordnet, über seinem Namen sollten ein C und S in lateinischer Cursivschrift so auf den Grabstein gestellt werden, daß das Ganze ein P ergäbe; es sollte nämlich das C, mit seiner Wölbung auf dem S liegend, dieses umschlingen. Meißner bemerkt, dies sei nicht ganz treu ausgeführt worden, weil C und P nebeneinander stehen. Alle diese Berichte sind erfunden. Die Sache verhält sich vielmehr so, wie ich sie in Nummer 36 der „Gegenwart“ von 1878 Nr. 36 mitgetheilt habe, und dieser letztern Darstellung kann schon deshalb keine andere entgegengesetzt werden, weil die ganze für die Erben nicht unerhebliche Andeutung seines wahren Namens überhaupt nur durch mich zu ihrer Kenntniß gelangt ist. Weitere von Meißner auf seinem Gang durch Solothurn und Umgegend zusammengeraffte Nachrichten sind ebenfalls nicht frei von Angaben, welche die befragten Personen aus der Luft gegriffen haben. Ein Herr Zeltner, Kaufmann aus Amerika, mit dem Sealsfield in Solothurn ausschließlich verkehrt und der nach dem Tode seines Freundes sofort die Reise über das Meer angetreten haben soll, hat niemals existirt. Auch brachte Sealsfield nicht zehn, sondern nur sechs Jahre „unter den Tannen“ in Solothurn zu, nämlich vom Winter 1858—59 bis zu seinem Tode 1864. Unrichtig ist deshalb das angegebene Datum von 1853 für seine Ueberfiedlung nach Solothurn, sowie die Behauptung, daß er 1859 zum dritten Mal nach Amerika gereist sei. In diesem Jahre traf er gerade seine ersten Einrichtungen im neu erworbenen Besitzthum zu

Solothurn, das übrigens durchaus kein Bauergut war. Von da an hat er seinen Wohnort nur ein einziges Mal auf wenige Wochen verlassen, um in Schwalbach eine Kur zu gebrauchen. Zahllos sind die Unrichtigkeiten einer früheren Broschüre, auf welcher das im Uebrigen gut geschriebene Meißnerische Werklein theilweise beruht. Es würde mich jedoch zu weit führen, auf diese Fabeln von großen Papierrollen, Manuscripten neuer Werke „Ost und West“ u. a., vom Suchen eines Sekretärs, an welchen er im Ernste nie gedacht hat, näher einzutreten. Wenn er der Buchhandlung, die seine Werke in Gesamtausgabe übernommen hatte, einen dreibändigen Roman angekündigt hat, der bereits fertig gewesen sei, so mußte auch die andere Annahme wahrhaft sein, daß er das Manuscript verbrannt habe. In meinem in der „Gegenwart“ erschienenen Aufsatz habe ich mich darüber ausgesprochen, warum ich Beides nicht glauben kann. Seit dem Abschluß seines Vertrages mit der Mezlerschen Buchhandlung, dessen mitunterzeichneter Zeuge noch lebt, war Sealsfields Schaffensdrang zugleich mit seiner poetischen Gestaltungskraft in das Stadium des Erlöschens getreten. Der Mißerfolg seiner Gesamtausgabe, verursacht durch die revolutionären Bewegungen in Deutschland und die beginnende Schürzung des Knotens in Nordamerika, hatte ihn außerdem noch entmuthigt; seine im Gespräch hingeworfenen Andeutungen über neue vollendete oder noch unvollendete Schöpfungen sind unsicher, schwankend und widerspruchsvoll. Sie trugen stets das Gepräge der Verlegenheit, wie es einer macht, der sein körperliches und geistiges Unvermögen fühlt und sich zum eigenen Trost wie zur Einschüchterung der Welt, die ihm über den Kopf wachsen möchte, die Miene giebt, er habe noch eine Karte in den Händen, mit welcher alle andern übertrumpft werden. Dies schließt nicht aus, daß er als Correspondent großer Journale, für welche Mitarbeit er bis in die letzten Jahre eine fixe Besoldung bezog, noch immer thätig war. Erst in den Sechziger Jahren hörte auch diese Thätigkeit auf; in den zwei letzten Jahren hat er überhaupt Nichts mehr als ganz kurze Briefe geschrieben und so selten, daß von einem bis zum andern die Tinte im Gefäß austrocknen konnte. Auch gelesen hat er nichts mehr, die spärlichen Bücher, die man ihm zusandte, ließ er unberührt und unaufgeschnitten; was die Zeitungen brachten, erfuhr er nur durch mündliche Mittheilung. Sein Zimmer und sein tägliches Dasein machten den Eindruck, daß Schreiben und Lesen gar nicht mehr vorkommen sollte. Er lebte in vergangenen Zeiten, von dem, was er mit der eigenen Auffassung einer stark entwickelten Sinnlichkeit und mit der schneidenden Schärfe eines selbständigen Nachdenkens gleichsam zum einstigen Wiederkäuen in sich aufgenommen hatte. Daher kam es, daß er ungeachtet der Unterbrechung fast aller Verbindungslinien, auf denen der Mensch seine geistige Nahrung bezieht, immer noch anregend im Gespräch, fruchtbar an frappanten einzelnen Gedanken und schlagfertig in seinen Urtheilen über neue Zeiterscheinungen sein konnte, von denen er nur hörend Kenntniß bekam.

Doch ich kehre von diesen Bemerkungen, zu denen mich unrichtige Mit-

theilungen ferner Stehender veranlaßt haben, zu dem Faden zurück, welchen ich bei Sealsfields Zeichenbegängniß verlassen habe. Indem ich die damals gehaltene Gedächtnißrede durchgehe, muß ich heute noch darüber lächeln, daß sich darin neben dem Versuch, den Unbegriffenen seinen näheren oder ferneren Bekannten menschlich nahe zu bringen, auch eine ziemlich eingehende Charakterisirung seiner Werke vorfindet. Allein Beides hängt im Grunde zusammen. Die durchaus originelle Schreibweise, welche auf keiner Nachahmung beruht, die Tendenz seiner Romane und die Zeichnung ihrer markantesten Charaktere spiegeln sich unverkennbar in seiner Lebensweise wieder und die seltene Mischung von demokratischer und aristokratischer Gesinnung, dieser Widerspruch zwischen seiner politischen Ueberzeugung und seinen persönlichen Neigungen, der ihn während des amerikanischen SeceSSIONSkrieges auf die Folter spannte, zieht sich durch alle seine Werke. Auch die eigenthümliche, fast dämonische Gluth seiner Phantasie in Natur- und Menschenschilderung, welche in dem, der sie hegt, von der Empfindung begleitet sein muß, daß sein Geist farbigerer Bilder zurückwirft, als der aller übrigen Menschen, weshalb ihn diese nicht einmal verstehen könnten, macht es erklärlich, daß er sich mit dem Umgang Weniger begnügte. Ohne die spätere Enthüllung seiner persönlichen Verhältnisse zu Hilfe zu ziehen, die ihn allerdings in erster Linie bewogen, sich vor seiner eigenen Berühmtheit zu verbergen, können wir also begreifen, warum er seinen Aufenthalt immer wieder an Orte hin verlegte, wo er zugleich schroff gegen seine Umgebung und jede Störung abwehrend sich in seine Klausur zurückziehen, dann aber wieder bis zu einem gewissen Grade einen Anschluß suchen konnte bei denen, die ihm ja doch nur bis zur Schulter reichten. Eine von argwöhnischer Wachsamkeit gehütete Unabhängigkeitschwärmerei, die auch in seinen Schriften hervortritt, hielt ihn ab, lockende Anträge, wie z. B. von Seite der Augsb. Allg. Zeitung anzunehmen, und bewog ihn, andere, von bonapartistischer Seite mit ihm eingegangene Verbindungen, nach kurzem Bestehen wieder aufzulösen. Dst erklärte er, in Deutschland zu wohnen wäre ihm unmöglich, da er weder gesellschaftliche noch polizeiliche Rücksichten erweisen könnte, nur in der formlosen und polizeiarmen Schweiz fühlte er sich wohl. Hier gelang es ihm, die Gegensätze der Cordialität und der Zugewöhntheit so merkwürdig mit einander zu verschmelzen, daß Alle, die mit ihm zu thun hatten, davon betroffen und verwirrt wurden. Denn in der Schweiz ist das gesellschaftliche Bedürfniß, hinter die intime Beziehung eines großen Schriftstellers zu kommen, bei weitem nicht so stechend wie in Deutschland. Ist es nun nach allem dem etwa ein unvermittelter Sprung Sealsfields, wenn er, der von keinem Menschen begriffen sein wollte und dessen fortschreitende Vereinsamung durch eigene Schuld nicht mehr aufgehalten werden konnte, sich noch weiter zurückzog in jene Einsamkeit des Gedankens, in welcher die gewohnten Begriffe und alle vom täglichen Verstand begangenen Pfade ausgehen, weil sie von einer großen, Alles andere überstrahlenden Intuition in den Schatten gestellt werden? Als

eine solche von unübersteiglichen Mauern umgürtete Burg ist ihm die Religion erschienen, in der sich der unabhängige Geist gegen Alles, was ihm Zeitgeist, Mode, Neugierde und eigene Erinnerung aufdrängen möchten, verschanzen kann. Es ist eine durchaus müßige Frage, welche sich in verschiedenen über ihn geschriebenen Broschüren damit beschäftigt, ob Sealsfield zur reformirten Kirche übergetreten sei. In seinen Unterredungen mit mir, die sich über einen mehrjährigen Zeitraum erstreckten, ist keinem von beiden diese Frage jemals eingefallen. Nur jene Grundfragen des Menschengewisses, die unabhängig von traurigen Krüden auftreten und von registrirenden Händen allerdings am bequemsten in fertige Fächer geschoben werden, zogen in jener Zeit seine gesammte Aufmerksamkeit und einen gewissen leidenschaftlichen Eifer auf sich. Eben so unstatthaft ist es, ihm irgend welchen Widerspruch oder Abfall von sich selbst vorzuwerfen, wenn er in diesem Eifer schärfere Worte gebraucht hat, um seinen Gottesglauben zu behaupten, als der landläufige Flachkopf zu ertragen vermag. Die Religion war ihm überhaupt nicht jener schwächliche Nothbehelf, den man bei derartigen Wendungen des geistigen Lebens voraussetzt, keine Uebergabe der Feigheit unter klingendem Spiel von Phrasen, sondern ein neuer Ausfall eines hart bedrängten Mannes und eine Waffe, die er ebenso schneidig und trefflich zu handhaben verstand wie das übrige Rüstzeug seines Geistes, obwohl er sie erst zu einer Zeit aus dem wohlverwahrten Arsenal hervorgesucht hat, als die früher gebrauchten schartig und rostig geworden waren. Dagegen müssen wir hier den Punkt berühren, auf welchem der Verdacht entstanden ist, dieses religiöse Ausräumen seines Lebens möchte der Nachhall schwerer Vergehungen sein, deren er sich besonders in seiner Grabinschrift anklage. Ich bemerkte hier, daß nur die erste Psalmstelle: „Gehe nicht in's Gericht mit Deinem Knecht, denn kein Lebendiger ist vor Dir gerecht“ von ihm gewünscht worden ist. Die andere (Psalm 31) hat er sich nur notirt, weil er jene, die ihm vorschwebte, lange Zeit nicht finden konnte und er ließ sie fallen, als er nach langem Suchen den Vers endlich aufschlug. Im 31. Psalm, namentlich Vers 12 u. 13 finden sich Anklänge an seine Lebensgeschichte, die mir erst nachher aufgefallen sind und ich begriff, weshalb er einst so lange dabei verweilte und dann wieder davon abging.

Wer diese Lebensgeschichte kennt, dem genügt sie vollkommen, um es nachzuempfinden, daß ein Mensch von so starken Gefühlen den gewaltsamen bis zum Aeußersten getriebenen Bruch mit Namen, Familie, Heimath, Vaterland und Beruf — diese klaffende Wunde, an welcher schwächliche Naturen entweder verbluten oder entarten, und die er zweiundvierzig Jahre lang mit unerhörter Anstrengung, ohne jeden fremden Beistand zusammenpreßte, in dem Augenblick als seine Schuld bekennt, in welchem er sterbend die Hand davon sinken lassen muß. Weitere Deutungen sind durchaus ferne zu halten und wären in andern Fällen, wo solche Bibelstellen ganz unverfänglich zu Grabinschriften gewählt werden, nicht einmal aufgetaucht. Indem wir seinen

Lebensgang überblicken, setzen wir voraus, daß Karl Postl und Charles Sealsfield die gleiche Person gewesen sind. Ein Beweis, wie er vor Gericht geführt werden müßte, ist allerdings nicht vorhanden; gleichwohl betrachte ich die durch Combination hergestellte Identität als eine ganz unzweifelhafte. Ich will die wichtigsten Indicien in Kürze anführen.

Sealsfield hat ein Hochdeutsch gesprochen, welches allerdings grammatikalisch richtig war, aber unverkennbar schwäbelte. Wo diejenigen, welche sagen, es sei von jedem Anklang an einen Provinzialdialekt frei gewesen, ihre Ohren gehabt haben, kann ich nicht begreifen. Seine Wirthin in Baden, Frau Kipfer, redete er an: Frau Kipfer; statt „vorstellen“ sagte er „aufführen“, das a der ersten Silbe auffallend stark und mit breitem Munde ausbehend: „Ich wurde in London dem Marquis von Lansdowne aufgeführt“. Das Englische sprach er viel zu hart und mühsam aus: bei dem Worte New-Orleans verzerrte er seinen Mund fast mit Anstrengung, um langsam und scharf articulirt den Klang Niu-Orléans herauszubringen, wie es ein Amerikaner und vollends ein Engländer niemals thut. Sealsfield nannte als sein Geburtsdatum das Jahr 1793 und Karl Postl ist am 3. März desselben Jahres geboren. Die Handschrift des einen wurde von den Verwandten als die des anderen erkannt. Joseph Postl, der wegen Uebernahme der Erbschaft nach Solothurn kam und mich behufs schriftlicher Bestätigung der auf den Grabstein zu setzenden Buchstaben besuchte, sah dem Verstorbenen ähnlich. Es war das gleiche Profil, nur darin verschieden, daß Sealsfields Züge etwas schärfer geschnitten und sein Auge dunkler und glanzvoller war. Als der entscheidendste Punkt muß die Erbeinsetzung der Familie Postl selbst betrachtet werden, welche auf keine Weise erklärt werden kann, wenn nicht Sealsfield der im April 1822 von Prag auf Nimmerwiedersehen verschwundene Bruder Karl gewesen ist. Bei dieser Annahme erklärt sich auch am leichtesten seine Ehelosigkeit. Denn eine Verheirathung hätte ihm die Bewahrung seines Geheimnisses erschwert oder geradezu unmöglich gemacht. Seine eigene Angabe, daß er in Amerika zweimal verlobt gewesen sei, aber nach reiflicher Ueberlegung das Verhältniß wieder aufgelöst habe, mag eben deshalb auf Wahrheit beruhen, weniger die andern, die er in Baden mehrmals preisgab, daß er wirklich verheirathet gewesen sei, aber nur ein Jahr lang. Der Annahme der Identität steht nur seine in der Vorrede zum ersten Theil der Lebensbilder aus beiden Hemisphären enthaltene Bemerkung entgegen, daß er 1816 und 1817 in England gewesen sei. In diesen Jahren lebte Karl Postl als geweihter Priester und angehender Ordensbruder in Prag und studirte die englische Sprache.

Wenn irgend etwas am menschlichen Leben merkwürdig und unerklärlich ist, so ist es der unwillkürliche Spürsinn einer richtig organisirten Frau. Alle Frauen, denen Sealsfield nahe trat und deren Urtheile mir bekannt wurden, stimmen darin zusammen, daß er ein unheimlicher Mensch gewesen sei. Selbst wenn die Männer von seinem Umgang entzückt waren und an keinem

seiner Worte und Schritte etwas Auffallendes fanden, nahmen sie, ohne selbst zu wissen warum, eine ablehnende Haltung gegen ihn ein.

Es wird von Meißner erzählt und von Dr. Leo Smolle widersprochen, daß er als Ordenssekretär in sein Heimathsdorf Poppitz gekommen sei, um die dort befindlichen Weinkeller, das Eigenthum des Klosters, das sein Vater zu verwalten hatte, und die Rechnungen desselben zu untersuchen. Da er diese Vollmacht seinen Vater allzuschroff fühlen ließ, sei es zu einem äußerst heftigen Austritt gekommen, der damit endigte, daß der wüthende Alte seinen Sohn mit einem Sparren niederschlagen wollte. Mag nun auch diese Erzählung noch so entschieden in Abrede gestellt werden, so wird doch einstimmig zugegeben, daß Anton Postl ein harter Mann gewesen ist und seinem Sohne mit rauher Strenge begegnete. Dieser war aber ebenso wenig aus Süßholz geschnitten. Selbst noch in spätern Jahren konnte er in eine Grobheit gerathen, die jede Rücksicht vergaß. Wäre der angeführte Austritt des Vaters und Sohnes erfunden — er stimmt aber zum Charakter Weider — so müßte dennoch die harte Natur früher oder später zu einem Bruch geführt und den im Sohne schlummernden Entschluß zur Flucht aus dem Kloster zur Reife gebracht haben. Als eine jener Naturen, die jeden einmal gefaßten Vorsatz bis zur äußersten Consequenz durchzuführen, konnte er nach seiner Entweichung nicht mehr zurückgehen. Von Wien an, wo man ihn noch zur Rückkehr bewegen wollte, mußten sich alle seine Gedanken darauf richten, jede Spur seines Daseins zu verwischen und dies ist ihm auch in einem Grade gelungen, wie es kaum ein zweites Mal vorkommt. Er begab sich durch Tyrol in die Schweiz. Hier verliert sich seine Spur gänzlich und die Biographen machen nicht einmal den Versuch, den zerrissenen Faden seines Schicksals an dieser Stelle zusammenzuknüpfen. Meines Erachtens wäre es nicht ganz so schwer, die Lücke auszufüllen, wenn die genaue Kenntniß des Weges, den er eingeschlagen, wirklich der Mühe werth wäre, Nachforschungen anzustellen. Jedenfalls übertreibt Dr. Smolle die Schwierigkeit, wenn er hinzufügt, selbst der Spürsinn eines Rothhautindianers hätte die Fährte seines Lebens nicht mehr zu entdecken vermocht. In Zürich, wohin ihn seine Flucht führte, lebten mehrere bedeutende Männer, welche unter dem auch auf der Schweiz lastenden Druck der Restaurationsepöche den freiheitsdurstigen Idealismus in sich nährten, der in den dreißiger Jahren zur Herrschaft gelangte und 1839 bei Gelegenheit der Berufung von David Strauß wieder einer kurzen Reaction weichen mußte. Später haben sich Leute dazu gesellt, deren Lebensanschauung und Sittlichkeit bei großen geistigen Gaben dem Kerne des Volkes unerträglich wurden und als der gähnende Unwille desselben am Namen „Strauß“ bequeme Handhabe und wirksames Schlagwort fand, mußte auch der edlere Theil darunter leiden. In den zwanziger Jahren traten diese verwerflichen Elemente, welche dem vorwärts dringenden Idealismus meistens als Weiragen folgen, schon deshalb nicht auf, weil die äußere Herrschaft noch in der Ferne lag, und Männer wie Bürgermeister

Hirzel, damals noch Oberamtmann, in der Strauß'schen Zeit Vorsitzender des Erziehungsrathes, mit dessen Stichtentscheid die Berufung beschlossen wurde, hegten in sich ein reines Feuer der Begeisterung und einen heiligen Zorn über die traurigen politischen Verhältnisse. Bürgermeister Heß, der ebenfalls eine bedeutende Rolle spielte, war ein einflussreiches Mitglied des Freimaurerordens. Solchen Leuten mußte es ein wahrer Hochgenuß sein, einem der Metternich'schen Tyrannei Entronnenen auf jede Weise behilflich zu werden, und die Erinnerungen von Zeitgenossen, welche andeuten, daß Sealsfield in diesen Kreisen Aufnahme fand und Anweisungen zur Weiterreise nach Amerika erhielt, sind durchaus glaubhaft. Nimmt man noch dazu, daß die zürcher Handelswelt mit Nordamerika in lebhafter Verbindung stand und freimaurerische Fäden in jener Zeit nach allen Seiten gespannt waren, so haben wir genug Anhaltspunkte, Sealsfields Verschwinden zu erklären. Es braucht zu einer solchen Handreichung einen gewissen Grad von Fanatismus, eine Schwärmerie, die in der That damals vorhanden war. Sie macht ein derartiges Rettungswerk zu einer That des Glaubens und erklärt auch, daß nie ein Ton über die Art und Weise des Verschwindens verlautete. Sealsfield wäre nicht das einzige Beispiel, daß, wie in Amerika eine sogenannte unterirdische Eisenbahn bestand, auf welcher flüchtige Neger aus den Südstaaten sicher nach dem Norden geleitet wurden, so auch von der reformirten Schweiz aus den Sklaven des römisch-katholischen Absolutismus angrenzender Staaten, namentlich Oestreichs, unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Hand geboten wurde. In den Dreißiger und Vierziger Jahren empfing Sealsfield noch in Baden die Besuche dieser zürcher Herren und jedesmal, wenn die Kutschen vor dem Gasthof zum Engel in den kleinen Bädern anlangten, verwunderte man sich über den eigenthümlich vertrauten Verkehr der Angekommenen mit dem schweigjamen Gaste. Auf's Gerathewohl ist Sealsfield gewiß nicht nach Amerika gereist, dazu war er ein zu umsichtiger und weitsichtiger Mann, der auch in Geldsachen sich nie vom sichern Boden der Berechnung und eines für alle Fälle in Bereitschaft gehaltenen Nothpfennigs entfernte. Mit einer verhältnißmäßig geringen Summe konnte er Jahre lang auskommen, bis er schwebend mit dem einen Arm an einem Aste, mit dem andern wieder den erreichbaren nächsten fassen konnte.

Ich übergehe Sealsfields Aufenthalt in Amerika und bemerke hier nur, daß er seine Plantage in Louisiana, fünfzehnhundert Acres, die am Red River liegen und zur Hälfte Baumwollpflanzung, zur Hälfte Urwald waren, bald nach seiner Ankunft um den Preis von einem Dollar per Acre auf einer Auktion in New-Orleans gekauft hat. Er selbst hat die Ausrodung der einen Hälfte ausführen lassen und hätte auch den andern Theil dazu geschlagen, wenn nicht der bekannte Bankrott seines Geschäftsfreundes ihn der Mittel dazu beraubt hätte. Die Besitztitel waren vollkommen in Ordnung; einem Freunde in Brugg hatte er sie 1844 mehrmals vorgewiesen

und sogar schenken wollte er sie ihm, wenn er sich hätte entschließen können, selbst nach Amerika zu gehen.

Ich nehme den Faden da wieder auf, wo Sealsfield zum zweiten Mal nach der Schweiz kam und seine schriftstellerische Thätigkeit begann. Man hat es höchst auffallend gefunden, daß ein Mensch, der bis in sein 29. Altersjahr in einfachen bäuerlichen Verhältnissen und dann in einem geistlichen Orden gelebt hat, wo er von der Welt kaum mehr sah, als man durch ein Klosterfenster sehen kann, schon nach siebenjährigem Aufenthalt in Amerika die staunenswerthe Kenntniß des fremden Lebens erworben haben soll, aus welcher die Sealsfield'schen Schriften herausgewachsen sind, und die man sonst nur bei Schriftstellern anzutreffen gewohnt ist, die von Jugend auf in der geistigen Atmosphäre des Landes geathmet haben, dessen Pulsschlag sie wiedergeben. Es begegnen uns in diesen Natur-, Gesellschafts- und Menschenbildern so brennende Farben, wir sehen eine solche Fülle von Figuren, die stets mit plastischer, manchmal erschreckender Anschaulichkeit dargestellt sind, es schweift darüber hin ein so freier weltbeherrschender Blick, der über seinem hohen Flug doch nicht die Treue im Kleinen verliert, daß es nicht wenige Leute gegeben hat, welche zuversichtlich behaupteten, Sealsfield könne nicht der Verfasser, sondern nur der Herausgeber, vielleicht der Uebersetzer dieser Werke sein, gleichviel auf welchem Wege er in den Besitz derselben gelangt sei. Dem gegenüber ist jedoch hervorzuheben, daß gerade auf einen Neuling, wenn er mit jener starken Sinnlichkeit veranlagt ist, aus welcher die Phantasie wächst, die fremde Welt, in die er plötzlich versetzt wird, den mächtigsten Eindruck hervorbringt, einen viel mächtigeren als auf die Einheimischen, die daran gewöhnt und sehr oft davon abgestumpft sind. Eben das starke, manchmal übertriebene Colorit, das den Genuß der Sealsfield'schen Gestaltung nicht selten stört, entspricht eher einem Schriftsteller, der aus dem Dunkel eines eingengten Jugendlebens auf einmal diesem blendenden Lichte ausgesetzt wird. Der zum Heißhunger gesteigerte geistige Ernährungstrieb muß im Verschlingen solcher Stoffe einer ganz neuen und freien Welt geradezu schwelgen, und leicht möglich ist es, daß der starke Reiz auch die Uebertreibung herausfordert. Nun war Sealsfield eine gewisse Sinnlichkeit in hohem Grade eigen. Sie hat ihn oft mit Menschen zusammengeführt, die den Genuß übertrieben; doch behauptete er stets die Ueberlegenheit seines Geistes über die Sinnesgenüsse und konnte ohne die mindeste Unbequemlichkeit innehalten und abrechnen. Der Madeira, der zweimal die Linie passirt hat, Champagner und Chamberlain kommen nicht bloß in seinen Werken vor. Den Geschmack und die Wirkung einer exotischen Frucht, das Bouquet eines Weines, die Zubereitung einer Speise und die Zeit, in der man sie essen muß, konnte er so raffinirt besprechen, wie ich es nie gehört habe. Die gleiche diabolische Auffassungsfähigkeit, die nur dem feinsten Nervenpiel eigen ist, begleitete ihn auch in seiner Begegnung mit Menschen. Ueber ganz gleichgiltige Personen, mit denen er nie ein Wort gewechselt, die er höchstens über den Rand einer

Zeitung, in welche er scheinbar vertieft war, von der Seite beobachtet hatte, konnte er Urtheile von überraschender Schärfe äußern. „Es lohnte sich der Mühe zu sein, was dieser sich einbildet. Obwohl schlank gewachsen ist jener doch aufgeblasen. Ich begegnete heute einer Dame, welche katholische Augen hatte. Seine Pomnade verjetzt mich nach Mexiko. Hüten Sie sich vor Allen, welche Gott gezeichnet hat“. Solche Aussprüche bewiesen mir, daß er keineswegs der theilnahmlöse Mensch war, der er schien. Außerdem brauchte er im Gespräche viele Ausdrücke und Wendungen, die sich auch in seinen Schriften wiederholen. Dagegen muß zugegeben werden, daß er auf den Inhalt seiner Werke nur ungerne einging, und wenn ihn Jemand absichtlich darauf führen wollte, entweder geschickt das Gespräch davon ablenkte oder ihn so unansehnlich anrennen ließ, daß er gewiß für immer genug bekam. Wenn einem seiner Verehrer, der ihm 1860 nachfragte, von berufener Seite die Antwort zu Theil ward: „Die Wenigen, die wirklich mit ihm zusammenkamen, sind von dieser Bekanntschaft nicht erbaut; es ist ein höchst gewöhnlicher Mensch, von dem man fast nicht glauben kann, er selbst habe jene merkwürdigen Werke geschrieben; daher sucht man auch nicht mehr so eifrig, an den Geheimnißvollen heranzukommen“, so ist mir dabei Alles, nur die Naivetät nicht recht begreiflich, welche in jeder bedeutenden Person eine jener Schwarzwälderuhren erblickt, aus der beim Druck auf die betreffende Feder sofort der Ruck erscheinen muß. Für einen berühmten Mann liegt gewiß eine äußerst unbehagliche Empfindung in dem Gedanken, alle Leute, die sich ihm nähern, machen auf seine Worte Jagd und wollen um jeden Preis etwas Bedeutendes darin finden. Sealsfield hat sich oft darüber ausgesprochen, wie peinlich ihm der Verdacht sei, daß er den Mund nie öffnen könne, ohne ein Drafel und inhaltsichweres Dictum von sich zu geben. An vielen Orten sind die Knaben gewohnt, Käfer zu fangen und in Schächtelchen einzusperrern. Wollen sie dann wissen, wie der Käfer surrt, so klopfen sie mit dem Finger auf den Deckel und freuen sich unendlich, wenn es brummt und trommelt. Am Ende aber wird der Käfer auch müde und giebt gar keine Antwort mehr, vielleicht gerade dann, wenn es am meisten gewünscht wird.

Am Ende! — Denn es ist nicht ganz richtig, daß Sealsfield schon in der Zeit seines Aufenthalts in Lägerweilen, Feuerthalen, Zürich, Baden und Brugg einsiedlerische Gewohnheiten hatte, daß er öffentliche Locale nicht besuchte, wie Alfred Meißner versichert. Als er nach dem Umschwung der Dinge 1839 von Zürich nach Baden überfiedelte, wo er früher schon vorübergehend gewesen war, und von da weiter nach Brugg, bewegte er sich ganz frei und war so gesellig, wie überhaupt ein Hagestolz und Feinschmecker sein kann. Früher hatte er sich eine Zeit lang am Rhein in der Gegend von Mainz aufgehalten; jedoch kann ich hierüber keine nähere Auskunft geben. In diesen aargauischen Städtchen aber, welche schon als kleine Gemeinwesen von alten Namen und achtungswerthem Schulsack noch mehr als jetzt ein nach außen stark ausgeprägtes Selbstgefühl und einen abge-

schlossenen Kreislauf communalen Lebens befaßen, befand er sich in einem wohlgehegten Revier und mit vollem Behagen ließ er sich gehen. Auch an dem damals aufgeregten politischen Leben nahm er einigen Antheil. Nicht ganz scheint er mit den Bestrebungen der radicalen Partei einverstanden gewesen zu sein, welche in jenem so zu sagen heroischen Zeitalter des Cantons Aargau sämmtliche Klöster (1841) aufhob und die Conventualen zur Auswanderung zwang. An dem Tage, an welchem sie das benachbarte Kloster Wettingen verlassen mußten, befand er sich in Baden und äußerte sich ungehalten über die Mönche, weil sie dem Befehle Folge leisteten. „Sie hätten bleiben sollen“, sagte er mehrmals, „es würde sich dann gezeigt haben, ob die Regierung Muth genug hätte, Gewalt zu brauchen. Die verstehen ihren Vortheil nicht“. Möglich ist es freilich, daß diese Aeußerungen keineswegs ein Ausdruck grundsätzlicher Meinungsverschiedenheit waren, sondern dem diabolischen Bedürfniß entsprangen, den Conflict noch schärfer zugespitzt zu sehen. Die Unzufriedenheit konnte aus dem Bedauern entstanden sein, daß das freiwillige Weichen der Mönche Gewaltmaßregeln unnöthig machte.

In Brugg correspondirte er fleißig in amerikanische Zeitungen und bezog dafür ein bedeutendes Honorar. Jedoch schilderte er häufig die Klippen, durch die ein amerikanischer Redacteur seinen Weg suchen muß und an denen seine Ehrlichkeit scheitert. „Spizbüble“, sagte er, „ist jeder, wenn er nur kein Spizbube wird!“ Angenehmer und unversänglicher für ihn war freilich die weniger ausgesetzte Stellung eines Correspondenten und über diese sprach er sich ganz bestimmt dahin aus, daß er im Dienst des großen Geldmannes Stephy stehe, für dessen Blätter er seine Nachrichten sammle und seine Arbeiten liejere. Es kann somit durchaus nicht auffallen, daß er, auch abgesehen vom Ertrag seiner Schriften, ein so bedeutendes Vermögen erwarb. Diese Stellung als Correspondent ist jedenfalls auch der Grund seines häufigen Wohnortwechsels und man braucht gar nicht auf den Einfall zu gerathen, daß er vom bösen Gewissen umher gehezt worden sei. Bedenkt man, daß er der einzige schweizerische Correspondent dieser amerikanischen Zeitungen war und alle Nachrichten zu liefern hatte, die einer Geldmacht wichtig sind, so begreift man leicht, warum er bald da, bald dort erschien, wo die gewünschten Zeitungen auflagen. Diese las er selten ohne umfangreiche Notizen zu machen und an bestimmten Tagen arbeitete er unausgesezt an seinen Depeschen. Während seines Aufenthaltes in Brugg wurde auch der Vertrag mit der Mehlerschen Buchhandlung abgeschlossen, welche den Gesamtverlag seiner Werke übernahm. Wenn sich der noch lebende Zeuge, der den Vertrag mit unterzeichnete, nicht im Namen irrt, so erschien als persönlicher Vertreter der Stuttgarter Buchhandlung ein Herr Erhard in Brugg, wo in Sealsfields Wohnung das Instrument aufgesetzt, geschrieben und copirt wurde. Wenn es nicht zwecklos wäre, könnte ich die wichtigsten Vertragsbestimmungen, den Preis per Bogen und die Bedingungen für eine zweite Auflage angeben. Sealsfield benahm sich dabei als ein äußerst umsichtiger Geschäftsmann.

Sealsfield hatte seinen Wohnsitz unter anderem auch seiner Augen wegen nach Brugg verlegt, wo er sich von einem geschickten Arzte behandeln ließ. Derselbe bezeichnet sein damaliges Uebel als das sog. Rückensehen; doch gab es Leute, die nicht daran glaubten. Sein Weinlager, welches Sealsfield kurz zuvor durch eine Stückfaß Rheintwein vervollständigt hatte — es kostete 6000 Gulden — ließ er im Gasthose zum Engel in Baden, wohin er hie und da seine Freunde zu glänzenden Mahlzeiten einlud. Später hat er einen Theil dieses Weines verkauft. Daneben verschmähte er es nicht, einen einfachen Bauer aus einem Dorfe der Umgegend, dessen natürlicher Verstand und vortreffliche Schinken ihm ungeachtet des sauren Weines mundeten, regelmäßig zu besuchen und ganze Nachmittage bei ihm zuzubringen. Er hatte sich im Hause eines angesehenen Bezirksbeamten, des zweiten Vertragszeugen, einquartirt, welcher von seinem Gaste stets mit dem tiefsten Respecte gesprochen hat. Seine Kinder erzählen noch heute, daß Sealsfield einmal, als die Mutter in Hausgeschäften das Zimmer verlassen hatte und das kleinste Kind zu schreien anfang, aus seiner Wohnung heruntergekommen sei und mit den Worten: Du armer, kleiner Frosch, den Säugling auf den Arm gehoben und im Zimmer umhergetragen habe, bis er ihn der Mutter wieder übergeben konnte.

Schon damals ist übrigens allen seinen Bekannten der melancholische Schatten aufgefallen, der auf dem ernstesten, gemessenen Schritte wandelnden, immer mit peinlicher Sauberkeit gekleideten Manne ruhte, und die große blaue Brille verschärfte noch diesen düstern Zug. Es fehlte auch nicht an kühlen Beobachtern, welche sich durch seine offenbar von der Wahrheit abweichenden Erzählungen, durch seine freigebigen Versicherungen intimer Beziehung zu Guizot, Louis Philipp, Palmerston, dem weißen Hause u. s. w., und durch eine zur Schau getragene cynische Urtheilsweise auf's unangenehmste berührt fühlten. Ganz unausstehlich konnte er werden, wenn die Rede auf Deutschland, die deutsche Schule und Humanität kam. Da jene Erzählungen ohnehin nur mit Mißtrauen aufgenommen worden waren, so vermochten auch diese im Tone apodiktischer Ueberlegenheit hingeworfenen Verdammungsurtheile nicht immer den gewünschten Eindruck hervorzubringen und es kam deshalb zu Auftritten, bei denen aller Vorrath an Höflichkeit aufgebraucht wurde, um förmlichen Streit zu verhüten. Ein solcher Vorfall mag hier seine Stelle finden, weil er zeigt, wie rücksichtslos Sealsfield eine günstige Gelegenheit ergreifen konnte, sein vermeintliches Amerikanerthum hervorzuföhren und die Geringschätzung deutscher Einrichtungen in herausfordernder Weise geltend zu machen.

Eine Familie, deren Haupt ihn während einer Kur in Baden kennen gelernt und zu sich eingeladen hatte, hatte zwei Söhne, welche das Gymnasium besuchten. Der an dieser Schule wirkende, durch seine bedeutenden Leistungen als Germanist rühmlichst bekannte Professor R., ein Deutscher, war mit dem Hause ebenfalls befreundet und traf in einer Abendgesellschaft mit Sealsfield

zusammen. Die Gegenwart dieses Gelehrten stachelte, wie es scheint, Sealsfield auf, sich mit seinen Angaben über hohe und höchste Bekanntschaften so stark in die Brust zu werfen, daß der Deutsche argwöhnisch wurde. Kurz vorher (1838) war der Professor von der in Südcarolina herrschenden Familie King eingeladen worden, das Schulrectorat ihres Staates zu übernehmen, hatte aber das ihm überschickte Patent mit dem Bemerkten abgelehnt: Das dortige Staatsgesetz dictire demjenigen Todesstrafe, der einen Sklaven lesen oder schreiben lehre. Um nun seinerseits Sealsfield auf die Probe zu stellen, befragte er ihn unter Angabe dieser vorangegangenen Unterhandlungen um die Lage jener südcarolinischen Familie, deren zwei Söhne von ihm in Hofstyl unterrichtet worden waren, konnte aber nichts weiteres erfahren, als was er schon wußte. Sealsfield benutzte jedoch die Gelegenheit, sofort zum Angriff überzugehen und er richtete denselben gegen die Bedenken des Professors, die angebotene Stelle anzunehmen. Er nannte den Grund der Ablehnung eine unpraktische, dem europäischen Dogmatismus nachgestammelte Humanität, welche, auf den Neger angewendet, denselben unglücklich machen, ja zu Grunde richten würde. „Ich selbst“, fuhr er dann fort, ohne auf die Einwendungen zu hören, „besitze in den Südstaaten Güter, die ich mit Sklaven bewirthschafte. Leider sind sie gegenwärtig unverkäuflich, bieten aber gleichwohl reichliche Mittel, meine zwei Söhne auf der Offiziersschule in West-Point auszubilden zu lassen“. Nachdem er diesen Trumpf ausgespielt hatte, ging er noch schärfer in's Zeug und sagte mit Beziehung auf die beiden Söhne des Hauses, die begeistertsten Schüler des Professors: „Ich habe Gelegenheit gehabt, von den vielerlei Arbeitsheften Einsicht zu nehmen, welche die hiesigen Gymnasiasten zu schreiben gehalten gewesen sind. Diesen ganzen Unterricht halte ich für Mittelalter und Mönchsthum“. Diese directe Herausforderung mußte dem Hause zu lieb, in welchem sie stattfand, unerwidert bleiben, indem der Angegriffene sich beschränkte, die geschichtlichen Ergebnisse der deutschen Schulung hervorzuheben und die Ausfälle unbeachtet ließ. Daß Sealsfield um Honorar schriftstellere, warf er bei der gleichen Gelegenheit weit von sich; seine Rolle, sagte er, liege überhaupt nicht in der Literatur, sondern im weißen Hause. Man sieht leicht, daß er sich von der Anwesenheit des deutschen Professors verleiten ließ, diese brüste und flunkernde Sprache zu führen.

Ich eile zu dem letzten Abschnitt seines Lebens, während dessen ich ihn mit eigenen Augen beobachten konnte. Seit meinem Knabenalter hatte ich ihn nicht mehr gesehen; er lebte in meiner Erinnerung als ein kräftiger, breitschulteriger, sechs Fuß hoher Mann von wohl proportionirtem Wuchs und guter Haltung. Im Winter 1858/59 ließ er durch Vermittlung des Herrn Nationalrath Guzwiler das Haus in den Steinbrüchen bei Solothurn ankaufen und theilweise möbliren. Bald erschien er selbst, noch immer aufrecht, obwohl bedeutend ergraut und wegen der zahllosen Furchen seines Angesichts von erhöhtem Ingrimme des Ausdrucks. Sein kurz geschorenes

Haupthaar war noch viel vorstiger geworden und um den Mund herum, dessen Oberlippe von einem mit dem Backenbart zusammenlaufenden struppigen Schnurrbart bedeckt war, hatte sich der Zug einer unfreundlich abweisenden Verbissenheit förmlich eingegraben. Nur der viereckige über den buschigen Augenbrauen gewaltig aufgebaute Schädel und die in einem wunderbar schönen aber düstern Glanze strahlenden Augen waren sich gleich geblieben. Ganz seltsam kamen mir die unverhältnißmäßig großen, abstehenden und jaunhaft zugespitzten Ohren vor, deren Form ich noch an keinem andern menschlichen Kopfe als an den von griechischen Künstlern gemeißelten gesehen hatte. Er war, jedoch nur wenn er ausging, immer noch mit Sorgfalt gekleidet; seine Sorgfalt hatte etwas Steifes, wie man sie bei Beamten antrifft, die ihre Garderobe von einem Bürcaudierer besorgen lassen. Stets trug er tuchene Kleider von feinstem Stoffe und nie durften sie mit einer Bürste, sondern mußten mit einem seidenen Tuche gereinigt werden.

Mit den Familien, bei denen er Zutritt fand, hatte er sich bald überworfen und jeder Verkehr wurde von ihm abgebrochen. Es würde mir jedoch nicht anstehen, die Gründe, die ich aus seinem Munde erfahren habe, alle anzuführen. Nur so viel sei gesagt, daß in diesen Städten, wo ein seit Jahrhunderten angezogenes Patriziat von seinen Erinnerungen zehrt und auf den zunächst anstößenden Schichten der Bürgerschaft merkbar abfärbt, ein selbstgemachter Mann wie Sealsfield weder im Geßligel noch im Wildpret, das er verzehren helfen darf, hinlänglich Anhaltspunkte findet, die Ansprüche anzuerkennen, mit denen diese Lederbissen aufgetragen werden. Es kam schon im Sommer 1859 so weit, daß Sealsfield nur ungern Besuche aus der Stadt empfing und jedesmal, wenn ihm ein solcher zu Theil geworden war, sich äußerst unwirsch darüber aussprach. Bald hatte er sich auf den regelmäßigen Umgang mit einem gewissen Lehrer zurückgezogen, der seine kleinern Geldgeschäfte und Haushaltungsbedürfnisse besorgte. Mit ihm und seiner Familie stand er stets auf vertrautem Fuße.

Im darauf folgenden Winter 1859/60 ersuchte er mich schriftlich, mich zu ihm zu begeben. Da einem Pfarrer der reformirten Kirche in katholischer Umgebung solche Besuche häufiger vorkommen als da, wo die Heimath seiner Confession ist, so sah ich nichts Auffallendes in dieser Bitte. Er begrüßte mich zunächst als einen Mann von Brugg, erkundigte sich über seine dortigen Bekannten und sprach die Vermuthung aus, ich werde als ein Fremder — die Bürger dieser Städtchen betrachten nicht eingeborene Schweizer, selbst die nächsten Nachbarn, als Fremde — auch nicht immer erfreuliche Beobachtungen machen, weshalb er annehme, ich werde ihn verstehen, wenn er meinen Umgang wünsche. Auf meinen Einwurf, daß ihm gewiß andere Leute in Menge zu Gebote ständen, antwortete er: „Freilich, nur zu viele! Aber ich habe Ursache anzunehmen, daß sie bloß deshalb kämen, um mich im eigenen Interesse oder in demjenigen Anderer auszuschnüffeln. Es giebt literarische Menschenfresser von äußerst gesegnetem Appetit, Rothhaarige, Buckliche,

Sinkende. Güten Sie sich vor Allen, welche Gott gezeichnet hat“. Das Mißtrauen des Mannes setzte mich in Erstaunen und Verlegenheit, aus der ich mich mit einer scherzhaften Bemerkung zu ziehen suchte. Als ich bald nachher meine Wohnung ebenfalls in die Steinbrüche verlegte, wurde der Verkehr immer lebhafter, bis er für mich wegen der Regelmäßigkeit, die Sealsfield beanspruchte, manchmal auch lästig wurde. Er erwartete wöchentlich dreimaligen Besuch, der eine bis zwei Stunden dauerte, und wenn ich an den gewohnten Nachmittagen ein einziges Mal ausblieb, sandte er seine Haushälterin zu mir, welche sich nach dem Grund meines Nichterscheinens zu erkundigen hatte.

In dieser Zeit schürzte sich in Nordamerika der verhängnißvolle Knoten und Sealsfield fing an zu fürchten, daß seine „Nimesen“ — so nannte er seine Einkünfte — ausbleiben könnten. Er schränkte sich in seinen Ausgaben ein. Als er hörte, daß Jefferson Davis an der Spitze des Südbundes stehe, jagte er: Machen Sie sich eine Vorstellung von diesem Mann. Als der Congreß dem General Scott als Anerkennung seiner Verdienste einen Ehrendeggen votirte, welchen Jefferson Davis ihm zu überreichen hatte, nahm dieser das kostbare Geschenk in Empfang; aber weil er ein politischer Todfeind des Generals war, übergab er ihm den Degen nicht, sondern hängte ihn in seinem Vorzimmer auf und spuckte jedesmal, wenn er daran vorbeiging, an das Ehrengeschenk, bis es ganz verdorben war. Wir haben uns auf einen Krieg bis auf's Messer gefaßt zu machen“.

Ich übergehe die Klagen, welche ihm jeder neue Act des gewaltigen Dramas jenseits des Oceans auspreßte und wende mich zu den Gesprächen von anderm Inhalt, in denen er Vergessen seiner persönlichen Angelegenheit suchte. Der großartige und bestechende Zug der Hegel'schen Philosophie, welcher in jener Zeit noch seinen frischen Reiz auf mich ausübte, bewog mich, meine Weisheit auch vor ihm auszutramen. Als ich ihm aber den Begriff des Seins definiert hatte und mitten in der Wissenschaft der Natur war, brach er plötzlich ab und sagte: „So etwas kann nur ein deutscher Stubenhocker ausgepowen haben. Sie kennen doch die Erzählung von dem gelehrten Maulwurf, der zur Begriffsbestimmung eines Dinges viele scharfsinnige und erschöpfende Sätze an einander reihte, als auf einmal einem zuhörenden Maulwurf ein Licht aufging und er ausrief: „Das ist ja ein Baum!“ Es stellte sich mir als unmöglich heraus, ihm ein Verständniß dieser Gedankengänge abzugewinnen. Er bekannte offen, daß ihm Hegel unbekannt gewesen sei, nannte ihn aber dennoch einen Spiegelschleicher und Tausendkünstler. Desto unbedingter sprach er seine Zustimmung zu den Kant'schen Sätzen aus.

„Sehen Sie“, sagte er, „das ist einmal eine ehrliche, eines Menschen würdige Philosophie“.

„Worin sehen Sie die Ehrlichkeit?“ fragte ich.

E. Sie zerstört die landläufigen Beweise für das Dasein Gottes und

deckt den Betrug auf, welcher das, was bewiesen werden soll, schon als bewiesen voraussetzt.

Jch. Also ein ehrlicher Schiffbruch!

S. Keineswegs. Kant ist so ehrlich, auch der Vernunft, welche soeben schonungslos mit mittelalterlichem Wust aufgeräumt hat, ihre unüberschreitbaren Schranken zu ziehen.

Jch. Sie meinen, daß die reine Vernunft Kants ebenfalls außer Stande ist, die objective Realität eines höchsten Wesens zu beweisen.

S. Aber auch nicht zu widerlegen, darauf ist das Hauptgewicht zu legen. Ein Schwachkopf, wer dies vergessen kann! Aber die Gelehrten-eitelkeit ist stärker, als die reine Vernunft.

Jch. Damit stehen wir aber doch wieder vor einem „Ich weiß es nicht“.

S. Als ob das nicht das schönste Bekenntniß wäre! Wer gründlich weiß, daß er Nichts weiß, der weiß am meisten. Uebrigens ist das Wissen allein ein ganz unbedeutender Factor des menschlichen Lebens. Mit ihm wären die Republiken Nordamerikas nie gegründet worden. Es giebt eine unmittelbare Gewißheit und nur diese ist fruchtbar, beglückend und thatkräftig.

Jch. Da hätten wir Kants praktische Vernunft.

S. Lassen wir uns an der genügen, sie leistet Jedem das, was er braucht und macht ihn von allen Künsten der Andern unabhängig.

Jch. Wenn man die Gefahr außer Acht lassen könnte, die immer drohender sowohl gegen die reine als gegen die praktische Vernunft heranzieht.

S. Und das wäre?

Jch. Der Materialismus, der beiden den Hals bricht. Es giebt sogenannte Naturforscher, welche sagen, daß Denken sei überhaupt nur eine Ausscheidung von Stoffen, könne also durchaus nicht auf selbständigen Werth Anspruch machen. So gut sich unter gewissen Dingen Bewegung in Wärme, Licht, Electricität u. s. w. verwandle, könne sie sich auch unter anderen Bedingungen in Denken verwandeln.

S. Dann lösen Sie mir gefälligst die Rechnung auf: Wenn eine Kuh 600 Fr. kostet, was kostet dann eine amerikanische Nähmaschine?

Jch. Was wollen Sie damit sagen?

S. Zwischen dem geistigen Vorgang des Denkens und den räumlichen Bewegungen der Körper, auf welche Chemie und Physik Alles zurückführen, herrscht gar keine Vergleichbarkeit. Man kann die erstere nicht als Combinationen oder Modificationen der letztern betrachten. Der specifische Unterschied besteht darin, daß das Denken ein einheitliches Subject voraussetzt, während der Körper, sogar das Atom, wenn es noch körperlich sein soll, aus einer Vielheit von Theilen besteht. Durch Veränderung dieser Theile, selbst wenn jeder mit Bewußtsein begabt wäre, könnte nie ein einheitliches Subject, sondern nur eine Menge von Subjecten entstehen. Das Denken kann daher nur aus einem Wesen erklärt werden, das aus keinen räumlich

aus einander liegenden Theilen zusammengesetzt ist. Es ist vom Stoff specifisch verschieden.

Jch. Die genannten Naturforscher scheinen aber anzunehmen, die Einheit des selbstbewußten Denkens sei ein bloßer Schein, hervorgebracht etwa durch die Gleichzeitigkeit gewisser Gehirnprocesse.

S. Also ein Humbug in bester Form! Um einen solchen Schein hervorzubringen, muß ja vorher schon ein einheitliches Wesen da sein, welches ihn vollzieht und sich dazu hergiebt. Da haben wir den gleichen Kreis, wie bei den Beweisen Gottes. Das zu Widerlegende kann nur so widerlegt werden, daß man es stillschweigend voraussetzt. Diese Aufschneider gleichen Münchhausen, der sich am eigenen Schopf aus dem Moraste zog. Aber diese Professoren können Alles; ich glaube, weil es in politischen Dingen bei ihnen so erbärmlich aussieht, wollen sie sich auf diesem Gebiete gütlich thun.

Diese Urtheilsweise Sealsfields wiederholte sich, wenn er vom Studium der Geschichte sprach.

„Die Deutschen haben keinen einzigen Geschichtsschreiber hervorgebracht“ sagte er. „Sie können nämlich keinen Gegenstand direct in's Auge fassen, sondern nur auf dem Umwege eines Buches“.

Jch. Sie müssen doch zugeben, daß man zur Geschichtsschreibung die Quellen kennen muß und darin steht die deutsche Forschung unerreicht da.

S. Freilich, freilich! Aber während man die Quellen untersucht, muß man das wirkliche politische Leben im Auge behalten. Man hat ja zwei Augen, aber die deutsche Geschichtsschreibung ist einäugig, weil sie kein politisches Leben vor sich hat. Erst wenn beide Augen fortwährend zusammenwirken, werden die Dinge in der Darstellung stereoskopisch.

Diese ausgesprochene, im Alter krankhaft gewordene Abneigung gegen deutsche Leistungen gab sich am ermüdendsten in seinen Urtheilen über die deutsche Literatur kund. Sie riß ihn zu Urtheilen über Goethe hin, die mit andern in seinen Werken enthaltenen theilweise in Widerspruch geriethen. Dort hat er Goethes glänzende Schöpfungen nach der ästhetisch-künstlerischen Seite vollkommen anerkannt und nur in sittlich-patriotischer Beziehung einen Tadel durchblicken lassen. Jetzt ging er weiter und suchte ihm auch die poetische Superiorität streitig zu machen. Er schleppte seine Vergleichenungen mit Shakespeare herbei und konnte es gar nicht leiden, als ich ihm bemerkte, auf diesem Wege könnte man jeden Autor, den britischen nicht ausgenommen, heruntersetzen, sobald man diejenigen Stellen, wo der gute Homer eingeschlafen ist, sich merkt und die andern des Rivalen dagegenhält, wo dieser mit voller Kraft einsetzt. Ich halte es für überflüssig, noch andere Proben dieser Abwägungen anzuführen als die im mehrfach erwähnten Aufsatz der „Gegenwart“ enthaltenen. Sehr oft ließ er meine Gegenbemerkungen ohne Antwort, so daß ich nicht entscheiden konnte, ob er sein Unrecht einsehe. Auch sprang er gerne von dem speciellen Fall, in welchen er sich veranlat hatte, ohne Vermittelung ab und warf sich auf das allgemeine Gebiet, das bei ihm

stets in den Satz ausmündete, das Unglück der deutschen Literatur bestehe darin, daß sie der Zufluchtsort sei, wo das unbefriedigte politische Leben der Nation sich austobe, ausweine, ausspotte. „Es können keine natürlichen Zustände entstehen“, sagte er, „wenn nach derjenigen Seite, wo der Staatsbürger seine Glieder recken will, der Ausweg verrammelt und die Bewegung abgeschnitten ist, so daß sich alle Lebensgeister auf die Literatur werfen müssen. Diese Leistungen bleiben ohne Gewinn für den Volksg Geist“. Betrachtet man aber das geistige Leben eines Volkes von solchen Gesichtspunkten aus, so ist klar, daß auch diese Urtheilsweise an einer gewissen Unfruchtbarkeit leiden muß, von der in der That ScaltsfielDs Aeußerungen über die deutsche Literatur niemals frei waren. Es schien ihm weniger um ein Eingehen in die Untersuchung dieser Fragen zu thun, als eine Gelegenheit ausfindig zu machen, sich daran zu reiben. Nur einmal sah ich ihn in dem Aißel gestört, den ihm dieses Vergnügen verursachte, als ich ihm in Julian Schmidts „Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts“ die Stelle zeigte, in der über ScaltsfielD gesagt wird, „daß vorzugsweise deutsch an ihm sein beständiger Spott über das deutsche Wesen sei“. Ich vergesse nicht den komischen Gesichtsausdruck, mit welchem er mich ansah, das Buch zuklappte und in Schweigen versank.

Unübertrefflich war er in der Charakterisirung der übrigen Völker. Die Franzosen nannte er kleine Kinder, die sich mit einem Zuckerbröddchen trösten lassen. Der Amerikaner, sagte er, ist ein Bengel, der es noch zu etwas bringen wird, der Engländer ein Mann, aber ein unangenehmer Nachbar. Der Amerikaner verdient sein Geld wie ein Pferd und verthut es wie ein Eiel. Der Engländer ist tapfer, wenn er genug geessen und getrunken hat, der Irländer, wenn er getrunken hat, der Schotte, wenn er weder geessen noch getrunken hat. Der Russe und Pole ist ein rasirter Barbar. Die Franzosen sind nicht umzubringen; sie fallen wie die Katzen stets auf die Beine und setzen sich sofort wieder an den Sonnenschein und machen Toilette. Louis Napoleon rühmte er und tadelte nur seine gänzliche Unzurechnungsfähigkeit in Geldsachen. Ueber seine mexikanische Expedition und den Gedanken eines Kaiserreichs lateinischer Race, welches seine Spitze gegen die Union richten sollte, brach er öfters in Lachen aus. Auf der Landkarte bewies er die Unmöglichkeit selbstständiger Staaten im Süden der Union und die Unvernunft eines mexikanischen Kaiserthums, welches den Conföderirten die Hand reichen und die Mündung des Mississippi verschließen sollte.

Im Winter 1862—1863 fing ScaltsfielD an zu kränkeln, ohne die Natur des furchtbaren Leidens zu erkennen. Im Juni 1863 begab er sich zu einer Kur nach Rippoldsau und dann nach Schwalbach; kam aber mit der Ueberzeugung zurück, daß seine gänzliche Wiederherstellung unmöglich sei. Von da an verzichtete er auf ärztliche Behandlung; nur einmal ließ er den Arzt, den er früher für seine Augen berathen hatte, um Mittheilung von Verhaltungsmaßregeln bitten. Seinen Zustand ertrug er ohne Klage und

sprach auch ganz bestimmt von seinem nahenden Ende. Wenn er aber schon in seinen gesunden Tagen das Gespräch gerne auf religiös-moralische Gegenstände gelenkt hatte, so geschah dies jetzt noch mehr, zunächst in einem ungemein scharf ausgesprochenen polemischen Interesse, welches gegen den römischen Katholicismus gerichtet war. Hierbei legte er das Hauptgewicht nicht etwa auf wissenschaftliche Erörterungen — theologische Fachgelehrsamkeit lag ihm ferne und er behauptete sogar, daß man damit nicht weit reiche — sondern er holte seine Waffen aus einem unererschöpflichen Vorrath anschaulicher Erzählungen, welche er mit behaglicher Bedächtigkeit vorzutragen verstand. Die grellen Schlaglichter, die von dieser Seite her auf die persönlichen Geschäftsträger des angegriffenen Princips fielen, hielt er für ausreichend, auch die innere Hohlheit desselben zu beleuchten. „Denn wenn eine Religion“, sagte er einmal, „nicht wahr ist in den Personen, die sie vertreten, wenn ihre wissenschaftlichen und moralischen Schildträger hinter diesem Schilde ganz andere Musik machen, wo soll dann die Religion noch wahr sein?“

Zh. Eben darin erblicke ich die Wahrheit des Christenthums, daß es in einer Person verkörpert ist.

S. Sagen Sie frischweg: seinen göttlichen Ursprung; denn die Person Jesu ist etwas Schöpferisches, von wunderbarer geheimnißvoller Art, wie überhaupt jede machtvolle persönliche Begabung.

Zh. Dann fahre ich fort und versetze dies im Gegensatz zu der Annahme, daß der persönliche Geist bloß ein Product seiner Umgebung und der natürlichen Verhältnisse sei, die er vorfindet und denen er sich anbequemen müßte. Der echte Geist reagirt gegen diese Verhältnisse und folgt seinem eigenen Gesetze, manchmal unter dem Druck der feindseligsten Umstände. Der Glaube an diese merkwürdige souveräne Kraft wird wohl allen Legenden von übernatürlicher Geburt zu Grunde liegen. Fatal ist nur die Plumpheit, welche an diesen Erzählungen hängt, ohne zu wissen, warum die Wiege weltbewegender Personen mit Blumen umwunden ist.

S. Lassen Sie das gut sein! So lange kein Machtbedürfniß dahintersteckt, ist dies nur ein unschuldiges Vergnügen.

Zh. Daß aber manchmal recht unbequem werden kann.

S. Mit dem man sich jedoch nicht mehr streiten sollte. Denn im Grunde sind Alle einig und Jeder kann sich da holen, was er zu einem bessern Kampfe braucht. Da muß der Mensch wehrhaft sein. Freiheit und Wehrkraft des Mannes haben aber ihre stärksten Wurzeln in der Religion, welche das Recht der Persönlichkeit von Gott ableitet. Darin sind alle einig.

Zh. Nur nicht die Atheisten.

S. Aber diese arbeiten an der Entmannung der Menschen. Jedes Volk, das sich zu dieser Operation hergibt, ist verloren. Servilismus und Klaufligkeit sind die Folgen, so daß am Ende nur noch die Despotie übrig bleibt. Republik und Gottesglaube gehören zusammen; lassen Sie diesen austrocknen, so fängt jene an zu qualmen und erlischt unter einem Geruch,

der nichts weniger als angenehm ist. Denn es steht hier das unendlich wichtige Gefühl der Verantwortlichkeit auf dem Spiele, dem der Atheismus den Nerv durchschneidet. Ich glaube kaum, daß sich diese Leute solche Fragen auch nur gestellt haben.

Jch. Vielleicht thun Sie doch einem Theil dieser Gottesläugner Unrecht. Ich kenne sogar edle Schwärmer unter ihnen.

S. Unzurechnungsfähige, ja wohl! Man sollte sie einsperren und an die Pforte ihres Arrestlokals einen Todtenschädel und als Gegenstück des christlichen Kreuzes, des Symbols des freien Glaubens und der Demuth zwei kreuzweise übereinander gelegte Knochen darunter malen. So verwahrt man in den Apotheken das Gift, das in kleinen Dosen genossen freilich ein Heilmittel sein kann, vom großen Haufen aber nicht richtig behandelt wird. Uebrigens, wie kann man von einer Schwärmerei reden? Zu dieser gehört immer ein hoher Muth. Heutzutage aber stellt jeder Knabe solche freche Sätze auf und nimmt bei der ersten Gefahr mit seinem ganzen Büchersacke Reißaus.

Neben solchen Aeußerungen kam mir Sealsfield öfters wiederholter Spruch auffallend vor: Daß die Naturerkenntniß in ihrer Anwendung auf den Menschen das richtige Moralprincip sei. Ich fragte ihn, wie er diesen Satz verstehe.

S. Gerade wie er lautet: Die Gesetze der Natur, auf den Menschen selbst angewandt, geben ihm als Resultate die wahren Moralgesetze.

Jch. Aber die Natur ist blind; der Mensch hingegen hat Bewußtsein und Willen.

S. Ich sagte: In ihrer Anwendung auf den Menschen, d. h. wie in der Natur das höher Organisirte das Niedrige bündigt, so muß auch am Menschen der Geist über das Sinnliche herrschen. Eine Sittlichkeit kann es nur bei dieser Naturordnung geben; die blinde Natur, als Sittlichkeit ausgegeben, wäre ein hölzernes Eisen. Denn die Sittlichkeit ist immer ein Kampf, der auf der Ueberwindung des Naturtriebs, oder ein Streben, das auf Veredlung desselben abzielt. Wie dieses Streben überhaupt entstehen kann, zeigt uns die Mechanik. Archimedes sagte, er wolle die Erde aus den Angeln heben, wenn ihm ein Punkt gegeben wäre, wo er den Hebel einsetzen könnte, ein Punkt außerhalb der Erde, denn ohne einen solchen ist sein kühnes Wort sinnlos. Ebenso wenig kann es ein sittliches Streben geben, wenn die Kraft dazu nicht von einem Punkte außerhalb des Naturtriebs ihren Absprung nimmt. Wer keinen solchen gelten läßt und nichts desto weniger von Sittlichkeit redet, gleicht dem Schiffspassagier, welcher in einem Boot auf den Dampfer übersetzen wollte, als dieser schon das Zeichen zur Abfahrt gab. Da er fürchtete zu spät zu kommen, war sein Eifer so groß, daß er in dem Augenblick, als die Bootsmannschaft die Ruder in's Wasser setzte, aus Leibeskräften sein spanisches Rohr auf den Boden der Barke stemmte, um den Ruderstößen nachzuhelfen.

Jch. Aber diese sittliche Hebelkraft, von der Sie reden, kann gelähmt sein, woher soll sie ihre Spannung erhalten? Sind Sie nicht auch der Ansicht, daß man sie wiederherstellen kann wie z. B. lahme Glieder, die man mit elektrischen Schlägen anregt? Diese Anregung kann nur von gottbegabten Personen ausgehen.

S. Daß lasse ich gelten.

Daß Recht der Persönlichkeit war überhaupt der Mittelpunkt, von dem Sealsfield immer wieder ausging. Darum nahm er auch als ein sittliches Postulat die persönliche Unsterblichkeit in Anspruch und wiederholte die heftigen Beschuldigungen gegen die Gegner dieser Lehre ungefähr gleichlautend wie gegen den Atheismus. Er veranlaßte mich, Platos Phädon zu lesen und ihm ganze Abschnitte daraus vorzutragen, wobei er sich meistens schweigend verhielt, nur manchmal zustimmend mit dem Kopfe nickte und mich am Schlusse ersuchte, das nächste Mal mit der Lectüre fortzufahren. In der christlich religiösen Literatur sprach ihn der Apostel Paulus an, von dem er sagte: „Das ist ein großer Charakter und ein bedeutender Kopf; nur schade, daß ihn das Volk nicht verstehen kann. Sein Messer ist für den täglichen Handgebrauch zu fein geschliffen. Wie merkwürdig, daß dieser stürmische Geist wieder so weich dahinschmelzen kann! Das bringt nicht Jeder zu Stande“. Einmal kamen wir, ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde, auf die tief sinnige Legende vom Wandeln Jesu auf dem Meere zu sprechen und ich bemühte mich, ausgehend von dem durch Paulus gemachten Schritt des Christenthums über das Meer in die griechische Welt auch die Auswanderung der Pilgerväter aus England über den atlantischen Ocean in das gleiche Licht zu stellen. Diese Auffassung ergriff ihn sichtlich, namentlich der bezeichnende Zug, daß der Meerwandler den Freunden als ein Gespenst vorkam. Denn noch mehrmals brachte er das Gespräch auf diese sinnvolle Erzählung zurück. Den tiefsten Eindruck machten aber auf ihn jene kurzen Worte Jesu, welche in ihrer schlichten Form so gewaltige Gedanken und dem Innersten abgelauschte Empfindungen abspiegeln, wie das Unservater, die Worte in Gethsemane, die am Kreuze und andere Perlen unmittelbarer religiöser Anschauung und Erfahrung.

Im October 1863 unterbrach Sealsfield unsere Gespräche bei jedem Besuche mit einer Frage über die Sitte unserer Abendmahlsfeier. Bis jetzt hatte sich unser Verkehr von jeder Berührung kirchlicher Einrichtungen ferngehalten und ich mußte sogar annehmen, daß er an diesen Dingen wenig Interesse habe. In reformationsgeschichtlichen Kenntnissen war er ganz unwissend und trug diese Unwissenheit noch absichtlich zur Schau. Deshalb fiel es mir auf, daß er auf einmal so wißbegierig wurde. Nach seiner vorsichtig tastenden Art rückte er auch lange nicht mit dem rechten Worte heraus; er wollte mich offenbar ausholen. Endlich eröffnete er mir, daß er als Mann des Todes das Abendmahl in seiner Wohnung zu empfangen wünsche und bat mich dringend, ihm zu willfahren.

Ich bekenne, daß mich diese Bitte einigermaßen in Verlegenheit setzte, weil aus Gründen, deren Erörterung kaum hierher gehört, die Sitte der Krankencommunion in der reformirten Kirche, wenn auch nicht ganz unbekannt, so doch äußerst selten und mir noch gar nie vorgekommen war. Dazu kam, daß kurz vorher eine Bewegung zur Einführung derselben von einer Seite ausgegangen war, der ich überhaupt ablehnend gegenüberstand. Ich machte Sealsfield auf diese Bedenken aufmerksam, allein er entgegnete: „Mein Fall ist ein ganz anderer, ich gehöre Ihrer Kirche gar nicht an, kenne ihre Einrichtungen nicht und kümmere mich um sie nicht im mindesten. Was ich von Ihnen verlange, ist ein persönlicher Freundesdienst. Das Abendmahl, ein durch das reinste Vorbild geweihtes Symbol der Gemeinschaft, ist nach meinem Bedünken wie dazu gemacht, einem einzelnstehenden Manne in meiner Lage, Gelegenheit zu bieten, daß er, losgerissen von jedem andern Band, dieses große ergreifen kann, welches in einer Noth, von der Niemand etwas verstanden hat, zuerst geschlungen worden ist“. Der seltsame Mann fügte zu dieser Bitte so sonderbare Drohungen und fiel aus einer mir unerklärlichen Angst plötzlich in eine so unfreundliche Härte, daß ich längerer Zeit bedurfte, um das Alles zusammenzureimen. Es wollte mir durchaus nicht in den Kopf, daß ein so harter Mann, der die meisten Menschen entweder verachtete oder ihnen mißtraute, ein so großes Bedürfniß nach dem Abendmahl haben sollte. Auch seine Drohungen machten auf mich einen Eindruck, der dem beabsichtigten entgegengesetzt war und nicht ohne Selbstüberwindung konnte ich es unterlassen, ihn im Hinblick auf die Bitte selbst und seine Schwachheit auf das Unpassende derselben aufmerksam zu machen. Aber das Mitleid überwog diese Bedenken. Mit der größten Sorgfalt rüstete ich eine Anrede, in der so kurz als möglich die Tiefe und der vielseitige Reichthum der verlangten Feier hervortrat. Nachdem ich ihn auf seine Erkundigungen vom äußern Verlauf derselben unterrichtet, und es ihm ganz frei gestellt hatte, eine andere, ihm vielleicht mehr zusagende Form zu wählen, fand ich mich am 25. December mit dem Sigrift, welcher die Gefäße trug, zur festgesetzten Stunde in seinem Hause ein. Er hatte mehrere Teppiche auf den Fußboden seines Zimmers legen lassen und empfing mich in schwarzem Anzug, den ich noch nie an ihm bemerkt hatte; seit langer Zeit war seine Kleidung im Hause sehr vernachlässigt gewesen. Da er wegen seiner Schwäche nicht lange stehen konnte, so wollte ich ihn zum Sitzen nöthigen; allein er ließ sich nicht dazu bereden und stützte sich während meiner Ansprache mit der rechten Hand auf den Tisch. Ich hatte den Sigrift angewiesen, ihm für den Fall, daß ihn die Schwäche übermannen sollte, beizustehen. Allein, obwohl ich deutlich sein Zittern sah, hielt er sich aufrecht, bis zuletzt und dankte mir, indem er mich bat, meine Rede für ihn niederzuschreiben. Es fanden sich allerdings Stellen darin, die ich unter anderen Umständen kaum zu sagen gewagt hätte. Allein er hatte es selbst gewollt und ich fand keinen Grund, es zu bereuen, nachdem ich jedes Wort sorgfältig

überlegt hatte, bevor es ausgesprochen wurde. Die beiden liturgischen Formeln, welche ich selbst verfaßt hatte, weil die Berner Liturgie, die in der Gemeinde eingeführt ist, für solche Fälle nichts bietet, sammt den Gebeten und der Rede hat er mir einige Wochen nachher mit Dankesworten, jedoch ohne weitere Bemerkungen wieder zurückgegeben.

Blickt man mit dem heutigen Wissen auf seine damalige Haltung zurück, so hat sie das Auffallende und Widersprüchsvolle längst verloren. Nach meiner Ansicht ist sein aus Bitte und Drohung gemischtes Begehren als die nothgedrungene Zuckung eines der geistigen Ersticken hilflos preisgegebenen Menschen zu betrachten, der doch nicht wagen durfte oder wollte, sich an derjenigen Stelle Luft zu machen, wo ihm der Athem der vollen Theilnahme und die Kühlung des freundschaftlichen Verständnisses begegnet wäre. Mit dem nämlichen Hammerschlag, von dem sein eigentliches Leben zertrümmert worden war, hatte er sich Panzer und Helm geschmiedet, hinter dessen geschlossenem Visir er als unerkannter Ritter vom Geiste seine fernere Straße ziehen wollte. Das ließ sich machen, so lange Schulter und Rückgrat stark und der Sinn spannkraftig genug war, die ungeheure Last zu tragen: aber Wenige machen sich eine richtige Vorstellung von der Aufgabe, die ein Mensch täglich und stündlich zu lösen hat, wenn er diesen beispiellosen Selbstmord durchführen will. Wir verstehen erst jetzt seine stundenlangen, nächtlichen Spaziergänge im Schlafzimmer und nehmen an, daß der Champagner, den er auf- und abwandelnd schlürfte, nicht nur dazu diente, seine schriftstellerische Phantasie zu beflügeln. Als aber Alter und Krankheit diese harte Natur gebeugt hatte und die vier Wände seiner Isolierzelle immer beengender auf ihn zusammenrückten, vermochte er die grausame Noth nicht mehr zu ertragen und mit einer letzten gewaltsamen Anstrengung schnitt er sich in seinem Gehäuse, wo ihm der Athem verging von innen eine Ritze, durch die er in eine Welt der Liebe hinausblicken konnte, aber Niemand hinein, weil es draußen hell und drinnen finster war.

Nach der geschilderten Feier setzte Scalsfield sichtlich erleichtert und etwas herzlicher als früher, seine einsörmige Lebensweise fort. Er saß Tage lang an seinem Tischchen und sah auf seine Uhr und Brille nieder, ohne je ein Buch oder eine Zeitung vor sich zu haben, wie er es vorher schon gethan hatte, aber wenn ich mich melden ließ, wollte er mir entgegenkommen und trat ich zu rasch ein, streckte er mir die Hand entgegen. Einmal hatte er sogar eine Mahlzeit gerüstet. Im Januar ersuchte er mich, ihm eine englische Bibel zu verschaffen, in der er seine Grabchrift suchen wollte, lehnte aber, ungeachtet seiner häufigen Klagen, daß er die ihm vorsehende Stelle nicht finden könne, mein Anerbieten, ihm dazu behilflich zu sein, länger als ein Vierteljahr hartnäckig ab. Erst, als er sich überzeugen mußte, daß all' sein Suchen umsonst sei, deutete er zögernd den Sinn der Stelle an, die ich ihm dann sofort aufschlagen konnte. Zu der Freude dieses Fundes entschlüpfte ihm die Anordnung der beiden Buchstaben C. B., die

über seinen Namen gesetzt werden sollten und daß sie ihm wirklich nur ent- schlüpft war, merkte ich aus der heftigen Antwort, mit der er die Frage zurückwies, ob ich ihn recht verstanden habe. Wieder hatte er von innen eine Ritze geöffnet, die er hastig mit beiden Händen verhielt. Im Anfang des Februar theilte er mir mit, daß er sein Testament machen wolle. Mit aller Bestimmtheit sagte er, daß es ein eigenhändiges sein müßte, verhehlte aber nicht sein Bedenken, ob er dazu noch kräftig genug sei. Dann machte er den Vorschlag, das Testament nach seinen Angaben und unter dem Dictat eines beigezogenen Rechtskundigen von mir schreiben zu lassen, womit er der Arbeit der rechtsgiltigen Redaction enthoben und nur mit der leichteren des allmählichen Abschreibens beschäftigt wäre. Offenbar hatte der vorsichtige Mann mit dieser Anordnung auch noch den Zweck im Auge, Zeugen seines Thuns zu hinterlassen, welche ein allfälliges Uebersehen des Documentes verhüten hätten. Es fand Alles in der vorgeschlagenen Weise statt. Als wir zu der Stelle kamen, wo der Name des Haupterben hätte genannt werden sollen, mußte ich eine Lücke offen lassen, die er bei der Abschrift selbst ausfüllen wollte. Doch schon damals sagte er wenigstens so viel, daß es ein einfacher Landmann in Oestreich sei. Weber damals, noch vorher bin ich ihm jemals durch Neugierde zu nahe getreten. So oft er, gereizt, wie ich wohl merkte, durch meine Gleichgiltigkeit für diese Geheimnißkrämerei, an dem Schleier herumnefelte, der seine Vergangenheit bedeckte, lehnte ich mich behaglich in den Sessel zurück und ließ ihn reden. Es war ein wahres Vergnügen, diesen Erzählungen zuzuhören, die von den handgreiflichsten Widersprüchen wimmelten und durch häufige Berichtigungen nur noch verwirrter wurden.

Ungeachtet seiner tödtlichen Schwachheit hat Sealsfield nie das Krankenbett gehütet, sondern stand jeden Tag auf bis zulezt. Aufrechtstehend bekam er am Dienstag, den 24. Mai, eine Ohnmacht, worauf der andere Vertraute und ich ihn zu Bette brachten. Er erholte sich ein wenig und verordnete daß wir seine Vermögenstitel in eine Kiste packen und mit einem Brief begleitet, an seinen Testamentsexecutor versenden sollten. Wir thaten es vor seinen Augen, dann fiel er von Neuem in Ohnmacht. Sein Todeskampf, während dessen wir ihm keinen Augenblick von der Seite wichen, dauerte die Nacht, den folgenden Tag und die zweite Nacht, bis Donnerstag früh, ohne daß ihm ein weiteres Wort über sein ängstlich gehütetes Geheimniß ent- schlüpft wäre.





Die persische Vierzeile und der deutsche Volksreim.

Von

Hermann Weldker.

— Halle. —

I.



iemlich allgemein werden die persische Vierzeile und ihre Erweiterung, das Ghafel, als gekünstelt, dem Genius der deutschen Poesie fremdartig, bezeichnet; nach folgender Betrachtung stellen dieselben eine der einfachsten, naturgemähesten Formen dar, die, ohne daß die Kunstkritiker dies bemerkt zu haben scheinen, in ihrer ursprünglichsten Gestalt auch in der deutschen Volkspoesie sich wiederfindet.

Von den Ghafelen heißt es (in einem seiner Lustspiele) bei Platen:

— „in diesen Liedern weht
Ein eigener Geist, als ob die Liebe selbst,
Um mit sich selbst zu spielen, sie geschaffen“ —

und auf das Ghafel beziehen sich die Worte:

„Kein Verständ'ger kann zergliedern, was den Menschen wohlgefällt:
Etwas ist in diesen Liedern, was den Menschen wohlgefällt“ —

— versuchen wir es, dem Wesen des Ghafels und der persischen Vierzeile etwas näher zu treten; suchen wir nach der Quelle jenes „Etwas“.

In der Architectur, in der durch Form wie durch Farbe sich gebenden ornamentalen Kunst, in der Musik und, soweit es sich um die äußere Form der Darstellung handelt, in der Poesie, sind es, so meine ich, zwei Mittel, durch welche das Kunstwerk vornehmlich wirkt: einmal die Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Glieder, die eben vermöge ihrer Wiederkehr den Eindruck eines Geseslichen erzeugen und wohlgefällig wirken; sodann aber der Eintritt eines abweichenden Gliedes, sodaß durch den entstehenden Contrast die Harmonie der Ersteren

eine um so größere Hervorhebung findet. Ohne Zweifel beruht der eigenthümliche Reiz der persischen Bierzeile und des Ghafels wesentlich auf diesem Princip.

„Wie die Lilie sei Dein Busen offen, ohne Groll,
Aber wie die keusche Rose sei er tief und voll!

Laß den Schmerz in Deiner Seele wogen auf und ab,
Da so oft dem Quell des Leidens Dein Gesang entquoll!“

— die erste Zeile bringt den Reim: „Groll“, der freilich erst durch den gleichen Auslaut der zweiten Zeile zum Reime wird; die dritte Zeile endet ablautend: „ab“; die vierte bringt den Reim zurück: „quoll“. Erweitert sich die Bierzeile zum Ghafel, so bedarf es, da der Reim bereits hinlängliche Hervorhebung gefunden, gepaarter Reimzeilen nicht weiter, und es wechselt nun einfach Ablaut und Wiederkehr:

— „Fürchte nicht zu sterben, Guter, denn das Leben trägt:
Wieb der Erde gern den letzten, schauerhaften Zoll!

Laß das welcke Blatt vom Baume stürzen in den Teich,
Weil es noch im Todestaumel sich berauschen soll!“

Mit dieser Auffassung stimmt es trefflich überein, daß die Verse des Ghafels durchaus zu Distichen gepaart sind, ja es dürfte diese Thatsache nur bei dieser Auffassung des Ghafels eine innere Begründung finden. Schon der arabische Namen dieser Disticha „beit“, d. i. Haus, deutet eine durchgreifende Paarung der Verse an, und es verliert das Ghafel sofort den besten Theil seiner Wirkung, wenn die Interpunction durch tiefere Einschnitte die beits zerspaltet. Wie in dem Sonette, so müssen in dem Ghafel der metrische Bau und die logische Darlegung des Inhaltes einander vollständig decken, eine Forderung, die nicht Alle, die in Ghafelform dichteten, erkannt haben¹⁾.

Alles, was das Ghafel — ob der Zierlichkeit seines Baues nach der Gazelle benannt — sonst noch schmückt, seine Form im einzelnen Falle gekünstelt erscheinen läßt: das oft complicirte Versmaß, der mehrsyllbige, ja mehrwörterige Reim, alles dies sind nur äußere Zuthaten, begleitende Dinge; das Wesentliche bleibt immer der Reimwechsel, nach dem Schema:

a
a
b
a

Je greller dieser Wechsel hervortritt, je verschiedenartiger insbesondere

¹⁾ Ganz ähnlich bei den Terzinen. „Lassen Sie mich Ihnen“ (schreibt Chamisso an Freiligrath) „das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist und nur ausnahmsweise ein Ubergreifen stattfindet.“ (Chamisso, Werke, V, 334.) Ganz das Entgegengesetzte gilt bei der Ode.

der Vocal des Reimes — bei mehrwörterigen Reimen der Vocal der ersten reimenden Sylbe — ist, gegenüber dem an seiner Stelle stehenden Vocale der ablautenden Zeile, desto vollkommener die Wirkung. Weniger gut, wenn der Vocal beibehalten wird, wie in folgendem Ghafel Platens:

„Und säng' ich noch so mild von Deiner Schönheit,
Es giebt kein Ton ein Bild von Deiner Schönheit;
Im eignen Blute schwimmt die ganze Jugend,
Getödtetes Gewild, von Deiner Schönheit.“

Fehlt hier im Gegensatze zu dem Anfangsvocale des mehrwörterigen Reimes (dem i in Bild) der gewünschte Wechsel, so fehlt derselbe in folgendem Falle am Schlusse des Reimes:

„Ganz in Unschuld, Lieb' und Güte glühte die Wange Dir:
Gleich der Purpurnelke Blüthe glühte die Wange Dir.
Als Du mir den Wein kredenzet, welcher im Glase mir
Funkelnd, wie Dein Auge sprühte, glühte die Wange Dir.“

— und das zweite Distichon würde, phonetisch mindestens, folgendermaßen besser lauten:

— „Als Du mir den Wein kredenzet, der in des Bechers Gold
Funkelnd, wie Dein Auge sprühte, glühte die Wange Dir.“

Noch ungünstiger, und auf völliger Verkennung der Ghafelform beruht es, wenn die 3., 5., 7. Zeile, statt abzulauten, den Reim des Königsbeits beibehält, wie bei Dingelstedt:

„Du weißt, was das bedeuten will, Du wirst sie mir nicht streichen?
Es sind ja nur unschuldige — vier kleine Fragezeichen.
Die wurzeln tief, die ragen hoch; wie die berühmten Eichen
Des freien deutschen Volkes steh'n vier kleine Fragezeichen.
Du wolltest sie zwar nimmer seh'n in Deinen weiten Reichern,
Doch drängen sie sich immer auf, vier kleine Fragezeichen.“ u. s. f.

Der hier vermißte Klangwechsel ist angestrebt in folgendem Ghafel:

„Die schwarzen Augen, die glutherkelsten, o Schöne,
Sind meines Sehens ersehnte Welten, o Schöne!
O diese Rosen in Lilienreine, sie locken,
Die schwarzen Flechten mir Neße stellen, o Schöne!
Dir ruft mein Auge, Dir rufen Lieder: Erschneine!
Doch Du erscheinst mir ach so selten, o Schöne!
Zu Dir sich schwinget, bei Dir verweilet mein Streben:
Du kannst mit Kälte nicht Gluth vergelten, o Schöne!
Gilt Dir so wenig das Bitten, Klagen, die Grüße,
Die meine Blicke Dir stehend melden, o Schöne?
Daß mir Dein Auge, das Liebereiche, sich neigte,
Dein Herz und meines sich treu gefellten, o Schöne!
Mir stoh die Hoffnung: der Krieger muthig, er fliehet
Muthlos aus feuererfaßten Zelten, o Schöne!“

Das Schlußwort: „Erschneine!“ der fünften Zeile klingt wie eine Umbeugung des Reimschlusses: „o Schöne!“, jenen Wohlklang erzeugend, der das Ritornell

so lieblich macht. Besonders anmuthig tritt die Contrastwirkung der dritten Zeile in jenem Ghafel Rückerts hervor:

„Die Liebste steht mir vor den Gedanken, wie schön, o wie schön!
 Daß mir betäubt die Sinne wanken, wie schön, o wie schön!
 Sie hat mit Mienen mich angelächelt, wie hold, o wie hold!
 Daß durch das Herz mir die Strahlen schwanken, wie schön, o wie schön!“

Oder in diesem:

„Komm, in den Spiegel blic' einmal!
 Wie schön Du bist, erschrick einmal!
 Komm, blic' einmal in's Auge mir,
 Drin Deinem Bildchen nid' einmal —“

wo das Reim=Ende: „blic' einmal“ in der dritten, ablautenden Zeile sich in deren Anfang schiebt, um dann in der vierten mit verdoppelter Wirkung als Reimschluß zurückzukehren ¹⁾.

¹⁾ Wenn wir nach Obigem in dem Ghafel: „Die Liebste steht mir vor den Gedanken —“ die ganze Reihe der auf „Gedanken“ folgenden Worte: „wie schön, o wie schön“ sammt dem Worte „(Ge-)anken“ als „mehrwörterigen Reim“ bezeichnen, so ist allerdings zuzugeben, daß bei vielen Ghafelen die dem ersten Worte solchen Reimes angehängten Worte sehr wohl auch als ein refrainartig eingeschobener, selbstständiger Vers aufgefaßt werden können. Man wird hierzu namentlich dann sich versucht fühlen, wenn, wie in dem angeführten Beispiele, jene Worte durch Interpunction und durch einen cäsurartigen Einschnitt von dem Vorausgehenden abgetrennt sind und einen Sinn für sich bilden, so daß unser „Reim=Ende“ als ein selbstständiger Halbvers dem Vorausgehenden sich gegenüberstellt:

„Die Liebste steht mir vor den Gedanken,
 Wie schön, o wie schön!
 Daß mir betäubt die Sinne wanken,
 Wie schön, o wie schön!“ —

Bei dieser Auffassung würde dann jedes einzelne beiz zu einem Doppeldistichon erweitert. Da jedoch die von uns als Reime aufgefaßten Stellen von allen den Dichtern, welche sich strenger an das persische Vorbild halten, stets als ächte Reime behandelt werden (von einem bestimmten, betonten Vocale, dem Reimanfange ab, ist Buchstabe für Buchstabe gleich, also:

— „Pfadē hält,
 Gestadē hält“

und nicht etwa:

„Frei ist die Kunst, allein, fürwahr! nicht frei wie ein Nomadenzelt,
 Das man vom Zsafirtrande flugs hin an der Epree Gestaden stellt“ u. s. w.)

und da ferner zwischen solchen Zusammenstellungen, die wie

— „Rose mir,
 Lose mir“,

oder:

— „entsprungen ist,
 mißlungen ist“,

unzweifelhaft als Reime gelten müssen, und jenen zusammengesetzteren Formen, die als Reime mit angehängtem Refrain aufgefaßt werden könnten, alle Uebergangsstufen sich vorfinden, so erscheint es richtiger, auch jene letzteren Formen als Reime zu nehmen. Man vergleiche folgende Ghafelanfänge Platens:

Interessant sind uns einige dem Ghafel nahe verwandte Dichtungen Goethes. Im westöstlichen Divan findet sich eine Reihe anmuthigster Lieder, die in Folge durchgreifender Wiederholung desselben Reimes oder durch mehrwörterigen Reim an die Ghafelform erinnern: —

„In Deine Reimart hoff' ich mich zu finden,
Das Wiederholen soll mir auch gefallen —“

heißt es im „Buche Hafis“. Aber da überall das Königsbeit fehlt und auch sonst Abweichungen vorkommen, so macht das bloße „Wiederholen“ diese Gedichte keineswegs zu Ghafelen. Ein einzigesmal findet sich, vermöge eines Binnenreimes, ein Anklang zu streng persischer Reimfolge:

„Mich verwirren | will das Irren,
Doch Du weist mich | zu entwirren.“

(Buch des Sängers, Talisman.)

Einen dem Ghafel sehr verwandten Ton hat:

„In tausend Formen magst Du Dich verdecken,
Doch, Allerliebste, gleich erkenn' ich Dich;
Du magst mit Zauberschleiern Dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich Dich.
An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewach'ne, gleich erkenn' ich Dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allschmeichelhafte, wohl erkenn' ich Dich“ u. s. f.

(Buch Sulca.)

oder, aus dem Schenkenbuche:

„Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielsältig uns verklagt“, u. s. f.

Es scheint, daß hier noch eine Betrachtung eingeführt werden dürfe, welche für die Beurtheilung der Ghafelform von tieferer Bedeutung ist. Dieselbe Anordnung der Glieder, wie bei dem Ghafel, derselbe Einsatz des mit dem Grundton contrastirenden Gliedes, findet sich sehr gewöhnlich in der Musik, ganz besonders in der allereinfachsten Musik, im Volksliede, in den Motiven nationaler Tänze, und es darf dies wohl als ein Zeichen der Naturwüchsigkeit auch der Ghafelform bezeichnet werden:



— dies ist der allergewöhnlichste Accordwechsel, in welchem wir bei einer

„O wäre Dich zu lieben | mein einziger Beruf,
Da mich Natur zum Vetter | und Dich zum Gößen schuf!“
„Er, dessen Sinn durch Schönes | nicht anzufassen ist,
Er ist's, für den die Erde | der Hölle Rachen ist.“
„Wer immer Gott ergeben, | er opfert sich der Welt;
Es fließt der Saft der Reben, | er opfert sich der Welt.“

— bei Gleichheit des Metrums dort ein-, hier achtsylbiger Reim.

Tanzmusik den Brummbaß erklingen hören; er entspricht genau dem Reimwechsel der persischen Vierzeile, und der in der deutschen Musik vorwiegend herrschende vier-, resp. achtactige Periodenbau ist durch die erwähnte phonetische Gliederung von selbst gegeben. Allerdings begegnet uns nicht weniger häufig der Wechsel: aa, bb, bb, aa, oder: aa, aa, bb, bb, sowie ja auch in der Poesie die entsprechende Reimfolge außerordentlich häufig ist; aber es läßt sich nicht verkennen, daß der das Wesen der persischen Vierzeile ausmachende Reimwechsel, was die Musik anlangt, in der Anordnung des Accordwechsels ein sehr häufiges Gegenbild besitzt und daß es gerade die allereinfachste Musik ist, wo dieses Statt findet. Und in einem anderen Gebiete: Ein Ornament primitivster Form, welches, ganz entsprechend dem Baue des Ghafels, aus Gruppen gleichmäßiger Glieder mit abwechselnder Dazwischenschiebung eines contrastirenden Gliedes besteht:

III / III / III / III / III / III / III

habe ich auf einer einem altheidnischen Grabhügel entnommenen Urne gefunden; ein zweites, einer eben solchen Urne eingeritztes Ornament ist dieses:

oooo ((ooo)) ((ooo)) ((ooo))
 o o o o o o o o o o o o o

Es erinnert endlich, wenn wir Kleines mit Großem vergleichen dürfen, der dritte, nicht reimende Versausgang der persischen Vierzeile in gewisser Weise an den vorletzten Act des Dramas, wo es scheint, als wolle das Ganze aus den Fugen gehen, bis dann der Schlußact die Harmonie bringt.

II.

Unter den Schnaderhüpfeln, dieser primitivsten Form der Volkspoesie, von welcher Heine einmal sagt, daß bei seinen Liedern ihm „der Ton der kurzen österreichischen Tanzreime mit ihrem epigrammatischen Schlusse oftmals vorgeschwebt“ habe¹⁾, — einfachen, meist nach dem Schema: „a a b b“ oder „a b a b“ reimenden Strophen — finde ich einige, die in ihrer Reimfolge eine überraschende Ähnlichkeit mit der persischen Vierzeile zur Schau tragen:

„koan Haus und koan Geld
 Und koan Wicj' und koan Feld,
 Und koan jolchana Rue
 Soll nüt sein af da Welt.“

(Salzburgisch.)

„Dirndl, geh her zan Zaun
 Und loß Di recht onschau,
 Wie Teini Neugerln san:
 Schwarz oda braun?“

(Gallnädtisch.)

¹⁾ N. Strodtmann, G. Heine's Leben, I, S. 234 und 235.

„Sieb'n Berg und sieb'n Thol,
 Sieb'n Buam af amohl;
 An' liab i, an' fopp i,
 An' heurat i bol.“

(Unterösterreichisch.)

„Diandl, wia is denn Dir,
 Is Dir ah so wia mir?
 I miacht glai in ganzen Tog
 Klaudarn mit Dir.“

(Kärnthnerisch.)

Bei Firmenich¹⁾, dessen Zusammenstellung österreichischer Dialektproben obige Schnaderhüpfel entnommen sind, finden sich noch zahlreiche Beispiele dieser Form, u. a. S. 715, 718, 722, 780, 782; auf Seite 803 allein nicht weniger als sechs: Nr. 1, 2, 5, 7, 10 und 14. Ganze Lieder, deren Strophen durchgehend den genannten Reimwechsel besitzen, sind ein schwäbisches mit fünf Strophen, beginnend:

„Zum Sterben bin ich
 Verliebet in Dich,
 Dein schwarzbraune Neugelein
 Verführen ja mich.“

und ein fränkisches mit drei Strophen:

„Wer Auer is hier,
 Un der g'fällt mir,
 Got schwarzbraune Neugelein
 Und hübsche Manier.“²⁾

Man hat diese Gattung des Schnaderhüpfels bis hierher offenbar nicht beachtet, vielleicht eine unregelmäßige, verunglückte, nur zufällig so gestaltete Form darin gesehen. Unbeabsichtigt ist sie sicherlich, aber schon die verhältnißmäßig häufige Wiederkehr bezeugt eine ganz bestimmte Neigung der Volksdichtung zu dieser Form. Aus allen Landstrichen Deutschlands kenne ich solche Reime:

„Noch einen Kuß | zum Beschluf,
 Weil ich von Dir | scheiden muß“,
 lautet ein Thüringer Volksreim;

„Herr Schmidt, | Herr Schmidt,
 Was bringt das Mäd-chen mit“,
 ein in früherer Zeit viel gesungenes Scherzlied;

„Papa, | Mama,
 Der Klapperstorch | ist da!“
 ein weitverbreitetes Kinderlied.

¹⁾ „Germanischs Völkerrimmen“, II, S. 715—803.

²⁾ Vergl. „Die deutschen Mundarten im Liede.“ Leipzig, Brockhaus, S. 133 und 186.

Ganz ähnlichen Baues ist:

„Morgenroth! | Morgenroth!
Leuchtest mir | zum frühen Tod.“
„Liebst Du mich, | wie ich Dich,
Bleibt die Lieb | beständiglich.“

Und aus älterer Zeit:

„Du bist min, | ich bin din:
Des sollt du | gewis sin.“

(Aufzeichnung Wernher's von Tegernsee, 12. Jahrh.)

„Willegis, ! Willegis!
Denk' woher Du | kommen sis!“

(11. Jahrh.)

„Allen Denen, | so mich kennen,
Gebe Gott | was sie mir gönnen.“

(Hansinchrift zu Gießen, 1604.)

In diesen Fällen versteckt sich der erste Reim als Binnenreim, und wir erhalten unsere Vierzeile durch Zerlegung eines Distichon; umgekehrt lassen sich gewisse achtzeilige Strophen zu einer persischen Vierzeile zusammenziehen, so das bekannte:

„Ach wenn Du wärst mein eigen, wie lieb sollt'ist Du mir sein,
Wie wollt' ich tief im Herzen nur hegen Dich allein!
Und alle Wonn' und alles Glück mir schöpfen nur aus Deinem Blick:
Ach wenn Du wärst mein eigen, wie lieb sollt'ist Du mir sein!“

Von vorzüglicher Wirkung erweist sich unsere Reimfolge als StrophenSchluß:

„Graf Eberstein
Führet den Reihn
Mit des Kaisers holdseligem
Töchterlein.“

„Er sucht sein Noß,
Läßt seinen Troß
Und jagt nach seinem
Gefährdeten Schloß.“ u. s. f.;

oder bei Felix Dahn:

„Den Nacken gesenkt,
Die Zügel verhängt,
Durch die Nacht kommt der rasende
Reiter gesprengt.“

Eine interessante Anwendung des in Rede stehenden Princips findet sich endlich bei jenem im Volkstone gedichteten Jägerliedchen:

„Hasen, Füchse, | Dachse, Luchse | schieß' ich oft mit | meiner Büchse,
Das vertreibt | manches Leid, | manche Trau | =rigkeit.
Löwen, Bären, Panthertier', wilde Schwein' und Liegertier'
Sind nicht frei | vor dem Blei | der edlen Jä | =gerei.“

Hier zerfällt jede Zeile, mit Ausnahme der dritten, in vier Glieder, deren Reimwechsel nach Art der persischen Vierzeile geordnet ist, während wiederum die dritte Zeile den drei übrigen sich mit ähnlicher Wirkung, wie der Blankvers einer Vierzeile, gegenüberstellt.

Nach allem diesem zeigt die Reimfolge: „a a b a“ eine überraschende Verbreitung in der deutschen Poesie; niemals aber ist mir ein Volksreim begegnet, der folgenden Reimwechsel besäße:

„Die Hörner erschallen,
Es jubeln die Jäger,
Die Büchsen, sie knallen,
Die Hirsche, sie fallen“,

und es darf mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß der Dichter gesetzt haben würde:

„Die Hörner erschallen,
Die Büchsen, sie knallen,
Es jubeln die Jäger,
Die Hirsche, sie fallen“.

Eine Sammlung vogtländischer Schnaderhüpfel ist jüngst von Dr. Hermann Dunger veröffentlicht worden.¹⁾ „Alle Rundas“ (wie Dunger diese Schnaderhüpfel nennt) „sind“, so heißt es dort, „gereimt, und zwar findet sich der Reim meist in der 2. und 4. Zeile; zuweilen reimt auch die 1. mit der 2. und die 3. mit der 4. Zeile. Eine Ausnahme ist es, wenn alle vier Zeilen nur einen Reim haben“. Unserer Form, die ich unter den 1393 Rundas dreiundsechzigmal vorfinde, sodaß durchschnittlich jede zweiundzwanzigste Vierzeile eine ghaseloide ist, wird bei dieser Aufzählung nicht gedacht, ja es ist auffällig, daß das für den viermaligen Reim aufgeführte Beispiel:

„Ich und mei Hans,
Mir gehne ze Tanz,
Und wenn Raner net tanzt,
Tanz ich und mei Hans.“

— wenn auch der ablautende Ausgang der dritten Zeile nur schwach markiert ist, doch eher als ein ghaseloides Schnaderhüpfel bezeichnet werden dürfte. Hören wir einige dieser vogtländischen Rundas:

(111.) „Der mit dem runden Hut,
Der so schön tanzen thut,
Dös is mei schönster Schatz,
Dem bin ich gut.“

(335.) „Geh über Berg und Thol,
's is m'r ka Weg ze schmol,
Wenn's Wetter halbweg is
Alle Woch sieb'n mol.“

¹⁾ Rundas und Reimsprüche aus dem Vogtlande. Plauen, 1876.

- (92.) „Schneeweiß und eiskalt
Und mei Bett steht im Wald,
Zu a rothbäckets Bürschla
Verliebt m'r sich bald.“
- (626.) „Wenn's schneit, do schneit's weiß
Und wenn's freuht, do freuht's Eis,
Und do lieb ich man' alt'n Schatz
Wieder von neu.“ 1)

Man sieht, es handelt sich hier um eine ganz bestimmte und höchst anmuthige Spielart des Schnaderhüpfels.

Hören wir noch die beiden folgenden Strophen:

- „Da drüben in der Reuten
Giebt's grü und gele Weiden,
Und wenn mei Schafel schöner wär,
Da könnt ich 'n besser leiden.“
- „Wer Gelder eingetrieben,
Durchbebt die Nacht vor Dieben;
Mir, der ich nichts besitze,
Vergeht sie nach Belieben.“

— die erste derselben ist ein Vogtländer Schnaderhüpfel (Nr. 501), die zweite der Anfang eines Platen'schen Ghasels. Die Uebereinstimmung ist überraschend.

Was endlich die mehrwörterigen Reime des Ghasels anlangt, so sind dieselben, wenn auch in weit beschränkterem Maße, auch der Volksdichtung nicht fremd. Ich schreibe aus den von Firmenich zusammengestellten Schnaderhüpfeln die folgenden aus:

- „Im Winta, wenn's folt is
Da warmst di an Eicht,
In a Lieb, dö schon ollt is,
Wird roddög nöt leicht.“ (Salzburgtsch.)
- „Kafft's mei Stier o,
Kafft's mer alli vier o!“ (Steyerisch.)
- „Geh, Du Schworzugeti,
Gel, für Di tauget i?“ (Gallstädttsch.)

— da fehlte nur ein Schluß etwa wie:

- „Denkst scho, i sprech zu Dir:
Diandl, Di brauchet i!“

— und die Uebereinstimmung mit der perjischen Bierzeile wäre auch nach

1) Zu dieser Form rechne ich unter den Dunger'schen Rundsas die Nummer: 4, 25, 63, 65, 71, 92, 101, 105, 106, 111, 142, 190, 191, 205, 262, 263, 274, 322, 335, 346, 395, 465, 470, 501, 504, 507, 574, 575, 591, 599, 600 u. f. i. bis 1348.

dieser Richtung hin vollkommen. Und wirklich finden sich Anläufe hierzu in deutscher Volksliebe. Im Nfleider Grunde (Hessen) singt man:

„Ei Du wadres Mädchen, halt' Dich frisch!
 Als ich über'n Teich ging, knallt der Fisch.
 Wenn Du Dich nicht frisch willst halten, soll Dir's Herz im Leib erkalten;
 Ei Du wadres Mädchen, halt' Dich frisch!“¹⁾

— ein mehrwörteriger Reim, bei einer dem Ghafel sich annähernden Form der Strophe. Die originelle Melodie dieses Liedchens, welches den ablautenden Theil dem Uebrigen wie eine Antistrophe gegenüberstellt, läßt die Wirkung noch schlagender hervortreten.

Ganz ähnlich in dem bekannten Englischen:

„Welcome on shore again, Robin Adair!
 Welcome once more again, Robin Adair!
 I feel thy trembling hand, tears in thy eyelids stand,
 To greet thy native land, Robin Adair!“

— und fast vollkommene Ghafelform in dem Liede von Burns, der von Ghafelen sicherlich nichts wußte:

„Green grow the rashes, O!
 Green grow the rashes, O!
 The sweetest hours that e'er I spend,
 Are spent among the lasses, O!
 There 's nought but care on ev'ry han',
 In ev'ry hour that passes, O!
 What signifies the lif o' man,
 An' 'twere na for the lasses, O?“

Die Neigung der deutschen Volkspoejie zu ähnlichen Wiederholungen, wie der mehrwörterige Reim des Ghafels sie bringt, offenbart sich in zahlreichen durch Refrains geschmückten Liedern. Sie klingen wie Musik:

„Jung Händchen saß am hohen Thor,
 Schön Lindenweig!
 Der Regen fiel, jung Händchen iror;
 O Abend, o Abend!
 Die müden Arme ruh'n.

¹⁾ Einfacher im Vogtlande:

„Geh ich über'n Weiher,
 Schnalzt der Fisch;
 Madel, willst mich heiern,
 Zog mer'ich g'wiß“.

oder (Thüringen):

„Unten in dem Teich, da schnalzt ein Fisch,
 Lustig ist, wer lebzig ist.“

Die Hand, sie fror, daß Gott erbarm!
 Schön Linderzweig!
 Das Herzchen das schlug innen warm.
 O Abend, o Abend!
 Die müden Arme ruh'n."

oder:

„Verstohlen geht der Mond auf!
 Blau, blau Blümelein!
 Durch Eisberwolken führt sein Lauf!
 Rosen im Thal, Mädel im Saal,
 O schönste Rose!

Er steigt die blaue Luft hindurch,
 Blau, blau Blümelein!
 Bis daß er schaut auf Löwenburg.
 Rosen im Thal, Mädel im Saal,
 O schönste Rose!"

Von fremder Poesie sei erinnert an das Altschottische: „Edward, Edward!“, an die Rehrreime der altisländischen Poesie, z. B. im Liede „Olafur Liljuroð“; an den Yankee Doodle u. v. a.

Nehmen wir alles zusammen, so bleiben die Verschiedenheiten der persischen Vierzeile und der ihr nächstverwandten deutschen Strophe immerhin groß genug. Während dort und in dem Ghafel alle Zeilen metrisch von demselben Baue sind (dies bis auf die tonlosen Sylben strenge bei Platen, während Nückert oftmal Trochäen mit Daktylen vertauscht), hat das ghafeloide Schnaderhüpfel, wie mehrere der mitgetheilten Beispiele zeigen, große Neigung zu einer auch metrischen Hervorhebung der nicht reimenden Zeile, oder zu einer Verkürzung der Schlußzeile, die bei daktylischem Ausgang der drei ersten Verse nicht selten im Auftacte endet. So stehen in dem Gefangerl:

„Diandl, geh her zan Baum
 Und loß Di recht onschau,
 Wie Deine Neugerln jan,
 Schwarz oda braun?“

dessen metrisches Schema folgendes ist:

— () () — () ()
 — () () — () ()
 — () () — () ()
 — () () —

die Reime „Baum“ und „schau“ an tonloser, der Schlußreim „braun“ aber an betonter Stelle, was eine frappante Wirkung hervorbringt, ein Hervortreten des Schlußreimes, wie es lebhafter nicht gedacht werden kann. Ein fernerer Unterschied liegt in Folgendem. Wir nannten oben das Ghafel eine Erweiterung der Vierzeile, was, sofern wir das Ghafel objectiv, seiner Form nach, betrachten, wohl berechtigt sein mag. Bemerkenswerth aber ist es,

daß die Kasside und das Ghafel älter sind als die Vierzeile¹⁾, während bei uns die ghafeloide Liedform mit der Vierzeile beginnt, von einer Erweiterung zum Ghafel aber sich nur vereinzelte Spuren zeigen. Der Hauptunterschied aber zwischen den hier verglichenen Dichtungsformen bleibt immer der, daß das Schnaderhüpfel und die übrigen an das Ghafel erinnernden deutschen Reime völlig primitive Dichtungsformen, die persische Vierzeile eine hochentwickelte Kunstform ist, deren Neigung zu complicirten Versmaßen, langen cäsurirten Zeilen und mehrwörterigen Reimen dieser Strophe ein ganz eigenthümliches Gepräge verleiht. Das eigentlich Wesentliche der persischen Vierzeile aber, die Anordnung ihres Reimwechsels, kann weder gekünstelt, noch uns fremdartig genannt werden, da unsere Volkspoesie, wie ich zeigte, unbewußt auf ebendasselbe gekommen ist.

¹⁾ Jene reichen bis auf 500 und 700 nach Chr. zurück, während Vierzeilen so hohen Alters nicht bekannt sind.





Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes.

Von

Karl Wartsch.

— Heidelberg. —



ekannt ist jene herrliche Schilderung, welche Dante seinem Ahnherrn Cacciaguida in den Mund legt, und die das alte Florenz in seiner Sittenreinheit und Sitteneinfachheit gegenüber der Entartung und Neppigkeit der Gegenwart vorführt. (Paradies 15, 96 ff.)

Florenz in seiner alten Mauern Kreise,
Von dem man jetzt noch Terze zählt und Nove,
Es lebt' in friedlich mäßig keuscher Weise.

Da gab's noch keine Kettlein, keine Krone,
Sandalen nicht noch Gürtel, deren Schimmer
Mehr als die Trägrin zu betrachten lohne.

Die ungeborene Tochter machte nimmer
Dem Vater Sorge, denn man hielt in Jahren
Und Mitgift damals rechtes Maß noch immer.

Nicht Häuser gab's, d'rin keine Menschen waren,
Noch war gekommen kein Sardanapal,
Um möglichst Zimmerprunt zu offenbaren.

Noch überbot da nicht den Montemal
Necessatojo; doch im Niedergehen
Wie Steigen thut er's ihm noch vor einmal.

Im Gurt von Bein und Leder ließ sich sehen
Bellincion' Verti; vor dem Spiegelglas
Sah unge schminkt man seine Gattin sehen.

Da hielten Nerli und del Becchio Maß,
Zufrieden mit dem ledernen Kollette,
Indeß die Frau bei Spil' und Kuntel saß.

Die Glücklichen! Und ihrer Grabesstätte
 War Jegliche gewiß, und es lag keine
 Um Frankreichs willen einsam noch im Bette.
 Bei ihrer Wiege sorglich saß die Eine
 Und lullt' in Schlummer ein in jener Sprache,
 Die Eltern so beglückt, das liebe Kleine;
 Die Andr', am Roden spinnend im Gemache,
 Erzählt den Thren viel vom Lauf der Welten,
 Von Rom, von Jefulac, von Troja's Sache.

Wenn schon in dieser Schilderung es an Seitenblicken auf die Zustände in der Zeit des Dichters nicht fehlt, so hat er noch directer seinen Landsmänninnen den Spiegel vorgehalten in einer Stelle des Fegefeuers (23, 78 ff.) wo namentlich die allzufreie Tracht der florentinischen Frauen eine herbe Rüge erfährt.

Schon seh' ich jene Zeit, die von dem Heut
 Nicht allzufern liegt, in der Zukunft tagen,
 Wo in Florenz den Frauen man verbeut
 Von Kanzeln her ihr schamentblöht Gebahren,
 Die Brust und Warze zeigen ungeschemt.
 Hat es wohl Frau'n von Türken und Barbaren
 Gegeben je, die, unbedeckt zu gehen,
 Von Staat und Kirche mußten Rüg' erfahren?

Gewiß trägt jene Schilderung Cacciaguیدا's einen idealen Charakter, denn es soll in ihr ja das Ideal eines „schönen Bürgerlebens“ dargestellt werden. Und wie hier nur die Lichtseiten hervorgehoben sind, so umgekehrt in den Strafreden auf die Gegenwart nur die Schattenseiten; die Wirklichkeit wird in beiden Fällen der Mitte entsprochen haben.

Ein treueres und mehr die realen Verhältnisse schilderndes Bild, das durch Eingehen auf eine Menge von Details einen besonders anschaulichen Charakter erhält, liefert uns ein Zeitgenosse Dantes, Messer Francesco Barberino in seinem Werke „Reggimento e costumi di donna“, welches, aus Versen und Prosa gemischt, die Sitten der Frauen nach der Verschiedenheit der Stände und der Lebensalter schildert, wobei zahlreiche novellenartige Geschichten zur Illustration eingeflochten werden.

Die Anregung zu seinem Werke hat Francesco unzweifelhaft vom Auslande empfangen; in der provencalischen und altfranzösischen Literatur begegnen wir schon lange vorher Lehrgedichten von ganz ähnlicher Anlage und Tendenz, nämlich der: den Frauen einzuschärfen, wie sie in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens sich zu benehmen haben. Bereits um das Jahr 1170 verfaßte Garin der Braune, ein provencalischer Troubadour, eine derartige Anweisung, und am Ende des 13. Jahrhunderts schrieb Amanieu des Escas eine ähnliche Belehrung, die für eine Kammerjungfer bestimmt war. In Nordfrankreich sehen wir Robert de Blois in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein solches Lehrgedicht für eine Dame ritterlichen Standes verfassen.

Da nun Francesco in seinem Werke eine genaue Bekanntschaft, namentlich mit der Poesie der Troubadours verräth, so wird er gewiß auch die Idee zu seinem Reggimento aus älteren Vorbildern in derselben geschöpft haben. Freilich ist sein Werk von viel größerem Umfange und unterscheidet sich auch in der Einleidung von ähnlichen Erzeugnissen der provencalischen und französischen Literatur, wie er denn in Bezug auf dichterischen Werth sich an vielen Stellen über seine Vorbilder stellt.

Er beginnt mit demjenigen Lebensalter, in welchem ein junges Mädchen, wenn auch noch Kind, doch schon den Unterschied zwischen Böse und Gut, zwischen Recht und Unrecht kennt, und zwar führt er uns zunächst ein Kind aus den höchsten Kreisen des Lebens vor: die Tochter eines Königs oder Kaisers. Eine solche junge Dame verweilt in der Regel nur in der Umgebung ihrer Mutter und geht nicht in die Gesellschaft von Rittern und Junkern, außer wenn sie von ihren Eltern oder Brüdern ausdrücklich dazu entboten wird. Befindet sie sich nun in Gesellschaft Anderer, so wird ihr empfohlen, für gewöhnlich ihre Augen gesenkt zu halten; wenn sie reden hört, so lausche sie und präge schöne Redeweisen ihrem Gedächtniß ein. Wenn sie gefragt oder zum Reden aufgefordert wird, so antworte sie mit leiser Stimme; dabei halte sie die Hände, sowie überhaupt alle Gliedmaßen ruhig, denn viel zu gestikuliren galt nicht für wohlgezogen. Beim Essen sei sie mäßig und trinke wenig und zwar nur Wein, der mit Wasser gemischt ist; denn wenn schon einem Manne die Trunkenheit übel ansteht, wie viel mehr einer Frau! Sie lege die Arme nicht auf den Tisch, denn das ist grobe Manier; ebensowenig stütze sie den Kopf mit den Händen oder liege ihrer Erzieherin am Halse. Wenn wir erwägen, daß diese Lehren für eine Königs Tochter bestimmt sind, so können wir uns von dem Durchschnitt guten Benehmens in damaliger Zeit eine ungefähre Vorstellung machen.

Wenn die junge Dame von Eltern oder Gefährtinnen zum Singen veranlaßt wird, so singe sie sanft und leise; dabei stehe sie ruhig, halte die Augen gesenkt und wende den Respectpersonen das Gesicht zu. Wenn sie auf eine ähnliche Aufforderung hin tanzen muß, so geschehe es ehrbar und ohne Ueppigkeit, nicht so wie die Gauklerinnen zu tanzen pflegen. Wenn sie einen Kranz auf dem Haupte trägt, (einen solchen entweder aus Blumen oder künstlich gemacht zu tragen, war allgemeine Sitte junger Mädchen), so sei derselbe niedlich und klein; und je schöner sie selbst ist, um so kleiner, denn nicht der Schmuck macht das Frauenzimmer, sondern das Frauenzimmer den Schmuck. Muß sie über etwas lachen, so geschehe es nicht so, daß sie ihre Zähne dabei zeige, was nicht artig wäre; muß sie weinen, so thue sie es, ohne einen Laut von sich zu geben. Kein Fluch, kein niedriges und gemeines Wort komme aus ihrem Munde.

Geht sie mit der Mutter zur Kirche, so achte sie darauf, anständig dazustehen und zu beten und das Paternoster zu sagen, wie sie es von der Mutter und anderen Frauen sieht.

Wenn ein Ritter beauftragt wird, sie an den Platz zurück zu führen oder sie auf's Pferd zu heben, so sei sie züchtig und schamhaft an seinem Arme, in ihre Kleider geschlossen und halte die Augen demüthig gesenkt.

Sie lerne lesen und schreiben, damit, wenn sie einmal Landesherrin wird, sie besser das Regiment führen könne.

Die Tochter eines Marchese oder Herzogs, eines Grafen oder Barons hat ein ähnliches Benehmen zu beobachten, nur ist sie von der Sitte nicht ganz so eingeschränkt als die Königstochter. Die Tochter eines Ritters, Richters, Arztes oder Edelmannes darf schon mehr lachen und scherzen, auch beim Tanzen und Singen etwas mehr Ausgelassenheit zeigen. Ihr wird empfohlen, spinnen, nähen und kochen zu lernen, damit, wenn sie einmal verheirathet ist, sie Langeweile und Müßigkeit dadurch vertreiben könne. Auch kann sie ja, fügt unser Verfasser hinzu, nicht wissen, ob ihr das nicht später zum Lebensunterhalt dienen muß. Kochen zu lernen, empfiehlt sich schon deshalb, weil das Essen, das die Frau in Sauberkeit selbst bereitet, dem Manne besser schmeckt, und manchmal tritt auch die Nothwendigkeit ein, daß die Frau kochen muß.

Lesen und Schreiben wird einem Mädchen dieser Stände noch mehr empfohlen als einem höhergeborenen.

Dagegen braucht die Tochter eines Kaufmanns, eines Künstlers oder Handwerkers nicht lesen und schreiben zu können; ja unser Verfasser tadelt das geradezu als etwas Unnützes. Aber die Wirthschaft und das Hauswesen muß sie gründlich verstehen. In noch höherem Grade ist dies bei der Tochter eines Landmannes der Fall. Diese darf auf ihr Aeußeres und ihre Toilette nicht viel Zeit verwenden; in Bezug auf das Benehmen in Lachen und Weinen, Singen und Scherzen wird ihr eine ungleich größere Freiheit und Ungebundenheit zugestanden.

Ist ein Mädchen aus dem Kinde zur Jungfrau geworden, so muß ihr Benehmen ein um somehr zurückhaltendes sein, je höher sie im Leben steht. Sie verweile nie am Fenster oder auf dem Balcon oder an einem öffentlichen Orte, sondern habe immer den Anschein, daß es ihr unangenehm ist, gesehen zu werden: denn das ist das Zeichen ehrbaren Wesens. Vor jedem Männerblicke zeige sie Furcht. Wenn sie einen Mann angesehen hat, so sei der Blick ernst, und die Augen dürfen nicht im Blicke weilen, denn die Blicke sind Pfeile der Liebe und ein kleiner Blick enthüllt oftmals eine große Neigung.

Kommt sie auf Wunsch ihrer Eltern unter Leute, so hebe sie die Augen nicht mehr als beim Gehen oder Sichsetzen unbedingt nothwendig ist, sie entferne sich nicht von der Seite der Mutter oder der Erzieherin, spreche nur, wenn es nothwendig ist und alsdann sanft und züchtig.

Geht sie mit der Mutter aus, so schreite sie, ohne Jemand zu grüßen und ohne sich umzusehen, mit kleinen und gleichmäßigen Schritten vor der Mutter her. In die Kirche zu gehen, scheidet sich nicht für sie; sie verrichte

daher ihre Andacht auf ihrem Zimmer, verwende indeß auch nicht zu viel Zeit auf's Beten.

Im eigenen Hause, in Gesellschaft von Frauen, an einem von Männern entfernten Orte darf sie in Reden und Heiterkeit sich mehr gehen lassen, auch ist ihr gestattet, einmal am Tage ein Liedchen zu singen. Wenn sie im Garten Blumen pflückt, so mache sie aus den frischesten und kleinsten Blüthen ein kleines Kränzlein und lasse es sich, da sie keinen Spiegel zur Hand hat, von ihrer Erzieherin aufsetzen. Dieser gebe sie es auch zum Aufheben, damit es nicht etwa in die Hände eines Liebhabers falle. Findet sie im Garten einen Kranz, so nehme sie ihn nicht auf, außer, wenn sie gesehen, daß eine ihrer Begleiterinnen ihn gemacht hat.

Ein Instrument spielen zu lernen ist ihr erlaubt, etwa die Harfe oder Geige, aber wenn möglich nehme sie den Unterricht bei einer Frau, nicht bei einem Manne.

Für die Tochter eines Marchese und weiter abwärts sind auch hier die Grenzen etwas weniger eng gezogen. Indeß auch solche haben sich zu hüten, mit einem Manne allein zu sein, Vater und Brüder ausgenommen. Sagt ihr ein Mann etwas Unehrbares, so gehe sie fort, und thue, als wenn sie es nicht verstanden. Wenn sie dennoch etwas zu ihm sagt, so erwidere sie etwa mit bestürzter Miene, er sei ein Thor und könne leicht seine Thorheit theuer büßen; dann gehe sie hin und sage es ihrer Mutter, die schon Abhilfe wissen wird. Indeß es gibt, bemerkt Francesco hierbei, manche Mädchen, die sich um so größer dünken, je mehr Anbeter sie umringen: mit dem einen scherzt sie, mit dem andern lacht sie, wieder mit anderen treibt sie andere Possen und geht so lange um's Feuer herum, bis aus dem Späße Ernst wird.

Als nächste Lebensstufe käme nun die verheirathete Frau, vorher aber gibt der Dichter Belehrungen denjenigen Mädchen, welche das heirathsfähige Alter, das allerdings in Italien damals wie heute früher begann als bei uns, schon beträchtlich überschritten hat. Dies ist, sagt unser Verfasser, ein sehr gefährliches Alter. Denn es hat wenig eigene Macht, dagegen viele starke und in Trug gehüllte Feinde, ist bereit, in das Böse zu willigen, dem Vergnügen nachzulaufen und voll von Verjuchungen im Innern. Einem solchen Mädchen nun, welches die zwölf Jahre nach der Zeit des Vermählens hinter sich hat, werden folgende Verhaltensmaßregeln empfohlen. Sie sei nicht müßig, sondern mit einer ihrem Stande entsprechenden Arbeit beschäftigt; nicht allein, sondern in ehrbarer Gesellschaft. Sie verweile so wenig wie möglich an Fenstern und Thüren; vermeide Bücher, Novellen und Lieder zu lesen, die von Liebe handeln; sie esse nichts Warmes und trinke keinen Wein, auch trage sie wo möglich einen Topas bei sich, denn dieser hilft böse Gelüste überwinden. Sie betrachte es als eine Gnade Gottes, daß sie keinen Mann bekommen, denn es wird ihr einst ein besserer und würdigerer zu Theil werden.

Vor der Vermählten ist aber noch eine andere Kategorie eingeschoben,

nämlich dasjenige Mädchen, welches die Hoffnung, einen Mann zu bekommen, bereits aufgegeben hat und doch noch alles Erwarten heirathet. Eine solche halte sich in allem maßvoll, in Schmuck, in Kleidung und in ihrem Benehmen. Sie sage nicht in ihrem Herzen: mein Gatte wird mich nicht so lieben wie eine Andere, denn ich bin aus dem Alter eines jungen Mädchens heraus, sondern sie denke: einem Manne ist ein gereiftes Mädchen lieber als ein halbes Kind; mit jener kann er vernünftig reden und sich berathen, die andere versteht nur zu scherzen; jene wird ihm das Haus in Ordnung halten, diese bringt alles in Verwirrung.

Nun erst folgt die Verheirathete, also diejenige, die in dem damals üblichen Alter der Eheschließung sich vermählt. Beginnen wir mit dem Moment des Ringewechsels. Die Braut strecke die Hand nicht nach ihrem Verlobten aus, sondern lasse sie wie gezwungen nehmen. Wenn sie gefragt wird, ob sie einwillige, so antworte sie erst beim dritten Male und dann sanft und leise. Je jünger sie ist, desto größerer Widerstand ziemt ihr. Es kann uns auffallen, daß hier gar nicht die Rede ist von der vorhergehenden Verständigung der Brautleute unter einander, der Liebeserklärung u. s. w. Denn dieser hier geschilderte Act vollzieht sich in Gegenwart der beiderseitigen Familien. Wir haben uns jedoch zu erinnern, daß die Eheschließungen damals durchaus ein zwischen zwei Familien sich vollziehender Act waren, daß zwischen den Familien Alles vereinbart wurde, und eine Verständigung der Brautleute vorher überhaupt nicht stattfand.

Wenn dann die Braut, ehe sie in's Haus ihres Gatten geht, bei den Frauen verweilt, dann scheine sie wie von Zweifeln und Furcht erfüllt; will man sie mit Worten trösten, so antworte sie wenig. Sie esse vorher etwas auf ihrem Zimmer, dann wird sie beim Hochzeitsmahle um so mäßiger erscheinen. Wenn sie nun ihr Haus verläßt, so fragt es sich, wie sie sich auf der Straße zu benehmen habe, ob sie z. B. die Begegnenden grüßen darf oder nicht. Hierin ist, sagt Francesco, Meinung und Gebrauch verschieden; sie erkunde daher den Gebrauch des Landes, in welches sie sich verheirathet.

Es folgt nun eine sehr ausführliche Schilderung eines königlichen Hochzeitsfestes, welche von hoher dichterischer Schönheit ist. Namentlich steht das Gespräch der Neuvermählten im Brautgemach in nichts hinter der vielgerühmten Brautscene in Richard Wagners Lohengrin zurück.

Ich will nur Einiges zur Veranschaulichung der Hochzeitsgebräuche jener Zeit anführen. Beim Essen sitzt der Bräutigam von seinen Genossen, ebenso die Braut von ihren Gefährtinnen umgeben, aber nicht Beide nebeneinander, vielleicht einander gegenüber. Vor Beginn des Essens wird, wie allgemein üblich, Wasser gericht, die Braut darf aber Mund und Zähne nicht mit demselben berühren. Sie esse und spreche wenig und habe durchaus den Anschein, mehr Furcht als Freude zu empfinden. Nun bricht man von Tisch auf; *Abdio, Abdio!* rufen ihr weinend die Begleiterinnen zu und

führen sie in das Brautgemach, das uns ebenfalls in größter Pracht ausführlich geschildert wird.

Das alles ist Euer, sagt eine der Gefährtinnen; in diesem Zimmer werdet Ihr allein schlafen. Sie zeigen ihr die Garderobe, waschen Gesicht und Hände der Braut mit Rosenwasser, lösen ihr die Flechten des Haares und helfen sie entkleiden. Dann lassen sie sie allein. Aber sie haben ihr Fallsches berichtet, haben sie verrathen, denn nun gehen sie zum Bräutigam, der draußen wartet. Dieser ist umringt von Rittern und Knappen, die ihn ähnlich behandeln wie die Frauen die Braut.

Mit Gefang der Frauen, der aus dem benachbarten Gemache ertönt, wird am andern Morgen das Paar geweckt. Wie die junge Frau in den ersten Wochen ihrer Ehe sich zu verhalten habe, wird uns von Francesco einen Tag nach dem andern bis zum zwölften berichtet. Am dritten Tage geht sie, von ihren Frauen begleitet, in den Garten und macht zwei Kränze, den einen für sich, den andern sendet sie ihrem Gatten mit den Worten: „Die Dame, die ihr verrathen habt, schickt Euch diesen Kranz“. Darauf läßt er ihr antworten: „Ich weiß nicht, wer sie ist, aber ich denke, es ist die, die mir das gestohlen, was mir am theuersten war; ich habe mithin keinen Verrath geübt, sondern nur verdiente Rache genommen“. Haben wir es hier mit einer dichterischen Fiction, oder mit einem bestehenden Gebrauche zu thun? Ich denke letzteres und nur etwa in der Motivirung mag etwas auf Rechnung des Dichters kommen.

Zwölf gute Rathschläge werden der jungen Frau ertheilt, aus denen ich wenigstens einige als charakteristisch hervorhebe. Sie gebe sich den Anschein, als wenn sie etwaige Mängel im Hause nicht sehe, doch nur solche, die die Wirthschaft und das Hauswesen betreffen, keineswegs ernstere. Ihr Blick halte sich von allen andern Männern fern. Wenn sie bemerkt, daß ihr Gatte einer andern Frau seine Augen zuwendet, so thue sie, als wenn sie es nicht sehe, aber beachte es wohl. Sie erbitte in den ersten zwölf Tagen kein Geschenk und keine Gnade von ihrem Gatten, sondern spare das auf gelegene Zeit. Sieht sie ihn verstimmt, so bemühe sie sich, schweigend oder sprechend, ihn seiner Mißstimmung zu entreißen. Auch das Benehmen und Verhalten in der dann folgenden Zeit wird der jungen Frau vorgezeichnet und nicht weniger als 57 Dinge ihr eingeschärft, die sie beobachten muß. Auch hieraus nur Einiges als Probe. Sie nehme keine Dienerin oder Kammerfrau an, die schöner ist als sie selbst, trifft sie aber eine solche bereits im Hause, so suche sie sie auf gute Art zu entfernen; ebenso, wenn sie jünger, ob auch weniger schön ist als sie selbst. Sie suche zu erfahren, was man von ihr spricht, damit sie wisse, auf welche Mängel an sich sie etwa zu achten hat. Zu ihrem Weichvater wähle sie einen Mann von gutem Rufe, lieber einen alten als einen jungen.

Wenn ihr Gatte sich plötzlich waffnen muß, so helfe sie ihm dabei, ebenso beim Entwaffnen. Wenn er sich Kleider machen läßt, so stehe sie dabei und mache den Schneider aufmerksam, damit ihm alles gut passe.

Ist er krank, so pflege sie ihn; wird sie selbst krank und ihr Gatte besucht sie, so stelle sie ihm ihren Zustand besser dar, nur dem Arzt und ihren nächsten Verwandten sage sie den wahren Sachverhalt.

Findet sie schon Kinder im Hause vor, so halte sie sie wie ihre eigenen, Sorge für sie auf's beste und entschuldige ihre Fehler, außer wo eine Strafe Noth thut, um sie zu bessern.

Ist von der verstorbenen Frau die Rede, so spreche sie von ihr wie von einer Schwester.

Das nächste Lebensstadium ist das der Wittve. Ist sie jung und ohne Kinder, so bringe sie das Trauerjahr im Hause ihres Gatten oder in dem ihrer Familie zu; wollen dann ihre Verwandten sie wieder vermählen, so thut sie gut, darein zu willigen. Ist sie alt, so halte sie ihr Wittmenthum in Ehrbarkeit im Hause ihres verstorbenen Mannes oder in ihrem eigenen. Hat sie aber Kinder, so bleibe sie mit denselben zusammen, gebe ihrer Tochter eine gute Erzieherin, den Söhnen suche sie verständige und gereifte Ritter aus; für ihr Haus suche sie einen Principale (Hausverwalter), der von allen ihren Untergebenen gefürchtet ist. Wachjen die Söhne heran, so lasse sie sie in Waffen und Wissenschaften unterrichten, die Töchter erziehe sie nach den früher angegebenen Grundsätzen.

Ist sie Herrin ihres Vermögens, so sei sie dafür dankbar, hat sie Söhne, so erhalte sie es diesen; hat sie keine, ihren Verwandten. Sie reichere nicht ihre eigene Familie auf Kosten derjenigen ihres Mannes, insbesondere, wenn aus erster Ehe Kinder da sind.

Eine Wittve aus den mittleren oder unteren Lebenskreisen nehme in ihre Dienste keine Männer oder jungen Leute, und wenn sie solche zur Erziehung ihrer Söhne braucht, so sei ihre Wohnung von der Wohnung der Söhne abgefondert. Geistliche lasse sie nicht zu oft in ihr Haus kommen. In Bezug auf Kleidung halte sie Maß und mache sich nicht zu hübsch; sie meide Tänze und andere Eitelkeiten, spreche gern von ihrem verstorbenen Gatten und suche, selbst wenn er Fehler hatte, dieselben zu verhüllen. Die Thüren ihres Hauses lasse sie zeitig schließen und spät öffnen.

Wie wenig das Bild der Wirklichkeit den hier gestellten Forderungen entsprach, deutet uns Dante an, der seinen Freund Forese im Fegefeuer trifft und seine Verwunderung ausdrückt, ihn schon im Kreise der sich läuternden Seelen zu finden. (Fegef. 23, 85 ff).

Drauf er: So schnell gefördert ward mein Schen
Nach dieses bitterfüßen Trankes Leid
Durch meiner Nella maßlos heiße Thränen.

Andächt'gem Flehen und Seufzern nur geweiht,
Hat sie dem Strand mich, wo man harret, entzogen
Und von den andern Kreisen mich befreit.

Und um so mehr ist Gott hold und gewogen
Der Wittve, die so lieb mir war und werth,
Je seltener guten Wandels wird gepilogen.

Das letzte Lebensstadium ist das der Wiederverheiratheten. Bekommt die Wittwe einen bessern Mann, so danke sie Gott und mache es nicht wie viele, die immer zeigen wollen, daß der erste besser war und bei jeder Gelegenheit sagen: So machte es mein Seliger. Und selbst wenn der zweite Gatte schlechter ist, so thue sie, als sei er so, wie sie ihn verlangt. Den ersten halte sie im Herzen und bete zu Gott für ihn, spreche aber wenig von ihm in Gegenwart des zweiten, und wenn es ja geschieht, so sei es so, daß der zweite nicht vermuthet, sie denke an den Verstorbenen lieber. Kleider und Schmuck, die sie vom ersten erhalten, wolle sie nicht in Gegenwart des zweiten anthun. Die Sitten des Hauses in ihrer ersten Ehe trachte sie nicht in die zweite einzuführen, damit es nicht scheine, als verachte sie das Neue.

Wir übergehen die Belehrungen, welche der Dichter einem Frauenzimmer geistlichen Standes ertheilt und wollen nur noch kurz das erwähnen, was er als beachtenswerth für ein Mädchen oder eine Frau in dienender Stellung bezeichnet. Eine Cameriera hat den Schmuck und die Geräthe ihrer Herrin rein und sauber zu halten; wenn sie sie bedient, müssen ihre Hände wie ihre Kleidung sauber sein. Wenn sie bemerkt, daß ihre Herrin oder deren Gemahl etwas Unrechtes thut, so berichte sie dem einen wie dem andern nichts davon, es müßte denn eine schwere Schuld sein; in diesem Falle ermahne sie die Frau an ihre Pflicht, und wenn alles nicht hilft, sage sie es dem Manne.

Ein junges Mädchen trete nicht bei einem unverheiratheten Herrn in Dienst. Im Kochen und in allen andern Dingen sei sie reinlich; vor jungen Männern nehme sie sich in Acht, sie vermeide es, sich zu sehr zu putzen, wenn sie einen Liebhaber oder Verwandte hat, so trage sie ihnen nicht die Kleider aus dem Hause ihrer Herrschaft zu. Endlich sei sie bestrebt, etwas für ihre alten Tage zurückzulegen.

Ein umfänglicher Abschnitt ist den Kinderfrauen zugewiesen, in welchem die Behandlung kleiner Kinder bis in die größten Einzelheiten dargelegt wird. Da es nicht bloß für Mütter, sondern auch für Aerzte von Interesse ist, zu erfahren, wie man damals dieses wichtige Capitel des menschlichen Lebens ansah, so werde ich mir gestatten, auch hieraus dasjenige hervorzuheben, was von allgemeiner Bedeutung ist. Zunächst wird es uns auffallen, den Gegenstand da abgehandelt zu sehen, wo von den Dienerinnen die Rede ist, während wir eher erwarten sollten, daß unter den Pflichten der verheiratheten Frau auch ihre Pflichten als Mutter eingehende Erwähnung fänden. Allein wir haben nicht zu vergessen, daß in erster Linie diese Lebensregeln für Frauen der höheren Stände, ja der höchsten Kreise geschrieben sind und in diesen war allerdings in den ersten Jahren die Pflege der Kinder ausschließlich den Ammen und Wärterinnen zugewiesen. Zur Abhärtung der Haut der Neugeborenen wird der Gebrauch des Salzes und ähnlicher Substanzen empfohlen, nur Nase und Mund dürfe man nicht einsalzen. Beim Wickeln des Kindes hat die Kinderfrau dasselbe sanft zu berühren, sie wickle

es nicht zu fest, damit es nicht Schmerz empfinde und schreie, aber auch nicht zu lose, damit es nicht die Händchen herausziehen und sich in die Augen krahen könne. Besonders Bedacht zu nehmen ist auf die Formung der Gliedmaßen des Kindes und wo die Natur einen Mangel oder einen Fehler zeigt, ihr auf künstlichem Wege nachzuhelfen. Ist die Nase zu flach, so muß man sie zu erhöhen, ist sie zu hoch, sie zu senken suchen; die niedrigen Augenbrauen sind zu erheben, das zu breite Gesicht zurecht zu rücken, das zu kurze zu verlängern, das lange zu verkürzen, die kurzen Lippen müssen gezogen werden. Man sieht, das Kind wird wie eine Kautschuffigur behandelt, der man jede beliebige Form geben kann.

Wenn ein Kind auf beiden Augen schielend geboren ist, so lasse man es an einem Orte schlafen, an welchem das Licht von einer Seite kommt, die derjenigen entgegengesetzt ist, nach welcher das Kind schielt; indem dasselbe dann beim Einschlafen nach der Lichtseite sich wendet, wird es allmählich geradesehend. Schielt es nur auf einem Auge, so umwicke man ihm das geradesehende und lasse ihm das andere frei, indem man bezüglich der Beleuchtung des Schlafzimmers dieselbe Methode wie in dem früheren Falle beobachtet.

Die Schultern des Kindes mache man glatt, die Hände lang und schön, die Fingernägel entblöße man von der Haut und erhöhe sie von der Seite, daß sie eine Rundung bekommen; die Füße drücke man in rechte Form, namentlich die zu großen Ferse, der Rücken des Fußes ist möglichst zu erhöhen. Es galt im ganzen Mittelalter, auch bei Deutschen und Franzosen für schön, einen geschweiften Fuß zu haben, während der Plattfuß mit Recht als unschön betrachtet wurde. Hätte man damals schon die hohen Absätze der Damastiefeln gekannt, so würde man sich die Mühe, der Natur durch Drücken nachzuhelfen, erspart haben. So, fügt Francesco naiv hinzu, kannst du das Kind wie Wachs bilden, aber vermeide es, Gewalt dabei anzuwenden.

Im Hause darf man das Kind nicht zu warm halten, auch darf es nicht zu hell im Zimmer sein, eher etwas dunkel. Beim Schlafen muß es mit dem Kopfe höher liegen, der Hals oder irgend ein anderer Körperteil darf beim Liegen nicht gekrümmt sein. Nach dem Hauptschlaf wird das Kind gewaschen, bald mit kaltem, bald mit warmem, bald mit lauem Wasser, aber niemals mit kochendem, zuweilen zweimal, sogar dreimal am Tage. Man nehme sich aber in Acht, daß beim Waschen ihm das Wasser nicht in die Ohren hineindringe. Wenn es im Bade mit den Beinchen zappelt, so lasse man es ruhig gewähren, denn das stärkt. Zur Winterzeit wasche man es am Fuße des Herdes.

Nach dem Bade werden die Gelenke mit Del gesalbt, dann wird es mit weichen Tüchern abgetrocknet, die man bei kalter Witterung vorher gewärmt hat.

Man trage ein Kind nicht zu Kranken oder zu Leuten mit krankem Gesicht, damit es nicht in böse Augen sehe. Auch hüte man es vor den Frauen, die es gern aus Liebe zu kleinen Kindern sehen möchten, denn

manche unter ihnen kann den bösen Blick haben und dem Kinde dadurch schaden. Auch entziehe man es den Frauen, die es gern küssen wollen.

Die Wärterin oder Amme sänge dem Kindlein Lieder vor, das Singen dient dazu, die Seele des Kindes zu erfreuen und es einzuschlängern.

Beim Entwöhnen des Kindes werden bittere Sachen angewendet, nur müssen dieselben unschädlich sein. Als erstes Nahrungsmittel nach der Milch wird empfohlen Brod, das in Honigwasser oder in Milch oder in Wasser mit etwas Wein gemischt, eingetaucht ist. Dann gehe man zu festen Dingen über, und gebe ihm Rüsse, die man aus Brod und Zucker geformt hat.

Fängt das Kind an zu laufen, so hüte man es vor großen Schritten und vor harten Wegen; auch beim Sitzen wähle man einen weichen Platz. Man gehe nicht mit ihm an hochgelegene Orte, denn es könnte einen fliegenden Vogel haschen wollen und fallen, auch nicht an Quellen und Brunnen, denn wenn es sein Bild im Wasser sieht, läuft es hinein. Auch lasse man es nicht hingehen, wo Leute schwimmen, denn in seinem Nachahmungstriebe möchte es ebenso thun wollen. Man flöße ihm Furcht vor allem Dunkeln ein, ebenso vor dem Feuer, vor Pferden, Hunden und anderen Thieren, damit es sich nicht an dieselben heranwage. Auch lasse man es keinem Hunde oder keiner Katze Brod geben, denn die Thiere schnappen manchmal nach der Hand des Kindes. Man lasse ihm kein Eisen oder Messer, Glas oder Stock in den Händen, insbesondere wenn es Zähne bekommt. Die Zähne muß man mit den Händen sanft in die richtige Lage und Stellung bringen.

Wenn das Kind anfängt zu sprechen, so nimmt man einen großen Spiegel und läßt hinter denselben ein Kind treten, das bereits sprechen kann und läßt dieses Worte vorsprechen; wenn dann das kleinere Kind sich im Spiegel sieht und sprechen hört, wird es glauben, es spreche ein Kind, das wie es selber sei und wird sich bemühen, es ihm nachzumachen.

Ist die Wärterin mit dem Kinde im Freien, so nehme sie es vor Bettlern und Landstreichern in Acht, die oftmals Kinder stehlen, ihnen die Glieder brechen und dann mit ihnen bettelnd umherziehen. Ist es das Kind eines vornehmen Mannes, der Feinde hat, so hüte man es, daß es nicht entführt werde.

Man halte es fern von Orten, wo schädliche Pflanzen und giftige Früchte sind und schlage es, wenn es diese oder Steine, Asche oder Kohlen in den Mund steckt. In der Nähe von Feuer lasse man es nicht allein. Da Kinder leicht fallen, so machen ihnen manche eine Kapuze, die vorn und hinter der Stirn mit gutem festem Leder besetzt ist, damit es beim Fallen sich nicht Schaden thue.

Die Wärterin hüte sich, wenn das Kind bei ihr im Bett liegt, es so zu halten, daß sie das Kind etwa im Schlafe erdrücken könne. Man gewöhne das Kind, mit geschlossenen Augen zu schlafen, namentlich im Freien, denn manchmal hacken die Raben den schlafenden Kleinen die Augen aus; auch mit geschlossenem Munde zu schlafen, muß es sich gewöhnen, damit nicht eine Spinne oder Grille ihm in den Mund hineinkriecht.

Für die Frauen aus den untersten Ständen werden ebenfalls manche Verhaltensmaßregeln gegeben, die uns einen hübschen Einblick in das Leben und Treiben der Zeit gewähren. Einer Barbiererin wird eingeschärft, auf das Bad und das Scheermesser zu achten, und wenn sie an der Kehle rasirt, nicht an eitle Dinge zu denken. Die Hökersfrau soll nicht grüne Blätter zu alten Früchten legen, damit sie wie frisch erscheinen; nicht die besten Früchte obenauf legen, nicht die Feigen salben, um sie reifer zu machen und sie nicht in's Wasser halten, endlich nichts von den Mägden kaufen, die es ihrer Herrschaft gestohlen haben. Die Müllersfrau halte das Mehl nicht an feuchtem Orte, um das Gewicht zu vermehren. Die Hühner- und Wildpret-händlerin wasche nicht Eier und Wildpret, damit es frischer erscheine und drücke nicht die Kapaunen oder Rebhühner, um die Adern dicker zu machen, fülle auch nicht den Kropf, um dem Geflügel eine größere Schwere zu geben.

Ein weiterer Abschnitt gibt allgemeine Belehrungen für Frauen aller Stände. In ihnen ist viel Wahres und Nichtiges ausgesprochen; ich will auch hier nur einige wenige Proben geben. Viele Frauen gehen auf der Straße, das Paternoster in der Hand, und eitle Gedanken im Herzen. Viele Frauen gehen nur in die Predigt, um sich zu zeigen und bewundern zu lassen. Einer Frau niedrigen Standes ziemt nicht, ebensolche Kleider zu tragen wie eine Vornehme. Jede kluge Frau ist schön, aber nicht jede schöne auch klug. Hüte dich vor dem Arzte, der weniger auf deine Krankheit, als auf deine schönen Züge achtet.

Auch auf die Schönheitsmittel hat unser Verfasser sein Augenmerk gerichtet. Nach ihm ist die Anwendung von substanzialen und groben Salben zu meiden, denn sie machen die Zähne schwarz, die Lippen grün und die Haut alt; wenigstens soll man sich hüten, sie bei kalter Witterung zu brauchen. Mäßiges Essen und Trinken verbunden mit Fröhlichkeit erhält frisch; Schmerz und Trauer machen alt. Zur Pflege der Haut werden Bäder von süßem, lauem Wasser empfohlen, die im Zimmer, aber nicht zu häufig, genommen werden müssen; Bäder, in denen warme Kräuter gekocht sind, machen die Haut roth und dann schwarz. Zu viel Wachen und zuviel Schlafen macht die Haut alt und gelb, sie bedeckt halten, erhält sie dagegen zart und weiß.

Wie man einen Liebestrank in Speise und Getränk einzugeben habe, wird gleichfalls gelehrt, nur müsse man sich hüten, daß davon Leute bekommen, unter denen Liebe nicht gestattet ist. Mehr werth aber als der Liebestrank, der zur Liebe zwingt, ist die freie Macht des menschlichen Gemüthes und hier findet sich eine sehr richtige Bemerkung, mit welcher ich diese Mittheilungen schließen will.

Manche Mütter rathen ihren Töchtern, wenn sie sich verheirathen, es so zu machen, daß sie das erste Mal bei einer Meinungsverschiedenheit ihren Willen durchsetzen, dann würden sie es immer und überall. Diese wissen nicht, sagt Francesco, daß es besser ist, mit Demuth zu siegen, die stärker ist als jede andre Macht.

Ueerblicken wir, am Schlusse angelangt, noch einmal die hier gegebenen Lehren, so kann uns nicht entgehen, daß der individuellen Freiheit des Weibes außerordentlich wenig Spielraum gelassen ist. Für die geringsten Dinge besteht eine Vorschrift, jeder Schritt und Tritt wird durch eine Anweisung geregelt. Und alle diese Regeln sind im Wesentlichen berechnet auf den Schein. Wiederholt wird geradezu ausgesprochen, das Mädchen, die Frau solle sich bemühen, so und so zu scheinen und dies sogar in Situationen, die von entscheidender Bedeutung für das ganze Leben sind. Am Tage der Vermählung soll sie sich den Anschein geben, als empfinde sie Furcht vor der bevorstehenden Ehe, als sei sie traurig und betrübt; beim ersten Betreten des Hauses ihres Gatten soll sie thun, als wenn sie denselben gar nicht sähe. Ist damit nicht eine bedenkliche Anleitung zur Verstellung, zur Heuchelei gegeben? Wir sind weit davon entfernt, gegen den guten Francesco Barberino einen Vorwurf zu erheben, daß er etwa die Frauen seiner Zeit habe zu Heuchlerinnen machen wollen. Nicht er hat ja diese Regeln erfunden, nicht seine persönlichen Ansichten spricht er aus, er zeichnet nur auf, was der allgemeine Gebrauch war und fügt höchstens zuweilen eine ethische Motivirung hinzu. Diese Motivirungen enthalten zum Theil viel wahre und treffende Bemerkungen; die Regeln selbst aber sind durchaus auf eine äußerliche Uniformirung des Benehmens wie des Denkens berechnet.

Und vielleicht eben deswegen ist das praktische Resultat, das mit ihnen erreicht wurde, ein wenig erfreuliches gewesen. Schon aus den Andeutungen Dantes ersehen wir, wie wenig die Wirklichkeit dem hier Geforderten entsprach; viel tiefer aber in die Wirklichkeit blicken wir durch die reich entfaltete italienische Novellenliteratur, die vor allem für das bürgerliche Leben eine Fundgrube culturgeschichtlicher Erkenntniß ist. Ich erinnere nur an die bekannteste und berühmteste, an Boccaccio's Decamerone. Wie steht es da mit den Frauen! Der Kreis, in welchem jene Novellen erzählt werden gehört den besten Ständen an; mit welcher Ungenirtheit oder verständlich genug andeutender Lüsterheit werden hier in gemischter Gesellschaft und zum Theil von Frauen selbst, Geschichten vorgetragen, die eine höchst bedenkliche Freiheit der Sitten bekunden.

Im Fortschritt der Jahrhunderte lag es, daß die Schranken, die die freie Bewegung des Weibes einengten, weiter gezogen wurden und wahrlich nicht zum Nachtheil der Sittlichkeit.

Zwar das Ceremoniell ist niemals ganz aus dem Leben geschwunden. Namentlich in den höchsten Ständen, in den höfischen Kreisen hat es immer bestanden und besteht noch, ja es darf wohl behauptet werden, daß jene Kreise ohne ein gewisses Ceremoniell überhaupt nicht bestehen können. Indeß auch in ihnen hat, je mehr wir uns der Gegenwart nähern, die Steifheit und Aeußerlichkeit sehr wesentlich abgenommen. Ein Empfang bei Hofe mit seinen vorgeschriebenen Verbeugungen und Reverenzen ist heutzutage nicht entfernt mehr so complicirt, wie noch im vorigen Jahrhundert. Leutzelige

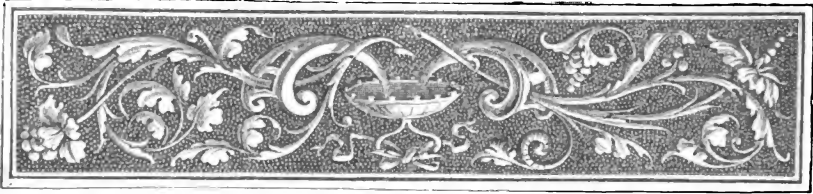
Fürsten unserer Zeit trachten vielmehr geüffentlich danach, daß sie umgebende Hofceremoniell möglichst einzuschränken und freiere, natürlichere Formen des Verkehrs auch bei Hofe einzuführen. Der deutsche Kaiser und der Kronprinz des deutschen Reiches dürfen in dieser Beziehung wohl als leuchtende Vorbilder echt menschlicher Gesinnung hingestellt werden, während das zweimal aus der Revolution hervorgegangene französische Empire sich gerade in der Wiederbelebung eines höfischen Ceremoniells gefiel und großen Werth auf die Beobachtung der höfischen Formen legte.

In den bürgerlichen Kreisen hat sich eine zwanglosere Form des geselligen Lebens mehr und mehr Bahn gebrochen. Im Bauernstande dagegen wurzelt ein festes Ceremoniell viel tiefer, und wenn es auch im gewöhnlichen Leben wenig oder gar nicht hervortritt, so dafür um so stärker und bestimmter bei allen feierlichen Ereignissen. Diese bewegen sich durchaus in einer festen Form, in festen Gebräuchen; und mancher derselben reicht seinem Ursprunge nach in schon frühe Jahrhunderte zurück. Wer wird das tabeln wollen? In der Festimmung nimmt jeder Mensch unwillkürlich feierlichere Formen an und es ist daher vollkommen begreiflich und berechtigt, daß bei solchen Anlässen sich ein bestimmter Ritus festsetzt und erhält.

Im ruhigen Gleichmaß der Tage aber strebt der Mensch heutzutage nach möglichster Freiheit und Ungebundenheit der geselligen Formen. Bücher wie Knigges Umgang mit Menschen werden heut kaum mehr geschrieben, kaum mehr in anderem als rein literarischen Interesse gelesen. Doch soll, wie mir berichtet wird, die Nachfrage nach Albertis Complimentirbuch und ähnlichen Werken in gewissen Kreisen des Lebens noch immer stark genug sein. Aber wer sich daran schult und bildet, hat doch heut wenigstens so viel Schicklichkeitsgefühl, daß er es im Geheimen thut, weil er sonst im Kreise seiner Bekannten unweigerlich dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen würde. Darin liegt schon die Anerkennung des herrschenden Princips, daß man gutes Benehmen und feine Sitte aus gedruckten Anweisungen und Compendien sich schwerlich zu eigen machen wird.

Die Erziehung der Gegenwart lenkt ihr Augenmerk mit vollem Rechte weit weniger auf das Einprägen äußerer Lehren und Regeln für das Benehmen des Weibes, als auf die Erweckung und Hebung des sittlichen Gefühles und Tactes, der, einmal entwickelt, dem Weibe in allen Lebenslagen den richtigen Weg zeigen wird.

Nur auf diesem Boden kann überhaupt erreicht werden, was, wenn es nicht mißverstanden wird, als ein gesellschaftliches Ideal bezeichnet werden kann: Freiheit der Sitte auf der Grundlage sittlicher Freiheit.



Sein Spielzeug.

Don

L. Anzengruber.

— Wien. —

I



Es war ein stilles Gemach, es war immer ein solches gewesen. Tages über war es Arbeitsstube, Nachts schlief der Bewohner daselbst und, als der noch bessere Zeiten hatte, da war es lustig und licht im Raume. Jetzt aber waren die Fenster matt geworden, der Regen hatte an die Scheiben geschlagen, der Staub hatte sich daran gelegt, die Luft war lange eingeschlossen gewesen und ein fader, widerlicher Geruch von Medicamenten durchzog sie. Auf dem Bette in der Ecke lag ein bleicher, abgekehrter Mann; bald durchschauerte ihn der Gedanke an das nahe Ende, bald half er sich über alle Schauer des Todes und alles körperliche Unbehagen mit festem Humor hinüber.

Eine kleine, sorgfältig gekleidete Frau sitzt zuweilen an dem Krankenlager. Das zierliche Figürchen trägt auf weißem, rundem Nacken einen Kopf, wie aus Wachs bossirt, die Wangen voll und stark gefärbt, das Näschen gerade und die Nüstern schön geschwungen, der Mund eine Kirschje und die Augen groß, mit weiten, fast unbeweglichen Sternen. Hübsch, nicht schön. Hübsch und das ist auch Alles.

„Arthur“, sagt sie und ihre weiche Hand, an jedem Finger mit einem Grübchen, legt sich auf die knöcherne Faust des Mannes. „Arthur, Du mußt doch sagen, daß ich Dich recht pflege“.

„Gewiß, mein Kind, so gut Du es eben verstehst“.

„O, was Du gärtig bist, so gut ich es eben verstehe, das kann ebenso gut heißen, daß ich es nicht verstehe. Du bist recht undankbar“. Die großen Augen wurden feucht und an den mit goldblonden Haaren reich befranzten Lidern zitterte ein schwerer Tropfen.

„Hermine, Goldhuhn“, sagte der Kranke, weine nicht, „Du weißt, das macht mich immer lachen“.

„O, ich weiß, das sieht Dir gleich, Unartiger, Du!“ Ihre Lippen kräuselten sich und ließen die kleinen, blanken Zähne sehen. „Warte nur, dafür beiße Dich ich in den kleinen Finger. Soll ich“.

„Wenn Dir's Vergnügen macht, an einem Knochen zu knabbern“.

Sie hielt den Finger zwischen den ihren und betrachtete ihn nachdenklich. „Du magerst aber auch schrecklich ab, Arthur, von Tag zu Tag“.

„Ja, ich bin gerade nicht stolz auf diese Leistung, aber weil ich eben dabei bin, so lieber ordentlich, als gar nicht“.

„Ach, Du kannst leicht scherzen, wenn Du wüßtest, wie ich mich manchmal ängstige“.

„Warum, mein Huhn, um was?“

„Am Ende stirbst Du mir gar!“

„Liebes Kind, am Ende effectuiren wir das Alle. Du wirst Dich dann ein halbes Jahr ganz schwarz leiden müssen, dann das andere Halbjahr in Grau, schwarz gepuht. Meinst Du nicht, daß Dir das ganz gut lassen wird?“

„O ja“.

„Nun also. Hahaha!“

„Wie abscheulich, daß Du dazu lachen magst. Wenn mir die Trauer noch so gut läßt, siehst Du es denn?“

„Du hast recht, ich glaube kaum, daß sich dazu eine Gelegenheit findet“.

„O, ich weiß wohl, daß ich recht habe und Du gingest von mir, Dir ist gar nicht darum, um mich zu sein, Arthur“ — wieder feuchteten sich ihre Augen — „hast Du mich denn nicht gern?“

„Ich schwur es Dir. Ich schwur es Dir so oft und bei allem Erdenklichen, bei dem zu schwören hergebracht ist, daß Du endlich doch darauf bauen könntest. Wozu wären sonst Schwüre überhaupt gut?“

„O, Du Schelm!“ und mit etwas rücksichtsloser Liebkosung legte sie die Hand über seine Stirne und drückte ihm den Kopf tiefer in das Kissen.

„Oh, Frau Gemahlin, Sie sind etwas grob“.

„Hab' ich Dir weh gethan?“

„Nicht der Rede werth, mein Herz. Ich bin nur gegenwärtig etwas zu schwach für derbe Zartheiten“.

„Sei nicht böse. Ich wollte Dich nur strafen, weil Du mir von Deinen Schwüren geredet. Was die auch hübsch waren! Einmal hast Du bei dem Angedenken an Deine Großeltern geschworen und hinterher versichert, Du hättest die so wenig gekannt, wie die Leute im Monde. Ein anderes Mal beim Sonnenlichte, als rabenschwarze Nacht war, oder bei den ewigen Sternen über uns, nachdem Du mir kurz vorher auseinandergesetzt, daß auch die Milchstraße unfehlbar einmal gerinnen müsse zu Al-Duark. Geh' mir! — Aber ernstlich gesprochen, Arthur, ich möchte wissen, ob und wie Du mich

geliebt und — wenn Du das nicht gethan hast — warum Du gerade mich genommen und keine Andere? Ein Mann muß doch Gründe haben, die seine Entschlüsse bestimmen und gar einen solchen, von dem sein eigenes Lebensglück und dazu noch das einer anderen Person abhängt! Du sollst es mir sagen, wie Du gerade auf mich verfallen bist, hörst Du? Und offen und ehrlich. Ich würde ganz untröstlich sein, wenn Du mir das nicht mehr zu sagen vermöchtest, darum sollst Du nicht leichtsinnig scherzen oder Dich auf's Lügen verlegen, denn Du bist krank, armer Arthur, Du bist sehr krank!“

„So feierlich? Ja, dann muß ich freilich. Habe nur vorher die Güte, mir die Polster ein wenig zurecht zu rücken. Ach! Wie hübsch unbeholfen Du das machst! Man kann Dir nicht zürnen. Danke. — Du hast ganz recht Kind, ich bin eben daran, wie jener Märchenheld ‚Hans im Glück‘, die Früchte meines letzten Tauschgeschäftes in den Brunnen fallen zu lassen und mit Nichts für Alles zur Mutter Erde zurückzukehren. Zur Mutter Erde, das klingt ganz ausnehmend tröstlich, ich habe aber keine erbauliche Vorstellung davon, die Alte läßt sich ihre Kinder im Futteral zurückstellen und schiebt sie in die schmutzige Tasche. Vrr! —

Ach ja, ich weiß, das gehört nicht zur Sache. Lass' nur die Bettdecke, sie kann nicht glatter liegen, als sie liegt. Wir kommen auf Alles zu sprechen. Nur Geduld, mein Kind. Als ich selbst noch ein solches war, da gab es kein ruhigeres Geschöpf unter der Sonne; ich war im Stande, in einem Winkel der Stube mich stundenlang allein zu spielen. Sobald man dieses schätzenswerthe Talent erkannte, wurde es sofort aufgemuntert und unterstützt. Eltern, Verwandte und Bekannte ließen es mir nie an Spielzeug fehlen.

Anfangs war allerdings mein näherer Umgang den Spielwaaren nicht zuträglich, aber später, als ich heraus hatte, was in den Quietschpuppen quietschte, in den Drehkästchen klang und die Figürchen auf denselben bewegte, was die Mühlen trieb und die Hasen trommeln machte, kurz, als ich mit dem Mechanismus meiner Spielzeugwelt hinlänglich vertraut war, da respektirte ich auch jede ihrer Erscheinungen und es konnte jedes Stück bei mir so alt werden, als dies eben bei fürsorglicher Abnützung anging.

Da ich so viel Schonung gegen lebloses Spielzeug an den Tag legte, gestattete man mir auch lebendes. Ich hatte ein Kaninchen und eine Taube. So oft noch eine unserer Köchinnen hereingestürzt kam, um bei Dir Klage über den ewig qualmenden Herd zu führen — und es kam noch jede gestürzt — erinnert mich das unglückliche Geschöpf mit den triefenden, rothen Augen an das Kaninchen und wenn Du dann rathlos den Kopf hin und her wendest und einen Schritt nach rechts und einen nach links trippelst, denke ich an meine Taube.

Von meinem Spielzeugwinkel zur Schulbank hatte ich nur einen Schritt. Bei dem Frage- und Antwortspiel des Katechismus war ich mit Vergnügen darauf aus, auf jede Frage die richtige Antwort zur Hand zu haben. Der Lehrer der Naturgeschichte stellte mir sämtliche Thiere zur Verfügung, um,

sie zu benennen, daß es eine Art hatte, — nur sollte ich auch auf die Gattung nicht vergessen. Er legte mir die Pflanzentwelt in die Hände, um sie zu classificiren nach einem neueren System, früher geschah das nach einem andern, im Grunde ist jedes dazu gut und mir hätte es das gleiche Vergnügen gewährt. Er lieferte mir auch das Mineralreich aus und ich wußte bald von Salzen, Erden und Erzen zu schwätzen wie ein — anderer Schuljunge. Zu hohem Danke aber fühlte ich mich dem Professor der Naturlehre verpflichtet, der das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinen mußte, indem er seinen Vortrag durch physikalische und chemische Versuche illustrierte, wodurch er es auch mir ermöglichte, in häuslichem Kreise, an der Hand des untrüglichen Experimentes, für wissenschaftliche Wahrheit einzustehen! Ich besaßte mich mit der Herstellung von Elektrophoren, schmolz zu diesem Behufe Harz in einer alten Sardinenbüchse zu Kuchen und ruinirte dabei die Herdplatte so gründlich, daß sich die Magd noch nach acht Tagen darüber beklagte; oder ich erzeugte Wasserstoffgas, was ungleich einfacher und amüsanter ist, dazu brauch't's nur eine mäßige Flasche Wasser, eine Handvoll Eisenfeilspähne und eine geringe Quantität Vitriolöl, unrichtig angewendet erzeugt das Letztere allerdings auf Röcken und Beinkleidern tiefrothe Flecken, diese verschwinden aber schon nach einigen Tagen sammt der Stelle worauf sie saßen. Es gab aber Niemand, den diese Naturerscheinung mit größerer Genugthuung erfüllte, als den Schneider, der für das Haus meiner Eltern arbeitete. Nachdem ich also in der Schule Alles zur Zufriedenheit meiner Eltern wohl und Mancheß zu ihrem lebhaften Mißvergnügen nur zu gut begriffen hatte, traten sie mit der Frage an mich heran: welche Rolle in der Welt ich spielen wolle?

Nun, dachte ich, ist's vorbei mit deiner Spielzeugwelt, du sollst den Ernst des Lebens kennen lernen, aber früher möchtest du doch wissen, was dieses selber ist. Ich bat studiren zu dürfen und kam von der niederen auf die hohe Schule; es war dieselbe Wendeltreppe, nur führte sie ein Stück weiter hinan und mündete auf der hübschen Plattform aus, die wir allgemeine Bildung nennen. Ich hatte einen guten Kopf und mich machte das Hinansteigen nicht schwindeln. Die Maturitätsprüfung bestand ich glänzend, ich wußte den Professoren all' das wieder zu sagen, was sie mir selbst zeitüber gesagt hatten, wußte Alles, was man zu wissen glaubte und zu glauben mußte. Aber ich empfand darüber durchaus nicht jene freudige Genugthuung wie Andere, ich fühlte mich, „so klug, als wie zuvor!“ Ich sah im Leben dieselbe Willkür, die ein Spielzeug hätschelt oder zerbricht, ich sah die Menschen das Leben unter allen Voraussetzungen des Spieles leben. Es war Alles zuvor hübsch abgemacht, wer Hauptmann sein sollte, was die Steine im Verkehr zu gelten hatten und wie man sich den Puppen gegenüber zu verhalten habe; nur war alles Spielwerk selbständig geworden und spielte mit, das nannte man Wirklichkeit, es war aber weiter nichts als eine Degradation der Phantasie, die einst unumschränkt alle Dinge beherrschte und nun in deren Knechtschaft gerathen

war. Mit dieser Erkenntniß verlor ich meine Kindlichkeit. Einst trieb ich mein Spiel mit den fragwürdigsten Gegenständen in gebührendem Ernste, aber das fragwürdige Spiel mit den sogenannten ernstern Dingen stimmte mich heiter.

Unterdessen trat aber doch die Frage knapper an mich heran: willst du den Andern für Rechensteine, für Heiligenbilder, für Pillen und Pulver ihre Butterbrode abtauschen? Willst du ihnen neue Märchen erzählen statt der alten? Die Welt soll nicht in sechs Tagen entstanden sein, sondern rechtschaffen Zeit dazu gebraucht haben. Eine Sechundsfamilie soll ganze Zeitalter hindurch von einer bequemen Promenade am Strande geträumt haben, so daß ihr die Sehnsucht keine machte und das immer längere, von Generation zu Generation, bis der Urenkel des Urgroßvaters als der erste Mensch an das Ufer stieg. Es verschlägt nichts, denn im Grunde wissen wir mit den Myriaden Schöpfungsjahren und dem Urahnem aus der See gerade so viel anzufangen als mit den sechs biblischen Werkeltagen und dem Adam. — Ich entschloß mich in ein Rechnungs-Departement zu treten.

Da ich nun wie die Andern mein Butterbrod hatte und sah, daß die Meisten sich ein Püppchen zugefellen, das sie, seinem rosenrothen Mäulchen und elfenbeinernen Zähnen zu Liebe, davon naschen ließen, so verleitete mich der Nachahmungstrieb es ihnen gleich zu thun, das heißt, nur der Sache, nicht der Form nach. Sie nahmen das Leben und alles darum und daran für ernst und schwer, glaubten, zu Zweien trüge es sich leichter, hofften auf eine Ergänzung ihres eigenen Wesens durch ein Zweites, wünschten, zu verstehen und verstanden zu werden. Ach, was glaubten, hofften und wünschten sie nicht alles! Sie nannten das Suchen: Sehnen, das Finden: Liebe, den Besitz: Seligkeit! Ich aber, der ich mir vom Leben nichts vormachen ließ, ich verlangte nach Zerstreuung, ich durste also Niemanden suchen, der an das Leben besondere Anforderungen stellte, der sich vom Leben eine besondere, je überhaupt eine Vorstellung machte und mir mehr sein wollte als ein Spielzeug. Mich begünstigte das Glück, ich fand Dich!“

„O, Du Abscheulicher“, sagte die kleine Dame.

„Und das glaube mir“, fuhr der Kranke fort, „so war es gut für uns Beide. Du entsprachst vollkommen meinen Wünschen und Du vermöchtest auch bei dem besten Willen, Keinem mehr zu sein, als mir. Wenn Dich einer von den Andern sagt, Du könntest es, dem traue nicht; ich kenne das Gelichter, entweder er betrügt sich, dann läßt er es aber nachträglich Dir entgelten, oder er will Dich betrügen! Du hast Dich ja nicht zu beklagen gehabt, mein Herz, denn, wie erwähnt, ich ging immer sehr sorgfältig mit meinem Spielzeuge um, mit dem leblosen, wie mit dem lebenden, mit Kaninchen und Tauben, am sorgfältigsten mit Dir, denn Du machtest mir auch das meiste Vergnügen, Mine!“ Er versuchte mit seiner abgekehrten Hand ihre Rechte zu fassen und zu drücken.

Das kleine Frauchen aber erhob sich rasch und trat einen Schritt von seinem

Lager zurück. „Das klingt ja immer garstiger. Dein Spielzeug! Weiter nichts?“

Sie verließ schmollend das Zimmer.

Zwei Tage später stürzte sie zu tiefst erschreckt aus der Thür desselben, der Mann da drinnen lag im Sterben und das war doch gar zu entsetzlich, um es mit anzusehen.

Die Trauer aber kleidete sie sehr gut.

II.

„Herminchen“, sagte eine corpulente, ältere Dame, nachdem sie sich im Besuchzimmer auf das Sopha hatte niederfallen lassen, „Herminchen, das muß ich wohl sagen, so traurig auch der Anlaß ist, solche Kleider tragen zu müssen, aber Du siehst darin so interessant aus, — so reizend, — rein zum Anbeten!“

Jede dieser Bethuerungen wurde mit einer Umarmung bekräftigt, welche die junge Wittve etwas ängstlich, aber vergebens abzuwehren versuchte; jetzt musterte sie sich im Spiegel gegenüber und glättete das Kleid.

Mit einem breiten Lächeln auf dem fleischigen Gesichte faßte die Corpulente die kleine Dame an der Rechten, welche mit ausgebreiteten Fingern über dem Knie lag und drückte auf dasselbe. „Und es hat sich schon Einer gefunden der anbetet“. Sie schrie das mehr, als sie es sagte, denn das war so ihre Art, wenn sie den Leuten zeigen wollte, sie sei besonders guter Laune. „Nun ja, wo schon unser Eines ganz entzückt ist, da müßten doch die Männer geradezu blind sein und das kann man ihnen just nicht nachsagen. Neulich, als Du mir meinen Besuch zurückgabst, hat Dich unser Nachbar kommen sehen und hat sich's nicht verdrießen lassen auch Dein Gehen abzapfen; während wir uns verabschiedeten, ist er unter seine Thür getreten, ich weiß nicht, ob Du darauf Acht gegeben hast, aber kaum warst Du fort, so ist das Fragen angegangen: Verehrte Frau Nachbarin, wer ist die Dame? — Ach, denk' ich, frage du! Eine Freundin von mir, sage ich. — Sie geht in Trauer? — Ja freilich, weil ihr Mann gestorben ist. Da hättest Du ihn sehen sollen, was er dazu für ein Gesicht gemacht hat, wir haben noch viel hin und her geredet von Dir, hast Du nicht das Schlucken gehabt? Nun, es wäre zu weitläufig, Alles nachzuerzählen. Er fragte auch, ob Du Vermögen hättest. Gott sei Dank, sagte ich bei mir, das hat sie, aber ich hielt es ganz für überflüssig, ihm das auf die Nase zu binden. Ich stellte Dich so arm hin, Herminchen, wie eine Kirchenmaus und denke Dir, was sagte der Mensch? — So eine Frau könne man schon um ihrer selbstwillen nehmen, die brächte auch einen Taugenichts zurecht, denn sie ließe gar keine Gedanken neben ihr aufkommen“.

Die junge Wittve schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ja, das sagte er“, fuhr die Besucherin fort. „Und nachdem wir so

nahezu ein Stündchen verplaudert hatten, denn wir sprachen ja von Dir, Goldherzchen, und Du weißt, da komme ich in Zug, — nachdem wir also nach unsern Thürklinten faßten, meinte er, ob es nicht möglich wäre, Dich zu sprechen. Da sagte ich, Besuche empfindest Du nicht, könntest auch nicht gut welche empfangen. Die Leute im Hause dächten gleich so böswillig. Aber wenn Du ein nächstes Mal mich wieder besuchen würdest, so könne er in meine Wohnung herüber kommen und da würde ich ihn mit Dir bekannt machen. Das kannst Du Dir ja gefallen lassen, Herzchen?“

Die kleine Dame nickte gedankenvoll.

„Er ist von Ansehen gar nicht übel, hat ein feines, artiges Benehmen und nach dem, wie er sich trägt und was er sich gönnt, muß er auch sein gutes Auskommen haben. Nun, ich bin keine, die dazu rath, auf den ersten Blick hin einem Manne zu vertrauen, — davor bewahre mich der Himmel! — es gibt in dieser Beziehung gar zu viele warnende Beispiele, aber, wenn man gerade nicht abgeneigt ist, so kann man ja, wie der Dichter Schiller in seinen Werken sagt, prüfen, ob die Seelen zusammen passen, und dazu rathe ich“.

„Aber Emilie“, die Trauernde erröthete und erschien, wie sie so verlegen dasaß, noch kleiner als sie war.

„Nun, nun, ich meine nur, Märchen. Darüber brauchst Du weder böse, noch verlegen zu werden. Du hast ja, so jung Du bist, Deine Schule hinter Dir und uns verheiratheten Frauen darf man es nicht übel nehmen, wenn wir ein Bißchen aus derselben schwäzen. Deinen Anblick und ein paar Worte kannst Du ihm ja gönnen. Führt es auch zu nichts weiter, so zerstreut es Einen doch und ein wenig Zerstreung muß Dir gut thun in einer solchen Gemüthsverfassung, wie ich mir vorstelle, daß Du bist, wo Dich das Kleid schon immerwährend an Deinen Seligen erinnern muß“.

Herminens große Augen füllten sich mit Thränen.

Die Freundin umschlang sie mit den massiven Armen und drückte sie an sich, daß Beiden darüber der Athem verging. „Herminchen, Goldkind“, rief sie, „laß' gut sein, laß' nur gut sein, — aber da siehst Du selbst, wie Dir Zerstreung noth thut und nur die wollte ich Dir geboten haben und die solltest Du auch nicht zurückweisen. Im Uebrigen bist Du ja ganz Freifrau, kannst thun und lassen was Dir beliebt und im Ernste wollte ich alles Andere auch nicht gesprochen haben, denn der Nachbar ist, abgesehen von allen guten Eigenschaften, unter uns gesagt, doch ein kleiner Taugenichts und so mag er denn bleiben, wo er will, außer“ — hier kreischte sie wieder in der höchsten Stimmlage auf, — „außer, Du thust ein christliches Werk, rechtfertigst seine gute Meinung von Dir und bringst ihn wieder zurecht“.

Sie drückte einen Schmatz auf die Wange ihrer jungen Freundin.

Nach etlichen Tagen machte Hermine ihren Gegenbesuch und wenige Minuten nach ihrem Eintritte fand sich auch der Herr Nachbar ein.

„Meine Freundin Hermine, von der wir neulich so viel gesprochen

haben“, sagte die Frau des Hauses. „Unser Nachbar, der Dich kennen zu lernen wünscht, Herr Fröhlich“.

„Ja“, sagte der Genannte, sich einen Stuhl herbeiziehend. „Ja, fröhlich bin ich und fröhlich bleib' ich und wär' ich's nicht, so müßte ich es werden in so anziehender Gesellschaft“.

Der umfangreiche Ellbogen der Freundin Hermine's unterzog sich hier und auch in weiteren Fällen der undankbaren Mühe, auf derlei Galanterien aufmerksam zu machen.

„Capital schönes Wetter heute, meine Damen“, sagte nach einer kleinen Pause Herr Fröhlich.

Die Damen beeilten sich, wie aus einem Munde, zu versichern, es wäre das schönste von der Welt.

„Erinnert mich gerade an einen der denkwürdigsten Tage meines Lebens. Wir, ich und einige Freunde, machten einen Ausflug in's Gebirge. — Lieben Sie Gebirgspartien, meine Damen?“

Hermine versicherte nie eine solche gemacht zu haben und Emilie beklagte lebhaft, daß sie nicht „hoch gehen“ könne, um so mehr, da ja der Dichter Schiller in seinen Werken sagt, daß auf den Bergen die reinste Luft sei.

„Gene Gebirgspartie“, fuhr der Sprecher fort, „mir ewig unvergeßlich, fand gerade an einem so paradiesisch schönem Tage statt, wie der heutige; aber bald nachdem wir den Gipfel des Berges erstiegen hatten, merkten wir, daß das Wetter umschlage, —“

„Begreiflich“, sagte Emilie, „von einem solchen Berge muß man ja erschrecklich weit sehen“.

„Gewiß, verehrte Frau Nachbarin. Wir sahen also ringsum dräuende Wolken aufsteigen, mit Mühe gelang uns der Abstieg, denn ein rasender Föhn durchbrauste die Luft und als wir endlich auf ebenem Boden anlangten schäumte der kleine See am Fuße des Berges, als ob das Wasser kochte und inmitten der Wellen bemerkten wir einen hilflos dahintreibenden Gegenstand. Alle ergehen sich in Vermuthungen, was das sein könne, da plötzlich fällt mein Auge auf eine kaum hundert Schritte entfernte Gruppe zweier Menschen Mann und Weib, die verzweifeln die Hände rangen. Wie ein Blitz durchzuckte mich der Gedanke: das Kind dieser braven Leute liegt im See! Ich als guter Schwimmer, — schwimmen Sie, meine Damen?“

Sie thaten es nicht.

„Ich als guter Schwimmer beginne mich nicht lange. Wie ich gehe und stehe, hinein. Komme mit einigen Tempis hart an meinen Gegenstand heran, aber wie ihn jetzt fassen und an's Ufer bringen? Ich trete Wasser, ich schwimme Rückenlage, schon verlassen mich meine Kräfte, da werfe ich mich auf eine Woge, die mich und das Kind an das Ufer schaubert. Die Freude der geängstigten Eltern können Sie sich vorstellen, — das läßt sich nicht beschreiben“.

„Das muß man fühlen“, sagte Frau Emilie und ein Ellbogenstoß bedeutete die Freundin: Was für ein Mann! That aber der Nührung derselben einigen Eintrag.

„Ja, das muß man fühlen —“ sagte Fröhlich und schlug sich mit der Hand vor die Brust, daß der beinerne Manschettenknopf auf dem Binocle aufklatschte, welches in der Westentasche ober dem Uhrtäschchen verwahrt war, — „fühlen, beschreiben läßt sich so was nicht, auch meine Verfassung, wie ich patzschuß mit vollgefogenen Kleidern vor den beglückten Leuten stand, war einigermaßen unbeschreiblich und als das schluchzende Weib mit Freudenthränen meine Hand necken wollte, sagte ich: Um Gotteswillen, lassen Sie das, meine Gute, naß wär' ich zur Genüge!“

Frau Emilie lächelte gerührt und Hermine rückte ein klein wenig von der Freundin hinweg.

— — Es soll elende Spötter gegeben haben, welche behaupteten, allen romantischen Aufputz entkleidet, reducirte sich das Abenteuer Fröhlichs einfach dahin, daß derselbe einmal in angeheitertem Zustande einen halbwüchsigen Bauernbengel in einen Dorfweiber gestoßen habe. Die Rettung sei bewerkstelligt worden, ohne daß er sich dabei einen Faden am Leibe naß machte, indem er an der Krücke seines Spazierstockes den Jungen an das Ufer lootzte. Hätte er sich auf seine Beine verlassen können, sicher würde er sich durch die eiligste Flucht dem Danke der Eltern entzogen haben, aber so mußte er sich mit seiner ganzen Vaarschaft von demselben loskaufen. — —

„Das muß sie mit einem erhebenden Bewußtsein erfüllen, mein Herr“, sagte Hermine.

„O, gewiß, gewiß, meine Gnädige. Allerdings darf man sich einer solchen That nicht rühmen, denn der Zufall wirft sie Einem in den Schoß“.

„Ach, wie viele würden sich an Ihrer Stelle besonnen haben!“

„Zu gütig, gnädige Frau. Aber das ist wahr, für einen Menschen, wie ich einer bin, — ich gebe mich ganz offen, — den manche Thorheit und Unbesonnenheit an sich zweifeln macht, ist eine solche Erinnerung eine wahre Wohlthat; ohne sie wär' er verloren, sie hält ihn aufrecht, sie ist der Leitstern, der ihn an sein besseres Selbst mahnt. Ach ja, aber nur ein Stern, dem Piloten auf der stürmischen Meeresbahn leuchtend, aber nicht eine Sonne, vor deren Glanz alle Sterne erbleichen und welche in der Brust die im Verborgenen schlummernden Reime des Edlen und Guten weckt und reißt. Wie beneidenswerth ist derjenige, der ein solches Glück gefunden“.

„Die Herrschaften entschuldigen“, sagte Emilie, „aber meine Pflicht als Frau des Hauses ruft mich. Ich muß in die Küche. Herr Fröhlich, nehmen doch auch eine Schale Kaffee mit uns?“

Herr Fröhlich verneigte sich stumm zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit, aber er sah der Abgehenden mit einem leichten Kopfschütteln nach, wahrscheinlich hätte er es lieber gesehen, sie wäre früher gegangen, oder sie ginge später. Wo war er denn auch nur stehen geblieben?

„Ja, beneidenswerth, wer ein solches Glück gefunden, selbst derjenige, der nur träumen darf, ein solches Glück gefunden zu haben! Ich träume davon“.

„Was Sie sagen!“ Die junge Wittve zupfte an dem Streifen der plissirten Aermelkrause.

„Ja, ich träume davon, seit ich eine gewisse Dame das erste Mal sah.“

„So?!“

„Ach, gnädige Frau! Wozu Wortspiele und Andeutungen? Leider kann ich meinen Traum nicht in seliges Wachen verwandeln, das kann nur die, von der ich zu träumen gezwungen bin und wenn es mich gleich wie mit einem Wetterstrahl hinschmettern würde, wenn ich mich gleich darüber selbst als einen Verlorenen aufgeben müßte, falls sie mich ablehnte, ich würde das doch der Marter der Ungewißheit vorziehen! Und darum, offen heraus, Sie sind es, gnädige Frau, welche das Loos meines Lebens in der Hand hat!“ Er versuchte auch eine von Herminens Händen zu fassen, es schlug aber fehl, denn die Dame legte beide an die erglühenden Wangen.

„Sie sehen mich ja heute erst zum zweiten Male, mein Herr“, stammelte sie.

„Es bedurfte nur des einen, des ersten Males, um einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz zu machen“.

Die großen Augen Herminens sahen erstaunt und fragend auf. „So mit einem Male?“ sagte sie.

„Diese Frage! O, gnädige Frau“, — er machte wieder einen Versuch, sich einer der beiden kleinen Hände zu bemächtigen, doch der linke Arm hing lässig an der Stuhllehne herab und diese Hand griff hinter sich und zupfte an einem Rohrendchen, das sich aus dem Geflechte gelöst, die andere aber flüchtete in die Tasche des Kleides und man hörte es, wie sie dort mit dem Gummibande eines Geldtäschchens spielte. Er mußte es auf halbem Wege aufgeben und fügte jetzt die Hände, die er vorgestreckt hatte, mit unbeholfener Geste aneinander, wie ein Bär, der um ein Stück Zucker bettelt. — „Diese Frage beweist nur, daß Sie bisher die wahre Liebe eben so wenig kannten, wie ich sie kannte, dieses Gefühl, das beim ersten Anblicke in uns auflodert und uns zuruft: dieser Huldgöttin bist du mit deinem ganzen Selbst, mit all' deiner Zukunft und deinem Sein anheimgegeben!“

Der kleinen linken Hand war das Rohrendchen entschlüpft und sie war so unvorsichtig ihr Versteck zu verlassen und sich auf den Schoß zu wagen, wo sie jetzt von zwei Händen eingefangen und trotz ihres Widerstrebens festgehalten wurde, in der Verwirrung kaufte sie sich mit einem Gegendrucke los, um aber das Unheil, so weit an ihr lag, wieder gut zu machen, legte sie sich als kleiner Schirm vor die Augen der Herrin, damit in denen nichts zu lesen wäre.

Die Dame seufzte tief auf. „Könnte mein seliger Arthur es mit anhören, wie da zu mir gesprochen wird, wie würde er lachen!“

„Lachen?!“

„Ganz gewiß. Denken Sie nur —“, da es eine vertrauliche Mittheilung galt, neigte sie sich lächelnd ihrem Gegenüber zu und legte beide Hände auf die seinen, — „denken Sie nur, er nahm mich für weiter nichts, als für ein Spielzeug“.

„Oh! Oh!“

„Wahrhaftig und er warnte mich vor Jedem, der mir sagen würde, er nähme mich für etwas Besseres!“

„Bei allem Respect vor Ihrem seligen Herrn Gemahl, aber das ist — das ist denn doch unqualificirbar! Indessen, ich merke die Absicht. Der Mann war schlimmer als ein Indier“.

„Als ein Indier?“

„Schlimmer als ein Indier. Ein solcher Wilder verlangt in barbarischer Selbstsucht, daß ihm seine Wittve durch den Feuertod in das Grab nachfolge, während es Ihr Herr Gemahl auf nassem Wege versuchte; er wollte Sie gegen jeden Trost ablehnend, gegen jede wahre Reigung mißtrauisch machen, damit Sie sich um sein Angedenken zu Tode weinen. Doch jeden Scherz bei Seite gelassen, gnädige Frau, der Mann hat Sie nie geliebt, darum konnte er Sie auch nicht verstehen, darum wußte er Sie auch nicht zu schätzen, darum vermochte er es, Ihnen auch zu sagen, daß Sie ihm nichts oder nur sehr wenig galten, Sie, der man beim ersten Anblicke zurufen möchte: Mein Alles!“

Die junge Wittve schüttelte ein wenig den Kopf. „Man“, sagte sie leise, sah zur Zimmerdecke empor und zog die Achseln an sich, bemühte sich überhaupt auszuwischen wie der engbrüstigste Zweifel in Person.

Da wurden Schritte vor der Thüre laut, Tassen und Kannen klapperten.

„Wir sprechen noch darüber, gnädige Frau“, flüsterte Fröhlich.

Von nun ab besuchte Hermine ihre Freundin oft und öfter und eines Tages, als die gute Frau Emilie wieder mit dem klappernden Kaffeegeräusch auf dem großen Blechtablett eintrat, glaubte sie alle Ursache zu der Frage zu haben: „Darf man den Herrschaften gratuliren?“

Es wurde ihr gestattet und nachdem Hermine auch „Grau mit Schwarz gepuht“ abgelegt hatte, unterfertigte sie einen Heirathscontract mit Herrn Fröhlich, in welchem sie demselben ihr gesamtes Vermögen zur Verfügung stellte; ein Freund erlaubte sich, sie aufmerksam zu machen, daß diesem Punkte jede Gegenleistung, etwa auch die eines Witthums fehle, indem der Herr Bräutigam gar kein Vermögen auf- oder ausweise.

Hermine blickte erstaunt, aber keineswegs beunruhigt, auf, es befremdete sie nur, daß sie da mit einem Male etwas anders hörte, als ihr bis nun gesagt worden war.

Fröhlich zog sie in eine Fensternische. „Süßes Herz“, sagte er und strich ihr über das wellige Haar, „zürne mir nicht! Es ist wahr, ich habe mir bisher nichts zurückzulegen vermocht und ich brachte es nicht über

mich, Dir das einzugestehen, weil ich fürchtete, die Ungleichheit des Vermögens könnte uns trennen. Wenn das ein Betrug ist, so mag ihn meine heiße Liebe zu Dir entschuldigen. Geld hat uns nicht zusammengeführt, Geld soll uns auch nicht scheiden. Oder meinst Du anders? Noch ist es Zeit“.

Sie antwortete mit einem Kusse. —

Es war am Abende des Hochzeitstages. Die Trinksprüche und Gläserklänge waren verhallt. Der letzte Gast hatte sich mit dem, bei diesem Anlasse üblichen, vieldeutigen Lächeln entfernt. Die jungen Eheleute waren allein.

Der Mann hatte seinen Arm um den Nacken der Frau gelegt, er fühlte ein Schnürchen unter seinen Fingern und zog spielend daran, bis ein Medaillon zum Vorschein kam, das unter Glas das Bild des ersten Gatten zeigte.

„Darinnen wirst Du künftig mein Bild tragen,“ sagte er. „Nimm das jetzt heraus und gib es mir“.

Sie löste es heraus und es fiel zur Erde.

Der Mann bückte sich darnach, hob es auf und schob es in die Westentasche.

Die kleine Frau würde sich selbst alle Empfindung abgesprochen haben, wenn sie da nicht einige Rührung angewandelt hätte. An den langen Wimpern zeigten sich Thränen.

„Was hast Du?“ sagte der Mann. „Sollte ich mit diesem Seligen noch eifern müssen? Das glaube ich nicht um Dich verdient zu haben“.

„Armer Arthur!“ seufzte leise die Wiedervermählte. „Aber freilich, Du hast immer so wenig von mir gehalten, daß Du wohl gegen den zurück mußt, der mir unzählige Male betheuerte, daß ich sein Alles sei!“

Beide Hände hatte sie auf die Schultern des Gatten gelegt und ihn an sich gezogen, er aber sagte nun emphatisch: „Und ich werde mein Versprechen auch halten!“

Ob und woran er dachte, als er das sagte? Gut, wenn es dabei nur mit der Logik schlecht bestellt war.

III.

Es mochten etwa achtzehn Monate vergangen sein, um einige Tage mehr oder weniger soll nicht gestritten werden; ein Tag ist oft ein gar zu unbedeutendes Ding und wenn es anginge, so strich wohl Mancher gerne einen oder den anderen mit wohlgezählten vierundzwanzig Stunden aus seinem Leben, nicht weil er ihn wenig Gutes oder viel Uebles, sondern weil er ihn gar nichts erleben ließ.

Es war ein solcher Tag, der schon in früher Morgenstunde sich merken ließ, er wolle die Begüterten zu tödtlicher Langeweile und die Armen und Hilflosen zu dumpfem Hinbrüten verurtheilen.

Aschfarben hing der Himmel über der Stadt. In unabsehbarer Weite wirbelten mit trostloser Einförmigkeit Schneeflocken hernieder und ein eifriger

Wind segte sie in wirrem Durcheinander vor sich her und dieses Spiel wird er treiben von der Zeit, wo die Menschen das Bett verlassen, bis zu der, wo sie es wieder auffuchen. Wie klug thun daher Diejenigen, die sich nicht auf den kommenden Tag verlassen und all' das, woran er etwa ihrer Lebensfreudigkeit Abbruch thun könnte, in den Stunden der Nacht vorweg nehmen, wenn sie auch von der Welt dieser Klugheit wegen wenig gerühmt werden.

Zu diesen klugen und bescheidenen Leuten zählt wohl eine Schaar Männer, welche soeben ein Kaffeehaus verlassen. Ein Gemengsel von Tabaksvauch, Kaffeedämpfen und Gerüchen von Spirituosen qualmt ihnen aus der offenen Thüre nach, vom eisigen Winterfroste geschüttelt, fühlt es plötzlich Jeder, daß er stundenlang in diesem Qualme geathmet, das Auge brennt, er schmeckt ihn bitter auf der Zunge und wird den Geruch nicht los, der sich selbst in den Kleidern festgesetzt hat, das alles contrastirt in unsäglicher Widerlichkeit mit der prickelnden, aber reinen Luft, dazu das fahle Zwielicht und das trostlose Wetter, es ist zum Nüchternwerden!

Es behaupteten auch Alle es zu sein, nur Einer, der es am lärmendsten betheuerte, fand keinen Glauben, da er gerade dem übertriebenen Luzus fröhnte, sich von zwei Freunden führen zu lassen.

Von einem nahen Kirchturme schlug es Drei. Der Trunkene stieß plötzlich seinen Führer linker Hand von sich und griff nach der Westentasche. „Wo ist meine Uhr?“ lärmte er. „Wo ist meine Uhr?“

Der Zurückgestoßene bemächtigte sich wieder des Armes seines Schützlings. „Aber, Fröhlich“, sagte er, „die hat ja der Marqueur als Pfand zurückbehalten“.

„Ach ja, weiß schon. Geld hab' ich auch keines mehr. Ihr siedet mich immer ab beim Spielen. Alles beim Teufel!“

„Vergiß nicht“, sagte sein Führer rechter Hand, „Deine Spielschuld“.

„Spielschuld? Was für eine Spielschuld?“

„Befinn' Dich doch, daß Du noch weiter gespielt hast, wie Du schon blank warst. Fünfundzwanzig Gulden bist Du dem Kernreiter schuldig. Wenn Du sie morgen nicht niederlegst, so geht er zu Deiner Frau“.

„Zu der —“ folgte ein Kraftwort. „Soll er hingehen. Ihm hilft das nichts und stiftet nur Unfrieden. Wenn er hingeht, das sag' ich, bekommt er gar nichts“.

„Oho, Spielschulden!“ lachten die Begleiter.

Sie waren vor einem Hause stehen geblieben, Einer hatte die Glocke gezogen und als jetzt das Thor geöffnet wurde, schob man den Nachtschwärmer hinein.

„Ich küß' die Hand, gnä' Herr“, sagte der Hausbesorger, indem er den Sperrgrotschen in Empfang nahm, dann sah er dem Manne nach, der mit wankenden Tritten über den Flux taumelte und unter leisen Flüchen „über die ungleichen Stufen“ die Treppe hinanstieg.

Erst hielt der unterwürfige Zuschauer an sich, es schütterte ihn nur ein wenig, dann aber lachte er laut auf.

„Wird wieder eine Freud' haben, die Gnädige!“

Oben stand die Wohnungsthüre offen, der Mann trat hinein, er suchte und fragte nach Niemand, es war das seine Art, er sank auf das Lager und schlief ein.

Bei seinem Eintritte schreckte eine kleine, abgehärmte Frau zusammen, die unweit des Bettes, in einen Schlaffessel zurückgelehnt, saß; dann starrte sie regungslos auf den Schläfer, zwei volle Stunden, bis er erwachte.

Als er sich regte, mit den blöden, halbgeöffneten Augen um sich sah und noch schlaftrunken, versuchte, sich das wirre Haar aus dem Gesichte zu streichen, — wie häßlich! — Das Weib beugte den Kopf und drückte die Hand vor die Stirne.

„Eduard!“

„Was willst Du?“

„Ich möchte Dich um Geld bitten, auf ein Frühstück. Ich habe seit gestern Mittags nichts gegessen.“

„Geld willst Du?“ die Sache ging ihm nahe, er richtete sich empor und kam auf den Bettrand zu sitzen. „Wie kommst Du dazu? Ich entsinne mich nicht mehr, wie lange es her ist, seit Du mich das letzte Mal um Geld angesprochen.“

„Du warst bei solchen Anlässen immer so roh gegen mich, daß ich mir zu helfen suchte, wie es anging. Ich habe meinen Schmuck verkauft.“

„Was für einen Schmuck? Du hattest doch keinen mehr.“

„Ich hatte noch den, den einst meine Mutter trug, er war mir ein theueres Vermächtniß und ich versuchte ihn zu retten. Gott weiß es, wie hart es mir geworden ist, mich davon zu trennen, aber um Dir nicht kommen zu müssen, verkaufte ich ihn und von dem Erlös lebte ich bisher.“

„Du hattest ein Geheimniß vor mir?“ Er erhob sich und ging auf die Frau zu. „Ein Geheimniß hattest Du vor mir?“ Plötzlich befann er sich und blieb überlegend stehen.

„Es hätte Dir kein Geheimniß bleiben können, wenn Du nachgefragt hättest, wovon ich eigentlich lebe, denn Du wußtest am Besten, Du gabst mir nichts dazu.“

„Hermine“, sagte er, sich ihr nähernd. „Wir wollen nicht zanken. Ich sehe mein Unrecht ein. Es war nicht schön, daß Du ein Geheimniß vor mir haben konntest, aber Du warst ein kluges Weibchen, daß Du für schlechte Zeiten etwas zur Seite gehamstert, wir können es jetzt mehr als je brauchen.“

„Jetzt, — sie lächelte bitter, — was willst Du damit sagen?“

„Du rächst Dich eben wie eine Frau, — edel! Du sammelst feurige Kohlen auf mein Haupt. Es ist eine ganz unverdiente Ueberraschung, durch welche Du mich da beschämst.“

„Ich verstehe Dich nicht“.

„Herzchen“. Er faßte sie am Kinne und hob ihr den Kopf empor, „Laß' die Larve fallen. Gesteh' es nur, Du warst nicht so unklug, Dich ganz auszugeben“.

Sie fuhr vom Sitze empor. „Eduard, es ist ganz unwürdig, wie Du mit mir verfahrst. Würde ich, wovon heute leben, so hätte ich Dir kein Wort vor morgen gesagt, aber ich habe nichts, wahrhaftigen Gottes, gar nichts.“

„Du hast nichts?“ er wendete sich achselzuckend von ihr ab. „Das ein Anderes. Ich habe auch nichts mehr. Schlimme Geschichte das! Du mußt eben zusehen, ist es bis heute ohne mich gegangen, wird es auch für weiter möglich sein.“

„Du kannst mich doch nicht hungern lassen?“

„Schäß, wozu das Gerede? Wenn Du mich auf den Kopf stellst, so fällt kein Kreuzer aus der Tasche“.

„Pstui, schämst Du Dich nicht als Mann so zu Deinem Weibe zu sprechen? Ich habe Dir gegenüber mehr gethan als meine Pflicht war, ich habe Dir Alles geopfert, aber freilich, an jene Zeiten willst Du nicht erinnert sein, wo Du mir oft genug betheuert, daß uns nicht das Geld zusammenführt und ich Dein Alles sei!“

„Phrasen, die man am Ende zu einer Jeden sagt und Klügere wissen auch, was sie davon zu halten haben“.

„Wenn Du denkst, mich jetzt durch Gemeinheiten abzufinden, nachdem Du mir Alles, Alles durchgebracht und ich nun auf Dich angewiesen bin, da irrst Du. O, ich kenne auch meine Rechte! Der Mann ist verpflichtet für das Weib zu sorgen -- und das wollen wir doch sehen . . .“

„Oho, in der Tonart? Nun, das muß ich Dir doch sagen, daß mir die gar nicht gefällt, denn sie stimmt durchaus nicht zu meiner Laune. Also kein Wort weiter, das bitte ich mir aus“.

Eingeschüchtert stand die kleine Frau eine Weile über schweigend da, sie blickte hilf- und rathlos um sich, dann richtete sie ihre feuchten Augen auf den Mann, faltete die Hände und sagte: „Eduard, was hast Du gegen mich?“

„Nichts. Aber was mich einmal für Dich eingenommen hat, das kann ich Dir sagen. Du warst eine vermögliche Wittve — weiter nichts“

„Das heißt: jetzt, wo ich eine Bettlerin bin, willst Du mich los sein? O, das kannst Du auch noch erleben!“

„Ich würde mir darüber den Kopf nicht abreißen“.

„Also kann ich nun gehen? — Ich bin Dir im Wege? — So sage es mir doch, damit ich weiß, woran ich bin. — Eduard! — Hörst Du? — Ich will es wissen. — Sage mir nur, ob ich gehen soll? — Ich will Antwort haben“, sagte sie heftig.

Da sagte der Mann: „Ei so geh' denn —“

Und das Weib schlug die Hände vor das Gesicht, ging aus der Woh-

nung und kauerte sich an der Thürschwelle nieder und weinte still vor sich hin und — wartete. Er mußte ja kommen. Und er kam mit schwerfälligen Schritten, machte die Thüre hinter ihr ein paar Spannen weit auf und sagte rauh: „Närrin, willst Du uns bei der ganzen Nachbarschaft in's Gerede bringen? — Komme herein. — Nun, willst Du wohl herein kommen?“

„Ich wüßte nicht, was ich bei Dir sollte“.

„Ei, so bleibe wo Du willst“. Er schlug die Thüre hart zu.

Das Weib schrie laut auf vor Schluchzen. Dann kroch sie ein paar Schritte weit, bis dahin, wo die Treppe begann und stieg gebeugt und gebrochen hinab bis zu den letzten Stufen derselben. Das vergitterte Fenster einer Küche im unteren Stockwerke ging dort hinaus. Sie lehnte den Kopf an die kalten Eisenstäbe.

Die Leute da unten waren früh auf, eine Lampe braunte und das hellodernde Herdfeuer erleuchtete den Raum und knapp an den Scheiben stand das Gitterbettlein eines Kindes und das lag und schlief; eine große Puppe, mit der es offenbar den Abend zuvor schlafen gegangen, hielt es mit den kleinen, runden Armechen an sich gepreßt.

Auf die Frau, die außen auf den Stufen saß, drückte ein ungeheueres Weh und wie unter einer wirklichen Last taumelte sie auf, verließ das Haus und ging mit unsicheren Schritten die Straße entlang; sie wußte es wohl, wohin, wenn sie auch nicht viel auf den Weg vor ihr Acht hatte.

Sie ging an den Häusern dahin, stundenlang, und als diese ein Ende hatten, hinaus auf die offene Straße. Dort auf freiem Felde trieb der Wind sein Spiel, die Pappeln zu beiden Seiten schüttelten sich, wie vom Fieber befallen, ein Steig war rein und glatt gefegt und der gegenüber lag unter einer mannhohen Schneewehe.

Eine Mauer tauchte plötzlich rechter Hand auf, Kreuze und Urnen ragten darüber. Da lag auf weiter Halbe das Leichenfeld der Stadt, unabherrschbar ausgebreitet, trostlos, trübe; nicht traulich still, wie ein Dorfkirchhof, wo die Pflanzen, deren getreue Seinsgenossenschaft der Mensch so wenig achtet, alle Greuel des Todes und der Verwesung überwuchernd verdecken, nicht feierlich, nein, flach, übersät von Zahlen, in alltäglicher Nüchternheit und darum so unendlich wehthuend.

Wie auf der Straße, so sah es auch auf dem Friedhofs aus. Die eine Hälfte lag fast unter Schnee begraben, während die andere bloß lag und die vertrockneten Halme auf den Grabhügeln unter den Stößen des Windes erzitterten.

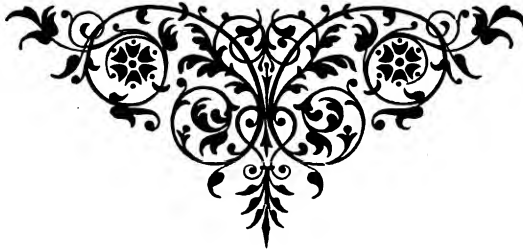
Erst als das Weib durch das Gitterthor trat, blickte es auf. So weit das Auge reichte, war kein Mensch zu sehen. Sie drang durch den tiefen Schnee und ging dann auf glattem Boden weiter, immer näher und näher trachtete sie an ein verfallenes Grab heran und als sie endlich knapp vor dem eingesunkenen Hügel stand, da weinte sie bitterlich auf und warf sich darüber hin.

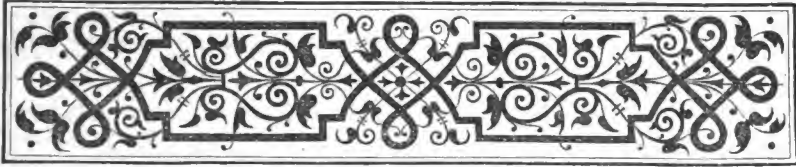
Arthur, Dein Spielzeug!

Sie hatte die Lippen nur krampfhaft bewegt, kein Wort war über dieselben gekommen.

Der Wind hatte sich gelegt, der Schneefall dauerte an und die Flocken lagerten sich in gleichmäßiger Schichte über der Erde. Es war hoch am Mittage, als ein Mann das Kanzleigebäude des Friedhofes verließ; er stand einen Augenblick kopfschüttelnd stille, als er, neben dem ausgeschaukelten Wege, in tiefem Schnee die undeutliche Spur von Tritten bemerkte, verfolgte mit den Augen die Richtung, welche sie nahmen, wandte sich dann ab und ging.

Es lag auch nahezu am anderen Ende des Friedhofes jenes Grab mit dem etwas vorgeneigten Gedenksteine und dem eingesunkenen Hügel, auf dem nun unter dichter, weißer Hülle eine unförmliche Masse lag, welche sich fast ansah wie eine große Puppe.





Die neuen Reichsjustizgesetze.

Zum 1. October 1879.

Von

J. Baron.

— Berlin. —

In der Thronrede vom 22. December 1876, mit welcher der deutsche Kaiser den Reichstag schloß, gedachte derselbe des glücklichen Zustandekommens der Justizgesetze, und er knüpfte daran die Bemerkung: „die gemeinsame Rechtsentwicklung wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unsrerer Geschichte aufweist“. In diesen Worten ist die Bedeutung der neuen Justizgesetze auf das treffendste gezeichnet; wir nehmen sie deshalb zu unserem Ausgangspunkt.

Ein durchgearbeitetes, in sich geschlossenes Rechtssystem, und eine dazu gefügte stete Rechtspflege sind die Säulen eines Staates; sie geben dem Bürger das Bewußtsein, daß er Freiheit und Güter sicher besitzt, daß er dem Erwerbe in einem weiten Kreise nachgehen kann. Für dieses Bewußtsein dankt der Bürger dem Staate, und er fühlt sich zu ihm nicht bloß aus Vaterlandsliebe, sondern aus Rücksicht auf sein geistiges und materielles Wohlergehen hingezogen. Deshalb pflegen die Nationalökonomien das in einem Staate geltende Recht und dessen Pflege als immaterielle Güter der Nation zu bezeichnen; es sind Güter, welche sich nicht in Gelde schätzen lassen, welche aber auf den sittlichen Stand wie auf die Erwerbsverhältnisse von unberechenbarem Werthe sind.

Dieser Werth erhöht sich noch in einem Bundesstaat.

Man hat längst die Beobachtung gemacht, daß Staaten entweder auf einer nationalen Grundlage erwachsen oder aus staatlichen Institutionen hervorgehen. Wo eine bestimmte nationale Einheit vorhanden ist, da giebt dieselbe sich leicht eine staatliche Form; sie findet leicht die staatlichen Ein-

richtungen, welche dem Volkscharakter angemessen sind. Allein nur wer die Gegenwart nicht sehen und in der Geschichte nicht lesen will, wird behaupten, daß ein Staat nur auf nationaler Grundlage bestehen könne; die Schweiz mit ihren drei Sprachidiomen, welche die Theile dreier Nationen darstellen, bildet das sprechendste Beispiel vom Gegentheil; aber verhält es sich denn mit unserem Preußen viel anders? Sein Staatsgefüge ist das festeste auf der Welt trotz der nichtdeutschen Bevölkerung in den Ostprovinzen; die Festigkeit dieses Staates beruht auf seinen Institutionen; aus diesen ist er hervorgegangen, sie halten ihn; die Kurfürsten von Brandenburg faßten die Völkertheile, die ihnen in der Reihe der Jahrhunderte zufielen, durch Einrichtungen zu einer Einheit zusammen; auf die Idee, daß das religiöse Bekenntniß frei sein solle, daß der König der erste Beamte im Staate sei, daß das Beamtenthum das öffentliche Interesse allein im Auge haben müsse, auf die Idee der Rechtsgleichheit, der allgemeinen Wehr- und Schulpflicht ist der Preussische Staat gegründet; diese Ideen haben den Westpreussischen und Posen'schen Bauern zu eben so guten Preußen gemacht wie den Märkischen.

Unter den staatsbildenden Institutionen habe ich die Rechtsgleichheit schon genannt. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wird durch die Thatsache des gemeinsamen gleichen Rechts entweder hervorgerufen oder, wo es schon besteht, gekräftigt; die eigenen Erlebnisse machen es den Bürgern zu einem Erfahrungssatz, daß der Staat die schützende Decke des Rechts über sie Alle in gleicher Weise ausgebreitet hat. Große Staatengründer haben deshalb ihr Recht mitgeführt; es war die Gewohnheit des ersten Napoleon, wo er ein Gebiet dem Französischen Reiche hinzufügte, ihm seinen Code zu octroyiren; aus dem Alterthum ist der berühmteste Beleg hiefür der Römische Kaiser Hadrian; als nämlich unter dem Kaiserthum die Provinzen aufhörten, die Dependenz Italiens zu sein, als sich die Idee des Römischen Reichs bildete, da erkannte der Kaiser Hadrian, daß ein gemeinsames Recht den Kitt für die bisherigen Länder und nunmehrigen Staatstheile abgeben müsse, und er ließ das „immerwährende Gesetz“ (edictum perpetuum) für das gesammte Reich fertigstellen.

Ich sagte oben, daß das gemeinsame Recht für den Bundesstaat eine noch erhöhte Bedeutung habe; dies gilt selbst von demjenigen Bundesstaat, der, wie der Deutsche, eine nationale Grundlage hat. Denn in jedem Bundesstaat sind gewisse centrifugale Kräfte vorhanden; fehlten sie, so würde ein Einheitsstaat sich gebildet haben; sie haben gerade dadurch, daß es nur zum Bundesstaat gekommen ist, ihre Stärke bewiesen; nunmehr zerren sie an dem letzteren fortbauend herum, um ihn an der Fortentwicklung zu hindern, vielleicht sogar um ihn in dem Bestande zu schwächen. Ihnen gegenüber kann sich der Bundesstaat nur durch Herstellung gemeinsamer Institutionen erhalten; in ihnen bewährt er seine Lebenskraft; in ihnen beweist er seine schöpferische Begabung. Was aber könnte hier über die Herstellung eines gemeinsamen Rechts und seiner Pflege gesagt werden? Denn wenn es zu

der vornehmlichsten Thätigkeit der Behörden gehört, den Frieden unter den Bürgern zu stiften sowie die Freiheit und den Erwerb zu schützen, so greift der Bundesstaat hierbei zu den höchsten Aufgaben, welche dem Staat gesetzt sind, indem er die Grundsätze normirt, nach denen jene Thätigkeit in Vollzug gesetzt werden soll.

Demnach hat ein jedes Gesetz im Bundesstaat nicht bloß eine durch seinen Inhalt gegebene stoffliche Bedeutung; zu ihm gesellt sich der politische Hintergrund; der Werth des Gesetzes aber muß nach beiden Momenten bemessen werden. Bei den Justizgesetzen tritt nun die eigenthümliche Erscheinung ein, daß selbst ihre stoffliche Bedeutung von ihrer bundesstaatlichen nicht zu trennen ist; erstere besteht zu einem nicht unwichtigen Theil gerade darin, daß sie Gesetze für das ganze Reich sind. Das hängt damit zusammen, daß das deutsche Reich nicht bloß eine politische, sondern zugleich eine wirtschaftliche Einheit darstellt; aus dem Zollverein hervorgegangen bildet es wie dieser ein einheitliches Verkehrsgebiet. Nun verlangt aber die Verkehrseinheit die Rechtseinheit; das ist ein so offensichtlicher Satz, daß selbst zu Zeiten des alten deutschen Bundes der Bundestag sich zu einer gewissen Thätigkeit aufraffte und einerseits die deutsche Wechselordnung, andererseits das deutsche Handelsgesetzbuch schuf; das ist derselbe Satz, der jetzt sogar zu einem Weltrecht (und vielleicht mit Erfolg) treibt; denn man kann sich nicht der Erkenntniß verschließen, daß jeden Tag die civilisirten Nationen einander wirtschaftlich immer näher rücken, daß die wirtschaftlichen Fortschritte und Verwickelungen sich nicht auf denjenigen Staat beschränken, innerhalb dessen Grenzen sie auftreten; so spöttisch wir uns heute über den sog. Weltstaat äußern, so ernsthaft betrachten wir die Idee des Weltrechts, weil im Gefolge der Civilisation die Nationen immer mehr zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet thatsächlich zusammentreten. Sonach ist der Gewinn, welchen das deutsche Reich aus den neuen Justizgesetzen zieht, ein doppelter; sie befriedigen ein politisches und ein Verkehrsbedürfniß.

Mit Stolz weist die Thronrede darauf hin, daß die Justizgesetze eine Errungenschaft sind, wie sie keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist. Das neue deutsche Reich ist kein bloßes Wiederaufleben, keine Fortsetzung des Deutschlands von 1806; mit neuen Zielen ist es in die Welt getreten, und die Justizgesetze beweisen sein Vermögen, die gesteckten Ziele zu erreichen.

Unter den centrifugalen Kräften im heutigen Deutschland ist der Particularismus der deutschen Stämme unstreitig der bedeutendste. Wollen wir ihn in seiner Intensivität erkennen, so müssen wir uns auf das Gebiet des Rechts begeben; denn hier ist es, wo das mittelalterliche Deutschland in keiner Periode, auch nicht unter seinen thatkräftigsten Herrschern, auf irgend einem Gebiete zur Einheit gelangt ist. Zwar durchziehen gemeinsame Rechtsideen das ganze Volk; die Ausgangspunkte sind überall dieselben; aber jeder Stamm hat sein besonderes Mündigkeitsalter, sein besonderes Erbrecht, sein besonderes eheliches Güterrecht, sein besonderes Strafrecht, seinen besonderen

Proceß; jeder Stamm gestaltet die gemeinsame Rechtsidee in seiner Weise; noch mehr: überall, wo ein energisch selbständiges Gemeinwesen entsteht, bildet sich auch sofort eine particularistische Rechtsgemeinschaft; namentlich zeichnen sich hierdurch die blühenden Städte des Mittelalters aus; was wir ihnen auch an Cultur verdanken und wie sehr wir sie auch durch die Thunmacht und Unthätigkeit der Reichsgewalt entschuldigen mögen: auf sie vorzüglich ist der Particularismus des Rechts in Deutschland zurückzuführen.

Da kam die Zeit der sog. Reception der fremden Rechte, und sie brachte allerdings dem ganzen Deutschland ein gemeinsames Privatrecht und einen gemeinsamen Proceß. Es verlohnt sich, bei dieser in der Rechtsgeschichte einzig dastehenden Erscheinung einige Augenblicke zu verweilen.

Der Einfluß, welchen die antike Welt auf die moderne gegen Ende des Mittelalters ausübte, war in Kunst und Philosophie ein anderer, als im Recht; dort war sie ein Lehrmeister, hier ein Herr; dort ging man bei ihr in die Schule, es bildete sich an ihr eine neue Kunst (die Renaissance) und Philosophie; hier unterwarf sie sich die moderne Welt, sie gab derselben ihre Rechtsätze als Gesetze (d. h. als unmittelbar geltendes und auf die modernen Verhältnisse anzuwendendes Recht) und von der Bildung eines mit modernem Geiste erfüllten Rechtssystems war nicht die Rede; im Gegentheil, die bestehenden nationalen Rechtsinstitute wurden unterdrückt und das Volk gezwungen, sich den fremden Rechtsätzen anzupassen und nach ihnen zu leben.

Das ist die berühmte Reception des Römischen Rechts in Deutschland, mit welcher zugleich die Reception des kirchlichen Rechts verbunden war. Sie ist nicht in allen Theilen des Rechts gleichmäßig geschehen; sie ist nicht überall durchgedrungen; soweit dies aber geschah, hat unser nationales Rechtsleben einen bedeutenden Abbruch erfahren. Denn so wahr es ist, daß das Leben der Völker dem der Individuen vergleichbar ist, und daß bei beiden das Leben in Annehmen und Ausschneiden besteht, so wurde dieses Gesetz des Lebens nur gegenüber der antiken Kunst und Philosophie, nicht gegenüber dem antiken und kirchlichen Recht befolgt; dort wählte man, was annehmbar schien und that von eignem Geiste hinzu; hier nahm man ohne Prüfung und ohne Wahl an, und es fand keine Fortbildung im nationalen Geist statt. Dieses Resultat wiegt um so schwerer, als in Kunst und Wissenschaft der kosmopolitische Zug in viel höherem Maß als im Recht wahrzunehmen ist; denn jene werden von wenigen Auserwählten getragen, dieses ruht auf der breiten Basis des Verkehrs im Volke.

Dem Particularismus in der deutschen Rechtsentwicklung ward freilich durch die Reception der fremden Rechte ein Halt geboten; die fremden Rechte galten fortan in ganz Deutschland. Aber für welchen Kaufpreis war dies geschehen! Das, was man seitdem „*Gemeines deutsches Recht*“, „*Gemeines deutsches Proceß*“ nennt, ist römisch und kirchlich; ihre Vorschriften sind an tausend Stellen vortrefflich, an tausend anderen Stellen sind sie es nicht, und

selbst, wo sie es sind, wird ihr Werth durch ihren antinationalen Charakter geschmälert.

Aber selbst die Gemeinsamkeit des Rechts ging unter dem immer mehr zunehmenden Verfall des Reichs verloren. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts werden die Particulargesetzgebungen in einem früher nie erhörten Umfange begonnen und im 19. Jahrhundert fortgesetzt; in den beiden deutschen Großstaaten wird das ganze Recht codificirt: das öffentliche wie das private, das bürgerliche wie das criminelle, das materielle wie das Proceßrecht; in den mittleren und in den Kleinstaaten fehlen die Kräfte und der Muth zu einer so großen Aufgabe; aber in einzelnen Rechtsmaterien (namentlich im Strafrecht und im bürgerlichen Proceß) schlagen auch sie eigene Wege ein. Und so ist denn das Resultat gerade zu der Zeit, wo das Nationalbewußtsein im deutschen Volk den höchsten Aufschwung genommen hatte, das denkbar traurigste: es fehlte durchaus an der Gemeinsamkeit des Rechts, und ein großer Theil der nationalen Rechtsideen war verloren. Am schwersten wurde dies im Gebiete des Handels empfunden; hier gesellte sich zu den nationalen Bestrebungen die Macht der materiellen Interessen und ihrem Doppelstoß gelang es, selbst den Bundestag in Bewegung zu setzen; die deutsche Wechselordnung und das deutsche Handelsgesetzbuch wurden ebenso sehr als Fortschritte auf dem Gebiete der Gesetzgebung wie als nationale Errungenschaften gepriesen. Mit Recht; denn von ihnen datirt der Beginn einer neuen Epoche: die Bewältigung des Particularismus im Recht und die Herstellung eines neuen Verhältnisses zu den recipirten fremden Rechten. Namentlich das letztere muß betont werden; mit diesen Codificationen war für das ganze deutsche Volk die Herrschaft des fremden Rechts gebrochen, durch sie traten wir auf dem Gebiete des Rechts in dasselbe Verhältniß zur Antike wie auf dem der Kunst und der Philosophie; wir prüften wieder und wählten; auch die Gestaltung und Fortbildung des Einzelnen geschah in unserem Geiste, nach deutschen oder doch wenigstens nach modernen Rechtsideen. Zwar war das Gleiche in größerem oder geringerem Umfang bereits in den früher erwähnten Particulargesetzgebungen erfolgt: aber der Gewinn, welchen sie erzielten, war particularistisch begrenzt; er kam nicht der ganzen Nation zu gute; ja, der Gegensatz unter den beiden Großstaaten wie derjenige zwischen ihnen und den Kleinstaaten bewirkte es, daß man nicht gern davon redete.

So groß nun aber auch die in der Wechselordnung und im Handelsgesetzbuch niedergelegten Leistungen sein mögen: sie enthalten doch nur einen Anfang dessen, was geschaffen werden mußte. Der größte Theil der Aufgabe blieb dem neuen Reich überlassen. Alle Factoren der Gesetzgebung wetteiferten in dem Bestreben, sie zu lösen; schon 1870 kam das Reichsstrafgesetzbuch zu Stande; im Winter 1876 und 77 die Proceßordnungen für bürgerliche Streitigkeiten und für Strafsachen; mit ihnen zugleich erging ein Gesetz, welches für ganz Deutschland eine gleiche Gerichtsverfassung anordnete; mit

dem 1. October 1879 treten die drei neuen Gesetze in Wirksamkeit. Was gewinnen wir mit ihnen? Diese Frage interessiert den Juristen in höchstem, das ganze Volk in hohem Maße.

Ich spreche nicht mehr von der politischen noch von der wirtschaftlichen Bedeutung der Gesetze; die Vortheile der Rechtsgemeinschaft werden sich auch an diesen Gesetzen bewähren; sie werden in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken, und die Liebe zum Reiche erhöhen, denn ihnen werden wir den Schutz unserer Freiheit und unserer Rechte zu einem nicht geringen Theile verdanken; das beste materielle Gesetz zerschellt an einem schlechten Proceßverfahren; wo es an einem guten Verfahren fehlt, bleibt das Gesetz auf dem Papier stehen; es ist sogar einmal die Bemerkung gemacht worden, daß man unter einem schlechten Gesetz bei guten Richtern und gutem Verfahren besser lebe, als unter einem guten Gesetz aber mit schlechten Richtern oder mit schlechtem Verfahren.

Welches sind denn diejenigen Ideen, welche als die grundlegenden in jenen Gesetzen bezeichnet werden müssen? Wir können selbstverständlich nur diejenigen herausheben, welchen der Nichtjurist ein volles Verständniß entgegenbringt.

Die Reception der fremden Rechte führte zu der Rechtsprechung durch sog. gelehrte Richter (Berufsjuristen). Vorher wurde das Urtheil durch Männer aus dem Volke gesprochen; die Stellung des Richters war bloß eine proceßleitende; er berief das Gericht, er ordnete die Verhandlung der Streitfachen an, aber so oft ein materieller Beschluß zu fassen war, so mußte er Männer aus dem Volke nach ihrer Meinung fragen; diese „schufen“ das Urtheil und trugen davon ihren Namen: Schöffen. Die Bedeutung der Volksgerichte ist nun eine doppelte: eine juristische und eine politische. Juristisch liegt es auf der Hand, daß die Volksgerichte der Rechtspflege einen volksthümlichen Charakter aufprägen; es wird sich in den Urtheilen tausendfältig das im Volke lebende Rechtsbewußtsein zur Geltung bringen; man wird solchen Urtheilen nicht den Vorwurf machen können, daß sie „vom grünen Tisch“ aus gesprochen seien, ohne Kenntniß der Verkehrsverhältnisse, ohne Rücksicht auf die Rechtsauffassung, wie sie das Volk hegt. Aber auch das ist ein juristischer Vortheil der Volksgerichte, daß durch die Uebung des Rechts sein Verständniß und das lebendige Bewußtsein desselben in die Kreise des Volkes hineingetragen wird; es gewinnt hierdurch die Rechtsicherheit; es wird die Zahl der Fälle, in denen die Rechtsvorschriften aus Unkenntniß übertreten oder nicht beobachtet werden, augenscheinlich gemindert. Politisch liegt in den Volksgerichten eine Heranziehung der Bürger zu den Staatsgeschäften; die Rechtspflege ist eine der ernstesten und umfassendsten Aufgaben des Staats; von ihrer Unparteilichkeit, Gründlichkeit und Stetigkeit hängt unser Wohl und Wehe ab; selbst in den Staaten des sog. erleuchteten Absolutismus legt man deshalb auf die Unabhängigkeit des Richterstandes den höchsten Werth; in wahrhaft freien Staaten aber gewährt man den

Bürgern die unmittelbare Theilnahme am Rechtsprechen; ihr Streben, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, erfährt hierdurch eine gewisse Befriedigung und nicht selten erleben wir es, daß sie die Schwierigkeiten erkennend, mit denen jede öffentliche Thätigkeit verbunden ist, in ihren Anforderungen an den Staat bescheidener werden.

Auf alle diese Vortheile mußte man bei der Reception der fremden Rechte nothgedrungen verzichten. Die Anwendung eines fremden Rechts kann keinem Manne aus dem Volke übertragen werden; das gelehrte Richterthum war eine unmittelbare Folge der Reception.

Die Wiederherstellung der Volksgerichte setzt offenbar zweierlei voraus: eine freie Staatsverfassung und ein volksthümliches Gesetzbuch. Die erste Forderung ist fast durchgängig in Deutschland erfüllt; wenn wir von dem kleinen, von der Ostsee bespülten Ländchen absehen, in welchem (soweit nicht das neue Reich das Gegentheil erzwang) mittelalterliche Zustände politisch wie social in Blüthe stehen, besitzen alle deutschen Länder eine constitutionelle Verfassung. Dahingegen ist der zweiten Voraussetzung noch zum geringen Theile Genüge geschehen; nur die particularen Strafgesetzbücher, jetzt das deutsche Reichsstrafgesetzbuch, sowie ferner die Wechselordnung und das Handelsgesetzbuch verdienen es, als volksthümlich bezeichnet zu werden.

Hierdurch ist die Bewegung in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, soweit sie sich auf die Rechtspflege bezog, in ihrer Richtung und in ihrem Umfange erklärt. Man verlangte die Theilnahme des Volkes an der Rechtsprechung; man mußte aber diese Forderung auf die Straffälle beschränken; hiebei schloß man sich dem französischen Vorbilde an, das ja in jenen Zeiten überall als mustergiltig galt und so kam es zur Herstellung der Geschwornengerichte für die schwersten Straffälle, für die sog. Verbrechen, während bei den mittleren und geringen Fällen nach wie vor gelehrte Richter, Berufsjuristen, ohne Mitwirkung des Laienelements das Urtheil sprachen; erst in den letzten Jahrzehnten wurde in einigen Staaten das Laienelement auch bei der Beurtheilung anderer Straffälle herangezogen; soweit auf dem linken Rheinufer der „code de procédure“ galt, wurden kaufmännische Gerichte für Handelsfachen eingeführt.

Mit den neuen Justizgesetzen werden nun in ganz Deutschland die Volksgerichte in einem großen Umfange wiederhergestellt: für die schweren, sowie für die geringen (nicht aber für die mittleren) Straffälle, ferner für die Handelsfachen. Wäre die Ausnahme der mittleren Straffälle nicht vorhanden, so würden wir mit Sicherheit aussprechen können, daß alles für die Jetztzeit Ausführbare erreicht worden ist. Jene Ausnahme zu motiviren, fällt uns schwer; daß sie eine Inconsequenz enthält, liegt auf der Hand; wie man aber dazu gelangte, die Inconsequenz zu begehen: das müssen wir umso mehr hier mittheilen, als es uns in die Art der Volksgerichte genauer einführt. Unsere Justizgesetze nennen nämlich das Volksgericht bei den schwersten Straffällen (den Verbrechen) ein Geschwornengericht, bei den geringsten Straffällen

ein Schöffengericht. Bei dem Geschwornengericht fungiren zwölf Geschworene unter einem Collegium von drei Richtern; die Functionen sind unter Beide derartig getheilt, daß die Geschwornen die Frage: ob schuldig oder nicht, die Richter das Strafmaß entscheiden. Bei dem Schöffengericht fungirt ein Amtsrichter zusammen mit zwei Bürgern (Schöffen); ihre Functionen sind nicht getheilt, sondern sie entscheiden alle Drei zusammen sämtliche Fragen, namentlich auch die Höhe des Strafmaßes. Die Absicht der preussischen Regierung ging nun ursprünglich dahin, das Geschwornengericht abzuschaffen und für alle Straffälle Schöffengerichte (große, mittlere und kleine) einzurichten. Da erhob sich in der Tagespresse ein heftiger Kampf zu Gunsten der Geschwornengerichte und gegen die großen Schöffengerichte; namentlich in Süddeutschland war die öffentliche Meinung fast ausnahmslos der vorgeschlagenen Neuerung entgegen; man gab den Geschwornen den Vorzug, weil sie völlig unabhängig von den mitwirkenden Richtern ihren Spruch fällen und weil sie sich bisher überall bewährt hatten. Die Reichsregierung gab nach, erklärte aber zugleich, daß es in vielen Theilen des Reiches an einer ausreichenden Anzahl von Personen fehle, um bei allen Straffällen Volksgerichte zu bilden. So kam es zu der heutigen Gestaltung; sicherlich ist sie keine definitive; die nächsten Jahrzehnte werden die Entscheidung bringen ob das Schöffeninstitut die Geschwornen zu verdrängen die Kraft hat; fällt sie bejahend aus, so werden unzweifelhaft auch die mittleren Straffälle dem Volksgericht unterstellt werden. — Analog dem Schöffengericht sind die Kammern für Handelsachen organisirt; den Vorsitz führt ein gelehrter Richter (ein Mitglied des Landgerichts); seine beiden Beisitzer werden aus den Kaufleuten oder Industriellen genommen, aber sie haben das gleiche Stimmrecht wie ihr Vorsitzender.

Ist es das Bestreben der Justizgesetze, den Einfluß des öffentlichen Rechtsbewußtseins auf die Rechtspflege zu erhöhen, so verfolgen sie andererseits das Ziel, jeden Einfluß der Regierung auf die Rechtsprechung unmöglich zu machen. Keine Regierung besitzt fortan die Mittel, durch willkürliche Zusammensetzung der Gerichte, durch eigenmächtige Vertheilung der Geschäfte, durch tendenziöse Ernennung von Vertretern auf den Spruch einzuwirken; dies Alles wird jetzt von den Gerichten selbst besorgt, man hat zu diesem Zweck ein eigenes Institut geschaffen: das Gerichtspräsidium, welches aus dem Präsidenten, den Directoren und einem oder mehreren Mitgliedern des Gerichts besteht und welches vor Beginn des Geschäftsjahres die Geschäfte unter die einzelnen Abtheilungen des Gerichts vertheilt, die Mitglieder dieser Abtheilungen bestimmt, ja sogar schon im Voraus die Vertreter für die etwa verhinderten Mitglieder festsetzt. Die Ernennung von Hilfsrichtern, die in früheren Jahren gar manchen Widerspruch hervorrief, ist beim Reichsgericht völlig verboten, bei den andern Gerichten dermaßen verclauiusirt worden, daß an eine Schädigung der richterlichen Unabhängigkeit nicht mehr gedacht werden kann. Die besprochenen Vorschriften zeugen

von ängstlichem Mißtrauen gegenüber den obersten Justizbehörden in den deutschen Staaten; aber gegenüber dem Argwohn, welcher bald hier, bald dort den Regierungen eine Beeinflussung des Richterstandes vorwarf, und welcher das Vertrauen in die Rechtspflege in nicht geringem Maße untergrub, war eine selbst ungewöhnliche Vorsicht geboten. Wie die Sache jetzt steht, haben sowohl die Staatsbürger wie die Regierungen gewonnen: jene durch den sicheren Besitz einer unbeeinflussten und demnach unparteiischen Justiz, diese durch die nunmehrige Unmöglichkeit irgend eines Verdachtes hinsichtlich ihres guten Willens oder Könnens.

Aus der neuen Strafproceßordnung sind vornehmlich zwei Neuerungen hervorzuheben: die Beseitigung des Anklagemonopols der Staatsanwaltschaft und die verbesserte Stellung des Angeklagten.

„Die Staatsanwaltschaft hat ein Anklagemonopol“, das bedeutet, daß allein der Staatsanwalt die Befugniß zur Erhebung einer Anklage hat; der Verletzte muß sich an den Staatsanwalt wenden, und bei ihm die Erhebung der Anklage beantragen; von dem Ermessen des Staatsanwalts hängt es ab, ob er dem Antrage stattgeben will; lehnt er ihn ab, so kann der Verletzte sich bloß bei dem Vorgesetzten des Staatsanwalts (dem Oberstaatsanwalt) beschweren, aber kein Gericht kann den Staatsanwalt zur Erhebung der Anklage zwingen, noch auch ist der Verletzte berechtigt, seine Sache selbst vor dem Gericht zu führen; noch weniger kann ein nichtverletzter Privatmann als freiwilliger Vertreter des öffentlichen Interesses handeln, m. a. W. eine Privatanklage ist unzulässig. Man weiß, wie sehr dieses Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft in Frankreich mißbraucht wird; die jeweilig herrschende Partei garantirt ihren Anhängern die Straflosigkeit hinsichtlich aller Angriffe auf ihre Gegner; vergelten diese Gleiches mit Gleichem, so werden sie, wie es das Gesetz vorschreibt, verfolgt und verurtheilt, — wenn sie nicht vor das Gericht von zwölf „souveränen“ Geschworenen kommen, welche durch das freisprechende Urtheil nicht sowohl dem Angeklagten ein Wohlverhaltensattest ausstellen, als vielmehr den Staatsanwalt an den Satz „gleiches Recht für Alle“ erinnern wollen. So ruft ein Mißbrauch den andern hervor; ein Cassagnac vertheidigt sich durch den Nachweis, daß seine Gegner es nicht besser getrieben haben als er selbst. In der That, hätten wir in Deutschland französisches Parteiwesen, würde auch bei uns die Vaterlandsliebe durch die Parteilichkeit unterdrückt, das Gerechtigkeitsgefühl von den Parteilichkeiten überwogen: das Monopol der Staatsanwaltschaft, das bisher auch in Deutschland mit geringen Ausnahmen in Geltung war, würde mit einer ernstern Rechtspflege unverträglich sein. Eine Beseitigung des Monopols hat aber bei uns nicht diejenige Bedeutung, welche ihr von gewisser Seite zugeschrieben wird; unsere Staatsanwälte werden aus den Richtern genommen und lehren vielfach später wieder in das richterliche Amt zurück; ihre Denk- und Handlungsweise ist dieselbe wie die der Richter; von schamlosen Mißbräuchen, wie man sie in Frankreich jedes Jahr erlebt, wird sich in Deutsch-

land auch nicht ein einziger Fall nachweisen lassen. Bloss das müssen wir zugeben, daß, während sonst die richterlichen Beschlüsse von einem aus mehreren Richtern (Geschworenen, Schöffen) zusammengesetzten Collegium gefaßt werden, bei der Ablehnung einer Klage nicht füglich ein einziger Beamte die entscheidende Anordnung erlassen kann; die Wichtigkeit der Sache erheischt auch hier eine gründliche Prüfung und eine allseitige Beleuchtung, wie sie sich nur aus der Debatte ergibt. Eine Besserung bedurfte also der bisherige Rechtszustand; sie ist in der Weise erfolgt, daß der Verletzte, dessen Antrag auf Anklageerhebung vom Staatsanwalt zurückgewiesen ist, eine gerichtliche Entscheidung nachsuchen kann; findet das Gericht den Antrag begründet, so beschließt es die Erhebung der Anklage und der Staatsanwalt ist verpflichtet, dem Beschluß Folge zu geben. Im Wesentlichen ist hiemit die bedenkliche Seite des Anlagemonopols der Staatsanwaltschaft beseitigt: nicht der Staatsanwalt, sondern das Gericht entscheidet. Beleidigungen und Körperverletzungen können übrigens von dem Verletzten durchaus selbständig und ohne Mitwirkung des Staatsanwalts vor den Gerichten geltend gemacht werden.

Die verbesserte Stellung des Angeklagten ist in einer Reihe von Rechtsfällen zum Ausdruck gekommen. Man hat unserer Strafgesetzgebung eine übertriebene Humanität zum Vorwurf gemacht, und man behauptet, daß sie „die Bestie im Menschen“ nicht sehen wolle, wo sie selbst greifbar ist; der Streit wird erst durch die Erfahrungen langer Jahre entschieden werden. Aber mit der milden Behandlung des Verurtheilten darf die des Angeschuldigten nicht zusammengeworfen werden; wenn jene discutirbar ist, so wird diese, je weiter die Civilisation schreitet, immer mehr zur Anerkennung gelangen, dem Verurtheilten gegenüber haben wir einen festen, sicheren Standpunkt: das Urtheil verbürgt uns seine Schuld; wer aber garantirt uns, daß wir dem Angeschuldigten die Schuld nachweisen werden? Es ist eine Gewissensforderung, daß wir ihm die Vertheidigung nicht bloss nicht beschränken, sondern daß wir sie ihm ermöglichen; daß wir ihm die Freiheit vorläufig nur soweit nehmen, als der Fortgang des Strafprocesses es verlangt; daß wir ihn nur dann für schuldig erklären, wenn die Zweifel gegen seine Schuld von verschwindend geringem Umfange sind. Demgemäß kann sich der Beschuldigte nach der neuen Strafproceßordnung in je der Lage des Verfahrens eines Vertheidigers bedienen; er kann geradezu jede Antwort verweigern, bis er mit seinem Vertheidiger gesprochen; das ist kein gefährlicher Rechtsatz, denn nur Rechtsanwälte und Rechtslehrer, also Personen, die in Eid und Pflicht stehen, können zu Vertheidigern gewählt werden, andere Personen nur mit Genehmigung des Gerichts. Ferner darf die Verhaftung nur dann vorgenommen werden, wenn der Angeschuldigte der Flucht verdächtig oder wenn eine Verdunkelung des Processes zu befürchten ist; auch bei einer Beschlagnahme und Durchsuchung sind Hausrecht und Briefgeheimniß möglichst gewahrt. Endlich aber ist die Verurtheilung von einer Mehrheit von zwei Dritteln der Urtheilfinder abhängig gemacht; bei Schöffengerichten, bei denen einfache und Zweidrittel-

Majorität zusammenfällt, versteht sich das von selbst; bei den mittleren Straffällen aber, welche vor fünf Berufsjuristen zur Aburtheilung kommen, gehört zur Verurtheilung ein Stimmenverhältniß von 4 zu 1, bei Geschwornengerichten von 8 zu 4; letzteren Falls kann der Gerichtshof, wenn er einstimmig den Geschwornenspruch für irrthümlich ansieht, denselben aufheben und die Sache zu einer neuen Verhandlung vor das nächste Schwurgericht verweisen. Gewiß werden auch künftig Fälle der Verurtheilung eines Unschuldigen sich ereignen, die leider im letzten Jahr zahlreicher als sonst zu Tage getreten sind, aber wir dürfen hoffen, daß sie seltener vorkommen werden, und wie schwer wir auch an ihnen erfahren, daß all unser Thun Stückwerk ist, so haben wir doch die Rechtfertigung, daß wir bei der neuen Ordnung des Strafverfahrens Alles gethan haben, um die Stellung des Angeklagten zu verbessern.

Noch ein Punkt mag erörtert werden, der in den letzten Jahren mehr Aergerniß brachte, als es bei größerer Einsicht in die Aufgaben des Staats der Fall gewesen wäre; wir meinen den Zeugnißzwang. Ein Zwang zum Zeugniß muß in jedem Staate, auch in dem freiesten, existiren; denn ohne ihn kann der Staat nicht die Rechtspflege durchführen, die doch als seine älteste und oberste Function gilt. Fraglich kann nur die Strafe sein, welche den treffen soll, der den Staat hierbei nicht unterstützt, der die Wohlthaten des Staats genießen, aber sein Theil nicht dazu beitragen will, um Andere sie genießen zu lassen. Die frühere Gesetzgebung hatte übersehen, daß die Verweigerung des Zeugnisses bei den sogenannten gemeinen Verbrechen nicht vorzukommen pflegt, und schrieb (in Preußen wie in England) vor, daß der sich Weigernde vom Gericht so lange in Haft behalten werden könne, bis er sich füge. Nach der Reichsstrafproceßordnung darf die Haft höchstens sechs Monate betragen; dieses Zwangsmittel dürfte selbst jenen, die sich ihrer Bürgerpflicht späterhin entziehen, nicht unmäßig erscheinen.

Ein ganz neues Gepräge wird in dem größten Theile Deutschlands, namentlich in den alten Preussischen Provinzen, der Civilproceß erlangen; er wird in wahrhaft mündlicher Verhandlung vor sich gehn, er wird von den Handelnden selbst große Energie verlangen, bei den Hörern großes Interesse erregen, und als Resultat gründlichere und mehr sachentsprechende Urtheile erzielen als bisher. Das Alles ist nur durch zwei Einrichtungen möglich geworden: die Freiegebung der Anwaltschaft und den Anwaltzwang.

Die Freiegebung der Advocatur ist eine Forderung, die früher von den liberalen Parteien erhoben wurde, über welche jetzt alle juristischen Kreise einig sind. Bisher war die Advocatur ein Privilegium für die wenigen Auserlesenen unter den vielen Berufenen, und die wirthschaftlichen Schattenseiten der Privilegien fehlten auch diesem nicht; sie waren um so auffallender, als das Privilegium unserer ganzen übrigen Gesetzgebung widersprach. Mit der Freiheit des Erwerbes in Grundbesitz, Handel und Gewerbe, mit der Freiheit der Berufswahl und der Freizügigkeit war es gewiß nicht verträglich,

daß die advocatorische Thätigkeit nicht bloß von einer Prüfung, sondern von einer Concession der Regierung abhängig war. In den Männern von ausgesprochen selbständiger Denkweise entstand aber geradezu eine Sehnsucht nach der freien Advocatur; hier zeigte sich eine öffentliche Thätigkeit, eine Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten ohne die geringste Einbuße an der persönlichen Unabhängigkeit, eine Freiheit der Bewegung und doch zugleich eine Beschäftigung mit idealen Dingen. Ob diese Erwägungen den Ausschlag gegeben haben? Jedenfalls trat ein neues Moment bei der neuen Ordnung des Proceßverfahrens hinzu, nämlich die absolute Nothwendigkeit des Anwaltszwanges.

Man muß einmal eine gerichtliche Verhandlung mit Laien mit angesehen haben, um die Unbeholfenheit, die Ungeschicklichkeit zu ermessen, mit welcher sie ihre Sache vertreten, wenn ihnen nicht der Richter die Worte geradezu in den Mund legt; sie wissen nicht das Was und Wie und, wenn sie es wissen, so ist es das Ungewohnte der Beschäftigung, das ihre Zunge lähmt, oder umgekehrt die Macht der Interessen, die sie weit über die Grenzen des Zulässigen hinausstreift. Anwälte der Parteien sind in Zeiten mit den aller-einfachsten Rechtsverhältnissen nöthig (unsere Vorfahren nannten sie in treffendster Weise „Fürsprecher“ und noch heute findet sich dieselbe Bezeichnung in der Schweiz); um wie viel mehr in unserer Zeit, wo der Rechtszustand durch die Reception der fremden Rechte den volksthümlichen Charakter verloren, wo durch die Socialgesetzgebung des 19. Jahrhunderts die bürgerliche Gesellschaft auf neue Rechtsgrundlagen gestellt worden ist. In solcher Zeit ist es leichter, einen Streit zu entscheiden, als die Entscheidung vorzubereiten; leichter zu richten, als zu plaidiren. Man kann Ausnahmen als begründet zugeben und den Richter zwingen, gleichsam den Anwalt der Parteien zu spielen (die Reichscivilproceßordnung verordnet das für alle Bagatellsachen bis zu 300 Mark, überhaupt für alle Proceße, welche vor dem Untsrichter geführt werden), aber als Regel muß man den Anwaltszwang aufstellen; die Rechtsunkunde, die Unfertigkeit der Rede, die Leidenschaftlichkeit, die Schüchternheit der Parteien macht sie völlig unfähig, ihre Sachen selbst zu vertreten.

Unsere Anwälte und Richter in Altpreußen, die mit den Civilproceßen beschäftigt sind, hatten bisher sich vielleicht über eine aufreibende, keineswegs aber über eine aufregende Thätigkeit zu beklagen; ja, man darf sagen, daß, wenn das Arbeitsquantum innerhalb mäßiger Grenzen blieb, sie geradezu ein beschauliches Leben führten. Unser Proceß hieß zwar ein mündlicher, aber er war es nicht; eindringliche Plaidoyers waren zwar gesetzlich zulässig, aber keineswegs in Uebung. Thatsächlich war der Gang der Dinge folgender: der Anwalt vernahm in seinem Bureau seinen Clienten, den er vor Gericht vertreten sollte, oder, wenn er allzubeschäftigt war (in den Großstädten war er es fast immer) so überließ er dies seinem Bureauvorsteher, einem durch die jahrelange Beschäftigung mit juristischen Dingen vorzüglich routinirten Arbeiter; dann machte er seinen „Schriftsatz“, den er dem Gericht überreichte,

oder, wenn er allzu beschäftigt war (in den Großstädten war er es fast immer), so überließ er dies seinem Hilfsarbeiter, einem aus irgend einem Grunde vor der Zeit aus dem Justizdienste geschiedenen Richter oder Anwalt. Die Schriftsätze der beiden Parteien wurden von den Richtern zu Hause fleißig durchgelesen, indeß keineswegs von allen, sondern bloß von dem Vorsitzenden und dem sog. Referenten, dem die Sache vom Vorsitzenden zugeschrieben war. Der Referent machte dann einen Auszug aus den Schriftsätzen, das Referat. Kam dann die Audienz, in welcher die Sache mündlich verhandelt werden sollte, so las der Referent das Referat vor (natürlich hörte kein Anwalt zu, denn er hatte ja die Schriftsätze schon früher gelesen oder selbst verfaßt); die Anwälte griffen aus ihren Schriftsätzen eine Argumentation, welche sie für die wichtigste hielten, heraus (jezt hörte kein Richter zu, denn in den Schriftsätzen „stand ja Alles viel besser“); kurz, die ganze mündliche Verhandlung war eine Farce, das Verfahren war ein schriftliches, das Urtheil erging rein auf Grund der Schriftsätze.

Das schriftliche Verfahren ist völlig undeutsch; wir verdanken es wiederum der Reception der fremden Rechte, hier aber nicht der des Römischen, sondern der des kirchlichen Rechts. Von diesem wurde es nicht allein für die Civilprocesse sondern auch für die Criminalprocesse aufgestellt. Die Reform, richtiger die Rückkehr zum Alten begann auf dem Gebiet des Strafprocesses; hier wurde zuerst die Unmittelbarkeit der Verhandlungen betont und die Forderung aufgestellt, daß der urtheilfällende Richter dem Angeklagten und den Zeugen ins Angesicht sehen müsse; was kann ein Urtheil werth sein, welches der Richter auf Grund der todtten Acten, auf Grund des Berichts eines Dritten spricht, bei welchem er nichts mit eigenem Auge prüft? Das schlug im Strafverfahren sofort durch; das geängstigte Gewissen griff zu der mündlichen Verhandlung als der Schutzwehr gegen ungerechte Verurtheilungen, und so kam es, daß wir in einigen Theilen Deutschlands schon vor 1848, in Preußen seit 1849 ein wahrhaft mündliches Strafverfahren besitzen. Zähere Lebenskraft bewies das schriftliche Verfahren im Civilproceß, vielleicht weil die Behaglichkeit der beteiligten Personen gar zu eng damit verknüpft war, vielleicht weil mit dem Verlust eines Civilprocesses nicht zugleich Ehre und Freiheit verloren geht. In einzelnen Theilen Deutschlands hat man damit freilich schon seit Jahrzehnten gebrochen; aber überwiegend ist noch immer das schriftliche Verfahren.

Das halten wir für das größte Verdienst der Reichscivilproceßordnung, daß sie im ganzen Reiche das schriftliche Verfahren zu Falle bringt. Wir zweifeln nicht daran, daß die Parteien dabei gewinnen werden; die Urtheile werden sachentsprechender sein, und falls die Anwälte nicht allzubeschäftigt sind, so werden die Processe schneller beendigt werden; kurz, eine sichere und rasche Rechtspflege wird aus dem neuen Verfahren hervorgehen. Das Bild des Civilprocesses wird fortan mit dem des Criminalprocesses eine sprechende Aehnlichkeit haben; das Gericht wird fortdauernd die Anwälte hören, oder,

wenn diese ihm nicht genügend unterrichtet zu sein scheinen, so wird es die Parteien selbst laden und befragen; es wird dann die Zeugen, die Sachverständigen hören, kurz den ganzen Beweis aufnehmen, und das Alles nicht etwa bruchstückweise, sondern so, daß jeder Theil des Verfahrens in einem Zuge zu Ende kommt und mit Nothwendigkeit zu einem bestimmten Resultate führt. Das wird freilich eine fortdauernd gesteigerte Aufmerksamkeit der Richter und Anwälte erheischen, denn der Stoff wächst unter der Hand und muß doch in jedem Augenblick beherrscht werden. Aber sollte nicht gerade hierin ein gewisser Vorzug liegen? Denn das ist sicherlich eine männermwürdige Aufgabe, welche in einem jeden Moment eine geistige Operation, bald ein Leiten, bald eine Ueberlegung, bald ein Aufmerken und Beobachten verlangt; mehr als je ist durch die Civilproceßordnung die Schablone in dem Walten des richterlichen Amtes beseitigt worden; sie stellt ungleich höhere Anforderungen, ich sage nicht an die Vorbildung des Richters, wohl aber an seine Schlagfertigkeit, an seine Geistesgegenwart; die Gerichtssäle werden von lebendigen Debatten wiederhallen, es wird ein wahres Streiten stattfinden, bei welcher Jeder im Augenblick seinen Vortheil wahrnehmen müssen, und ich zweifle nicht, daß daraus die Energie der Männer mit einem großen Zuwachs hervorgehen wird. Dagegen wird das richterliche Heim einen gewissen Frieden genießen; mit der „Kunst des Referirens“ ist es zu Ende, und der „Ballast des Decretirens“ ist über Bord geworfen; die Arbeit des Richters wird zum bei weitem größten Theil auf dem Gericht gethan werden, der Anwalt wird auf dem Gericht wenigstens ebensoviel als in seinem Bureau zu leisten haben.

Wir sehen in den neuen Justizgesetzen Fortschritte von der weitgreifendsten Bedeutung. Die Ideen, welchen sie huldigen, sind nur zum kleinsten Theile neu; sie sind entweder dem Rechtsleben unserer Vorfahren oder den Gesetzen der deutschen Particularstaaten entnommen. Aber gerade hier wie an so vielen anderen Orten hat sich wieder einmal die Unfruchtbarkeit aller kleinstaatlichen Arbeiten gezeigt. Was nützte es, daß Hannover schon seit 1850 eine Proceßordnung besaß, welche das System des veralteten gemeinen Processes abgeworfen hatte? Hat sich ihm irgend ein anderer Kleinstaat angeschlossen? Nicht doch! Die anderen versuchten es ein jeder in seiner Weise, und ohne die Jahre 1866 und 1870 drohte der ärgste Particularismus im Proceßverfahren hereinzubrechen; kopfschüttelnd stand der einfache Mann vor der Thatfache, daß in derselben Nation, in einer Gemeinschaft, in welcher dieselben Anschauungen über Recht und Sitte verbreitet sind, der Rechtsschutz in durchaus verschiedenen Formen, nach geradezu conträren Grundsätzen verwirklicht wurde. Die Gemeinschaft des Rechtsschutzes wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken; wenn wir aber nach einer Reihe von Jahren erkannt haben werden, in wie hohem Maße der durch die Justizgesetze uns zu Theil werdende Rechtsschutz unsere Freiheit und unsere Güter fördert, dann wird sich zu jenem Bewußtsein noch ein anderes gesellen: daß solche Wohlthaten dem Vaterlande zu verdanken sind.



Reinhold Begas.

Von

Ludwig Pietzsch.

— Berlin. —

Für diejenigen unter den deutschen „Kunstgelehrten“ der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts, die im Gegensatz zu manchen älteren, von der strengerem Objektivität, es nicht verschmähten, ihre Studien und ihre kritisch-literarische Thätigkeit auch dem lebendigen, zeitgemäßen Kunstschaffen zuzuwenden, statt ausschließlich die bereits fertige Kunst der großen Vergangenheit als würdigen Gegenstand ihrer historischen Forschungen und ästhetischen Betrachtungen anzusehen, pflegte die Berliner Bildhauerschule ein besonders willkommenes Thema einer solchen Bearbeitung zu bilden. Auf dem Gebiet der Malerei hatte sich damals der ehemals so feste Zusammenhang so einheitlicher Schulen, wie der Alt-Düsseldorfer und Alt-Münchener, zu zerbrechen und zu lösen begonnen. Sie gewährten ein Bild gährender Einzelkräfte, einander widerstrebender Richtungen und sich auslehnender eigenwilliger Individualitäten. Von einer „Berliner Malerschule“ aber hatte nicht im Ernst gesprochen werden können. Aber die Bildhauerschaft der preussischen Hauptstadt trug noch immer mit Stolz ein ähnliches Gesamtgepräge, wie ein wohl disciplinirtes Regiment Soldaten unter einem berühmten, verehrten und gefürchteten Obersten. Wie die einzelnen Männer eines solchen durch Uniform, Haltung und Gang für den allgemein darüber hinschweifenden Blick sich wenig von einander unterscheiden — erst bei genauerem Hinsehen erkennt man die Differenzen in den Gesichtszügen und der individuellen Körperbildung der Einzelnen, — so schien auch das bildhauerische Schaffen Berlins aus einem gewissen Abstände wie aus einem Guß, mit einem Stempel geprägt. Die leiseren Unterschiede des persönlichen Talents und Temperaments der einzelnen Künstler verriethen sich nur dem genau prüfenden und geübten Blick. Das Meiste, was modellirt, gemeißelt, in Bronze

oder Zink gegossen, hier aus Licht trat, trug so etwas wie Uniform, und deren Schnitt und Art war mit den beiden Worten bezeichnet: Rauch'sche Schule. — Zwei Irreguläre zwar nahmen sich damals die Freiheit in Berlin zu existiren und Bildhauerei zu treiben, die sich nie recht in das Regiment einordnen lassen und auf die Artikel schwören mochten: Tischler und Theodor Kalide. Dafür brachten sie es bei Lebzeiten auch nie zu was Rechtem. Die große Menge der Gebildeten und Ungebildeten kannte sie kaum, der Letztere ging mehr und mehr an unglücklichen Verhältnissen zu Grunde und seine Kunst artete in Wüßtheit aus. Der andre gelangte nie zur ungehinderten Ausführung seiner Projecte und selbst mit den ihm bereits fest übertragenen Arbeiten begegnete er tausend Hindernissen, Verschleppungen, widerstrebenden Einflüssen.

Die allbeherrschende Stellung Christian Rauch's beruhte eben so sehr in seinem künstlerischen Vermögen, als in seiner imponirenden Persönlichkeit, deren eine Haupteigenschaft die unbeugsame Willenskraft war, eine Energie übrigens, die sich bei ihm sehr gut mit kluger Schweigsamkeit, da wo diese am Platz war, vertrug. Aus seiner Werkstatt waren fast sämmtliche Bildhauer der jüngeren Generation in Berlin hervorgegangen. Jene Mitarbeiter an der Ausführung der massenhaft an ihn gelangenden Aufträge, besonders zu monumentalen Werken, hatten hier ihre eigne Kraft entwickelt. Aber wenn sie dort in jahrelanger Thätigkeit unter dem strengen wachenden, scharfen Auge des Meisters und unter seiner unachlässigen künstlerischen Zucht so weit geschult und gereift waren, daß ihnen selbstständige Arbeiten entweder anvertraut wurden, oder daß sie aus freiem Antriebe solche unternahmen, so sahen sie die Natur und Kunst bereits mehr mit Rauch'schen als mit eignen Augen an; um ihr unbefangenes, naives Empfinden war es geschehen. Nur wenigen Talenten von zäherer Originalität, die mit nur mäßig gestützten Flügeln aus dieser Schule in die eigene Werkstatt kamen, ist es später gelungen, sich ihre natürlichen Schwungfedern wieder wachsen zu lassen. Was die Mehrzahl „selbstständig“ schuf, war und blieb — Rauch'sche Schule. Die Altersgenossen des Großmeisters und Herrschers derselben, die Wichmann und Friedrich Tietz, haben neben ihm durch irgend hervortragendere Werke kaum je dazu gewirkt, der Berliner Plastik ein reicheres, mannichfaltigeres Leben zu geben.

Dieser einheitliche Charakter hatte für die Außenstehenden etwas Imponirendes, und den zur Schule Gehörigen gab er ein gewisses Sicherheitsgefühl, Glauben und Vertrauen in die Kraft und in die unfehlbare ausschließliche Richtigkeit des Weges, wie alles das ja auch der in Reih und Glied marschirende, seinem Commandeur blindlings folgende Soldat aus diesem Zusammenhange mit dem Ganzen gewinnt. Für den kunstkritischen Betrachter aber, welchem die Erscheinung dieser geschlossenen Einheit nicht weniger imponirte, lag zugleich auch wieder ein Reiz in der Aufgabe, den Individualitäten innerhalb dieser Gesamtheit nachzuspüren oder Nuancen klar zu legen, die Mannichfaltigkeit

in der Einheit und in allen Einzelbildungen wieder das beherrschende Princip der „Schule“ erkennen zu lassen.

Auf der akademischen Kunstausstellung zu Berlin im Herbst des Jahres 1858 erschien in der Abtheilung der plastischen Werke, welche in den traurigen, kellerartigen Räumen des Erdgeschosses jenes Gebäudes ihren Platz hatten, zwischen den andern Gipsmodellen und vereinzelt Marmorwerken das Modell einer Gruppe, welche den „Pan, die verlassene Psyche tröstend“ darstellte. Der alte ziegenfüßige Waldgott sitzt, bequem zurückgelehnt, auf einem Felsblock, den härtigen, bocksnasigen Kopf leicht auf die breite Brust geneigt und das Gesicht der lieblichsten Mädchengestalt zugewendet, zu der er, sein Reden mit lebhafter charakteristischer Hand- und Fingerbewegung begleitend, dringend und väterlich-freundlich zu sprechen scheint. Diese Mädchengestalt aber, bis zur Hüfte nackt, sitzt, unbefangen wie auf einem weichemoosten Stein, auf dem zottigen Ziegenfell seiner Schenkel, die Füße zurückgezogen und übereinander geschlagen, den zartblühenden Oberkörper in einer Haltung voll halb kindlicher Scheu grad aufgerichtet, die linke Hand auf dem Schooß, die Rechte zu ihrem Auge erhoben, als wollte sie eine Thräne entfernen, das holde Haupt betrübt gesenkt. — Es fehlte ja wie in jeder Sculpturen-ausstellung auch in dieser nicht an Götter-, Faun-, Pan-, Nymphen- und Mädchenstatuen von ziemlich tadelloser Formgebung. Doch neben diesem Werk erschienen die meisten von ihnen eben als Gips und Stein; seine Gestalten aber athmeten warmes Leben. Ein anderes, neues, fremdes Element trat in den geschlossenen Kreis der gewohnten, nicht nur Berliner, Bildungen ein. Ein Ausruf, wie ihn David der Maler that, als er das Bild Eugène Delacroix's, „die Barke des Dante“, die erste mächtige epochemachende Lebensäußerung der revolutionären Romantiker in der französischen Malerei, erblickte: „d'où vient — il? je ne connais pas cette touche là!“ mochte damals, dieser Gruppe gegenüber, manchem Bildhauer der „Berliner Schule“ auf die Lippen treten.

Hier erschien die Natur einmal ohne die gewohnte Schulbrille angeschaut; und eine ganz exceptionelle plastische Kraft hatte den annuthigen Traum einer glücklichen Phantasie, den Thon befehlend und gestaltend, in wahrhaft lebensschwollenden Gebilden verkörpert. Charakteristisch für die Art und Richtung dieser Künstlerphantasie war die frische Unschuld und Reinheit der Conception, die sich da mit so vieler natürlicher Wärme der Empfindung verband.

Ein bockfüßiger alter Pan, dem ein halbnacktes schönes Kind dicht an dem zottigen Schooß sitzt, — und doch welche Keuschheit in dieser Gruppe, wie rein von jedem, man sollte meinen unvermeidlichen, Anhauch von Lüsternheit!

Doch dieser Vorzug ist immer nur als ein „Nebenverdienst“ zu schätzen. Das darin bewiesene Können macht erst das Kunstwerk und entscheidet über Werth oder Unwerth desselben. Und die hier bewiesene Art und der Grad desselben, wie es sich in der Gestaltung und Durchführung der beiden unter-

einander so scharf contrastirenden Körper, — dieses knorrigen, muskelfesten, sehnigen, waldbursprünglichen Urweltwesens und dieses jugendarten, frisch erblühten anmuthvollen Mädchenleibes, — bekundete, erschienen jedem Kundigen außerordentlich, und verfehlten auch auf die Laien nicht den überraschenden Eindruck.

Der Name des durch dieses Werk schnell zu einem großen Ruf gelangten siebenundzwanzigjährigen Künstlers war Reinhold Vega's. Der Name Vega's war damals ein seit länger als dreißig Jahren in Berlin und Deutschland bekannter und geschätzter Künstlername. Der Vater des jungen Bildhauers, der aus einer ursprünglich spanisch-niederländischen, in die deutschen Rheinlande eingewanderten Familie stammte (Vega soll sie ursprünglich geheißten haben), galt während jener drei Jahrzehnte als der erste Maler Berlins. In der Heiligen- und Profanhistorie, im idealen und naiv realistischen Genre, wie in der Bildnißmalerei hatte sein reiches, ursprünglich in Paris unter Gerard geschultes Talent sich mit gleich ehrendem Erfolg bethätigt. Er war zu sehr geborner Colorist und Techniker, kannte die Natur zu genau, war ein zu beschäftigter Bildnißmaler, als daß er sich je ganz hätte, fortreißen lassen von den damals in den Dreißiger Jahren herrschenden Strömungen der Düsseldorfer Romantiker oder der Münchner Stilisten. Nur wie „zum Besuch, Versuch“ machte er von Zeit zu Zeit deren Sprünge mit. Aber er kehrte immer wieder zu seinem ihm eigenthümlichen Boden zurück, und blieb einer von jenen Berliner Meistern, deren Kunst aus sehr gesunden Wurzeln erwachsen, von denen der beiden neuen Schulen, sehr unberechtigt, ziemlich „über die Achsel“ angesehen wurde. Sie mußte sich während der, mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. eröffneten, neuen romantischen Aera des Berliner Kunst- und Geisteslebens sogar durch die, in die preussische Hauptstadt gelenkte, dem innersten Wesen desselben tief widerstrebende feindliche Invasion der Münchner Kunst völlig zur Seite gedrängt und in der officiellen Schätzung, Gunst und Förderung übermacht sehn. —

Während der Bierziger Jahre, und noch tief in die Fünfziger hinein, war jene Seitenstraße der Potsdamer, die heut noch den Namen „auf dem Karlsbade“ führt, ihren Charakter aber längst sehr wesentlich gewandelt hat, ein echt poetischer, fast weltverborgener, stiller heimlicher Winkel der Stadt, ohne Wagengeräusch, ohne jeden Lärm des Alltagslebens und Verkehrs. Statt einer gepflasterten Straße ein wechselnd tief sandiger und wieder tief sumpfiger, in Herbst und Winter oft kaum zu passirender Weg, an seinem einen Ende durch einen Bretterzaun geschlossen, zu beiden Seiten einzelne meist niedrige Landhäuser zwischen weiten parkartigen Vorder-, Hinter- und Seitengärten, zwischen dichtem Gebüsch und alten Linden, Kistern Akazien und Rothdornbäumen traulich reizend versteckt. Nur zwei nahe benachbarte Gebäude ragten hoch über die auf den andern Grundstücken hinaus, die Häuser Nr. 10 und 11 an der nordöstlichen Seite gelegen. Zwei Künstler

hatten ſich dieſelben in der Mitte der Zwanziger Jahre in jener prächtigen, von Nachtigall- und Pirolgeſang durchtöntem reizenden grünen Wildniß vor dem Potsdamer Thor als ihr Heim erbaut. Und beide Häuſer trugen unverkennbar den Stempel dieſes Urprungeſ, der Lebenszwecke und der Sinneſart ihrer Beſitzer und Begründer. Dieſe waren der Baumeiſter Stier und der Maler Vegaſ. Stier, der phantaſievollſte Romantiker unter den Berliner Architekten, hatte ſich mitten in den baumreichen maleriſch verwilderten Park, der ſich, wie damals alle dieſe Karlsbad-Gärten, biſ an den alten ſtillen Landwehrgraben erſtreckte — biſ 1848 noch ſchlängelte der ſeinen ſtillen ſchmalen Waſſerlauf an der Stelle deſ jeßigen Schifffahrtkanalſ zwiſchen ſchilfigen von alten Weiden beſchatteten Ufern dahin, — ſein Hauſ ganz nach ſeinen eigenen Ideen und Geſchmacksrichtungen in Grundriß, Geſtalt und Stil gebaut. In einer von allem Gewohntem und Bekanntem abweichenden Erſcheinung blühte der phantaſtiſche Bau, die „Stierburg“, auß dem Dickicht der ihn rings umgebenden Bäumen hervor. Vegaſ verfuhr praktiſcher, ſchuf ſich einen hüßlichen noch immer baumreichen, aber wohlgeordneten Garten, und führte mitten in demſelben jeneſ Hauſ mit ſachen Dächern und höherem Mitteltheil mit mächtigem Atelierfenſter an der Rückſeite auf, wie eſ, durch einige Anbauten erweitert und vergrößert, in der Hauptſache dort heut noch erhalten geblieben iſt, wie eſ Vegaſ älteſtem Sohn, dem bekannten Maler Oſkar V., zu Wohnung und Werkſtatt dient.

Dieſe Hauſ und dieſer Garten, aber nicht minder auch die ganze Straße Karlsbad, bildeten die ganz wie dazu geſchaffenen Tummelplätze, auf denen ſich eine kräftige, temperamentvolle Jugend, die mit freiem, offenem freudigen Blick in die umgebende Welt ſah, an Körper und Seele geſund und ihrer Natur und Art gemäß entwickeln konnte. Und eſ war in dieſem Hauſe dafür geſorgt, daß eſ darin nie an ſolcher Jugend fehlte! Waſ oft halb im Scherz, halb mit ſehr wohl berechtigtem Ernſt zum Lobe und zur Empfehlung einer, nach vernünftigen phyſiologiſchen Principien durchgeführten menſchlichen Racenkreuzung geſagt iſt, in dieſer Familie fand eſ ſeine praktiſche glänzende Beſtätigung.

Daſ bekannte, von ſeinem Sohn Adalbert in Kupfer geſtochene Selbſtportrait deſ Malerſ Carl Vegaſ, im Kölner Stadtmuſeum, zeigt unſ den Kopf deſ Künſtlerſ noch in ſeinen ſpäteren Jahren in ſeiner ganzen ſüdllichen charakteriſtiſchen Schönheit: mit den mächtigen, ſtrahlenden tiefbraunen Augen im opalfarbigen Weiß unter den breiten Lidern; mit dem dunklen welligen Bart und Haar, dem bräunlich-blaſſen Hautton.

Seine Gattin aber erſcheint in ihrer Jugend alſ Braut oder eben verheirathete Frau von dem Meiſter mit allem Aufgebot der Kunſt deſ liebevollſten Fleiß und mit aller zärtlichen Innigkeit eineſ für ſeinen Gegenſtand gleich künſtleriſch und menſchlich erglühten Herzeſ, in einer faſt holbeinähnlichen Durchführung gemalt, wie die Verkörperung jeneſ holdſeligen, echt germaniſchen, lichtblonden, blauäugigen „Magdthumſ“, dem „Treue hell

vom Auge blüht und Liebe warm im Herzen sitzt“, und der klarer Verstand, wie die Hoheit der reinen, von keinem Schatten des Gemeinen und Kleinlichen getrübtten Seele, von der glatten, weißen, edlen Stirn leuchtet. Ihr Antlitz und ihre Erscheinung trug noch den unverwischten Stempel aller dieser durch ihr ganzes Leben bewährten Eigenschaften, als sie sich schon der, dem Menschenleben „wenn es hoch kommt“ gesetzten Grenze näherte.

Es war ein Paar, wie es die Günst und gute Laune der Götter nur ausnahmsweise einmal sich finden und sich für's Leben verbinden läßt. Und damit auch eines der besten Güter diesem Hause nicht fehle, brachte die junge Herrin desselben die reiche musikalische Begabung und Fertigkeit mit hinein.

Die Kinder folgten rasch aufeinander — und jenes „physiologische Gesetz strafen sie durch ihre Erscheinung und durch ihre Begabung wahrlich nicht Lügen. Mit wahren Falken- und Jägeraugen ausgerüstet, welche aller Schönheit der Welt weit offen standen, Alles genau sahen, beobachteten, führten die Sinne das präzise, getreue Bild der Erscheinungen der Wirklichkeit ihrer durch keinen Hang zu nebelhafter Träumerei, Phantastik und Knaben-Sentimentalität abforbirten und verschleierten Seele zu. Das Zeichnen nach der Natur und die Musik lernten und übten sie, wie die Kinder das Gehen und Sprechen lernen. Mit 10 Jahren war der Älteste, Oscar, ein, ein menschliches Gesicht sehr richtig treffender Portraitmaler. Am 15. Juli 1831 wurde der dritte Sohn geboren. Als er bei dem Taufest dieses Jahres (in jedem pflegte in diesem gesegneten Hause ein solches gefeiert zu werden) den Namen Reinhold empfing, standen als Zeugen um das Taufbecken die drei Meister der Skulptur: Gottfried Schadow, Christian Rauch und Wichmann. — „Nun sag' mir Eins, man soll kein Wunder glauben!“

Naum daß seine kleinen Hände den Stift halten konnten, zeichnete er auch. Aber diese Hände suchten und fanden, von einem unbewußten Drange getrieben, bald noch ein anderes Material und eine andere Weise, dem Gestaltungsbedürfnis der jungen Seele Genüge zu leisten. Er begann zu modelliren; die eingeborene plastische Bildnerkraft verlangte, sich thätig zu befriedigen. Halbe und falsche Talente, welche dazu bestimmt fand, zeitlebens Dilettanten zu bleiben, erstauern ihre, für diese Dinge urtheilsunfähige Umgebung und liebe Verwandtschaft gewöhnlich durch frühzeitige „Compositionen“, durch Zeichnungen aus der Phantasie. In Wahrheit sind solche Entwürfe meist nichts anders als „ein Ragout von anderer Schweiß“, Reminiscenzen von irgendwo gesehenen Arbeiten wirklicher Künstler, Bildern oder Reproduktionen von solchen. Der wahrhaft zum Künstler Berufene, gesund und ausgiebig Veranlagte kennzeichnet sich, wenn sein Talent sich schon in zartem Alter regt, durch die Wiedergabe von bewußt in der Natur gesehenen Erscheinungen oder von unbewußt von ihr empfangener Eindrücke. In seinen ersten kindlichen Modellirversuchen im siebenten Lebensjahr bewies Vegas bereits diese entscheidende Eigenschaft des Talents; er bildete in Thon und

Wachs, was ihm draußen aufgefallen war und frappirte die, welche diese Kinderpiele sahen, durch die Genauigkeit des Sehens und die Mühelosigkeit des Gestaltens, die sich gleich sehr darin offenbarten.

Wichmann, ein Verwandter seiner Mutter, wurde des Knaben erster Lehrer in der Kunst, deren Wahl als Lebensberuf für ihn keinen Augenblick in Zweifel gestellt wurde und werden konnte. Im vierzehnten oder fünfzehnten Jahr hatte er das, was in der bildhauerischen Technik gelehrt werden kann, vollständig in seiner Gewalt. In Rauchs Werkstatt ist er, wenn ich mich recht entsinne, einmal, aber nur ganz vorübergehend, für kurze Zeit eingetreten gewesen.

Die öffentliche Aufmerksamkeit auf den jungen Bildhauer wurde, nachdem sein Militärdienst in der Garde-Infanterie seine Arbeiten in der Werkstatt für eine Zeitlang unterbrochen gehabt hatte, zuerst zu Beginn der fünfziger Jahre durch eine von ihm ausgestellte Marmorgruppe: Hagar und Ismael, gelenkt. Man sieht in dieser Arbeit den heutigen Begas wie in der Knozpe. Der Vorgang, der geschildert werden soll, ist darin in schlichter Wahrheit und überzeugender Kraft dargestellt. Aber eine gewisse Gebundenheit in Ausdruck und noch mehr in der Formengebung, eine Zartheit und Scheu, die ihm später sehr fremd werden sollte, lassen auf das jugendliche Alter des Bildhauers schließen. Das Naturstudium aber ist mit gewissenhaftem Ernst betrieben. Die Durchführung der nackten Partien, besonders der hageren Gestalt des dem Verschmachten nahen Knaben, ist äußerst weit gebracht, Hände und Füße sind mit feinem Verständniß und ehrlicher Liebe in allen Details der lebendigen, individuellen, natürlichen Erscheinung herausgearbeitet; weit mehr als es an den ersten Arbeiten unserer Werkstattschulen, ja auch an denen der Mehrzahl mancher Meister zu geschehen pflegte.

Dieser Gruppe folgte eine andere: Amor, schlafend von Psyche mit der Lampe in der Hand belauscht. Er führte in Berlin nur ein Modell für dieselbe aus. Vanquier Dypenheim bestellte sie in Marmor und Begas begab sich zur Ausführung derselben 1855 nach Rom.

Der Studienaufenthalt in der ewigen Stadt ist für sein Leben und seine fernere Entwicklung entscheidend geworden. Der Anblick des von der antiken Kunst, aber besonders auch des von den großen Meistern der Renaissance Geschaffenen, und das ihm hier vergönnte Studium der menschlichen Gestalt an einer bevorzugten Menschenrace, an lebendigen Modellen von ausgeprägter Charakteristik und Entschiedenheit und allseitig harmonischer Ausbildung der Formen einerseits, und von urwüchsiger normaler, frei entwickelter gesunder Schönheit, edlem Rhythmus der Bewegungen, natürlicher Innuth, Hoheit, unverzierter Grazie und plastisch statuarischem Aplomb der Stellungen andererseits, — das war es, was Rom und Italien ihm gewährte, wie es kein anderes Land und Volk zu bieten vermag. Das war es, was, wie schon bei so Manchem vor ihm, während dieses Aufenthalts seine Kraft reifen und jene knospenhafte Gebundenheit sprengen ließ, welche sich an seiner Hagar-Gruppe noch zeigte.

Für eine Natur und ein Talent, wie das seine, war es als ein Glück zu betrachten, daß die deutschen Künstler in Rom nicht wie die französischen eine zweite Akademie, eine sorgende aber strenge, die Regeln des Lebens und Studiums vorschreibende und über ihrer Befolgung wachende Pflegerin und Erzieherin, wie das oft bei uns befürwortete und als Muster hingestellte Institut in der Villa Medici am Monte Pincio in seinen Schutz und Aufsicht nimmt. — Unter Eindrücken wie die geschilderten, in glücklicher Freiheit, einzig aus sich und seinem eigensten Wesen heraus die Richtschnur und das Gesetz seiner Entwicklung empfangend, modellirte er, neben der Ausföhrung anderer, kleinerer Arbeiten, wie jene Marmorstatue eines weinlaub- und traubenbekränzten Bacchusknaben mit üppig prangender Gliederfülle, nach der Vollendung der Amor- und Psyche-, jene Pan- und Psyche-Gruppe, von welcher meine Erzählung ausging. — Es ist bezeichnend und folgenreich für Vegas, daß er sich während seiner römischen Studienzeit keinem Bildhauer, keinem Studiengenossen der gleichen Kunst anschloß, dagegen eine auf inniger Verwandtschaft des künstlerischen Glaubens und der Naturen beruhende Freundschaft für's Leben mit drei ziemlich gleichaltrigen hochbegabten Malern schloß, die, jeder in ihrer Art, bald danach und bis diesen Tag fast mit jeder neuen Schöpfung, ähnlich wie Vegas selbst, eben so leidenschaftlichen Enthusiasmus als heftigen Widerspruch erregen: Böcklin, Lenbach und Feuerbach.

Im Spätsommer 1858, nicht eben freudigen Herzens, oder etwa von der unwiderstehlichen Sehnsucht nach der Heimath getrieben, kehrte er, sein Werk, die schöne reife Frucht seiner glücklichen, römischen Jahre mit sich föhrend, nach Berlin zurück.

Der Erfolg seiner Gruppe auf der Kunstausstellung jenes Jahres konnte seinem Ehrgeiz wohl eine schmeichelhafte Befriedigung gewähren. Aber es war zunächst nur ein sehr platonischer, theoretischer Erfolg. Niemand bestellte seine Gruppe in Bronze oder Marmor. Niemand gab ihm einen Auftrag. Das deutsche Publikum und die Großen in Preußen zumal beweisen besonders der plastischen Kunst gegenüber, sobald sie nicht ihre wahre Aufgabe in der Denkmalerstellung für officielle Berühmtheiten, vaterländische Helden, Feldherren, Fürsten und Staatsminister erkennt, nur zu gern diese platonische, uneigennützigc, auf den Besitz der Gegenstände derselben gern verzichtende Liebe. Für den Künstler ist das wenig ermuthigend.

Der einzige Auftrag, welchen Reinhold Vegas in Folge seiner Pan-Gruppe wurde, war der zu einer größeren decorativen Arbeit: für das damals von Hitzig eben vollendete Gebäude der neuen Börse zu Berlin die, den Mitteltheil der Fagade krönende, symbolische Gruppe Borussia, Handel, Ackerbau und Industrie beschützend. Nach dem kleinen Hilfsmodell ist sie zum Theil dort oben an Ort und Stelle in kolossalem Maßstabe in Sandstein ausgeföhrt worden. Sie hat ihrer Zeit viel ästhetisches Entsetzen und Entrüstung bei den Kritikern, wie den strengen Rauch- und Schinkel-Bekennern

Berlins erregt. In der Composition und Formengebung zeigte sich eine so unverhohlene Hinneigung zur Skulptur des Barockzeitalters, wie man sie innerhalb dieser so wohl disciplinirten Bildhauerschule kaum für möglich gehalten hätte. Eine solche Kezerei verdiente die Brandmarkung, die ihr denn auch reichlich geworden ist. Seitdem hat man auch in Berlin einsehen gelernt, daß für die decorative Plastik der Weg, welchen Vagas hier eingeschlagen hat, ein sehr richtiger ist, und gerade die Barock-Kunst, wie man sich dort an den schönsten Beispielen derselben am königlichen Schloß und am Zeughause überzeugen kann, solchen Aufgaben ganz anders gerecht zu werden vermag, als die zahme, immer ängstlich um das sogenannte „edle Maßhalten“ (was ihr aus gutem Grund durchaus nicht schwierig wurde!) besorgte Plastik der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Eine andre, frei aus eigenem Antriebe und schöpferischem Drange ausgeführte Arbeit der Jahre 59 und 60 war die Gruppe: Faunenfamilie, deren Modell auf der akademischen Ausstellung jenes Herbstes erschien. In der Kühnheit und Freiheit der Gestaltung ging Vagas in ihr bereits merklich über die Pans-Gruppe hinaus. Ein schönes junges Weib läßt ihren kleinen nackten Buben, den sie über ihr Haupt erhoben hat, auf ihren Schultern tanzen zum Klange der Pansflöte, welche der auf etwas niedrigerem Felsblock sitzende Vater Faun gespielt, und eben nur abgesetzt hat, um mit herzlicher Lust zu seinem derben Sprößling da über ihm hinaufzublicken. Das ursprünglichste Menschenglück hat in diesen eng verbundenen, frei und freudig bewegten Gestalten einen etwas stürmischen Ausdruck erhalten, zu welchem besonders diejenigen der plastischen Kunst das Recht am entschiedensten abzusprechen pflegen, welche nie in die Gefahr kommen, selbst die Probe zu machen, ob diese Kunst nicht die Fähigkeit dazu besitzt. — Unter den Büsten, welche Vagas in jener Zeit nach der Natur modellirte und in denen sich seine Begabung für die geistige Erfassung der Individualität des Menschenantlitzes und für die plastische Portraitbildnerei zuerst in ihrer seltenen Kraft erwies, ist besonders die des ehemaligen Reichskriegsministers, Generals v. Peucker, und die Ferdinand Lassalles hervorzuheben. Den Broncefuß der ersten mochte er nicht der Raspel eines Ciseleurs dahingeben, sondern bearbeitete ihn selbst mit eigener Hand. Er erreichte damit ein Leben der Oberfläche, das durch die bei uns gebräuchliche mechanische Behandlung der Bronzen aus den Güssen auch lebendig gearbeiteter Modelle nur zu oft herausgetrieben worden ist.

In Weimar hatte Großherzog Karl Alexander damals seit Kurzem jene „Kunstschule“ in's Leben gerufen, welche seitdem, besonders für die deutsche Malerei, so manche gute und reiche Früchte getragen hat. Man spähete in Deutschland wie im Auslande nach neuen frischen Kräften, nach Talenten aus, welche in ihren Werken die Beweise einer aus den so lange gewahrten Geleisen herausgehenden Auffassung der Natur und einer originalen schöpferischen Potenz gegeben hätten. Eine feste Anstellung, wenn auch mit bescheidener Befoldung, ein gutes Atelier in der Kunstschule, eine ehrenvolle

gesellschaftliche Stellung, eine in den Großstädten nicht gewährte, der künstlerischen Production so vortheilhafte Ruhe zu ungestörter Arbeit und der Professorentitel, mit welchem die Hoffähigkeit verbunden war, solche Vortheile, welche Weimar, nächst seiner Lage, der poetischen geistigen Atmosphäre der Stadt, den an die neue Kunstschule berufenen Meistern zu bieten hatte, blieben nicht ohne verlockende Wirkung auf manches Künstlerherz. Baumwels in Brüssel, der damals eben glänzend aufgestiegene neue Stern der belgischen Geschichtsmalerei, Büdlin, Feuerbach, Lenbach hatten die an sie ergangenen Einladungen angenommen, waren Weimarische Professoren geworden. Nun sollte mit der Kunstschule auch eine Bildhauerklasse verbunden werden. Auf Reinhold Begas war die Aufmerksamkeit gewendet. Als auch an ihn die betreffende Anfrage gerichtet wurde, acceptirte er. Im Frühling 1861 ging er nach Weimar.

Wer die dortigen Verhältnisse und bestimmenden Persönlichkeiten, und wer die Natur dieses Künstlers kannte, vermochte sich mit ziemlicher Gewißheit zu sagen, daß seine Stellung dort sehr bald unmöglich und sein Aushalten in ihr unmöglich von langer Dauer sein könne. Nach weniger als zwei Jahren löste er die Verbindung und kehrte nach Berlin zurück. Der Versuch, eine Weimarische Bildhauerschule zu begründen, ist seitdem nie wieder aufgenommen worden. —

Zu Ermangelung directer Aufträge, nach denen ein Talent dieses Schlages in jedem andern Lande als dem damaligen Deutschland schwerlich so lange vergebens auszuspähen gehabt hätte, benutzte Begas seine Muße in Weimar, um sich an zwei wichtigen Concurrenzen zu betheiligen, die gerade damals für deutsche Bildhauer ausgeschrieben wurden. Bei der einen handelte es sich um das in Köln zu errichtende Denkmal für König Friedrich Wilhelm III., dem Vereiner der Rheinlande mit Preußen, bei der andern um ein Monument für Schiller in Berlin.

Für beide lieferte er Skizzen. Und mit beiden erntete er so viele begeisterte Anerkennung von der einen Seite wie heftigen Tadel und Verdammung von der andern. Jedenfalls ein besseres wünschenswertheres Schicksal für jeden Künstler, als wenn die Gleichgiltigkeit oder das kühle respectvolle „Bestehen lassen“ die Wirkungen sind, welche er mit dem von ihm Geschaffenen hervorbringt.

Die große Modellskizze des Königsdenkmals für Köln ist wenig in Deutschland bekannt geworden. Mir ist sie jeder Zeit, nach ihrer ganzen Erfindung, ihrem Aufbau und der sich schon in dieser nur eben skizzenhaften Gestalt zeigenden, plastischen Anlage, als die großartigste auf dem Gebiet der Monumentalbildnerei erschienen, die seit Schlüters großem Kurfürsten der Phantasie eines deutschen Bildhauers entsprang. Des Königs Gestalt in schwerfälligem, hermelinbesetztem Herrschermantel, das Haupt vom Lorbeerkranz gekrönt, auf ruhig schreitendem, mächtigen Schlachthengst reitend, wurde zwar in Bezug auf die genauere Portrait-Ähnlichkeit des Wesens und der Haltung

mit der Friedrich Wilhelms III. manches zu wünschen übrig lassen; und weniger noch dürfte dies Roß den von ihm seiner Zeit gerittenen „Engländern“ geglihen haben. Aber bei einem derartigen Gedächtnißmonument sollten andre Rückfichten im Vordergrunde stehen, als die auf die genaue realistische Darstellung der endlichen Persönlichkeit des zu feiernden Helden. Diese Reiterstatue zeigt Vagas' Entwurf nicht thronend auf himmelhohem Postament, sondern auf einem Sockel von wohlberechneten mäßigen Höhendimensionen. Und an dessen Ecken postirte er nicht die gebräuchlichen Portraitstatuen von Ministern und Feldherren in den langweiligen, unkünstlerischen Kostümen ihrer an Geschmack so bankerotten Epoche; die Seitenflächen überzog er nicht mit den Relief-Darstellungen bestimmter historischer Vorgänge und Thaten aus des Königs Leben und Regierung, sondern paarweis gruppirte, grandiose nackte Männergestalten, die Verkörperungen der damaligen acht Provinzen des Staates, durch charakteristische Attribute in ihrer Bedeutung gekennzeichnet, stützen an den vier Ecken des Sockels die Fußplatte des Reiterstandbildes, in wechselnden prächtig bewegten Stellungen, die Häupter zu dem Herrscher hinauf gewendet, Einer und der Andere die Hand aufgerückt zu Gruß und Schwur, zu Dem, den sie, wie einen erklärten Herrn und Führer auf einem Heerschilde, auf ihren mächtigen Schultern zu tragen scheinen. Die Reliefs waren durchaus in dem gleichen idealen Monumentalstyl gehalten. Hier bildet eine Bellona, welche das Volk zum Kampf aufruft, hier die Repräsentantin der Geseßgebung des Friedens den Mittelpunkt, der nur in den großen Zügen angedeuteten Composition. Dies Ganze, reich und gewaltig, und doch ruhevoll und einfach im Ausbaw und im Totaleindruck, erhebt sich über drei breiter und immer breiter ausladenden Stufen. An den vier Ecken der untersten derselben aber lagern vier Löwen mit wachsam und dräuend aufgerichteten Häuptern, Mörser, Kugeln und andere zum „Pomp des grauen Kriegs“ gehörige Attribute zwischen den Franken haltend.

Die besten Bücher bleiben bekanntlich ungeschrieben, die besten Ideen werden in Papierkörben und Actenstößen als nie benutztes schätzbares Material begraben; und wie viele der besten Skizzen gelangen nie zur Ausführung! Das Wunderliche in diesem speciellen Fall (wir haben Aehnliches seitdem und vordem freilich nicht selten erlebt) war nur, daß die in dieser Concurrrenz entscheidende Jury zwar nicht umhin konnte, dieser Skizze alle anderen übertragend' „groß Verdienst unwillig anzuerkennen“, ihr sogar, durch ihre Macht bezwungen, den ersten Preis — einen ganz anständigen: 3000 Thaler — zuzusprechen, daß sie dennoch gleichzeitig ihre Ausführung behufs der Aufstellung in Köln für unmöglich oder nicht empfehlenswerth erklärte. Man weiß, daß eines kölnischen Kindes, des hochbegabten Gustav Bläser, Skizze dazu gewählt wurde, deren Conception und Stil besser dem entsprach, was man, seit dem Dasein des Rauch'schen Friedrichs-Denkmal, sich in Deutschland unter eines Königs Reitermonument vorzustellen pflegt, besser den Wünschen und dem Verständniß des Publikums, dem Geschmack und den

Anschauungen der Commission und höchster entscheidender Behörden von der Monumentalbildnerei entsprach.

Während in Köln die Concurrenz für Wegas einen solchen, immerhin sehr ehrenvollen Ausgang nahm, gelang es in der um das Schiller-Denkmal für Berlin der von ihm eingefendeten Skizze einen Erfolg anderer Art zu erzwingen. Jene Skizze war, was die Composition des Postamentes betrifft, der, welche das heut den Platz vor dem Schauspielhause schmückende Marmordenkmal des Dichters zeigt, in der Hauptsache genau entsprechend. Nur die Statue des Dichters wich auf der Skizze völlig von der sich jetzt erhebenden ab. Schreibend, eine Tafel mit der Linken haltend, das Haupt aufgerichtet wie im Moment der poetischen Ekstase, der Conception, war er dargestellt, der Mantel entglitt seiner Schulter. Der Eindruck dieser so weit von dem nun einmal Hergebrachten abweichenden, gänzlich unberlinischen Denkmalscomposition, dieser eigenartig grandiosen und dieser eben so eigenartig lieblichen Musengehalten, die einmal nicht von den Rauch'schen Victorien abstammten, selbst in der Skizze, war ein außerordentlicher. Man ergriff in den Berliner Bildungskreisen lebhaft Partei dafür und ebenso dagegen. Die ansprechende, bereits ziemlich sorglich durchgeführte, correct und regelrecht gedachte und componirte Concurrenzskizze des Bildhauers Siemering gewann fast eben so viele Stimmen für sich. Zu einer zweiten engeren Concurrenz wurden beide Bewerber eingeladen und ihnen die sonderbare Bedingung gestellt, bei den neuen Skizzen die „von der Kritik gerügten“ Mißgriffe zu repariren. Die Composition des Postamentes, seine Behandlung als Brunnen, worin eben nach Idee und Erscheinung einer der Hauptvorzüge und glücklichsten Eigenthümlichkeiten seines Denkmalentwurfs lag, müsse von Wegas aufgegeben und das Ganze im Stil dem der Architektur des dahinter liegenden Schinkel'schen Schauspielhauses angepaßt werden. Was man sich dabei zu denken hat, ein Werk der monumentalen Plastik auf einem Platze im Stil dem eines Gebäudes in der Nähe gleich zu machen, dürfte auch für die, welche diese Bedingung stellten, eine schwer zu beantwortende Frage sein.

Wie immer in solchen Fällen blieben die zweiten Skizzen, welche nur nach vorhergegangenem Sacrificio del'intelletto in der verlangten gänzlich abweichenden Composition von den Autoren der ersten entworfen werden konnten, weit hinter den ursprünglichen zurück. Aber die Jury erklärte sich nun durch die von Wegas entworfene ziemlich befriedigt. Er erhielt den Auftrag zur Ausführung. Aber es wurde eine Art Ueberwachungscommission eingesetzt, welche dafür zu sorgen beauftragt wurde, daß er nicht etwa bei der Ausführung im Großen wieder in die verurtheilten Sünden seines ursprünglichen Entwurfes zurückfiele. Die Mitglieder glaubten gewiß ernstlich ihrer Pflicht zu walten. Dennoch geschah das Seltsame: schon im halb-lebensgroßen Hilfsmodelle war Wegas wieder zu der Composition der ersten Skizze zurückgekehrt. Dieselben halbrund vortretenden Brunnenbecken, die

wasserspeienden Löwenköpfe, dieselben Gestalten des Dramas, der Lyrik, der Geschichte und Philosophie in den gleichen Charakteren und Stellungen, wie dort. Und Niemand von den Wächtern protestirte und klagte an! Nur die Gestalt Schillers wurde eine völlig abweichende von der auf beiden Skizzen: die mit dem groß drapirten Mantel auf der linken Schulter bekleidete, ruhig — mit etwas lahm nachschleppendem rechten Bein — dastehende, mit der Manuscriptrolle in der Hand, als Bildnißstatue den herrlichen symbolischen Weibern an seines Sockels Fuß doch nicht völlig gleichwerthig.

Die weitere Geschichte des Schillerdenkmals ist noch in ziemlich unverwischtem Gedächtniß der Zeitgenossen. Ich brauche die Verschleppungen, welche die Aufstellung und Enthüllung zu erfahren hatte, hier nicht erst noch einmal zu erzählen, nicht diese unerquickliche, erst zwei Jahre nach der Vollendung und nach dem bestimmt gewesenen Termine, am 10. November 1871 zum glücklichen Ende gebrachte, für Vieles in unseren damaligen öffentlichen Zuständen so charakteristische Episode aus dem Kunstleben Berlins zu recapituliren. Ich wende mich lieber zu der Geschichte des Künstlers und seiner folgenden Arbeiten zurück.

Als sein Sieg in der engern Concurrnz in der gedachten Weise entschieden war, im Frühling 1863, ging Vagas über Paris zu einem zweiten kurzen Aufenthalt nach Italien, dem im darauf folgenden Jahr ein desto längerer folgte. Der Künstler hatte sich im Jahre 1864 verheirathet, und genoß die erste Zeit seines jungen Glücks in Rom. Was in den Gedanken der Dichter verhältnißmäßig leicht nachzuweisen ist, und in denen der Musiker, der schöpferischen wenigstens, wenn meist auch sehr irrthümlich, vorausgesetzt wird: die Spiegelung ihres eignen menschlichen Gemüthslebens, der Ereignisse und Erfahrungen in ihren künstlerischen Producten, das dürfte auch dem feinsten Blick in denen des Bildhauers eben so unerkennbar bleiben, wie in denen des Architekten. Wer anders darüber dächte, könnte möglicherweise das vielberedete Kunstwerk, welches Vagas während jenes ehelichen Liebesfrühlings in Rom bildete, die Venus- und Amorgruppe als eine Schöpfung auszudeuten versuchen, die deutlich den Einfluß dieses Herzensglücks auf die Phantasie des Künstlers bewiese. Das lebensgroße Modell derselben erschien auf der Berliner Kunstausstellung im Herbst 1864. Ihm gegenüber wiederholte sich dieselbe Erscheinung, wie bei dem Schillerdenkmal, nur noch in verstärkterem Maße. Die Gruppe ist später in einer, durch die Collas'sche Maschine hergestellten, mathematisch ähnlich verkleinerten Copie viel verbreitet worden und allbekannt. Das Motiv giebt das Anakreonische Gedicht von der Verlebung Amors durch einen Bienenstich. Der Liebesgott der Vagas'schen Gruppe ist ein kräftig entwickelter, berber, kleiner Bube, welcher in der auf's glücklichste getroffenen naiv drolligen Haltung seines nackten Körpers und der vollen rundlich schwellenden Kinderglieder dasteht, mit betrübtem wehleidigem Ausdruck in dem herzigen Gesichtchen, den linken, nahe dem Handgelenk vom Stich verletzten Arm und das Händchen mit gespreizten Fingern gerade ausstreckend,

während er mit der Daumenseite der kleinen Rechten in einer Bewegung von vollendeter Naturwahrheit über die schmerzende Stelle hinstreift, als wollte er Wunde und Weh damit fortwischen. Neben ihm auf einem Felsblock sitzt seine holde göttliche Mutter. Zu dem Knaben niedergebeugt, dessen Nacken sie innig mit dem linken Arm umschlingt, ihre Wange nahe an der seinigen, sucht sie mit den Fingern ihrer Rechten das gesenkte Kinn des Kleinen sanft in die Höhe zu heben und scheint ihm mit ermunternd lächelnden Augen und Lippen Trost zuzusprechen. Daß diese Gruppe in der Composition, im Linienzuge vorzüglich zusammenschloß, daß dieser kindliche und dieser weibliche Körper eine nicht zu übertreffende Wahrheit des Lebens in den Formen und der Bewegung zeigten, daß die Situation in ihrer naiven Poesie, und die Empfindung des Knaben wie der Mutter in den Stellungen wie in den Köpfen den treulich entsprechenden und anmuthigsten Ausdruck gefunden hatte, vermochten auch die heftigsten Gegner dem Werk kaum abzusprechen. Aber freilich: eine Olympierin, deren „Götterjugend Rosen blühen wandellos im ewigen Ruin“, eine Venus, wie die Bildhauer nach dem Vorbilde verschiedener antiker Venusstatuen die Göttin der Liebe und Schönheit und mit Ersparrung der Mühe eines weitgetriebenen Naturstudiums zu gestalten pflegen, ist das hier dargestellte in süßer reifer Fülle prangende Weib nicht; und jener prächtige, echt menschlich kindliche Bube kein nur mit Ambrosia gespeister, mit Nektar getränkter Götterknabe. Aber ist denn das über die Bedeutung einer solchen Schöpfung der plastischen Kunst entscheidend?! Gegen diesen Punkt gerade richteten sich indeß alle Angriffe der Gegner. Mit welchen kritischen Artikeln und welchen trefflichen Lectionen ist damals Wegas und ist gleichzeitig der Unterzeichnete von den Alles wissenden, Alles gelernt, „schrecklich viel gelesen“, aber nie etwas in der lebendigen Natur gesehen und beobachtet habenden und noch weniger könnenden hochweisen Kunststrichtern in der Presse überschüttet worden! Wegas für sein Werk; — ich, weil ich öffentlich sehr warm dafür in's Zeug ging.

Aber wie bald und wie spurlos gehen derartige „kritische Vernichtungen“ vorüber, während das Kunstwerk bleibt und immer neue Geschlechter der Menschen erfreut und ergreift.

Endlich hatte diese Gruppe für ihren Bildner auch den Erfolg, daß ihm (von einem kunstsinigen Berliner Großhändler) die Ausführung derselben in dem gleichen lebensgroßen Maßstabe in Marmor bestellt wurde; eine Arbeit, in deren persönlicher Durchführung Wegas eine eben so seltene Meisterschaft der Marmortechnik bewährte, als er sie in der Behandlung des Thons und der Ueberarbeitung des Broncegusses bewiesen hatte.

Während des Weiterarbeitens an der Ausführung des großen Modells der Gestalten des Schillerdenkmals, entstanden in seiner Werkstatt unausgesetzt Thonentwürfe und Skizzen zu neuen Statuen und Gruppen, durchweg seine Phantasieschöpfungen, den Stoffen nach der rechten Heimathwelt der plastischen

Kunst angehörig, d. h. der holden Fabelwelt der antiken Mythe und eines ursprünglichen, unverfälschten und unverkleideten schönen Menschenthums. Eine tiefe künstlerische Abneigung hat Begas jederzeit gegen die Darstellung des historischen Menschen, gegen die Bildnerei der Herren und Damen in den Zeitkostümen, gegen die plastische Wiedergabe von militärischen oder bürgerlichen Rüden und Hosen, Hüten, Orden, Cravatten, Degen, Stiefeln, Treffen, Fangschnüren, Hoben, Spitzen und Broderien in den Materialien der Bildhauerei erfüllt — somit gegen jene Aufgaben, die wenigstens in Deutschland noch immer die hauptsächlichsten, zahl- und umfangreichsten, ehrenvollsten und gewinnbringendsten sind, welche der Sculptur in Marmor und Bronze überhaupt gestellt werden. Diese Art der realistischen Kunst mußte ihm der ganzen Anlage seiner geistigen Persönlichkeit nach ein Gräuel sein; einer Persönlichkeit, welche unter allen hervorragenden modernen, die ich kenne, mit dem charakteristischen Wesen der Menschen, der italienischen Renaissance, zumal ihrer Künstler, die meisten verwandten Grundzüge zeigt. In dem Sinne, wie sie es waren, mag er als Bildhauer, auch als „Realist“ gelten. Wie gut er auch das kennt und zu schätzen weiß, was uns an Resten von der wirklich hohen Kunst der antiken Welt gerettet blieb — er mag als Quelle des Formenstudiums, als Meister, Lehrer und Berather doch nur die ewige Natur, das lebendige Werk Gottes gelten lassen. Die antike Sculptur hat, was wir immer zu vergessen scheinen, eben auch kein anderes Lehrbuch und keine andere hohe Schule gehabt, als dieses. Daß Begas durch die leidenschaftliche Begeisterung für jenes Lebendige oft dazu hingerissen wird, der genauen Wahrheit der menschlichen Körperform und der Erscheinung ihrer Oberfläche die Ruhe, die schlichte Größe und jenes kaum Definirbare wofür man nur die Bezeichnung „Geschmack“ hat, zu opfern, muß zugegeben werden. Auch an jener Venusgruppe ist ihm das leicht nachzuweisen, und an manchen anderen seiner Werke nicht minder. Jedenfalls lassen wir uns lieber diese Sünden in einem Kunstwerk gefallen, als jene trostlose Leere und nüchterne Langeweile, welche so vielen modernen Sculpturwerken anhaftet, denen einzig die Schulabgüsse antiker Plastik, nach welchen ihre Autoren modelliren lernten, stets die Lebensregel waren, d. h. als Maßstab, Muster und Zuchtmeister vor dem Auge gestanden zu haben scheinen.

Auf die Venusgruppe folgte 1865 die lebensgroße Statue einer dem Bade entstiegeneu Frauengestalt. In einer Bewegung voll ganz eigenartiger Grazie und ungefuchtem plastischen Aplomb, wie sie mit rasch auffassendem Blick in glücklichem Moment an einer schön organisirten Statur beobachtet worden sein muß, neigt sie den Oberkörper und Kopf leicht nach der linken Seite hinab, um mit dem Tuch in der rechten Hand, dessen einen Zipfel die Linke unter der Brust hält, das rechte Bein noch unterhalb des Knies an seiner äußeren Seite zu trocknen. Auch hier, wie bei der Venusstatue zeigt der dargestellte weibliche Körper nicht die Schlankheit und Feinheit der nur eben erblühten mädchenhaften Jugend, sondern Leib und Glieder prangen in jener

Reife und Fülle, welche Begas' plastischem Schönheitsideal eben zumieist entspricht. Allgemein gelten sollende Ideale mögen die Aesthetiker aufstellen. Aber noch nie hat sich ein schaffenskräftiger Künstler dadurch das Recht verkümmern lassen, sich sein ihm eigenes, gemähes, individuelles auszubilden, auf dessen Verwirklichung er sein Streben richtet: „auf seine eigene Façon selig zu werden“.

Mit dieser weiblichen Statue ziemlich gleichzeitig entstand ein besonders gefälliges, liebenswürdiges Werk: die Gruppe eines Pan, der einen kleinen nackten Buben im Flötenspiel unterrichtet. In der Stellung des bodsfüßigen Waldgottes und seiner charakteristischen Formengebung ist viel Aehnliches mit der des mehr als doppelt so großen Pan der Psychegruppe. Auch er lehnt mit dem untern Rücken behaglich gegen einen Felsblock hinter seinem Steinsiß, auf den rechten Arm gestützt. Und, wie bequem eingebettet in das weiche, zottige Ziegenfell der Schenkel sitzt der etwa zweijährige Bube mit den runden, vollen Weinchen und ausgestreckten Füßchen, mit ernstem Eifer in das Flötenrohr blasend, auf dessen Löchern die unbehilflichen, kleinen Finger umhertappen. Der Alte aber, mit väterlich-freundlichem Lächeln in dem gefurchten bärtigen Pansgesicht, legt seine breite, große, knochige, aderreiche Hand auf das kindliche Händchen seines Schüßlings, um dessen Finger auf die rechten Löcher zu führen.

Diese Gruppe, von Begas nach seinem Modell in Marmor ausgeführt, sandte er 1867 zur Weltausstellung nach Paris, wo sie, wie vordem schon die Psychegruppe, auch in der ungeheuern Menge der dort zusammengehäuften Kunstwerke dennoch durch ihre originelle Kunst und Annuath die Aufmerksamkeit auf sich lenkte und ihre verdiente Anerkennung fand.

Die künstlerische Thätigkeit des Meisters breitete sich indeß weiter und immer weiter aus. Die Werkstatt, auf dem Terrain des ehemaligen Albrechtshof gelegen, wurde vergrößert und füllte sich mehr und mehr mit Marmorblöcken, in der Bearbeitung befindlichen Marmorausführungen früherer Modelle, Skizzen, Gipsformen, Thonmodellen neuer Statuen und Zeug-Reliefs, decorativen plastischen Arbeiten. Er war allmählig zu einer Höhe in der Kunst, zu einer Stellung innerhalb der Berliner Bildhauerschaft und einer Schätzung in der Meinung des Publikums herangewachsen, die weder geleugnet und ignorirt, noch durch kritische Beweise des Mangels der Berechtigung dazu und der Verwerflichkeit seiner ganzen Richtung verringert, geschweige denn „vernichtet“ werden konnte. In jenen Jahren entstand das Modell der Brunnenfigur des Knaben, der aus der umgelegten Urne auf seinem Haupt den Wasserstrahl herablaufen läßt; die Statue der jungen Mutter, welche sitzend ihren nackten Buben über ihrem zurückgeworfenen zu ihm aufblickenden Haupt in ihren Händen schwingt, in Bezug reiner Schönheit der weiblichen Formen und Reiz in der Bewegung wohl eine seiner glücklichsten Schöpfungen; die beiden Medaillonreliefs, die für Herrn A. Mendelssohn in Marmor ausgeführt wurden: Venus mit ihren Tauben und dem Amorknaben, und Ganymed mit einem Amoretten. Bei so vieler Kunst und solchem Schönheitsgefühl, wie sie sich in diesen Gestalten bekunden, wirkt hier in dem sonst so annuths-

und lebensvollen Venusrelief eine kaum verständliche Absonderlichkeit für mich immer störend! Die wunderbar steife, eckige geradlinige Form des Taubenwagens mit seiner kleinlichen, weder plastischen noch malerischen Decoration durch eine zopfige Köschenguirlande und seinen an einer ganz unmöglichen Stelle angefügten Mädchen.

Das Jahr 1869 erlebte Begas wiederum in Italien. Die schöne künstlerische Frucht dieses Aufenthaltes war das Modell einer Bewundernswürdigen, lebensgroßen weiblichen Gestalt, die dem Bade entstieg, auf niedrigem Sitz ruhend, wie durch irgend ein Geräusch, durch die Sorge, überrascht zu werden, erschreckt, mit dem Tuch, das sie, um ihren schönen Leib zu trocknen, über ihren Rücken geworfen und nach vorn hin straff angespannt gehalten hat, nun die blühende Gestalt dem frechen Blick eines Zubringlichen zu verbergen sucht. Weiter noch, als er es je zuvor gethan, war Begas hier auf die letzten Feinheiten der lebendigen weiblichen Form eingegangen, und hatte einen Körper in Thon gebildet, der in der „frohen Pracht“ der gesunden jungen Frauenglieder, in der Lebendigkeit und in der Delicateffe liebevollster Durchbildung wohl noch das Beste übertraf, was ihm in dieser Richtung vordem zu erreichen gelungen war. In noch gesteigerter Vollendung von ihrem Autor in Marmor ausgeführt, schmückte diese Statue die Berliner akademische Ausstellung des Jahres 1872 und die Wiener Welt-Ausstellung von 1873. Ein Berliner Banquier ist der glückliche Besitzer des Werks geworden.

Eine Schöpfung der decorativen Plastik von übersäumender sprudelnder Luft und üppiger Lebensfülle ist der von Begas in den ersten siebziger Jahren modellirte große Candelaber in Gestalt eines Palmbaums, von nackten Putten umgeben, umklettert und umkränzt, welchen er für das Treppenhaus des ganz im reichen Hochrococostyl ausgeführten und eingerichteten Hauses eines Berliner Kunstfreundes modellirte. Eine andere von naivster Lieblichkeit sind die beiden Kindergruppen: Musik und bildende Kunst darstellend, die auf dem Sims des flachen Daches der Huber'schen Villa in der Thiergartenstraße zu Berlin aufgestellt stehen.

Seine volle Lust und Befähigung für die Darstellung der Kindernatur, die er in allen Lebensäußerungen studirt, beobachtet, in sich aufgenommen hat und plastisch zu gestalten weiß, wie Wenige neben ihm, befriedigte und bewies er um dieselbe Zeit besonders in der Modellirung eines ganz in flachem Relief gehaltenen Frieses, mit welchem er sein, auf dem vordern Theil des Grundstücks, auf dessen zurückgelegnem bereits seine Werkstatt stand, erbautes Wohnhaus in so eigenthümlich reizender Weise decorirte. In einem völlig malerischen Stil sich mit behaglicher Freiheit ergehend, versüßlichte er Freuden und Arbeiten des eigenen Hauses und die, welche die Natur in allen Jahreszeiten gewährt, durch das spielende und doch mit der Miene vollen Ernstes geübte Thun nackter Putten auf's Anmuthigste und Ergößlichste. Es sind nicht Geniebuden von der conventionellen Art und Schön-

heit, wie sie besonders, seit dem Erscheinen von Kaulbachs „weltgeschichtlicher“ Kinder-Friescomposition im Berliner Neuen Museum in Malerei und Plastik die Welt unsicher machen und bereits an Wänden und Mauern in Farbe und Stuck, in Büchern und Adressen so viel Unheil angerichtet haben, sondern echte und rechte Kinder, von menschlichem Fleisch und Bein, die es hier muscirend, malend, meißelnd, lesend, fischend, jagend, den Großen nachthun.

Ein Paar solcher nackter Kindergestalten, groß und in voller runder Körperlichkeit modellirt, bilden einen, und nicht den am wenigsten kunstvollendeten Theil einer der edelsten Schöpfungen von Begas: das Grabdenkmal für den nach kurzer Ehe als Vater zweier Kinder verstorbenen jüngeren Sohn des Dr. Stroussberg. Am Fußende des Lagers, auf welchem der Todte wie in ruhigem Schlaf ausgestreckt liegt, sind diese beiden Kindergestalten beeifert, Blumengewinde herbeizutragen und die Ruhestätte des Entschlafenen damit zu schmücken. Sein Haupt aber ruht im Schooß einer ihm zu Häupten auf seinem Lager sitzenden Frauengestalt von großartiger, ernster Schönheit, der rechten Verkörperung der Trauer, des gebändigten aber unheilbaren Schmerzes: Das Haupt sanft geneigt, den trüben Blick auf das geschlossene Aug' des Entschlafenen gerichtet, dessen zurückgesunkener Kopf die Hand mit zarter Berührung unterstüzt. In der Behandlung der breiten Massen des Gewandes dieser Gestalt und der Decke, die über des Todten Gestalt gebreitet liegt, herrscht hier ein Stil, in dem sich Größe des Wurfs mit Naturwahrheit der Motive innig verbinden. Leider ist die Ausführung dieses Modells in Marmor durch das bekannte Schicksal ihres Bestellers unterbrochen worden, nachdem der kolossale Block bereits punktirt und aus dem Rohen herausgehauen war. In Begas' Werkstatt stehend, harzt die so weit geförderte Gruppe eines neuen Umschwunges des Glückstrades für den Auftraggeber. Und wer, der die Größe und den Reichthum der geistigen Hilfsmittel dieses Mannes, seine Klugheit und Energie kennt, wollte eine solche Drehung heut für ganz unmöglich und dies Werk des Künstlers für immer zum Unvollendetbleiben verurtheilt erklären?!

Unter den, in der ersten Hälfte der Siebziger Jahre von Begas ausgeführten Einzelstatuen ist vor Allem noch die eines Merkur für das Gebäude der Berliner Börse zu nennen, eine nackte ganz naturalistisch kraftvoll gebildete Jünglingsgestalt, die auf dem rechten Bein ruhenden Geldstücke aus einem Beutelschen mit der einen Hand in die andre zählend. — Den kühnsten Aufschwung aber zeigt seine Phantasie und seine Bildnerkraft besonders in zwei großen Gruppen, welche er 1874 und 1876 in Berlin zur Ausstellung brachte. Die erste derselben war die des Merkur, der sich, die zarte Gestalt Psyches als leichte Last auf seine Schultern nehmend, eben anschickt, in stürmischem Fluge von dem Felsen, an dem die beftigten Sohlen noch haften, hinweg und vorwärts in die Lüfte zu schwingen. In dieser mächtigen, nackten Gestalt widerspricht die Muskelfülle, das fast Herkulesische des Wuchses allerdings der Vorstellung von dem leichtbeschwingten Götterboten. Aber Begas hat es verstanden, trotz

dieses mächtigen Gliederbaues, der ganzen Gestalt eine solche Bewegtheit, einen freien Schwung zu geben, daß man den Eindruck der Schwere völlig verliert, und die Empfindung hat, als müßte es diesem elastischen, stahlkräftigen Körper etwas ganz Natürliches sein, die Luft mühelos zu durchschneiden. Von desto feinerem Bau, wenn auch nichts weniger als körperlos vergeistigt und verflüchtigt, sondern mit dem vollen Reiz jugendlicher Weiblichkeit geschmückt, ist Psyche von leichten Gewändern umflatterte Gestalt, die mit einer Bewegung und einem Gesichtsausdruck voll lieblicher mädchenhafter Scheu, die zarte Brust an die mächtige Schulter des Gottes anschmiegt, in dessen zu ihr erhobenen Hände sie die ihren legt.

Dieser Gruppe wurde die wohlverdiente Ehre, zur Ausführung in Marmor für die Berliner Nationalgalerie bestimmt zu werden. Im vergangenen Jahr ist das vollendete Werk dahin abgeliefert, um sehr bald danach in die deutsche Ausstellung auf dem Marsfeldpalast der Pariser Weltausstellung entsendet zu werden, wo es zugleich mit zwei andern neueren Schöpfungen von Vagas in erster Reihe die Ehre der deutschen Bildhauerkunst vertrat und mehrte.

Das zweite Sculpturwerk war die überlebensgroße Bronzegruppe, der „Raub der Sabinerin“, als Gypsmodell in Berlin 1876 ausgestellt. Hier erscheint die heroische männliche Gestalt und die in Jugendschönheit prangende weibliche in leidenschaftlich feindlichen Gegensatz zu einander gebracht in dem heißen Kampf von wilder Begierde und verzweifeltstem Widerstreben. So reich an Kunst des Aufbaues, an Kraft und Liebreiz die berühmte Darstellung der gleichen Scene durch Giovanni de Bologna in der Loggia dei Lanzi auch sei, so fehlt derselben eins: der Ernst des Ringens. Es kommt der schönen Geraubten, die sich dort in den, sie hoch erhebenden, starken Armen des Römers mit ausgereckten hilfesuchenden Armen schwingt, ersichtlich viel mehr darauf an, eine graziöse und effectvolle Stellung zu machen, als sich los zu ringen, sich nicht fortschleppen zu lassen. In Vagas' Gruppe ist das Gegentheil bezweckt und dessen Eindruck auch völlig erreicht. Der behende Räuber hat, mit blitzartiger Schnelligkeit seine Beute ergreifend, dieselbe mit dem sehngigten rechten Arm quer über den Leib umschlungen und oberhalb der linken Hüfte gepackt, sie über seinen rechten Schenkel geworfen und scheint mit ihr zu einem seiner wartenden Kriegswagen oder Roß zu eilen. Die Geraubte aber stößt mit aller Kraft, welche ihr der Abscheu giebt, mit der Rechten seinen Hals packend, den Gewaltthätigen, Verhassten von sich ab und sucht vergebens mit den Fingern der Linken die der seinigen von ihrer Seite loszureißen, wo-diese ihren Körper gefaßt hatten. Der Kopf ist zurückgeworfen. Das Antlitz drückt Angst, Zorn, Scham, Schmerz in höchster Steigerung aus. Der Mund ist im Schreien weit geöffnet. Darin aber ist Vagas nicht ganz consequent verfahren. Ohne Verlust und auffällige Verfündigung gegen die Wahrheit könnte dieser Mund halb geschlossen sein. Deffnet er ihn aber in solchem Maß, so mußte er, wie es Giovanni in seiner Gladiatorengruppe bei dem um Gnade schreienden Besiegten gethan hat, auch die inneren, dadurch

bloßgelegten Theile der Mundhöhle genau und ausführlich durchbilden. Das hat er unterlassen. Der Kühnheit des Aufbaues dieser Gruppe, der wild leidenschaftlichen Bewegtheit der Gestalten und der ganzen Action hält die weise Abwägung der Massen und die Durchbildung der Einzelformen zur vollen Wahrheit des Lebens darin das Gleichgewicht. — Der von Gladenbeck in Berlin ausgeführte Bronzeuß des Werkes ist neuerdings Eigenthum eines rheinischen Fabrikherrn geworden.

Das außerordentliche künstlerische Vermögen, welches sich in diesen großen Arbeiten offenbart, verleugnet seine Eigenart und Kraft eben so wenig in der Ausführung von so anscheinend einfachen Aufgaben, wie Portraitbüsten nach der Natur. Solche, wie die in den letzten vier Jahren von Begas modellirten und in Marmor gemeißelten: Adolf Menzels, die der 1877 vielbeklagt in Rom verstorbenen Frau Gopjen, stehen als plastische Widerpiegelung der athmenden, blutdurchpulsten sinnlichen Erscheinung, wie des intimsten geistigen Wesens und Seelenlebens der Dargestellten und in der Kunst der Marmorbearbeitung, die Begas mit eigner Hand noch zuletzt direct vor der Natur zu vollenden pflegt, durchaus hors ligne. Wie sehr und mit wie gutem Grund man die Sculptur der Franzosen hochschätzen möge, so war es uns dennoch z. B. unmöglich, und jeder unbefangene Prüfer mußte mir darin beistimmen, unter den zahllosen Büsten selbst dieser Meister der plastischen Kunst eine zu finden, welche sich diesen beiden hätte vergleichen lassen. Nur Begas selbst hat ein, ihnen wohl nicht nachstehendes Werk ähnlicher Gattung, den Portrait-Kopf (mit dem Hals, aber ohne Schultern daran) des Grafen Moltke ganz neuerdings nach dem Leben ausgeführt. Drei Büsten von Frauen der Berliner Gesellschaft, die er neuerdings in Marmor meißelte, kommen jenen wenigstens ziemlich nahe. —

Die in Begas so mächtig und entschieden ausgesprochene Begabung für die monumentale Plastik hat seit dem Schillerdenkmal bisher noch keine Gelegenheit erhalten, sich in der Durchführung einer großen Aufgabe dieser Art zu betheiligen. An verschiedenen Concurrnzen um Denkmals-Aufträge betheiligte er sich wohl inzwischen. Aber immer haben gerade die Eigenschaften der Composition seiner Entwürfe, welche deren wichtigsten Vorzug vor andern ausmachten, den Grund für die entscheidende Ablehnung der letzteren geboten. Dennoch war es unmöglich, sie nicht wenigstens durch Preise auszuzeichnen, und damit ihren überragenden künstlerischen Werth thatsächlich anzuerkennen.

Ein Denkmal für einen großen Mann in Deutschland wollen diejenigen, bei welchen nicht die letzte Bestimmung darüber liegt, seien es Comitès oder Behörden, nun einmal nicht in einer von den bei uns gewohnten hergebrachten Grundformen solcher Monumente so abweichenden Gestalt errichtet sehen, wie H. Begas sie in seinen Concurrnzs-kizzen dafür zu entwerfen pflegte. Bei der Preisbewerbung um die Denkmale der Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt für Berlin und bei der des Liebig-Monument für München empfing man den Beweis dafür. In seinen Skizzen zu den beiden ersteren ist jene Abweichung die entschiedenste.

Statt der Portraitstatuen auf bedeutsam decorirten Sockeln, zeigen diese Entwürfe nur die Kolossalbüsten der zu ehrenden Männer auf höheren, schlanken Postamenten; aber an deren Plinthe lehrend, hier eine herrliche nackte Idealgestalt eines Jünglings=Genies, dort die eines weiblichen, von gleich idealer Anmuth, auf den Stufen des Denkmals, den Sockel mit Blumenfestons bekränzend. Empfiehlt sich eine solche Lösung der Aufgabe, bei welcher die wirkliche Kunst doch ganz anders zu Worte kommen kann, in der Darstellung der Schönheit reiner Menschengestalt in Fällen wo es sich darum handelt, einen Helden des Geistes, einen Denker oder Forscher zu ehren, nicht unvergleichlich mehr, als die conventionelle Art ihrer Behandlung, bei welcher dem Bildhauer die unerquickliche Pflicht zugemuthet wird, eine oft nichts weniger als zur plastischen Darstellung geeignete und reizende körperliche Erscheinung mit den unvermeidlichen Rücken resp. Talaren, Westen, Beinkleidern und Schuhen zu modelliren, wenn er sie nicht — auch ein trauriger Nothbehelf! — in den gebräuchlichen Falten sack des Mantels hüllen will?

Die, welche in dieser Denkmalsangelegenheit das letzte Wort zu sprechen haben, dachten anders als die große Majorität der Urtheilsfähigen im Publicum und beantworteten jene Frage mit Nein. Der Entwurf eines jüngeren Berliner Bildhauers in Rom, Otto, welcher Alexander von Humboldt sitzend auf reliefgeschmücktem Postament zeigte, wurde zur Ausführung bestimmt und Begas zur Modellirung einer in der allgemeinen Disposition dieser entsprechenden Denkmalskizze für Alexander aufgefordert. Er hat diese Composition gemacht und zwei der originalsten schönheitsvollsten Schöpfungen der modernen Plastik bleiben unausgeführt.

Nicht unmöglich scheint es, und auf's innigste zu wünschen wäre es jedenfalls, wenn ein besseres Schicksal der grandios gedachten, disponirten und entworfenen Skizze zu einem monumentalen Brunnen für den Schloßplatz zu Berlin beschieden wäre, an der wir ihn jüngst abwechselnd mit der Arbeit an dem großen Modell einer symbolischen Frauengestalt voll idealer Hoheit und sinnlich=lebensschweller Schönheit, den Reichthum repräsentirend, für einen Raum im Gebäude der Reichsbank zu Berlin, thätig sahen. —

In der alten Berliner Bildhauerschule ist Reinhold Begas die Rolle des Hechts im Karpenteich zugefallen. Wie ist ihre einstige Einheit im Glauben, ihr gemeinsames Gepräge dahingeschwunden in den zwei Jahrzehnten nach seinem ersten Auftreten! Ohne bis vor wenigen Jahren, wo er zur Leitung der Meisterklasse für Bildhauer an der Berliner Akademie berufen wurde, persönlich Schüler ausgebildet zu haben, hat er zumal die jugendlichen Geister auf's stärkste beeinflusst. Das Neue und Ueberraschende, das Kühne gegen hergebrachte Ordnungen, Regelzwang und Dogmen sich Auflehrende und durch die eigenen Schöpfungen Protestirende wird immer am schnellsten und stärksten zur Nachahmung verführen und mit fortreißen. Daß auf diesem Wege für Talente von geringerer Kraft, geringerem Ernst, Schönheitsgefühl und plastischem Blick die Gefahr der schnellen Verwilderung, der

gänzlichen Ausartung ihrer Plastik in's formlos Malerische oder in's noch Naturalistische sehr nahe liegt, ist unbestreitbar und hat sich bereits mehrfach bei unsern jüngern Bildhauern bewiesen.

Und damit stehen wir erst am Anfange. Jedenfalls hat Vegas ein neues Element und einen neuen frischen Zug in die moderne deutsche Bildhauerei gebracht und den unheilvollen Folgen seines Beispiels sind immer noch mehr segensreiche Früchte desselben gegenüberzustellen. An der erfreulichsten Entwicklung des schönen reichen Talents Hundtriefers, Ottos, des jüngern Bruders Karl Vegas und Ohmanns, hat sein Schaffen sicher einen sehr wesentlichen Antheil gehabt und sie zeugt am besten für die Wohlthätigkeit der von ihm direct und indirect geübten Einwirkung.

Bei Schauspielern und ausübenden Musikvirtuosen fällt die Persönlichkeit des Menschen weiter mit der künstlerischen Leistung zusammen. Der bildende Künstler, am meisten der Architect, nächst ihm der Bildhauer (der Concert-Bildhauer ist noch nicht erfunden oder noch eine unentdeckte Spezies), bleibt als Person hinter seinem Werk verborgen. Es ist losgelöst von ihm, und der Schöpfer wird von der Menge über seiner Schöpfung vergessen. Aber sinnigere Beschauer construiren sich doch gern auch das Wesen des Autors aus dem Kunstwerk. Sie kommen bei diesem Bestreben oft zu sehr wunderlichen Resultaten; Ueberraschungen und Enttäuschungen bleiben ihnen nicht erspart, wenn sie die wirkliche Persönlichkeit kennen lernen. Der Mensch, den sie suchen, hat scheinbar keinen Zug von alledem, was sie in dem Gemälde, dem Sculptur- oder Bauwerk entzückte oder abstieß und beleidigte.

Eine solche Enttäuschung bereitet Reinhold Vegas keinem, der plastische Kunst zu sehen, zu beurtheilen, sich an ihren Gebilden zu begeistern vermag. Der Mensch ist in diesem Fall genau und ganz wie seine Werke. Unsere Portraitdarung mag das den Physiognomikern bestätigen.

Sie läßt es den mit Vegas nicht Bekannten zwar schwerlich errathen, daß er die Jagdflinte mit nicht geringerer Sicherheit, Fertigkeit und leidenschaftlicher Liebhaberei handhabt, wie Mobellirholz und Meißel; daß er sein Cello mit Liebe und tief musikalischem Verständniß gespielt, und sein V'Gombre und Billard mit noch ausgebildeterer Virtuosität; daß sich sein Leben hauptsächlich zwischen der Arbeit in der Werkstatte und der largen Erfrischung durch die geregelte Befriedigung dieser einfachen Neigungen theilt.

Aber desto unverkennbarer, ein treuer Spiegel, zeigt dies Bildniß das Gesicht eines echten und ganzen Künstlers, geprägt mit dem Stempel des Geistes, der aus seinen Werken leuchtet, und den ich in diesen Blättern zu charakterisiren versucht habe; eines Künstlers, der, unberührt von den Schwächen, Krankheiten, Sentimentalitäten, Misären, kleinen Passionen und Eitelkeiten, modischen Thorheiten und Nichtigkeiten, in welchen der moderne Gesellschaftsmensch seine besten Kräfte und Stunden unfruchtbar verzettelt, hingegeben der Verkörperung seiner Ideale lebt, zu welcher ihm die Götter die Kraft ihrer Auserwählten verliehen haben.



Bibliographie.

Goldene Bibel. Die heilige Schrift, illustriert von den größten Meistern der Kunstepochen. Herausg. von Alfred v. Wurzbach. 1. Theil: Das alte Testament. Erläuternder Bibeltext nach Dr. Mart. Luther. 2. Fig. gr. Fol. (2 Bl. in Lichtdruck u. 2 Bl. Text). Stuttgart, Neff. M. 1.50
— kathol. Ausgabe mit erläut. Text nach Dr. Jos. Frz. v. Alfioli. M. 1.50

Cesalo und Poeris. Burleske von Pedro Calderon de la Barca, übersetzt von C. A. Dohrn. 8. (IV und 165 S.) Stettin, 1879, Herrcke & Lebeling. M. 3.—

Nur wenige Deutsche haben wohl eine Ahnung, daß der hochpathetische Dichter der „Andacht zum Kreuz“, des „wunderthätigen Magus“, des „Lebens ein Traum“, der scharfsinnige Schachspieler mit den Conflict-Problemen der Liebe, Eifersucht, des Ehrenpunkts, auch ein übermüthiger Caricaturist war. Dieser Behauptung des Uebersetzers von „Cesalo u Poeris“ kann wohl ohne weiteres zugestimmt werden; selbst ihm, dem ausgezeichneten Kenner der spanischen Literatur, war Calderon von dieser Seite unbekannt geblieben, bis er durch Schack darauf hingewiesen wurde. „Wie reimten sich in demselben Kopfe“ fährt der Uebersetzer fort, „jene vornehmen, idealen, ritterlichen Gebilde mit dieser wegenen Ausgeburt einer aristophanischen Rücksichtslosigkeit, der nichts heilig ist, die das Bitriol ihres Galgenhumors über König und Infantinnen, Prinzen und Hofmarschälle ausgießt?“ Auf Grund dieser Voraussetzungen ist die vorliegende, bis auf wenige Stellen (an denen eine freie Behandlung geboten war) wörtliche Uebertragung entstanden, der sich eine

Reihe sorgfältiger, für die Beherrschung des Stoffes den Uebersetzer zeugender Anerkennungen und Erläuterungen anschließt. Die Uebersetzung selbst weist alle Vorzüge auf, welche Dohrn's früher erschienenen Uebertragungen Calderon'scher Dramen den Beifall solcher eminenten Kenner wie Tied, Schack und A. von Humboldt erworben hat.

W. G. Conrad, Die Musik im heutigen Italien. 8. (IV u. 75 S.) Breslau, 1879, S. Schottlaender.

Scharfe und prägnante Meinungen und Ansichten eines vielerfahrenen Mannes und gewandten Schriftstellers über die heutigen Musikzustände in Italien, durchweg sich auf die besseren Quellen stützend, zumeist aus eigener Erfahrung schöpfend. Uebrigens zeichnet sich die kleine Schrift durch ihren reichen, sachlichen Inhalt aus, wodurch sie auch für solche Leser von Werth wird, die den künstlerischen Standpunkt des Verfassers nicht theilen.

Ernst Gnab, Populäre Vorträge über Dichter und Dichtkunst. 2. Sammlung. (Goethe's Briefe an Lotte, und Werther's Leiden. — Ueber Franz Grillparzer — Ueber Giacomo Leopardi.) 8. (IV u. 146 S.) Triest 1879, Schimpff.

F. W. Hackländer, Der alte Lehntuhl. — Gemeinschaftliche Arbeit. — Madame Lohengrin. Erzählungen. 8. (272 S.) Mit dem Portrait Hackländers. Stuttgart, 1879, Karl Krabbe.

— Letzte Novellen. (Angelika — La Gitana — das Märchen von der Eissee — in den Katakomben — die versprochene Arbeit). Mit Hackländers Portrait und seinem ersten literarischen

Versuch. 8. 299 S. Stuttgart, 1879, Carl Krabbe.

Eine Sammlung kleinerer Arbeiten aus den letzten Lebensjahren des leider allzfrüh heimgegangenen Dichters, von feiner, nie verlegener Erfindung, aus einer poetischen, hoffnungsvollen Auffassung des Lebens hervorgegangen, die einen, leichtgeschürzt, Kinder des Augenblicks, die anderen, aber sämmtlich von einem frischen Hauche jenes liebenswürdigen Humors durchweht, der Hackländer die Herzen so vieler gewonnen und ihn zu einem der erfolgreichsten Erzähler unserer Zeit gemacht hat.

Geographisches Jahrbuch. 7. Bd. 1878.

Unter Mitwirkung von N. Auwers, G. v. Boguslawski, C. Bruhns, D. Drude u. A. herausgegeben von E. Behm. 8. VI u. 665 S. Gotha, 1879. J. Neumann.

Der vorliegende Jahrgang dieses bewährten geographischen Hilfsmittels steht seinen Vorgängern an Reichhaltigkeit seines Inhaltes nicht nach. Er erfüllt seine Aufgabe, nicht etwa eine chronologische Aufstellung der auf dem Gesamtgebiete der Geographie im Verlaufe des letzten Jahres gewonnenen Resultate zu liefern, sondern Sachmänner über den jeweiligen Stand der geographischen Specialwissenschaften berichten zu lassen, mit gewohnter Gründlichkeit. Die von dem Jahrbuch gebotenen Monographien über die letztjährigen Ergebnisse der Meteorologie, Thier- und Pflanzengeographie, europäische Gradmessung, Bevölkerungsstatistik, Ethnologie, über Welthandel und Verkehrsmittel, über die Methodik der Erdkunde sind einzig in ihrer Art und nirgends in solcher Vollständigkeit zu finden. Vielleicht der dankenswertheste Beitrag des Bandes, weil er sich um die Lösung einer Frage von wissenschaftlicher Tragweite bemüht, ist Hermann Wagners Abhandlung über den gegenwärtigen Standpunkt der Methodik der Erdkunde: eine scharfsinnige, anregende und gut geschriebene Untersuchung.

Oberlehrer Dr. **Carl Krause**, Helius Eobanus Hessus, sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Kultur- und Gelehrtengeschichte d. 16. Jahrhunderts. 1. Bd. Mit Porträt (in Holzschnitt) gr. 8. (XII, 416 S.) Gotha, F. A. Perthes.

Inhalt: Durch! Stephy Girard. Ehestands-Exercitien. Truffalino (nach

Goldoni.) Das heiße Eisen (nach Hans Sachs.) (144 S.)

Paul Lindau. Mächterne Briefe aus Bayreuth. 9. Aufl. 8. (XI u. 89 S.) Breslau, 1879, E. Schottlaender. M. — 75

Leipzig und seine Universität vor hundert Jahren. Aus den gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Leipziger Studenten jezo zuerst an's Licht gestellt. (XII u. 128 S.) Mit Titelbild, Plan von Leipzig und Karte der Umgegend. Leipzig, 1879, Breitkopf & Härtel. M. 3.—

Es fehlt nicht an Schilderungen Leipzigs aus dem vorigen Jahrhundert, wenn auch keine nennenswerthe so hoch hinaufreicht, wie die vorliegende. Diese ist das Werk eines jungen Mannes, eines Studenten und Fremden, der, als er seine Beobachtungen vor gerade hundert Jahren begann, erst im 20. Lebensjahre stand. Aber er besaß einen klaren, hellen Verstand und eine nicht geringe Uebung im Beobachten. Aus angesehenen Familie stammend, hatte er, in vielen der besten Häuser der Stadt eingeführt, Gelegenheit, Manches zu sehen und zu hören und über Manches ein Urtheil sich zu bilden, was der Mehrzahl seiner Commilitonen unzugänglich blieb. Ernstes, wahrheitsliebendes Sinn war ihm eigen, schriftstellerische Gewandtheit in seiner Familie angeerbt. So schrieb er frisch und ungenirt, ein junger, reichhaltlos mittheilender Mann, seine Eindrücke wieder. Er hat sein Werk nicht für bedeutend genug gehalten, um es zum Druck zu bringen und manche kleine Nachlässigkeiten in der Form und im Ausdruck erklären sich hierdurch. Aber durch seine frische Anschaulichkeit und Offenheit wird es immer ein höchst beachtenswerthes Document für Leipzigs Vergangenheit bleiben. Für das Leipzig zur Zeit Goethes gibt es keine Schilderung, die so nahe an seine Zeit heranrückt, wie diese. — Diesen, den einleitenden Worten des ungenannten Herausgebers entnommenen Andeutungen über die Person des gleichfalls nicht genannten Autors sei noch die Bemerkung hinzugefügt, daß die typographische Ausstattung, in dem Stile der in dem Buche geschilderten Zeit, der classischen Discreit, aus der es hervorgegangen, zu neuer Ehre gereicht.

Francis Parkman. Die Jesuiten in Nordamerika im 17. Jahrhundert. 8. (XI u. 452 S.) Stuttgart, 1878 Nebenheim.

Der Verfasser, dem wir bereits einige sorgfältige Arbeiten zur Geschichte der Colonisation des britischen Nordamerikas verdanken, gehört zu den genauesten Kennern dieses besonderen Gebietes. Seine historische Darstellung des Einflusses, der Herrschaft und der Niederlage der Franzosen in Canada hat sich auch in Deutschland durch mannigfache innere Vorzüge und nicht zum wenigsten durch ihr lebhaftes Colorit zahlreiche Freunde erworben. Die vorliegende Arbeit ist gewissermaßen eine Ergänzung der auf die Franzosenherrschaft bezüglichen, und gleich dieser oft von spanischem Interesse, wie es Arbeiten zu sein pflegen, welche sich die vorurtheilslose Darstellung der geheimnißvollen Thätigkeit der Gesellschaft Jesu zur Aufgabe gemacht haben. Die Uebersetzung ist eine gelungene.

Hedwig Prohl, In Leid und Freud. Novellen. 8. (169 S.) Breslau, 1876. Schottlaender. M. 3. —

Der Band enthält drei Novellen, deren Titel lauten: Vom Adel — Eine alte Kommode — Bin ich glücklich? Die Verfasserin verfügt über ein amnuthiges Talent zum Erzählen und wenn sie in der Form und im stilistischen Ausdruck auf dieselbe Höhe sich schwingt, worin ihr Gedankenkreis und ihre Herzensbildung sich bewegen, so läßt sich von ihr in Zukunft Anscheinliches erwarten. Der weiche Ausdruck, das Vorwalten des Gefühls, machen die Autorin zu einer Freundin empfindungsreicher Frauenaturen.

Sign. Kiezler, Geschichte Baierns. 1. Bd. gr. 8. (XXXII u. 880 S.) Gotha, 1879, F. A. Berthes. M. 15. —

(Auch unter dem Titel: Heeren, Ukert und Giesebrecht, Geschichte der europäischen Staaten. 40. Lieferung, 1. Abtheilung.) Heeren und Uckert's berühmtes, aber zum größten Theil veraltet gewesenes Geschichtswerk ist durch W. von Giesebrecht, ihrem Nachfolger in der Herausgeberschaft des großen Unternehmens, zu neuem, verheißungsvollem Leben erwacht. Unter Giesebrecht's Redaction sind bereits die werthvollen Arbeiten von Reumont, Hillebrand, Herzberg und Wenzelburger erschienen, die Geschichte Toscanas, Frankreichs, Griechenlands und Hollands umfassen, in der Hauptsache an die Arbeiten aus der älteren Sammlung sich anschließend. Zu ihnen gesellt sich jetzt in Kiezler's Geschichte Baierns eine um so werthvollere Arbeit, als das Bedürfniß nach einer

solchen längst erkannt und empfunden war. Buchners Werk ist nicht nur veraltet, sondern auch an und für sich von sehr geringem Werth. Bis zum Jahre 1180 reicht der vorliegende erste Band von Kiezler's Geschichte und läßt klar und deutlich erkennen, in welchem Sinne der Verfasser seine Aufgabe versteht. Es handelt sich für ihn nicht lediglich um eine Erzählung der politischen Geschichte Baierns, auch die Culturgeschichte im ausgedehnten Sinne des Wortes, die Geschichte von Recht und Verfassung, Religion, Wissenschaft und Kunst wird in eingehendster Weise erzählt, auf Grund der sorgfältigsten Quellenstudien und in bemerkenswerth unparteiischer Weise. Zu diesen Vorzügen gesellt sich der weitere, nicht hoch genug zu schätzende, einer zwar einfachen, aber sorgfältigen und durchsichtigen Darstellung und Sprache: das Buch gewährt dadurch eine angenehme, nicht ermüdende Lectüre und unterseheidet sich dadurch vortheilhaft von so manchen anderen Specialgeschichtswerken. Hervorgehoben sei noch, daß der Verfasser die Frage bezüglich der Abstammung der Baiern zu Gunsten der deutschen, der marcomannischen entscheidet.

Ludw. Salomon, Geschichte d. deutschen Nationalliteratur. (In 8 Bdg.) 1. Bdg. gr. 8. (64 S. m. 4 Portr. in Holzschn.) Stuttgart, Levy & Müller. M. 1. —

Eberhard Gustav Schad, Nach berühmten Schablonen. Feuilletonistische Caricaturen. 2. Aufl. 8. (VIII u. 104 S.) München, 1879, A. Ackermann.

Inhalt: Paul Heyje, Das verlorene Paradies. Eine Künstlernovelle. — Johannes Scherr, Der Aberglaube im Culturkampf mit der Weltgeschichte. — Friedrich Bodenstedt, Der Hosen Schneider von Kashmir. — Die Gartenlaube. Instinkt oder Ueberlegung. — E. Marlitt, Im Hause des Dompfaffen. — Friedrich Gerstäcker, Ein Kampf mit Beuteltieren. — F. Lassalle, Aus dem Musterbriefsteller für Liebende. — W. von Hillern, Alpenröschen. — Fritz Reuter, Kristjan Pipendekel un U-Brägg sien Katt.

Eine wenig gelungene Nachahmung des Buches „Nach berühmten Mustern von Fritz Mauthner“. Schon der Titel: „nach Schablonen“ ist nicht sehr vertrauenerweckend. Der Verfasser scheint „Muster“ und „Schablonen“ für identische Begriffe zu halten. „Wenig Witz und viel Behagen“ — damit ist das Ganze charakterisirt.

Sealsfield = Poffl. Bisher unveröffentlichte Briefe und Mittheilungen zu seiner Biographie. Herausgegeben von Victor Hamburger. 8. (VIII u. 149 S.) Wien, 1879, L. Koßner.

Eine Sammlung werthvoller Documente zur Geschichte des räthselhaften Mannes, zum Theil aus den Archiven des Kreuzherrnordens in Prag, dann aus den Geschäftspapieren der Buchhändlerfirmen Cotta, Brockhaus und Meßler geschöpft. Die interessante Publication verbreitet über manche, bisher unaufgeklärte Partie in dem Leben Sealsfields neues Licht. Den Lesern von „Nord und Süd“ und des in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Aufsatzes über Sealsfield, von einem berufenen Zeugen seiner letzten Lebensjahre, wird das Buch eine besonders willkommene Gabe sein.

Dr. Karl Heint. Schauble, Deutsche Stich- und Hieb-Worte. Ein Vortrag, geh. im „deutschen Verein für Kunst u. Wissenschaft“ in London. gr. 8. (V, 91 S.) Straßburg, Trübner. M. 2.—

Dr. Carl Siegen, Heinrich v. Kleist und der zerbrochene Krug. Neue Beiträge. 8. (XV, 133 S.) Sondershausen, Fajßheber. M. 2.50

Adolf Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. 2. Auflage. 10—14 Bfg. 4. (S. 361—560.) Berlin, Brigl. à M. —50

Carl Stieler, Hochland=Lieber. 8. (XI, 204 S.) Stuttgart, Meyer & Zeller. M. 3.60, geb. M. 5.—

Hans Wachenhusen, Die Selige. Roman. 8. (202 S.) Breslau, 1879. Schottlaender. M. 4.—

Dieser neue Roman wird großes Interesse erwecken, weil darin der Leser in wenig gekannte gesellschaftliche Kreise eingeführt wird, in das Leben und die Verhältnisse des russischen Adels, deren romantischen Schimmer die wahrheitspendende Feder des Erzählers recht bedeutende Abzüge macht. Der viel gewanderte und in allen Menschenkreisen verkehrende Hans Wachenhusen theilt ohne Zweifel ein Stück Erlebtes mit; es zeugt für diese Annahme die Frische der Charakterisirung und die Wahrheit der novellistischen Gestaltung.

Arnold Welmer, Als Kaiser Wilhelm jung war. Preussische Hof- und Herzengeschichten. 1. Bd. (1797 — 1810.) Mit 2 Jugendportraits d. Kaisers und der Kaiserin, gezeichnet von L. Burger (in Holzschnitt). 8. IV, 336 S.) Berlin, Gerjchel. M. 5., geb. M. 6.—

G. Zimmern, Lessings Leben u. Werke. Deutsche autoris. Ausg. v. M. Claudi. 7. u. 8. Bfg. gr. 8. (2. Bd. S. 145 bis 336.) Celle, Literar. Anstalt. M. 1.—

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Hermann Kretschmar.

Es war Mittwoch Morgen, und der klassische Leipziger Gewandhausaal hatte sich zu einer Probe geöffnet. Auch mich zog's hinein, denn auf dem Programm stand die A dur-Sinfonie No. 7 von Beethoven und Joachim mit dem Concert von Brahms. Wie gewöhnlich, wurden zuerst die Orchester-Nummern gespielt, d. h. nach einer Gade'schen Ouverture sofort die Sinfonie. Während ihres ersten Satzes nahm ein älterer Herr den Platz an meiner Seite ein und hörte scheinbar

sehr andächtig zu. Nur wenige Stellen wurden wiederholt, und so waren wir ziemlich glatt bis zum 3. Satz gekommen, als sich Reinecke unterbrach. „Entschuldigen Sie,“ sagte hier etwas zögernd mein Nachbar, „ist das immer noch die Ouverture?“ — Ich sah ihn gross an. Der Mann interessirte mich. So viel Unwissenheit auf einem Platz, dachte ich, — das geht nicht mit rechten Dingen zu! und gab eine höfliche Antwort. Wir kamen während der Pausen nun in's Gespräch mit einander

und er entpuppte sich als ein Rentier aus einer kleinen deutschen Residenzstadt. „Lieben Sie Beethoven?“ fragte ich ihn mit gut versteckter Bosheit. „„Und wie! Ich habe seine Sinfonien fast alle gehört, leider aber kenne ich sie öfters nicht ganz sicher wieder. Orchestermusik versetzt mich überhaupt immer in die angenehmste Stimmung; ich bin oft ganz hingerissen. Hinterher verwechsle und vergesse ich dann nur leider sehr leicht!““ Mit einer halb unglücklichen, halb drolligen Miene hatte er dies Alles gesagt. „Sie besuchen wohl nur selten Concerte?“ fragte ich. „„O nein, ziemlich regelmäßig; d. h. nur zu meinem Vergnügen!““ — „Lesen Sie nicht manchmal auch über Musik?“ — „„Eigentlich wenig! O, ich bin sehr musikalisch, ich spiele selbst Klavier, aber zum Lesen fehlt mir die Zeit und — offen gestanden, meist auch die Lust. Sehn Sie, in der musikalischen Literatur finde ich so viel Gelehrsamkeit und dabei doch gar wenig Ansprechendes, Allgemeinverständliches. Ich bilde mir mein Urtheil meist im Austausch mit Andern und überschlage auch nie die Concertberichte in unsren Tagesblättern. Was ich lese, das lese ich hauptsächlich nur meinem Sohn zu Liebe!““ — „Ihrem Sohn?“ — „„Ja wohl, der geht ganz auf in Musik, und ich lasse ihn auch ausbilden. Woll'n Sie ihn sehn? Da sitzt er!““ Mit einem unsäglich glücklichen Gesicht wies er auf die Plätze für die Schüler des Conservatoriums hin, und ich sah dort zwei Jünglinge sitzen, hinter einem hellgrünen Partiturheft geborgen. Augenblicklich lebhaft gesticulirend gingen sie beim Beginn der Musik bald zu ruhigerer Unterhaltung über, und schliesslich unterbrach nur ein schnell gewechselter Blick, ein bedeutsames Zeichen mit dem Finger oder ein Kopfschütteln noch ihre Übungen im Notensetzen. „Wie oft scheint man zerstreut, wo man innerlich erst recht gesammelt ist; diese aber scheinen gesammelt zu sein, und im Grunde zerstreuen sie sich nur!“ wagte ich einzuwenden, als die väterlichen Lobreden und die Pause zu Ende. Ein eigenthümliches Lächeln war die Entgegnung auf diese geschmacklose Behauptung. „„Meinen Sie?““ sagte er nur. Er hatte mich offenbar verstanden, aber falsch!

Wie seltsam wird doch oft Musik angehört! Sollte es kein Mittel geben, einen an sich gerade nicht unempfindlichen Laien über den Genuss des stumpfsinnigen Hörens hinwegzuheben! Was für einen Genuss dagegen kann's wohl gewähren, die Linien eines Tonbildes äusserlich genau zu verfolgen in dem Moment, wo es in klingender Schönheit an unserm innern Auge verüberziehen soll! Und dennoch — der Genuss wie vieler Concertbesucher, ist er nicht solch ein eingebildeter oder gar — kein gebildeter!

Mit so schwarzen Gedanken behaftet stieg ich nach der Probe die Treppe hinab. „Nein, Nein, da ist eigentlich gar kein zweites Thema! ich hab's noch heute morgen im Kretschmar gelesen!“ liess sich dicht vor mir eine helle Mädchenstimme vernehmen. „„Doch, beim dolce, Tact 68 des Vivace fängt's an!““ rief eine andre. „Nicht möglich!“ — Es entspann sich nun in aller Eile hier ein kleines Wortgefecht; schliesslich holte die eine der beiden Freundinnen eine Dritte, oder vielmehr das Buch aus der Hand dieser Dritten herbei und begann im Hinuntergehen ganz resolut eine Stelle daraus vorzulesen. — Kretschmar? Der Name hatte mich neugierig gemacht; unwillkürlich warf ich einen Blick auf das Titelblatt und erwischte die Worte „Führer — Concertsaal“. — Sollte das etwa Hermann Kretschmar sein? Derselbe, mit dem ich Ende der sechziger Jahre zusammen in Leipzig studirte? Derselbe, dessen ernste, warme Begeisterung für die Kunst und charaktervolle Originalität des Urtheils in Allem schon damals hervortrat, was er sprach und schrieb über Musik? — Es wäre möglich! Er war kurz nach Beendigung seiner academischen Studien mit einer lateinischen musikwissenschaftlichen Dissertation „über die frühesten Notationsversuche des Mittelalters“ vor die Öffentlichkeit getreten — sie brachte ihm den Doktorhut und eine Lehrstelle am Leipziger Conservatorium — und hatte seitdem so ziemlich Alles gethan, um den Wunsch nach einer populären Formenlehre aus seiner Feder, einer Compositions-Analyse oder einem dergartigen Werk recht lebhaft zu machen, aber bisher noch nichts, soviel ich wusste, um ihn zu befriedigen. Durch zahlreiche Aufsätze, die in Fritsch'

„Musikal. Wochenblatt“, „Daheim“, „Gartenlaube“, „Grenzboten“ und „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft“ erschienen, hatte er sich nach und nach einen Namen gemacht als Schriftsteller von hervorragender Begabung, gründlichem Wissen und seltener Unbefangenheit des Urtheils. Lobe's Compositionslehre erschien in ihrem 1. und 4. Bande von ihm umgearbeitet, und eine Reihe selbständiger Monographien (Breitkopf & Härtels Verlag) zeigte ihn mit Erfolg auf seinem Lieblingsgebiet beschäftigt, dem der geschichtlichen Darstellung. In der That, das wäre der Mann dazu, einen Führer durch den Concertsaal zu schreiben! Um so mehr, da seine practische Thätigkeit als Dirigent in Leipzig, später in Metz und Rostock ihn mit Allem eng vertraut gemacht hatte, was „rühren soll der Menschen Ohr“. Gedanken über Form und Inhalt der Concertstücke, von Kretzschmar in Buchform gebracht — welch köstlicher Gedanke! Es trieb mich in die erste, beste Musikalienhandlung. „Existirt ein Führer durch den Concertsaal vom Professor Kretzschmar in Rostock?“ „„Jawohl! Vor Kurzem bei Liebeskind hier erschienen, erster Band; hier ist er.““ — „Und kostet?“ — „„3 Mark.““ — „Soviel habe ich jedenfalls noch bei mir! Bitte!“ — „„In der Vossischen Zeitung, im Pester Lloyd, in der Kölnischen und Petersburger Zeitung sind kürzlich Kritiken darüber erschienen; wollen Sie sie lesen?““ „Nein!“

Ich ging nach Hause. Das Buch ist in Schrift und Notendruck, in der Papierverwendung und äussern Form überaus reizend ausgestattet und hat 300 Seiten. Also die Seite für einen Pfennig! Spottbillig! Hätte mein Freund aus der Gewandhausprobe nur für fünf Pfennig davon über Beethoven im Kopf gehabt, das Unglück mit der Ouvertüre wäre ihm nicht passiert!

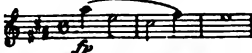
„Der vorliegende Führer durch den Concertsaal“ ging aus einzelnen Aufsätzen hervor, welche ich im Laufe der Jahre für die von mir geleiteten Concerte geschrieben habe, um die Zuhörer auf die Aufführungen unbekannter oder schwierig zu verstehender Compositionen vorzubereiten“ — so las ich in der Vorrede des Buchs. Was es mit diesen Concerten Kretzschmars für eine

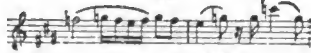
Bewandniss hat, und welche Verdienste er sich namentlich um die Belebung und Hebung des öffentlichen Musikwesens in Rostock erworben, darüber ein paar kurze Notizen nach dem Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen: Als Universitätsmusikdirektor zu Ostern 1877 nach Rostock berufen, übernahm Kretzschmar die Direktion der alten, bei seinem Antritt auf 20 Köpfe zusammengeschmolzenen Singakademie, die rasch wieder zu der stattlichen Zahl von über 100 Mitgliedern erstarkte, begründete den Concert-Verein und leitete die Abonnementsconcerte des Vereins Rostocker Musiker. Der Concertverein veranstaltete, unter Hinzuziehung hervorragender auswärtiger Solisten, Concerte nach dem Muster der berühmtesten deutschen Orchesterinstitute; die Concertprogramme des Vereins Rostocker Musiker ergänzten die des Concertvereins durch Aufführung interessanter, speziell die historische Entwicklung der Musik veranschaulichender Werke. Die Zahl berufsmässiger Orchestermusiker war in Rostock ziemlich gross (an 80 Mann); diese, sowie das bereitwillige Entgegenkommen der Kapellisten, ermöglichten es, dass sich schon im ersten Jahre unter Kretzschmars Leitung das dortige Musikleben äusserst rego gestaltete. Neben den Klassikern brachte Kretzschmar Werke von Liszt, Wagner, Berlioz, Schumann und Brahms zu Gehör; auch die älteren Meister waren vertreten: H. Schütz (Fragmente aus der Matthäuspassion, cantiones sacrae), Bach (Cantaten, Matthäus- und Johannespassion, H-moll-Messe, drei Orchestersuiten, Brandenb. Concerte), Händel (Messias, Israel in Aegypten, Herakles, Acis, Dettinger Te Deum, einige Concerti grossi, Oboenconcerte). Die Rostocker Concertprogramme unter ihm nennen aber auch noch manchen Komponisten und viele Werke, die man selbst in ersten Musikstädten nicht kennen lernt: Sinfonien von Zeitgenossen der Wiener Klassiker und der romantischen Meister, sowie Orchester- und Vokalkompositionen, welchen Kretzschmar bei seinen geschichtlichen Studien in Archiven und Bibliotheken begegnete, und die sein besonderes Interesse wachriefen. In einem seiner Concerte veranschaulichte er unter anderem die historische Entwicklung der Ouvertüre durch Vorführung der „Symphonia“ genannten

kurzen Vorspiele eines Monteverde und A. Scarlatti bis zu den gewaltigen Ouvertüren R. Wagners.

Ein Führer, und wär's auch nur durch den Rostocker Concertsaal, wie viel des Interessanten und Neuen müsste er enthalten! Nun hat aber der Verfasser seinen Plan dahin erweitert, dass die erläuterten Werke in geschichtlicher Folge erscheinen. Die geschichtliche Entwicklung, das ist der Stamm, an dem die goldenen Früchte der einzelnen Analysen hangen. Und wie poesievoll, lebendig, originell ist überall die Sprache! Unter dem frischen Eindruck der Gewandhausprobe suchte ich mir sogleich die A-dur-Sinfonie von Beethoven. Die Introduction nennt Kretzschmar „ein herrliches, träumerisches Tongemälde, in dessen Bann der Zuhörer ganz vergisst, dass es nur eine Einleitung sein soll. Auch Beethoven hat mit gleicher Liebe kaum eine zweite Introduction behandelt. Ihre

Poco sostenuto.

Hauptmotive 

und 

sind beide zum ersten Male von der Oboe eingeführt. Aehnlich, wie in der letzten Ouverture zu „Fidelio“, der in E, benutzt Beethoven die ersten beiden Noten des A-dur-Themas zu romantischen Bildern, über denen jetzt Mondschein, jetzt der Glanz der prangenden Sonne liegt. Plötzlich, wie auf den Wink eines verschwiegeneu Programms, bricht er dann diese Scene erhabener Schwärmerei ab und lenkt in neckischer Führung der Instrumente über in's Vivace“ — u. s. w. — Ich wurde nicht müde, zu lesen. — Sollte das nicht auch etwas für den musikalischen Freund aus der Residenz sein? rief ich. Zwar, er selber wird das Buch wohl schwerlich lesen; aber dem Sohne könnte damit vielleicht das Partiturlesen während der Aufführungen abgewöhnt werden. Gedacht, gethan. In ein paar Tagen erhielt er durch meinen Buchhändler ein Exemplar des „Führer“ zur Ansicht, und vorsichtig legte ich selbst noch ein Heft der „Grenzboten“ für ihn bei mit einer „Rezension“ über den „Führer“, die ich eigens für ihn ausgesucht. „Mit diesem Buche“, so begann sie, „haben Verfasser und Verleger einen sehr glücklichen

Wurf gethan. An einem solchen Buche hat es wirklich gefehlt. Der Verfasser, einer unserer geistvollsten und kenntnissreichsten Musiker, hat in Rostock — u. s. w. — „der vorliegende erste Band ist der Suite und der Sinfonie gewidmet. Die Anordnung ist sehr übersichtlich und bequem. In fünf Abschnitten zeichnet der Verfasser in grossen Zügen die Entwicklung beider Kunstformen von den Zeiten Händels und Bachs bis zur unmittelbaren Gegenwart, legt aber auch jede einzelne Sinfonie und Suite Satz für Satz nach Form und Inhalt dar. Jeder Kenner weiss, dass derartige Darlegungen für ein grösseres Publikum zu schreiben eine ungemein schwierige Sache ist. Auf der einen Seite droht die Gefahr, in leere, schönrednerische Phrasen zu verfallen, auf der andern die Gefahr, ein trockne, sozusagen naturgeschichtliche Zergliederung zu liefern. Beide Gefahren hat der Verfasser vermieden. Er weist überall kurz und klar die Hauptthemen nach — die in Notendruck, mit Angabe der Instrumente, in den Text eingeflochten sind — so dass man beim Lesen den Eindruck hat, als wenn der Verfasser in lebendigem Vortrage die Hauptthemen spielte oder sänge — und diese Themen charakterisirt er dann, wobei ihm Bilder und Gleichnisse in Hülle und Fülle, aber immer glücklich und treffend, in die Feder fliessen, zeigt ihren Wechsel, ihre Verknüpfung und lässt so den ganzen Satz an unserm innern Auge vorüberziehen. Bei dieser Darstellungsart findet jeder seine Rechnung: der Musiker von Fach ebenso wie der tüchtige Dilettant und der bloss musikaliebende Laie. Und vollends die Herren von der Feder! Wie werden unsre gewerbsmässigen Musikrezensenten diesen Text ausplündern! Wenn sie es nur thäten! Es wäre das Gescheiteste, was sie thun können.“

Die letzten Zeilen hatte ich roth angestrichen. Und richtig! Das Buch kam nicht wieder zurück. Wie aber erstaunte ich, als nach einigen Monaten der blondgelockte Sohn kam, um mir seinen und seines Vaters „heissen Dank“ für das Buch zu bringen; er müsse jetzt vor jedem Concert die Melodien daraus vorspielen, und dann verlangten Alle auch meist den Text dazu zu hören; nicht selten werde das Stück

vierhändig vorher durchgespielt, und der Vater nickte immer ganz wohlgefällig, wenn er den melodischen Faden einmal wieder erfasst. „Dumm genug angefangen!“ Dacht ich bei mir selbst und sagte aus lauter Höflichkeit weiter Nichts, als: „Ei, das freut mich ja ganz ungemein!“ Als er dann aber erzählte, dass er selbst kein Concert, keine Probe ohne den Führer mehr besuche, da nahm ich ihn bei seiner künstlerischen Ehre — denn ein ganz wackrer Gesell schien er mir zu sein — und sagte ihm in ungeschminkten Worten ungefähr dasselbe, was Alexander Moszkowski in seinen musikalischen Glossen über die Leitfäden äussert, als einer seiner Kollegen mit witziger Laune diese „Bädeker“ einer nicht eben freundlichen Kritik unterzog. „Man kann ihm“, sagt er, „ohne Weiteres zugeben, dass die Concertanalysen genau so viel Unheil anzurichten vermögen, wie die wirklichen Bädeker. Der Zufallshörer, der Amusos, welcher gelegentlich in ein ernstes Concert verschlagen wird und aus seiner Rathlosigkeit und Langeweile in die Lectüre des Programmbuchs flüchtet, geräth freilich in die Lage des rheinreisenden Engländer, der die ruinenbekränzte Uferlandschaft vor lauter Gedrucktem nicht sieht. Die Bädeker wie die Concertanalysen sind eben nur für Solche geschrieben, welche einerseits ein wirkliches Orientirungsbedürfniss empfinden, und andererseits den Erscheinungen mitfühlend nahe stehen.“

Mit meinen Auseinandersetzungen hatte ich zugleich seine wundeste Stelle berührt: Die Liebhaberei, während der Aufführungen in der Partitur zu lesen. Nur mit grösster Mühe konnte ich ihn davon überzeugen, für wie gut und echt künstlerisch ich das Partiturstudium an sich halte, — er war beleidigt! Erst, als ich das Nachlesen in akustisch-schlechten Räumen als einen Nothbehelf gelten liess und es ohne Weiteres für Proben rechtfertigte, nach welchen man die Aufführung zu hören beabsichtigt, zog er einigermaßen befriedigt von dannen. Eine höchst ergötzliche Begegnung hatte ich erst kürzlich noch mit einem jungen Wagnerianer.

Kretzschmar war inzwischen als Docent an die Universität und als Dirigent der „Pauliner“ nach Leipzig berufen worden. In einem Gewandhausconcert trat er zu Anfang November 1887 hier zum ersten Mal mit seinen Paulinern hervor, und diese sangen — lauter Compositionen von Mendelssohn. Auf diese Thatsache fussend und mit der Behauptung, Wagners Name käme im Inhaltsverzeichnis des Führers überhaupt gar nicht vor, erklärte sich Jener denn von vorn herein als einen Gegner des Buchs. Dass es sich dort um eine Gedenkfeier für Mendelssohn handelte, wusste er nicht. Unter irgend einem Vorwand — ich liebe die Wagnerianer manchmal so sehr! — bat ich ihn, bei mir zu bleiben, und wir lasen nun mit aller Ruhe und unter lebhaften Zwischenreden die Abschnitte, welche Kretzschmar der Programmmusik widmet, insbesondere den Werken von Berlioz, Liszt, Brahms und Bruckner (mein Gast war ein Wiener). „Sehen Sie“, sagte ich, „das sind, wenn Sie noch Rob. Volckmann, Raff, Svendsen, Tschaikowsky u. A. hinzurechnen, an 180 Seiten allein über die Neueren; und wie eingehend und voller Verständniss hat der Verfasser die Eigenart jedes Einzelnen, seine Ziele, seine Verdienste hier gewürdigt! Von Liszt haben wir jetzt schon über ein Dutzend Seiten gelesen!“ — — Auch er war bekehrt.

Ich bin, seitdem ich das Kretzschmar'sche Buch kenne, mit vollster Überzeugung von seinem grossen Nutzen für dasselbe eingetreten. Lernenden und Allen, die nicht bloss hören wollen, um zu vergessen, aber selbst der Anregung bedürfen, wird es geradezu unentbehrlich sein. Die Fähigkeit, ein Tonwerk seinem Bau nach erkennen und in jedem Augenblick der Vorführung als Ganzes überblicken zu können, ist eine Frucht der richtig geleiteten Übungen im Analysiren. Dass dies Alles aber nicht reine Verstandesarbeit sei, dazu bedarf es der Töne der Begeisterung, wie sie aus dem Kretzschmar'schen Buch herausklingen. Möchten diese Zeilen mit helfen, sie weiter zu tragen! Wir haben kein zweites!

Carl Piutti.

Führer durch den Concertsaal

von

Hermann Kretzschmar.

I. Abtheilung: Sinfonie und Suite.

8^o. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. 3. Tausend. M. 3.—.

Soeben erschienen:

II. Abtheilung: Vocalmusik, erster Theil.

8^o. broch. M. 3.—.

Kirchliche Werke: Passionen, Messen, Hymnen, Psalmen, Cantaten.

„Blätter für literarische Unterhaltung“ 1887 No. 36 besprechen die erste Abtheilung wie folgt: Der jetzige Universitätsmusikdirector Dr. H. Kretzschmar in Leipzig (früher in Rostock) hat sich ein grosses Verdienst um das musikliebende Publikum durch Veröffentlichung dieses Führers erworben. Die erste, ungemein reichhaltige Abtheilung umfasst die Analyse der Symphonie und der Suite. Von Händel und Bach bis zu A. Bruckner wird Wesen und Geschichte beider Musikformen in populärer, durchaus verständlicher und überzeugender Sprache dargelegt, erst im allgemeinen, dann an einer sehr grossen Reihe, durch Notenbeispiele erläuterten Schöpfungen. Das Bedürfniss eines solchen Buchs ist über jeden Zweifel erhaben, Kretzschmar aber hat es in geradezu meisterhafter Weise befriedigt. Es ist vollkommen gleichgültig, ob man allen seinen Ausführungen bis ins Kleinste beistimmt, jedenfalls wird er sehr schwer zu widerlegen sein. Es durchdringen sich bei Kretzschmar scharfer Verstand und Phantasie, eindringendste Kenntniss der Musikgeschichte und Musikformen, feinsinniges ästhetisches Urtheil, Ruhen auf festen Grundsätzen in hervorragender Weise, dass wir ihn für ganz besonders berufen erklären müssen, derartige Leistungen dem deutschen Publikum zu schenken. Trotz aller Musikmacherei und Musikschwärmerei unserer Tage

bringt es doch die grosse Menge über Gefühlschwelgerei und einen blossen Empfindungsdusel nicht hinaus; ihr einigermassen die Augen zu öffnen, ist Kretzschmar's Schrift wie keine andere auf diesem Gebiete geeignet.

„Neue Musik-Zeitung“: Wir haben es mit einem Werke zu thun, das nicht nur vorbereitend, erklärend zum Zwecke des verständnissvolleren Anhörens der Musikwerke wirkt, der grosse Werth besteht in dem **historischen Zusammenhang**, in den **prägnanten Urtheilen**, in der **klaren Veranschaulichung von Form und Wesen** aller Musikwerke dieser Gattung. — Die Analysen, welche Kretzschmar giebt, sind ungemein anregend für das tiefe innere Eindringen in Geist und Organismus des Ganzen, und dies gilt namentlich von Symphonien, über die das Urtheil noch hin und her schwankt, so namentlich Brahms. Die classische Musikepoche liegt ja abgeschlossen für uns da; wie noth thut ein Schlüssel zur neueren und neuesten. Die ausführlichen Analysen von Brahms Werken sind höchst treffend und lehrreich, wie wenig andere. Gewaltig erscheint der Erbe Beethovens nach diesen Darlegungen. Jeder gebildete Musikfreund, dem es um tiefes Verständniss zu thun ist, möge den hier gebotenen kostbaren Schatz doch ja studieren.

August Lesimple.



CARLSBADER Sprudel-Pastillen

enthalten
die wirksamsten Bestandtheile
der Carlsbader Mineralwässer
in $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Schachteln.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Salz

in Glas-Flaschen
zu 500, 250 und 125 Gramm.

Gegen Täuschung.

Jede Flasche ist mit
obenstehender
Schutzmarke ver-
sehen und mit der
Firma:

Carlsbader
Mineralwasser-
Versendung
Löbel Schottlaender
Carlsbad.

Loses Salz
oder in anderer als
oben bezeichneter
Verpackung
vorkommende Salze
sind gefälscht
und
wird das Publikum
hiervor gewarnt.

Carlsbader Sprudel-Seife

in Stücken zu 125 Gramm
unter Controle der Stadt hergestellt.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellen-Producte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad $\frac{1}{4}$ Böhmen
sowie durch alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.
Überseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris.

Natürlich Kohlensaures Mineral-Wasser Apollinaris-Brunnen, Ahrthal, Rheinpreussen.

Gen.-Stabsarzt K. Univ.-Prof. **Dr. von Nussbaum**, München:

Ein für sehr viele Kranke passendes, äusserst erquickendes und auch nützlich Getränk, weshalb ich es bestens empfehlen kann.

Geh. Med.-Rath Prof. **Dr. Virchow**, Berlin: Sein angenehmer Geschmack und sein hoher Gehalt an reiner Kohlensäure zeichnen es vor den andern ähnlichen zum Versandt kommenden Mineral-Wässern vortheilhaft aus. 24. Dezember 1878.

Dr. Oscar Liebreich, Prof. der Heilmittellehre a. d. Univ.

Berlin: Ich habe Gelegenheit gehabt, die Apollinaris-Quelle bei Neuenahr genauester Prüfung zu unterziehen und zögere demnach nicht, mein Urtheil dahin auszusprechen, dass das natürliche Apollinaris-Wasser, wie es dem Publikum geboten wird, ein ausserordentlich angenehmes und schätzbares Tafelwasser ist, dessen chemischer Charakter es in hygiänischer und diätetischer Hinsicht ganz besonders empfiehlt und dessen guter Geschmack bei längerem Gebrauch sich bewährt. 5. Januar 1879.

Geh. San.-Rath **Dr. G. Varrentrapp**, Frankfurt a. M. Ausserordentliches Mitglied des Kais. deutschen Gesundheitsamtes:

Ein sehr angenehmes, erfrischendes, ebenso gern genossenes als vorzüglich gut vertragenes Getränke unvermischt oder auch mit Milch, Fruchtsäften, Wein etc. In Krankheitszuständen, wo leicht alcalinische Säuerlinge angezeigt sind, ist gerade der Apollinaris-Brunnen ganz besonders zu empfehlen. 4. März 1879.

K. Univ.-Prof. **Dr. M. J. Oertel**, München: Von der vortrefflichen

Wirkung seit vielen Jahren die überzeugendsten Beobachtungen gemacht; bei hochgradigen Ernährungsstörungen, in der Lungenschwindsucht, in Reconvalescenz schwerer Krankheiten, nach Thyphus, Lungenentzündung, Gelenkrheumatismus und Diphtheria, damit immer die besten Erfolge erzielt, ebenso bei den verschiedensten andern Krankheiten, wo es galt, anregend auf den Magen und die Ernährung einzuwirken, zuletzt fast ausschliesslich davon Gebrauch gemacht. Als erfrischendes Getränke rein oder mit Wein gemischt, nimmt es unter den Mineralwässern sicherlich den ersten Rang ein. 16. März 1879.

Geh. Med.-Rath. Prof. **Dr. F. W. Benecke**, Marburg: Eins der erfrischendsten Getränke und sein Gebrauch, insonderheit bei Schwäche der Magenverdauung, sehr empfehlenswerth. 23. März 1879.

Käuflich bei allen Mineral-Wasser-Händlern, Apothekern etc.

Die Apollinaris-Company (Limited)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.